Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

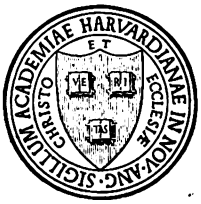
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Widener Library
3 2044 098 824 352
HD WID

PGerm 147.1

Harvard College Library



FROM THE BEQUEST OF

MRS. ANNE E. P. SEVER

OF BOSTON

WIDOW OF COL. JAMES WARREN SEVER

(Class of 1817)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Neununddreißigster Jahrgang. Vierter Band
Oktober bis Dezember 1914

Stuttgart und Leipzig 1914 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

PGerm 147.1

2139-11

Digitized by Google

Inhalt

des

Vierten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXXIX

(Oktober bis Dezember 1914)

Seite

K. Th. Zingeler (Sigmaringen): Briefe des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern aus dem Kriege von 1870/71 . . . . . 1. 125
Dr. Freiherr v. Jettel: Abrechnung 24
Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischer Ministerpräsident a. D.: Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg 28
Prof. Dr. Schiemann: Von Krieg und Politik 33. 152
Ministerialrat v. Völcker: Rußlands Volks- und Verkehrswirtschaft und der Krieg 39
Prof. H. Obersteiner (Wien): Die Anlage zu Erkrankungen des Nervensystems 53
Philipp Hiltebrandt (Rom): Die Haltung Italiens 62
Robert Kohlrausch: Eine stille Hohenstaufentragödie 67
Der Wiener Kongreß 74
Die Neuordnung des türkischen Heeres 77
Prof. Dr. P. Rohland (Stuttgart): Die Entstehung des Lebens . . . 78
Fritz Hoffmann, Konteradmiral z. D.: Der Deutsch-Englische Seekrieg 1914 . . . . . 82. 347
Prof. Hermann Guthe (Leipzig): Die Kultur der alten Philister . . . 86
August Kestner (Rom): Aus dem Buche der Kunst und Literatur . . 100
Die Moral in der Politik und die englische Flotte 110
Dr. Benedetto Cirmeni, Mitglied der italienischen Deputiertenkammer: Italien und der Dreibund 141
Dr. Max R. Weinstein: Die moderne Atomisierung der Welt 147
Ministerialrat v. Völcker: Frankreichs Volks- und Verkehrswirtschaft und der Krieg 156
Prof. Dr. E. A. Ewald, Geh. Medizinalrat (Berlin): Ernährung, Nahrungsbedürfnis und Nahrungsversorgung im Frieden und im Krieg 171
Philipp Hiltebrandt (Rom): Italien und das europäische Gleichgewicht 183
Prof. Dr. Goebel (Breslau): Schmerzlose Operation mit und ohne Allgemeinnarkose 190
Prof. Dr. Lammasch: Die Wissenschaft und der Krieg 197
Wirkl. Geheimrat Dr. v. Koerner: Einige Bemerkungen zur Erneuerung unsrer Handelsverträge 203
M. v. Köller: Welchen Schaden haben die Franzosen von jeher Elsaß-Lothringen zugefügt? 208
Prof. Dr. Th. Niemeyer (Kiel): Echtes Völkerrecht 214
T. Galimberti (Rom): Die italienische Neutralität 219

Digitized by Google

Seite

Pindter, Kapitän zur See z. D.: Episode aus der Kreuzfahrt S. M. S. „Vineta" 1904/05. Den Erinnerungen nacherzählt 223
Arnold Sachse: Mehr Haushaltungsunterricht! 226
Der Winter als Feind aller Armeen, welche auf ihn nicht genügend vorbereitet sind 233
Demeter A. Sturdza, königlich rumänischer Ministerpräsident (†): Die Rumänen in der europäischen Völkergemeinschaft 235
Frankreich und Italien in Afrika 237
Archivrat Dr. J. Lulvès (Hannover): Die Abtretung Nizzas und Savoyens an Frankreich 1859/60 245
Die Neutralität Italiens — eine Enttäuschung? Von einem österreichischen Politiker 257
Prof. Dr. **Rudolf v. Scala**: Wissenschaft und Patriotismus 264
Dr. **Wilhelm Cahn**, Geh. Legationsrat z. D.: Zur Vorgeschichte der französischen Kriegserklärung im Jahre 1870 268
Bemerkungen zum ersten Kriegsquartal 288
Die militärische Bedeutung des Eintretens der Türkei in den Krieg gegen die Entente 293
Prof. Dr. **Schiemann**: Einige Gedanken über den Ursprung der englisch-französisch-russischen Koalition gegen Deutschland 296
Ministerialrat **v. Völcker**: Englands Volks- und Verkehrswirtschaft und der Krieg 302
Bartholomäus v. Lányi, k. u. k. Wirkl. Geh. Rat, k. ungarischer Justizminister a. D.: Die Bedeutung der serbischen Frage im Ursachenkomplex des Kriegsausbruches 321
Minister a. D. Dr. **F. Klein**, Geheimer Rat (Wien): Die Krise des Internationalismus 331
Der Raubzug der Japaner. Von einem früheren Diplomaten . . . 342
Dr. **Franz Nagelschmidt** (Berlin): Ueber die angeblichen Gefahren und die Fortschritte der Strahlenbehandlung 351
M. v. Köller: Die deutsche Gefahr 354
Dr. **Karl Goeser**: Friedrich List. Von Vaterland und Freiheit . . . 356

Berichte aus allen Wissenschaften

Physiologie und Hygiene. Sanitätsrat Dr. **H. Schlesinger** (Frankfurt a. M.): Das Wasser als Nährstoff 115

Kleine Revuen

Literarische Berichte 120. 239. 361
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 123. 243. 367

Digitized by Google

Neununddreißigster Jahrgang — Oktober 1914 — Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

HARVARD COLLEGE LIBRARY
OCT 28 1914
CAMBRIDGE, MASS.

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

K. Th. Zingeler (Sigmaringen): Briefe des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern aus dem Kriege von 1870/71 1
Dr. Freiherr von Jettel: Abrechnung 24
Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischer Ministerpräsident a. D.: Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg (Fortsetzung) 28
Prof. Dr. Schiemann: Von Krieg und Politik 33
Ministerialrat v. Völcker: Rußlands Volks- und Verkehrswirtschaft und der Krieg 39
Prof. H. Obersteiner (Wien): Die Anlage zu Erkrankungen des Nervensystems 53
Philipp Hiltebrandt (Rom): Die Haltung Italiens 62
Robert Kohlrausch: Eine stille Hohenstaufentragödie 67
Der Wiener Kongreß 74
Die Neuordnung des türkischen Heeres 77
Prof. Dr. P. Rohland (Stuttgart): Die Entstehung des Lebens 78
Fritz Hoffmann, Konteradmiral z. D.: Der Deutsch-Englische Seekrieg 1914 . 82
Prof. Hermann Guthe (Leipzig): Die Kultur der alten Philister 86
August Kestner (Rom): Aus dem Buche der Kunst und Literatur (Schluß) . . 100
Die Moral in der Politik und die englische Flotte 110
Berichte aus allen Wissenschaften
Physiologie und Hygiene. Sanitätsrat Dr. H. Schlesinger (Frankfurt a. M.): Das Wasser als Nährstoff 115
Literarische Berichte 120
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 123

Stuttgart — Deutsche Verlags-Anstalt — Leipzig
1914
Preis des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

Bromwasser von Dr. A. ERLENMEYER
Erprobt und bewährt bei

Schlaflosigkeit und Nervosität

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer. Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze. :: Diese 2 bis 3 mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.

Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein

Wiesbaden * Hotel Vier Jahreszeiten
Vornehmes Haus I. Ranges
Badehaus mit direkter Zuleitung von der Quelle

Das Menschlein Matthias
Erzählung von **Paul Jlg**
3. Aufl. M 3.-, geb. M 4.- (Stuttg., Deutsche Verlags-Anstalt)
„Eine Erzählung, die so stark wirkt, wie ein eigenes Erlebnis." (Die Zeit, Wien.)

Grimmialp ob Spiez ✦ Die Idylle des Berner Oberlandes.
(Schweiz), 1260 m ü. M. Beliebte Sommerfrische für Ruheliebende.
Grand Hôtel. Haus von vornehmer Einfachheit. 150 Betten. Warmwasserheizung.
Elektr. Beleuchtung. Pension von Frs. 8.— bis Frs. 15.—.
Kurarzt. Illustr. Prospekt durch **Joh. Ch. Poltera**, Dir.

Hochinteressante Aufzeichnungen
eines sächsischen Generals über seine Teilnahme am Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71

Lebenserinnerungen
von
Gustav von Schubert
Königl. Sächsischer Generalleutnant
Aus seinem Nachlaß herausgegeben von Geh. Kirchenrat Prof. Dr. von Schubert. Geh. M 10.-, Halbfranzbd. M 12.-

Diese Lebenserinnerungen sind gerade jetzt von allergrößtem Interesse, weil sich auch der gegenwärtige gewaltige Kampf zum Teil auf demselben Boden abspielt wie vor 44 Jahren.

„Ein farbenreiches Bild von Deutschlands großer Zeit, in dem die Geschehnisse jener bewegten Tage, in denen das neue Reich entstand, mit dem Reiz eines persönlichen Erlebnisses geschildert sind, entrollt sich vor unseren Augen." (Breslauer Zeitung.)

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE LIBRARY
OCT 28 1914
CAMBRIDGE, MASS.

Briefe des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern aus dem Kriege von 1870/71

Von

K. Th. Zingeler (Sigmaringen)

Die wichtige Stellung, welche das Haus Hohenzollern in dem damaligen Fürsten Karl Anton und seinem Sohne Leopold, dem Erbprinzen von Hohenzollern, bei der Vorgeschichte des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71 eingenommen hat, ist hinlänglich bekannt und in meinem Buche: „Karl Anton Fürst von Hohenzollern“ [1]) ausführlich behandelt worden. Am 12. Juli 1870 hatte Karl Anton die spanische Thronkandidatur seines Sohnes, des Erbprinzen, in dessen Namen in einem Telegramm an den Marschall Prim zurückgezogen. Der Erbprinz weilte damals mit seiner Familie gerade in Reichenhall. Am 15. Juli kehrte der Erbprinz nach Sigmaringen zurück. Die Erbprinzessin blieb mit den Kindern vorläufig noch in Reichenhall. Fürst Karl Anton konnte zu seinem fast unerträglichen Leidwesen an dem Kriege gegen Frankreich wegen seines Beinleidens, das ihn an den Stuhl fesselte, nicht teilnehmen. Um so mehr brannte sein Sohn, nach Frankreich zu ziehen.

Erbprinz Leopold war nicht ausgesprochener Soldat, aber er besaß manche militärische Fähigkeit, die ihn sehr berechtigt hätte, im Heere zu stehen. Ich habe es von verschiedenen Seiten, die urteilsfähig waren, gehört, daß sie selten jemand gesehen, der es verstanden, sich so rasch im Manöverfeld zurechtzufinden wie Fürst Leopold. Sie hatten es oft selbst erfahren, daß Fürst Leopold, wenn er auch am Abend und auf einem ihm fremden Manöverfeld angekommen war, am folgenden Tage sich ohne Hilfe gut, sogar erstaunlich gut, zurechtfinden konnte. Daß ihm das im Deutsch-Französischen Kriege trefflich zustatten kam, liegt auf der Hand.

Erbprinz Leopold wurde der Armee des Kronprinzen Friedrich Wilhelm zugeteilt. Im nachfolgenden geben wir Briefe im Auszug, die Erbprinz Leopold an seine Gemahlin Antonia von Hohenzollern schrieb.

---

[1]) Zingeler, Karl Anton Fürst von Hohenzollern, Deutsche Verlags-Anstalt.

Copyright 1914 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Berlin, 18. Juli.

Ich bin von gestern früh 5 Uhr ununterbrochen bis diesen Mittag in der Eisenbahn gefahren; überall war das Weiterkommen außerordentlich erschwert wegen der ungeheuren Masse von Reisenden aller Stände, die aus den Bädern die Flucht ergreifen und in die Heimat zurückkehren. Alle Wagenabteile waren vollgepfropft, die Leute saßen sich auf dem Schoße. Von Schlafen keine Rede. Fritz[1]) ist wohl und munter, da er aber kein Bett hat, ging ich heute Abend ins Hotel.

*

Ludwigshafen, 29. Juli.

Heute mittag bin ich gegen 11 Uhr, nachdem ich 24 Stunden gefahren, glücklich hier angekommen und einquartiert worden. Der Erbgroßherzog von Weimar ist auch hier. Morgen früh wird nach Speyer weitermarschiert, um sich bei dem Stab der 3. Armee zu melden. In Bingerbrück brachten wir einige Stunden der Nacht im Bahnhof auf Stühlen zu, um morgen früh 5 Uhr weiterzufahren. Der hiesige Etappenkommandant ist ein Oberstleutnant v. Hirschfeld, der früher in Neiße Adjutant war und die Eltern gut kannte; wir haben viele Beziehungen ausgetauscht.

*

Speyer, 31. Juli.

Seit gestern Vormittag sind wir hier in Speyer, wo das Hauptquartier nach und nach zusammenkommt. Wir ritten von Mannheim in zwei Stunden hierher. Der Kronprinz kam gestern Vormittag von Karlsruhe mit Blumenthal[2]) hier an. Wie lange wir hier bleiben, ist mir unbekannt, doch wahrscheinlich nicht lange, da die Franzosen im langsamen Vorrücken begriffen sind und die nächsten Tage Gefechte oder eine Schlacht bringen werden. In Saarbrücken hat schon ein bedeutendes Gefecht stattgefunden: nähere Einzelheiten fehlen noch. Solange die Feldpost nicht eingerichtet ist, kann ich mich nur auf bekannte Tatsachen einlassen. Ins Hauptquartier, das sehr zahlreich wird, kommen noch Prinz Wilhelm von Württemberg, der gestern Abend eintraf, und Wilhelm von Baden, von bayrischer Seite ein Generalstabsoffizier, Ordonnanzoffizier des Königs; auch Onkel Ernst[3]) wird erwartet.

*

Speyer, 2. August.

Wir sind noch immer hier und führen bis jetzt eigentlich ein Schlaraffenleben. Ueberdies erfahren wir so gut wie gar nichts: es ist auch darauf aufmerksam gemacht worden, von Dislokationen und über Truppenbewegungen nichts zu sagen und zu schreiben. Das Hauptquartier ist sehr zahlreich und auch ziemlich beisammen. Die Stimmung der Bevölkerung hier ist eine sehr patriotische und für uns freundliche.

*

---

[1]) Fritz war der Bruder des Erbprinzen, cf. Zingeler a. a. O., S. 240 ff.
[2]) Ist der General v. Blumenthal.
[3]) Herzog von Koburg-Gotha.

Digitized by Google

Kapsweyer bei Weißenburg, 4. August.

Heute ist es endlich losgegangen! Gestern früh waren wir nach Landau und nächste Umgegend marschiert und rückten diesen Morgen schon um 5 Uhr über Bergzabern auf Weißenburg zu. Die bayrische Division Balmer hatte die Avantgarde vor Weißenburg seit einigen Tagen. Die Aufgabe war etwa folgende: die Bayern sollten suchen, sich in Besitz von Weißenburg zu setzen, das preußische V. Armeekorps (General v. Kirchbach) sollte auf St. Remy sich dirigieren, das XI. Korps sollte im Bierswald über die Lauter und General Werder sich in Besitz von Lauterburg setzen. Diesen Morgen gleich nach 9 Uhr begann die bayrische Artillerie das Gefecht. Das Wetter war trüb und es regnete stark. Nach etwa anderthalb Stunden, während denen die Bayern das Gefecht allein führten, rückte das V. Armeekorps ins Gefecht ein, eröffnete dasselbe gegen den Gaisberg, südlich von Weißenburg, wo die Franzosen eine glänzende Stellung hatten und setzte sich gegen 1 Uhr nach mörderischem Kampfe in Besitz desselben, während die Bayern um dieselbe Zeit Weißenburg einnahmen, das nur schwach verteidigt war. Uns gegenüber stand eine französische Division vom Korps Mac Mahon. 10 Bataillone, doch schwanken die Angaben noch. Leider sind viele Verluste, namentlich an Offizieren; das 7. Regiment verlor mehrere Stabsoffiziere. Graf Walbersee, Kommandeur des 5. Jägerbataillons, ist schwer verwundet. Um $1^1/_2$ Uhr waren wir im Besitz des Gaisbergs. General Douay, Kommandeur der französischen Division, ist tot, Kirchbach auf unsrer Seite verwundet. Geschlagen und gekämpft wurde mit großer Tapferkeit. Die Franzosen zogen sich überall zurück und ließen selbst ein ganzes Zeltlager im Stich. Gegen 600 Gefangene, darunter an 60 Turkos! Doch was für Elend und wieviel Blut und wieviel Tränen kostet solcher Erfolg! Furchtbar ist die Verantwortung desjenigen, der einen solchen Krieg heraufbeschwört! Unter den unverwundeten Gefangenen befanden sich über 20 französische Offiziere. Was uns morgen bevorsteht, weiß ich nicht. Mac Mahon soll noch bei Straßburg stehen. Von der 2. und 1. Armee weiß ich nichts, doch wird man jedenfalls in Verbindung mit ihnen bleiben.

Wir waren heute 9 Stunden zu Pferde, sind gründlich naß geworden, jetzt sind wir in einer elenden Dorfschenke einquartiert. Das Hauptquartier ist so groß, daß man deshalb weniger hört und erfährt wie 1866. Man muß sich öfters von der Suite des Kronprinzen trennen und auch selber für seine Verpflegung sorgen so gut es geht. Aber das ist vorläufig noch Nebensache, kann in Frankreich allerdings wichtig werden. Doch nun genug für heute, mir fallen die Augen zu.

*

Saulx, 6. August.

Seit gestern Mittag sind wir hier in Saulx, ungefähr 2 Meilen von Hagenau und 5 Stunden nördlich von Straßburg. Der gestrige Vormarsch wurde durch kein Gefecht aufgehalten. Das XI. Armeekorps hat jenseits von hier ein Biwak bezogen, die Kavalleriedivision des Prinzen Albrecht Vater (bei dem Albert

Digitized by Google

Altenburg ist und den ich vor 2 Tagen bei Landau sah) war schon früh vorgerückt, muß aber ebenfalls auf größere feindliche Abteilungen gestoßen sein. Westlich von hier bei Wörth stehen einige französische Divisionen; ob sie zum Korps Mac Mahon gehören, habe ich noch nicht erfahren können. Heute oder morgen muß es zu einem Zusammenstoß kommen. Unsre Verluste sind bedeutend. Das V. Armeekorps hat 18 Offiziere tot und 29 verwundet, 720 Mann tot und verwundet, die bayrische Brigade Meilinger 3 Offiziere tot, 14 verwundet, 37 Mann tot und 230 verwundet. Vom XI. Armeekorps habe ich noch keine Zahlenangaben, wie überhaupt das Erfahren von Nachrichten sehr schwierig ist. Eben habe ich Fürst Wied gesprochen, der Herzog von Meiningen ist auch beim XI. Korps. Saulx ist ein freundlicher, von Höhen und Weinbergen umgebener Ort, das ganze Land ist ungemein fruchtbar, die Bewohner sprechen alle Deutsch.

*

Saulx, 7. August.

Nur einige Zeilen, da wir gestern nach achtstündigem schweren und leider sehr blutigen Kampfe glänzend gesiegt haben. 4 französische Divisionen, wie man sagt unter Mac Mahon und Truppen des Generals Failly, verteidigten den Ort Wörth und die dahinterliegenden sehr festen Höhen. Das V. Armeekorps griff in der Front, das XI. Armeekorps von Süden in des Feindes rechte Flanke und die Bayern in der linken Flanke an. Um Wörth selbst wurde mörderisch gekämpft, selbst die Einwohner sollen sich am Kampfe beteiligt haben, wenigstens habe ich 2 Kugeln in meiner Nähe pfeifen gehört, als ich schon nach Beendigung des Kampfes hereinritt.

Das Ergebnis des Sieges ist ein sehr glänzendes, 2 Adler, 30 Kanonen, 4 Mitrailleusen und 3- bis 4000 Gefangene aller Waffengattungen. Mac Mahon soll schwer verwundet sein, auch General Bose von uns ist es, und sehr viele Offiziere sind gefallen. Viel edles Blut ist geflossen. Unsre Offiziere sind herrlich in Mut, Pflichtgefühl und Aufopferung, ebenso die Leute. Gestern abend 10 Uhr kamen wir erst zurück; ich war sehr müde, war viel herumgeritten, hatte unsre Batterien feuern sehen und die Granaten ordentlich pfeifen hören, die eine platzte und schlug 20 Schritte von mir ein. Hoffentlich ist dem Krieg bald ein Ende gemacht! Die „Kölnische Zeitung" bekomme ich nicht, ich hätte sie so gerne.

*

11. August.

Wir sind gestern über den östlichen bewaldeten Kamm der Vogesen gerückt, ohne Widerstand zu treffen und haben heute vorläufig Ruhetag. Es führen mehrere sehr schöne Straßen über das Gebirge, von Norden angefangen von Niederbronn nach Bitsch, von Ingwiller nach Rohrbach und in die Nähe der kleinen Feste Lichtenberg, die vorgestern beschossen wurde, vorbei, dann eine dritte von Bouxwiller (Buschweiler) an Petite Pierre oder Lützelstein vorüber, ebenfalls eine kleine Festung und Städtchen, das aber von den Franzosen verlassen war mit Zurücklassung von 6 Kanonen, nach Saar-Union und endlich eine vierte

Digitized by Google

Straße nach Pfalzburg und nach Saarburg. Das Hauptquartier marschiert nach Lützelstein. Die Gegend ist sehr freundlich, die Berge nicht höher wie 600 bis 1000 Fuß, alle bewaldet. Das eigentliche Hauptquartier, die erste sog. Staffel, liegt in Petersbach. Wir, die wir zur zweiten gehören, erfahren weniger, sind in bezug auf Verpflegung auf uns selbst angewiesen. Seit gestern nachmittag regnet es beinahe ohne Unterbrechung, schlimm für die biwakierenden Truppen, die seit 8 bis 10 Tagen kein Quartier mehr gesehen haben.

Die Leute sind sehr neugierig, mich zu sehen, da die französischen Zeitungen meine Kandidatur als Ursache des Krieges dargestellt haben, doch bin ich bisher überall freundlich aufgenommen worden. Die Bevölkerung ist deutsch, teilweise evangelisch und gutmütig; später kann es unangenehmer werden. Wir haben Verbindung mit der 2. Armee seit gestern. Die „Kölnische Zeitung" fehlt noch immer. Eine große Schlacht steht uns gewiß bald bevor, möge dem Kriege dann ein Ende gemacht werden.

*

Saarburg, 13. August.

Heute sind wir nach Saarburg marschiert auf der Straße Straßburg—Paris. Man sagt, die Franzosen hätten die Mosellinie Nancy—Metz auch aufgegeben und zögen sich weiter zurück, vielleicht Chalons, vielleicht vor Paris, was aber jedenfalls den Feldzug sehr verlängern würde. Hier liege ich wieder mit Onkel Ernst im Quartier. Saarburg ist eine freundliche Stadt von 3500 Einwohnern; viel zu haben ist aber nicht mehr, da das XI. Korps und die Kavalleriedivision Prinz Albrecht schon durch sind.

*

Luneville, 16. August.

Vorgestern hat ein Gefecht in der Nähe von Metz stattgefunden, wobei das VII. Korps und Divisionen des 1. und 9. gefochten haben. Die Franzosen wurden zurückgetrieben und zogen sich in die Festung. Wir haben wieder viele Leute verloren, nähere Einzelheiten fehlen noch. Morgen marschieren wir nach Nancy. Ich glaube noch immer an eine baldige Beendigung des Krieges. In Paris scheinen revolutionäre Umtriebe stattgefunden zu haben, so daß der Kaiser gegen zwei Feinde zu kämpfen hat. In den Städten hat er überhaupt keinen großen Anhang, dagegen in der Landbevölkerung.

*

Nancy, 18. August.

Heute hatten wir hier Ruhetag, da vermutlich zwischen Metz und Verdun eine Schlacht geliefert wird. Vorgestern hat schon ein sehr blutiges Gefecht südwestlich Metz bei Corzé zwischen dem III. Armeekorps und Teilen des VIII. und X. einerseits, sowie mehreren französischen Korps stattgefunden, wobei als Siegespreis von uns 2 Adler, 8 Geschütze und 3000 Gefangene gemacht wurden, doch ist die Nachricht noch nicht zuverlässig über die Zahl der Gefangenen. Morgen wird man wohl näheres über das heutige Treffen hören.

Nancy ist eine sehr hübsche Stadt und macht einen ganz großstädtischen

Digitized by Google

Eindruck, mit dem Platze Stanislas, seinen Palästen und mit seinen prachtvollen eisernen, vergoldeten Gittern. Es wetteifert mit den schönsten Plätzen. Das alte herzogliche Schloß ist jetzt Museum und besitzt die seltensten burgundischen Tapeten aus der Zeit Karls des Kühnen. Die rote Kapelle, wo die Herzöge von Lothringen begraben liegen, ist äußerst sehenswert.

Heute nacht lagen 1800 Bayern hier im Quartier. Ich bin beim Bischof einquartiert, einem sehr artigen Manne. Wir besuchen uns wechselseitig, aber ich esse mit den andern Kameraden in der Restauration, deren es gute hier gibt.

Morgen rücken wir weiter, wahrscheinlich kommt das Hauptquartier nach Gondourville bei Toul, eine Festung, die auch zerniert und beschossen werden muß.

*

Vouculeurs, 20. August.

Gestern haben wir Nancy verlassen. Um 7 Uhr morgens, überschritten in der Nähe von Toul die Mosel und kamen gegen $2^1/_2$ Uhr hier in Vouculeurs an. Es sind 6 Meilen, eine starke Leistung für die Pferde, da nur $^3/_4$ Stunden geruht wurde. Toul ist noch vom Feinde besetzt; es sollen etwa 5000 Mann und 70 Geschütze dort sein, weshalb es zerniert werden muß.

Ein großer Teil der französischen Armee ist in Metz, und die Straßen nach Verdun sind ihr abgeschnitten. Diese Truppen stehen unter dem Befehl von Bazaine, bei Châlons soll Canrobert stehen mit einem frischen Korps, den Resten des Korps Mac Mahon und 18 Mobilgardebataillonen, um dort noch ein neues Korps zu bilden. General Failly hat dieser Tage bei M. (?) ein Korps, um die römische Brigade und noch Truppen aus Algier heranzuziehen; es bleibt den Franzosen also immerhin noch eine bedeutende Anzahl Truppen. Dennoch müssen die Gefechte der letzten Tage ihre Zuversicht erschüttert haben, da wir überall Herren der Schlachtfelder blieben. Ueber die Verluste bin ich noch nicht ganz orientiert, sie sind sehr bedeutend. Das 1. Garderegiment verlor 40 Offiziere tot und verwundet, unter v. Kessel wurden 2 Pferde erschossen, Röder, der Kommandeur ist tot, Geylenburg und mehrere jüngere Offiziere tot. Näheres wird man heute erfahren, da der Kronprinz gestern beim König war. Heute haben wir hier Ruhetag, was den Pferden zu gönnen ist. Unser Gepäck kam erst gestern abend 8 Uhr hier an, nachdem es 13 Stunden unterwegs war. Vouculeurs ist ein freundliches Städchen am linken Ufer der Maas am Talrand gebaut, hat eine hübsche Kirche, aber sonst nichts Sehenswertes. Die 2800 Einwohner sind alle französisch.

*

Brabant le Roi, 27. August.

Gestern war es mir nicht mehr möglich zu schreiben, da wir erst spät ins Quartier kamen, getrennt von der sog. ersten Staffel des Hauptquartiers, und in einem elenden Dorfe liegen, trotz des klangvollen Namens, in dem ich mit dem Erbgroßherzog von Strelitz und seinem Begleiter, dem Oberst v. Gagern, in einem Bauernhäuschen einquartiert bin. Der Kronprinz liegt in Revigny, beide Orte etwas südlich der Straße von Bar le Duc nach Châlons. Heute

Digitized by Google

haben wir hier Ruhetag, da die Armee sich etwas nördlich schiebt. Nach den neuesten Nachrichten sollen die Franzosen von Reims wieder gegen Metz rücken, nähere Nachrichten fehlten noch gestern.

Gestern hatten wir wieder einen tüchtigen Regen auf dem Marsch, der Kronprinz fuhr, da er seit vorgestern nicht wohl ist und Cholerine hat — man muß sich jetzt überhaupt wegen des Magens sehr in acht nehmen —, doch ist der Gesundheitszustand der Truppen in Anbetracht der großen Anstrengung und der ungünstigen Obstzeit befriedigend, wirkliche Cholera ist noch nicht aufgetreten.

Die bayrischen Truppen sind diesen Morgen hier durch Württemberger abgelöst worden. Die Festung Vitry an der Marne, 2 Meilen westlich von hier, ist geräumt worden, und die 14. Husaren haben ein Bataillon Mobilgarden entwaffnet und gefangen.

Der Erbprinz von Strelitz ist sehr nett, einfach. Gestern bereiteten wir unser Mittagessen selber, kauften von unsrer Bäuerin ein Huhn, machten Suppe mit Fleischextrakt, einigen Kartoffeln, gelieferten Reis und bildeten uns ein sehr genügendes Mahl. Hier zu Lande sind die Leute ziemlich wohlhabend, haben Felder und Weinberge, etwas Vieh, das sie teilweise in den Wäldern versteckt haben, so daß man meist noch etwas finden kann. Dagegen in der Champagne, pouilleuse, wo wir jetzt hinkommen, ist eine menschenleere, arme Gegend, und man wird Mühe haben, sich zu nähren.

*

Termes, 29. August.

Heute bin ich hierhergekommen, sehr nah der feindlichen Aufstellung. Vielleicht stehen wir am Vorabend einer neuen Schlacht, wenn Mac Mahon nicht ausweicht und wir ihm nach müssen, was zu Hin- und Hermärschen veranlaßt und uns von der Route nach Paris abbringt. Die Kavallerie war schon in Châlons im Lager und bis vor Reims.

*

31. August.

Nur zwei Worte am späten Abend, da ich gestern 14 Stunden und heute 12 Stunden zu Pferde war und sehr müde bin.

Der gestrige Tag brachte ein Gefecht, an dem aber unsre Armee nur zum kleinsten Teil mitwirkte, außerdem hatten wir selber einen Platz, 1 Meile hinter dem Gefechte, welches bei ? stattfand und eigentlich nur in kurzem Geschützfeuer bestand. Dagegen war das I. bayrische Korps und die Armee von Albert von Sachsen, namentlich das IV. preußische Korps, länger und ernster beteiligt, besonders abends zwischen 6 und 8 Uhr fand ein heftiger Artilleriekampf statt bei Mouffar an der Maas, wobei das IV. Korps 11 Geschütze und 2000 Gefangene machte. Die Bayern hatten bei Beaumont gekämpft und 3 Geschütze sowie ein ganzes Zeltlager erobert. Die Franzosen sind stets schlecht unterrichtet, ihr Sicherheitsdienst ist ungenügend, und sie scheinen ihre Kavallerie nicht dazu zu verwenden.

Gestern abend kam unsre zweite Staffel in einen elenden Weiler, kein Quartier

Digitized by Google

war gemacht, und wir nächteten zu sechst in einer Stube. Ich hatte den ganzen Tag keinen warmen Bissen im Magen. Heute kämpft das bayrische I. Korps wieder beinahe den ganzen Tag bei Remilly, in der Nähe von Sedan. Wir rückten nach Malmy, ohne auf den Feind zu stoßen, und ich ritt von hier zu den Vorposten unseres XI. Korps auf die Höhen von Sedan und nach Donchery, von wo ich ganz Sedan und die ganze französische Armee zu Füßen hatte, die um die Mauern der Festung in zahlreichen Biwaks lagern; es mögen 2 bis 3 Korps sein, was auf morgen einen heißen Kampftag anzeigt, denn 1 Meile nordöstlich von Sedan ist die belgische Grenze, und wenn die Franzosen nicht dahin gedrängt werden wollen, so müssen sie sich durchschlagen. Wenn diese Zeilen in Deine Hände kommen, wirst Du durch die Zeitungen über den morgigen Tag unterrichtet sein. Es ist aber ganz interessant, vom Augenzeugen die Vorbereitung zu einem ernsten Zusammentreffen zu erfahren. Ich liege mit dem Prinzen Wilhelm von Württemberg in einem einsamen Hause bei Malmy. Der Kaiser soll dem gestrigen Gefecht beigewohnt haben, er muß in einer schrecklichen Stimmung sein.

*

Donchery, 2. September.

(Mit Bleistift auf Postkarte.) Gestern nach heißem Kampfe vor Sedan glänzender Sieg. Der Kaiser überreicht dem König seinen Degen. Die Festung kapituliert mit der gesamten vorhandenen Armee.

*

Donchery, 3. September.

Vorgestern und gestern waren große, ewig unvergeßliche Tage. Ich habe an Papa (den Fürsten Karl Anton) eben einige flüchtige Nachrichten darüber geschrieben und bin heute zu müde, um Dir viel weiteres mitteilen zu können.

Die Franzosen haben sich außerordentlich tapfer geschlagen, sie konnten aber unserm vortrefflichen Artilleriefeuer nicht widerstehen. Wie groß die Verluste sind, läßt sich vorläufig nicht feststellen; auf unsrer Seite sind sie geringer, wie in den vorhergehenden Gefechten. Fritz ist gottlob wohl und munter, Albert und Georg (von Sachsen) hoffte ich auch zu sehen, als wir gestern an dem sächsischen Biwak vorbeikamen. Es war aber stockfinster und regnete in Strömen. Niemand konnte ahnen, daß der König hart an den Wällen der Festung, wo noch 50000 Mann, teilweise noch bewaffnet, standen, auf bodenlosen, unbekannten Wegen mit ganz kleiner Kavallerieeskorte vorbeiritt.[1])

Eben kam der Kaiser unter meinem Fenster vorbeigefahren, und zahlreiche

[1]) Bei diesem nächtlichen Ritt spielte sich nachstehender Vorgang ab: Graf Bismarck, der auch im Gefolge des Königs ritt, sprach mit seiner Umgebung von der Ursache des Krieges und meinte u. a., der Erbprinz von Hohenzollern würde als König von Spanien bald auch sein Deutschtum vergessen haben. Da ertönte eine helle Stimme durch das Dunkel der Nacht: „Sie irren, Graf Bismarck! Der Erbprinz von Hohenzollern wäre immer, auch auf dem spanischen Throne seines deutschen Ursprungs bewußt geblieben." Bismarck hatte den Erbprinzen nicht gesehen.

Digitized by Google

große und kleine Wagen gaben ihm das Geleite; ich hörte, er gehe über die belgische Grenze nach Kassel; sehen konnte ich ihn nicht, da der Wagen geschlossen war. Es regnet heute und eben war ein kurzes, aber sehr heftiges Gewitter.

Den ganzen Tag ziehen Truppen vorüber, da, wie ich eben höre, der Befehl gegeben ist, auf Paris zu marschieren. Gestern hatten die Truppen Ruhetag auf den Schlachtfeldern, nachdem sie 8 bis 10 Tage ununterbrochen marschiert waren. Heute haben wir einen Ruhetag, was auch willkommen ist, da ich die letzten 4 Tage durchschnittlich 12 Stunden geritten bin.

*

Bei Reims, 5. September.

Gestern hatten wir einen starken Marsch von 5 Meilen von Donchery bis Attigny, heute wieder von letzterem Orte 4 Meilen bis hierher und ich gestehe, daß nach den denkwürdigen, großen Tagen die Abspannung sich fühlbar macht.

Morgen geht es nach Reims, nur noch 2 Meilen von hier, der alten französischen Krönungsstadt mit berühmter Kathedrale, wo wir einen oder zwei Ruhetage haben werden.

Der Kaiser ist mittlerweile bei oder gar durch Düsseldorf gekommen auf seiner Reise nach Wilhelmshöhe. In Paris scheint man nach einer gestrigen Depesche noch an die Fortsetzung zu denken, doch wird die ruhigere Ueberlegung der Herren dort das Wahnsinnige eines solchen Unternehmens wohl zur Ueberzeugung bringen, und ich glaube, daß schon in Reims Friedensunterhandlungen werden angeknüpft werden, obgleich viele an die Fortsetzung des Krieges denken.

Ich hoffe sehr, daß Papa zugezogen wird; noch gestern sprach ich mit dem Kronprinzen davon.[1]) Den König habe ich nicht mehr gesehen seit dem 2. September.

Wir sind nun in der eigentlichen Champagne, einer reizlosen und vegetationsarmen Kreidegegend mit wenig Terrainbewegung; das Wetter ist seit gestern wieder besser.

*

Reims, 7. September.

Heute bin ich mit meinen Gedanken und Wünschen viel bei Euch in Düsseldorf und möchte zu gerne dem teuren Papa meine Wünsche persönlich darbringen und ein paar gemütliche Stunden mit Euch verleben können; wer weiß, wie lange das noch dauern wird. (Fürst Karl Anton hatte am 7. September seinen Geburtstag.)

Jetzt, wo die Republik unter Rocheforts Präsidentschaft in Paris proklamiert zu sein scheint, ist allen Leidenschaften Tür und Tor geöffnet, und Frankreich

[1]) Fürst Karl Anton schrieb auf diesen Brief an seinen Sohn, den Erbprinzen: Auf eine Berufung ins Hauptquartier verzichte ich vollkommen, denn die Basis der Friedensverhandlungen wird bereits festgestellt sein, und da kann ich weder dafür noch dagegen etwas tun. Ich bin also vollkommen mit mir im Reinen, und es wäre mir nicht einmal lieb, im letzten Augenblick noch zu etwas hingezogen zu werden, was mit meiner Isolierung dahier zu übersetzen ist.

Digitized by Google

wird nicht eher zur Besinnung kommen, bevor wir nicht vor den Toren von Paris stehen.

Das Wetter ist so schlecht, daß wir wenig vom Ruhetag haben. Reims ist eine alte, unregelmäßige Stadt, außer dem herrlichen Dome, dem Rathaus, dem Platz Ludwig XV. und einigen Ueberbleibseln gibt es nicht viel Sehenswertes hier. Ich bin aber noch nicht ganz orientiert; es gibt viele alte vornehme Häuser mit hübschen Höfen und Fassaden im Stil Ludwigs XIII. Wir wohnen im Hause des Grafen Arevigny und des Herzogs von Mortemort, seines Schwiegersohnes.

*

Reims, 8. September.

Den König und den Kronprinzen habe ich seit 3 Tagen nicht mehr gesehen. Von Metz hat man neulich einen Ausfall gemacht, der mit Zurückwerfung Bazaines in die Festung endete. Man erwartet demnächst die Kapitulation dieses Teils der französischen Armee, ebenso die von Straßburg, die unter General v. Werders Leitung wohl etwas zu rücksichtslos bombardiert worden ist, da das Münster beschädigt, die Bibliothek und verschiedene wohltätige Anstalten abgebrannt sein sollen. Pfalzburg hat noch immer nicht kapituliert, obgleich die Stadt ein Aschenhaufen ist. Der Kommandant hat im Gegenteil neulich einen Ausfall gemacht. Von Toul habe ich nichts gehört, es wird aber demnächst bombardiert.

Heute habe ich die Kirche St. Remy besucht, die im Innern vielleicht noch schöner ist wie die Kathedrale. Sie stammt aus dem Uebergangsstil vom Anfange des dreizehnten Jahrhunderts; das innere Mittelschiff macht einen imposanten Eindruck und ist teilweise uralt in seinen Glasgemälden. Die Details sind schön, aber namentlich der Totaleindruck ist sehenswert.

Gar oft denke ich jetzt an die Weinburg (ein fürstliches Besitztum bei Rheinegg am Bodensee) und an die Unbefangenheit und Ruhe jener Tage im Gegensatz zur Jetztzeit.

*

Bourfoult, 11. September.

Heute ist es Sonntag und nach langer Zeit der erste schöne Tag, sonnig und warm. Die hiesige Gegend erinnert mich durch ihre Weinberge, alten Nuß- und Obstbäume unwillkürlich an die Weinburg, obgleich die Gegend dort noch schöner ist, die Erinnerung an die früheren Zeiten, die wir dort verlebten, ruft den Gedanken wach.

Wir haben heute noch einen Ruhetag, um den Truppen, die bei Sedan geblieben waren, Zeit zum Nachrücken zu lassen; morgen rücken wir nach Montmirail, und in 8 Tagen sind wir voraussichtlich vor Paris.

Die Verluste der Franzosen bei Sedan wirst Du wohl schon gelesen haben; sie sind sehr groß: 3000 Tote, 14000 Verwundete, 21000 im freien Feld Gefangene und 83000 in der Festung entwaffnet, dabei noch 3000 nach Belgien Uebergetretene. An Geschützen 500 bis 600, darunter 67 Mitrailleusen sind in

Digitized by Google

unsre Hände gefallen. Eine Zusammenstellung unsrer Verluste habe ich noch nicht gesehen; sie sind jedenfalls nicht so bedeutend wie bei Wörth und Metz. Bei Paris muß man sich immer noch auf einen Kampf gefaßt machen. Hoffentlich ist es dann damit zu Ende. Wir müssen aber jetzt in Paris einziehen. Vor Anfang Oktober glaube ich nicht an unsre Rückkehr.

*

Coulommiert, 15. September.

Nur zwei Worte in Eile, um Dir zu sagen, daß wir nach einem sechsstündigen Marsche bei sehr schönem Wetter heute mittag nach 2 Uhr glücklich hier eingetroffen sind. Was der Gegend einen besonderen Reiz verleiht, sind die vielen Baumgruppen. Coulummiert ist ein Städtchen mit 5000 Seelen, nur 8 Meilen von Paris. Ich weiß noch nicht, wohin wir uns zunächst wenden, ob morgen wieder Ruhetag ist oder nicht, auch sonst kann ich Dir nichts über Kriegsereignisse mitteilen. Blumenthal ist heute im königlichen Hauptquartier, um Befehle zu holen.

In Belgien sind die Sympathien, hauptsächlich der Bevölkerung, den Franzosen zugewandt. Die preußischen Verwundeten wurden sehr schlecht empfangen.

*

Coulommiert, 16. September.

Morgen rücken wir nach Brie—Comt—Robert, wie es auf der Karte heißt, ein Marsch von 10 Stunden; wir sind dann nur 3 Meilen von Paris entfernt. Brie ist die Heimat des fromage de Brie, nördlich von Melun, der Station auf der Fontainebleauer Bahn. Morgen soll mit besonderer Sicherheitsmaßregel marschiert werden, da überall Franktireurs errichtet worden sind, und man in der Nähe der Hauptstadt immer darauf gefaßt sein muß, schlechtem Gesindel zu begegnen.

Heute ist der Kronprinz nach Meaux in das königliche Hauptquartier. Man sagt, daß Jules Favre dort sei; ich glaube wohl, daß schon verhandelt wird. Das wird aber den Marsch nach Paris und die Zernierung der Stadt nicht verhindern.

*

Corbeil, 18. September.

Wir sind eben hier angekommen. Corbeil liegt zwischen Paris und Melun an der Seine, über die wir auf einer Schiffbrücke marschiert sind, da ein Bogen der schönen steinernen Brücke gesprengt ist.

Morgen geht es wieder weiter, so daß die Zernierung von Paris bis morgen vollendet sein wird. Die Stadt scheint noch immer sich verteidigen zu wollen. Wie lange die Pariser aber eine solche Lage aushalten werden, ist eine andre Frage.

Die Gegend ist sehr freundlich, das milde Klima begünstigt die Vegetation, und die vielen Landsitze sind von den schönsten Gärten umgeben. Die meisten Landsitze sind verlassen, auch in den Ortschaften sind viele Leute fort. Heute wohne ich in einem ganz verlassenen Hause mit hübschem Garten, aber in häßlicher

Digitized by Google

Lage, in enger Straße mit langen hohen Mauern. Die Bayern haben gestern hier im Quartier gelegen. Sie schlagen sich gut, aber wo sie im Quartier gelegen haben, klagt man über sie.

Im Hauptquartier ist man sehr schweigsam über die Truppenbewegungen und selbst über das Ziel unsrer Märsche, daher kann ich auch nichts darüber berichten. Heute hörten wir auf dem Marsche fernen Kanonendonner, wahrscheinlich aus einem der feindlichen Forts von Paris.

*

Versailles, 20. September.

Einen Gruß von der zweiten Residenz der französischen Monarchie, wo wir soeben eingetroffen sind. Gestern bei Villeneuve sind wir wieder über die Seine zum dort biwakierenden VI. Korps geritten. Bei Antonie hatten wir den ersten Blick auf Paris, während die Höhen links von uns bei Chatillon nach ziemlich heftigem Kampfe den Franzosen durch eine Brigade des V. Korps und einem Teil des II. bayrischen entrissen wurde und sich die Bayern in den Besitz einer zwar provisorischen, aber sehr festen Verschanzung setzten. Die Nacht brachten wir in Palaiseau, einem größeren Dorfe südlich Versailles, zu. Ich war in einem, natürlich leeren, Mädchenpensionat sehr mäßig untergebracht. Der Ort war größtenteils von den Einwohnern verlassen; ganz ausgestorbene Orte passierten wir ebenfalls mehrere, was einen unheimlichen Eindruck machte. Diesen Morgen besuchten wir die Truppen bei Sceaux und besichtigten das genommene Erdwerk bei Chatillon. Man übersieht da ganz Paris zu seinen Füßen, das einen magischen Eindruck mit seinen Kuppeln, Türmen und seinen weißen Häusern macht. Es war ein bedeutungsvoller Moment, diese Weltstadt zu seinen Füßen zu sehen in dieser Situation. Die Forts von Issy, Montrouge und Vaudres sind keine halbe Meile entfernt von dem Punkte, auf dem wir standen, und deutlich zu sehen. Man schickte uns zum Gruße eine Granate, die über unsre Köpfe dahinsauste und etwa 500 Schritte hinter uns einschlug.

Der gestrige Kampfplatz zeigt immer noch manchen toten Franzosen und Preußen. Die Bayern sind schon begraben. Wir begaben uns längs des Waldes von Meudon hierher. Die großen Straßen sind hier in der Umgegend meilenweit unpassierbar, die alten Bäume längs der Landstraßen alle umgehauen und das Straßenpflaster aufgerissen, alles zu Barrikaden verwendet, die, wenn sie gut verteidigt werden, allerdings unserm Vorrücken große Hindernisse bereiten können. Zu Versailles hat die Nationalgarde mit unsern Truppen fraternisiert und bei unserm Einrücken soeben waren Hunderte von Menschen auf den Beinen.

Der Kronprinz wohnt auf der Präfektur, beinahe alle andern im „Hotel des Reservoirs" beim Schlosse.

*

Versailles, 21. September.

Neues kann ich heute nicht berichten, nur ist ein ebenfalls neuerrichtetes großes Erdwerk bei Ville (?), östlich von Sceaux, diese Nacht von den Franzosen

Digitized by Google

geräumt und von den Bayern besetzt worden, so daß wir im Besitz zweier wichtiger und beherrschender Positionen sind. Wir haben nun heute ausgeruht, da die letzten Tage doch ermüdend waren. Das Wetter ist seit beinahe einer Woche wirklich wundervoll. Wir besahen uns die unvergleichlich großartigen Terrassen des Versailler Schlosses und diesen Nachmittag den großen und kleinen Trianon (zwei Lustschlösser im Park von Versailles, das eine von Ludwig XIV., das andre von Ludwig XV. für ihre Favoritinnen erbaut), wo man so recht an die Vergänglichkeit irdischer Größe erinnert wird. Ich hatte dieses alles noch nie im Schmucke des Laubes gesehen, das noch recht üppig ist.

Vorläufig werden wir wohl, wie mir scheint, die nächste Zeit hier zubringen und abwarten, was geschieht, obgleich man erzählt, Paris sei auf 2 Monate verproviantiert, so bin ich überzeugt, daß in 8 bis 10 Tagen eine Entscheidung eintrifft. Dem „Figaro" und seinen sauberen Genossen wird das Herz auch bald in die Hosen fallen; diese Zeitungen tragen viel Schuld an dem Unglück Frankreichs und repräsentieren die ganze Tiefe des Pariser Eigendünkels und seiner Frivolität.[1])

Den ganzen Tag über und auch letzte Nacht hörte man einzelne Schüsse aus verschiedenen Forts aus schweren Festungsgeschützen. Die Kanonade ist aber nicht lebhaft.

*

Versailles, 22. September.

Ich brachte den ganzen Morgen im Schlosse zu, dessen untere Räume zum Lazarett eingerichtet sind, ein herrliches Lazarett bei dem schönen Herbstwetter. Die sämtlichen Türen stehen auf und führen auf die großen, von Marmorfontänen und reichen Blumenparterren strahlende Terrasse, die Luft und Licht in Fülle hereinlassen. Diese Säle enthalten meist die Porträts der französischen Marschälle. Es ist so außerordentlich viel zu sehen, daß man Wochen dazu brauchen könnte.

Vor Paris nichts Neues. Von den Vorposten wurde berichtet, daß man gestern und heute nacht in Paris schießen gehört, auch Brände wurden bemerkt. Manche glauben, es wären Unruhen in der Stadt ausgebrochen.

Jules Favre, der vor 2 Tagen schon im königlichen Hauptquartier war, soll heute wieder hinkommen, und man spricht von Friedensvorschlägen. Mögen sie sich bewahrheiten und zur Ehre Deutschlands ausfallen! — Der Kronprinz ist heute ins königliche Hauptquartier; seit 2 Tagen habe ich niemand gesehen.

*

[1]) Der Fürst schrieb an seinen Sohn in bezug auf die französischen Zeitungskorrespondenten: Vom deutschen Enthusiasmus haben diese Leute nichts sehen wollen; sie sprechen nur von ihrem eignen Märtyrertum und lassen allenthalben die im Kriege leicht vorkommenden Schattenseiten hervortreten. Ob die allzu großmütige Freilassung der Repräsentanten der französischen Presse gut angebracht war, möchte doch zu bezweifeln sein. Die französische Presse bezweckt nur, Zwietracht in die deutsche Einigkeit zu säen. Von dankbarer Anerkennung ist bei diesen Leuten keine Rede.

Digitized by Google

Versailles, 23. September.

Ich komme soeben von St. Cloud zurück, wo ich mit drei Herren hingeritten war, da es seit heute Mittag von unsern Vorposten besetzt ist. Ich war an der Laterne des Diogenes, von wo aus man ganz Paris zu seinen Füßen hat. Ganz deutlich konnte man am jenseitigen Ufer der Seine Einzelne in geschlossenen Trupps marschieren sehen. Wir haben einige Posten bis an die Seine vorgeschoben, die sich aber ganz verdeckt aufstellen müssen, da sie gleich Feuer bekommen; auch auf dem Platz, wo dies obengenannte Türmchen steht, wird geschossen, sobald sich einer unvorsichtig auf die Terrasse wagt. Während ich da war, schossen unsre Soldaten neben mir auf einzelne französische Schützen.

Vormittags, d. h. schon vom frühesten Morgen an, hörten wir eine heftige Kanonade, die von den Forts des Bicêtère und Montrouge auf das VI. Armeekorps gerichtet, das sich zu nah an diese Forts herangewagt. Es schießt überhaupt den ganzen Tag und selbst nachts hin und wieder, doch ist das Feuer im allgemeinen schwach und tut auch keinen Schaden.

Die Gerüchte über Friedensunterhandlungen und deren Abbrechen sind so unsicher und widersprechend, daß ich Dich damit verschonen will.

*

Versailles, 25. September.

Ich glaube, wir müssen darauf gefaßt sein, längere Zeit hierzubleiben, und unter diesen Umständen können wir ganz zufrieden sein, Versailles als Hauptquartier zu haben, wo man gut wohnt und leben kann, und nebenbei die Annehmlichkeit hat, in dem herrlichen Schlosse etwas Kunst und viel Geschichte studieren zu können. Namentlich die Porträtgalerie ist unerschöpflich und enthält unter vielen mittelmäßigen auch manche vorzügliche alte Bilder. Unser Hotel ist das Stelldichein sämtlicher Offiziere, namentlich von der Kavallerie, aus der ganzen Umgegend. Alle Kavallerieregimenter der Armee beinahe sind vertreten, und vom frühesten Morgen bis in die späte Nacht wird da gefrühstückt und zu Mittag gegessen. Sie kommen teils zu Pferde, teils in allen möglichen und unmöglichen zwei- und vierräderigen Gefährten, um sich hier einmal wieder satt zu essen, denn die kleineren Orte um Paris sind schon ganz aufgefressen.

Glücklicherweise ist Toul endlich gefallen, so daß unsre Eisenbahnverbindung frei wird, was in jeder Beziehung von großem Vorteil für uns ist.

Gestern war ich einmal wieder in St. Cloud auf dem Observationsposten und dann im Schloß, an welchem übrigens beide Eingänge durch Infanteriefeuer bestrichen worden. Es hat einen besonderen Reiz, bis in die äußersten Vorpostenlinie vorzukommen; ich habe lange durchs Fernglas auf Paris gesehen, das gestern schön beleuchtet und sehr deutlich zu sehen war. Wie mag es da drinnen aussehen? Von Verheerungen erblickt man übrigens wenig, nur unmittelbar. Um die Stadtmauer zieht sich eine etwa 600 Schritte breite, wüste Fläche herum. Das Bois de Boulogne selber prangt noch in recht frischem Grün.

Gestern nachmittag wurde eine von uns besetzte Schanze bei Sèvres hart

Digitized by Google

am Parke von St. Cloud heftig durch das Forts d'Issy beschossen; wir hörten jede Granate von unserm Standorte aus rasseln.

Heute war das Wetter herrlich, nur zu warm, so daß ein Wechsel droht. Das Schloß von St. Cloud ist doch die Perle all der Schlösser, macht aber einen düsteren Eindruck. All die herrlichen Gobelins sind entfernt, und die schwarzen Backsteinmauern gähnen aus den reichvergoldeten Rahmen hervor. Das Konseilzimmer des Kaisers ist unverändert; noch steht der grüne Tisch, an welchem am 19. Juli die für ihn so unheilvolle Kriegserklärung an Preußen erlassen worden. Auf dem Tisch lagen die bemalten Blätter der Uniformen des preußischen Heeres.

*

Versailles, 28. September.

Die große, eben eingetroffene Nachricht von der Kapitulation Straßburgs wird einen außerordentlichen Eindruck machen. Die Stadt hat sich heldenmäßig gehalten, und ich freue mich, daß ihr die Schrecknisse eines Sturmes erspart geblieben sind; wie mag es aber in der Stadt aussehen? Auch auf Paris wird die Nachricht gewaltig wirken! — Noch vor wenigen Tagen hatte Bismarck in seiner Unterredung mit Jules Favre als Basis eines Waffenstillstandes die Uebergabe von Straßburg, Metz und eines der Forts von Paris verlangt — allerdings nicht wenig — und Jules Favre durch Luftballon in ganz Frankreich verbreiten lassen, nie würde eine Stadt wie Straßburg kapitulieren.

Vorgestern war Parade in der Cour Royale des Versailler Schlosses und Verteilung des Eisernen Kreuzes durch den Kronprinzen an die Mannschaften der die Garnison bildenden 2 Regimenter, die sich besonders ausgezeichnet. So langweilig Paraden im allgemeinen sind, ebenso interessant war diese, ja, geschichtlich durch die Lage der Dinge. Der Kronprinz stand auf den Stufen des Denkmals Ludwigs XIV. Ein Hoch auf den König und den Kronprinzen schloß die Feier.

Nächster Tage wird wohl von Toul Belagerungsgeschütz eintreffen. Gestern sah ich den Prinzen Adalbert auf einer Rundfahrt um Paris begriffen, was sehr interessant sein muß.

*

Versailles, 1. Oktober.

Ich hatte eigentlich noch vor 3 Wochen geglaubt, wir würden den Oktober in der Weinburg oder am Genfersee zubringen können, alle froh vereint nach überstandenen Kriegsgefahren. Nun scheint es mir aber, daß vor Ende des Monats oder Anfang November an keine Rückkehr gedacht werden kann. Gestern früh, wie ich Dir von der Kanonade schrieb, fanden 2 Gefechte statt; das eine mit dem VI. Armeekorps bei Chevigny, das andre viel näher von hier bei Sèvres, wo die Franzosen gegen 4 Uhr morgens eine Kompagnie 5. Jäger überfielen, aber nach nicht langem Kampfe wieder zurückgingen, wobei mehrere in der Seine ertrunken sein sollen. Wir haben an 300 Mann und Offiziere, die Franzosen an 1000 Mann verloren. Wie ich hinreiten wollte, kam die Nachricht,

Digitized by Google

das Gefecht sei schon vorüber, doch war ein großer Teil der Garnison alarmiert und stand in Bereitschaft.

Gestern mittag ritten wir nach St. Germain; die Aussicht von der Terrasse, die ungefähr 2000 Schritte lang ist, gehört zu den lieblichsten und zugleich reichsten, die man sehen kann. Der schöne Wald, der an die Stadt stößt, ist noch so grün wie im Sommer. Wir begegneten in St. Germain dem Prinzen Albrecht Sohn, mit dem ich das Schloß noch einmal besah. Wir nahmen zusammen das Frühstück und tranken auf das Wohl der Königin, deren Geburtstag heute war, und ritten dann bei schönem Mondschein die $1^1/_2$ Meilen nach Versailles zurück. Die Straße ist von unsern Truppen ziemlich stark besetzt, was einesteils zur Sicherheit beiträgt, uns aber Aufenhalt verursachte, da wir kein Feldgeschrei und Losung hatten und die Posten uns anfangs nicht durchlassen wollten. Uebrigens ist diese Strenge durchaus geboten, da sich viel Gesindel herumtreibt, Franktireurs, die auf einzelne sofort schießen. Das Eiserne Kreuz ist schon viel verteilt worden. Onkel Ernst erhielt es wie der Großherzog von Weimar dafür, daß ihre Regimenter (d. h. frühere Kontingente) bei den Schlachten und Gefechten teilgenommen und sich ausgezeichnet haben.

*

Versailles, 5. Oktober.

Letzten Montag ritt ich auf der Ebene Sathory, einem großen Exerzier- und Manöverfeld in der Nähe von hier, wo eine Parade der Kavalleriedivision Rheinbaben stattfand. 4 Küraſſier-, 2 Husaren-, 2 Ulanen- und 1 Dragonerregiment hatten Aufstellung. Die Parade sah wirklich schön aus. Der Kronprinz ritt die Front herunter, dann war Vorbeimarsch im Schritt und zum Schluß begrüßte der Kronprinz die Offiziere in seiner gewinnenden Weise.

Heute wird der König hier eintreffen; der Kronprinz hat seine Wohnung geräumt, damit das königliche Hauptquartier dort einzieht, und wohnt jetzt in einer Villa ganz am andern Ende der Stadt, eine halbe Stunde von unsrer Wohnung, was den Verkehr noch mehr erschwert. Das königliche Hauptquartier zählt 800 Köpfe und 1100 Pferde und wird natürlich alles sehr anfüllen.

Jetzt eben kanoniert es ganz gehörig nach Bougevall zu, es sind Feldgeschütze dem Schall nach, wahrscheinlich eine feindliche Rekognoszierung; es ist gar nicht weit von hier. Man muß wirklich durch diese Schüsse von Zeit zu Zeit daran erinnert werden, daß man im Kriege ist, so friedlich geht namentlich vormittags jeder in die Stadt seinen Geschäften nach. Jetzt wird übrigens auch mit schweren Geschützen vom Mont Valerien aus geschossen. Das Platzen der Granaten klingt ganz anders. In kurzer Zeit werden wir wieder bedeutenden Zuwachs erhalten, dadurch, daß Toul und Straßburg gefallen sind. Die Stimmung in Paris soll nach Aussage von Amerikanern, die man herausgelassen hat, doch nicht mehr so kriegerisch sein; ich glaube nicht, daß es sehr lange mehr dauern wird.

*

Digitized by Google

Versailles, 6. Oktober.

Gestern setzte ich mich zu Pferde und ritt in der Richtung, wo die Kanonade gewesen; denn sie hatte schon aufgehört. Auf der Straße nach St. Cloud begegneten mir einige Offiziere, die die Meldung brachten, es wäre nur eine Beschießung von Sèvres und Meuton durch Kanonenboote gewesen. Diese Fahrzeuge haben bis jetzt noch keinen großen Schaden getan, sie beunruhigen nur und es ist ihnen nicht gut beizukommen. Nachts namentlich haben sie schon ein paarmal Granaten nach der Lanterne de Diogène geworfen, wo man jetzt nicht mehr hin kann. Ich machte dann noch einen Ritt in dem Walde zwischen hier und St. Cloud.

Zwischen 5 und 6 Uhr kam der König, vor und nach ihm der ganze enorme Troß der Prinzen, Ministerien und des Generalstabs, der Kronprinz war ihm entgegengefahren. Seine Majestät sah sehr wohl aus. Wir waren alle zum Empfange gegenwärtig. Der König wohnt in der Präfektur, wo bisher der Kronprinz gewohnt, einem mit äußerstem Luxus eingerichteten und ganz neuen und ausgedehnten Gebäude.

Leider ist heute der erste trübe Tag, seitdem wir hier sind. Es hat einen dichten Nebel. Es ist mir namentlich wegen des Königs leid, der solche Freude an der Natur hat. Um $^1/_2$2 Uhr sollen heute die Wasserkünste im Park produziert werden. Für unsre Vorposten war dies herrliche Wetter von 3 Wochen sehr günstig, doch zeigen sich gastrische und nervöse Störungen, die bei schlechtem Wetter leicht zunehmen könnten.

*

Versailles, 9. Oktober.

Vorgestern schoß der Mont Valerien 8 bis 10 Granaten auf unsre Vorposten und gleichzeitig machte seine Besatzung einen Ausfall, die sich jedoch bald zurückzog. Ich war zufälligerweise gerade nach Bougival geritten und sah teilweise die Expedition mit an. Von der Armee von Tours hört man nicht viel, sie hält jedenfalls nicht stand, da von der Tann 22 Bataillone, sehr viele Kavallerie und Artillerie hat. Die Bayern haben jetzt auch Mitrailleusen, die zwar nur 4 Läufe haben, aber immerwährend schießen.

Das Korps Werder, das von Straßburg hierhin kommandiert ist, ist bei Epinal auf feindliche Abteilungen gestoßen, die zahlreich waren; es sollen allein 5 Generale kommandiert haben, die aber nach kurzem Kampfe zurückgeworfen wurden. Von dem Ausfall von Bazaine aus Metz wirst Du schon gehört haben. Es wird wohl das letzte Lebenszeichen sein vor der Kapitulation.

Gestern war Sturm und Regen beinah den ganzen Tag, aber milde; heute ist es auch nicht sehr schön.

*

Versailles, 10. Oktober.

... Gestern dinierte ich bei dem Kronprinzen mit dem Könige und den beiden Erbgroßherzogen von Schwerin und Strelitz.

General von der Tann stieß bei Etampes auf einige feindliche Truppen,

Digitized by Google

die indessen nicht standhielten und nach kurzem Gefechte davonzogen, heute oder morgen rückt er in Orleans ein; dagegen wurde eine ganze Schwadron des 16. Husarenregiments nicht weit von hier von Franktireurs aufgehoben, nur 8 Mann und 2 Offiziere mit 11 Pferden sollen entkommen sein. Der ganze Ort wurde niedergebrannt. Es werden jetzt auch häufig Spione und Leute, die sich durch die Vorposten schleichen, eingebracht; es soll eine stete Wanderung aus Paris nach London durch solche Individuen unterhalten werden, nach den aufgefangenen Briefen ist die Stimmung noch sehr zuversichtlich in der Hauptstadt.

*

Versailles, 11. Oktober.

... Der Mont Valerien, Fort d'Issy und die Kanonenboote verschossen wieder etwas Munition. Leider ist Meudon arg zugerichtet, und es ist daher nicht mehr erlaubt, dorthin zu reiten, da bei der geringsten Bewegung in den Fenstern oder auf der Terrasse sogleich geschossen wird. Auch in St. Cloud soll das Schlafzimmer des Kaisers Napoleon gestern nachmittag beschossen worden sein, wahrscheinlich von den Kanonenbooten.

Gestern abend sah ich Wilhelm Wied, der mit dem XI. Armeekorps, welches zwischen unser V. und II. bayrische Korps eingeschoben wird, eingetroffen war. Das V. Korps rückt mehr links, da bisher die Gegend von Bougival bis Argenteuil von unsrer Seite nur schwach und beinah ausschließlich durch Kavallerie besetzt war, und sich öfters Leute von und nach Paris durchschleichen.

Gambetta soll per Luftballon aus Paris heraus sein; diese Art zu reisen kommt vielleicht in die Mode.

*

Versailles, 12. Oktober.

... Von hier wenig Neues. General von der Tann hat vorgestern diesseits des Forêt d'Orléans eine französische Division geschlagen, 3 Kanonen erbeutet, und unsre Kavallerie, 2. und 4. Division, hat die Flucht des Feindes vollständig gemacht, ebenso ist das Werdersche Korps auf seinem Marsche wieder mit feindlichen Truppen zusammengestoßen. Der Mont Valerien setzt seine Zerstörung des Schlosses von St. Cloud fort, ein ganz unnötiger Vandalismus.

*

Versailles, 13. Oktober.

... Gestern kam eine Depesche mit der guten Nachricht, daß General von der Tann nach lebhaftem Gefechte am 11. von des Morgens um 10 Uhr bis gegen Abend die Loirearmee geschlagen, Orleans mit Sturm genommen, einige Tausend Gefangene gemacht und verhältnismäßig geringe Verluste gehabt habe. Die Nachricht ist erfreulich und wichtig, denn sie kann dazu beitragen, den jetzigen Machthabern die Augen zu öffnen und den Frieden rascher herbeiführen.

*

Versailles, 14. Oktober.

... Seit gestern mittag brennt das Schloß von St. Cloud. Es ist sehr traurig! Dieses schöne, interessante Schloß mit allen möglichen Erinnerungen

Digitized by Google

verschwinden zu sehen. Ueber 60 Granaten sind in den letzten Tagen hineingeworfen worden, namentlich von den Kanonenbooten und Batterien, die im Bois de Boulogne errichtet sind. Es ist ein unnützer Vandalismus! Natürlich wird man uns die Zerstörung in die Schuhe schieben, aber man hat im Gegenteil das Schloß mit der äußersten Schonung behandelt, und nur die notwendigsten Räume zur Unterbringung der Mannschaften in Anspruch genommen.

Gestern abend war ich zum Tee beim König, nur eine kleine Gesellschaft. Prinz Luitpold (der spätere Prinzregent von Bayern) und Adalbert. Der König ist immer gleich einfach und herzlich.

Es scheint, daß die spanische Geschichte noch immer nicht ganz ruht, so sagt der König mir gestern abend, in den deutschen Zeitungen steht, daß man mit Deinem Papa unterhandle. Wenn er das Haus Braganza halten will, so glaube ich, daß er annehmen müßte, denn mit Portugal allein scheint es mir ziemlich unsicher für Louis und seine Kinder zu stehen. Beunruhige Dich aber nicht unnütz, da es gar nichts hilft, und diese spanische Geschichte jetzt gar nichts zu bedeuten hat.[1])

*

Versailles, 16. Oktober.

... Die spanische Angelegenheit hat sich diesmal darauf beschränkt, daß eine Anfrage an Graf Bismarck kam, ob der König im Falle meiner Wahl die Genehmigung dazu geben würde. Die Antwort darauf lautete, des Königs Name soll nicht mehr in dieser Angelegenheit genannt werden. Die Haltung der spanischen Regierung zu Anfang des Krieges sei nicht befriedigend gewesen. Der König hätte mir Freiheit der Entschließung gegeben. Weitere Schritte seien an mich zu richten.

Damit hat diese Episode vorläufig wohl ihr Ende erreicht; ich lasse mich auf keine Unterhandlungen ein.

Vorgestern nachmittag war ich in St. Cloud, traf gerade einen Moment, wo die Beschießung etwas pausierte. Das Schloß ist gänzlich ausgebrannt, es stehen nur noch die vier kahlen Mauern.

Viel hat nicht gerettet werden können, das Kostbarste ist glücklicherweise schon bei Beginn des Krieges entfernt worden, aber reizende Möbel, Kamine, Teppiche, Statuen, auch Bilder sind zugrunde gegangen. Die schöne Apollogalerie mit den berühmten Deckengemälden von Migard ist ausgebrannt. Es machte einen wehmütigen Eindruck.

Von Orleans keine neueren Nachrichten, in Bourges sollen aber viele Truppen stehen. Ebenso hat General Werder auf seinem Vormarsch den Feind in so starker Anzahl gefunden, daß er Halt gemacht. Man sieht, der Widerstand ist keineswegs ganz gebrochen, was auch nicht möglich ist, da Frankreich

---

[1]) Sowohl in dem Briefe vom 14. Oktober wie in dem vom 16. fällt die Kühle, fast Gleichgültigkeit auf, mit der der Erbprinz nunmehr die spanische Thronfolgefrage behandelt. Sie tritt noch öfter an ihn heran.

Digitized by Google

ein zu großes Land ist. Marschall Bazaine hat übrigens einen Generalstabsoffizier hierher gesandt, um mit dem Könige wegen einer Kapitulation zu unterhandeln. Wenn Metz sich übergibt, dann kann der Friede in kurzer Zeit geschlossen sein.

Am 15. machten die Franzosen einen Ausfall auf Bagneux, Chatillon, wobei die Bayern doch mehr als 300 Mann und 12 Offiziere verloren.

*

Versailles, 18. Oktober.

... Von einem Bombardement der Stadt ist keine Rede, vor 14 Tagen wird es nicht beginnen. Hoffentlich kann es Paris erspart bleiben, es wäre ein furchtbares Strafgericht, wenn Paris dasselbe Los wie Straßburg erwartete. Uebrigens erheben sich überall Franktireurs, und Frankreich hat noch über viele Männer zu gebieten. In Maintenon und an andern Orten sollen 25000 Mobilgarden zum Anmarsch auf hier bereit sein. Mit diesen Truppen wird man aber schnell fertig, denn sie haben nicht die Widerstandskraft der Armeetruppen.

*

Versailles, 19. Oktober.

... Prinz Luitpolds jüngster Sohn, der Bruder von Prinzeß Therese (Prinzeß Therese von Bayern, die viele Reisen zu naturforschenden Zwecken gemacht hat, ist die Tochter des früheren Prinzregenten Luitpold, Schwester des jetzigen Königs Ludwig III.), Prinz Arnulf war gestern abend, wo beim König Empfang war, ebenfalls da; er ist sehr nett, und wir haben uns angefreundet.

Von Paris sowohl wie von Orleans, Chartres nichts Neues gestern. Der erwartete Ausfall aus Paris fand nicht statt; man ist aber täglich darauf gefaßt. Vorgestern kam der Nuntius Chigi aus Paris hier an; es wird ihm dort wohl zu schwül geworden sein. Ich habe nicht erfahren, ob er viel Interessantes erzählt hat. Die Stimmung soll, so viel scheint gewiß, allmählich eine gedrückte werden, die Lebensmittel werden natürlich immer teurer, zu fehlen scheinen sie indessen nicht. Einige Wochen können sie es drinnen noch aushalten, ich glaube aber immer noch, daß die Vernunft vorher siegt.

*

Versailles, 29. Oktober.

... Gestern mittag wurde plötzlich Alarm geblasen. Man hörte eine anfangs dumpfe, dann immer heftiger werdende Kanonade in der Richtung auf den Mont Valerien. Ordonnanzen jagten durch die Straßen, alles war in Bewegung, und es war klar, daß die Franzosen einen Ausfall gemacht hatten. Wir eilten zu unserm Hauptquartier und ritten mit dem Kronprinzen und der ganzen Suite nach Beauregard auf eine Höhe von Bougival. Dort verteilte man sich und jeder versuchte, so gut es anging, das Gefecht zu sehen. Es spielte größtenteils im Wald und war durch zahlreiche Artillerie unterstützt. Gegen 2 Uhr hatte das Gefecht angefangen und nach 5 Uhr war es beendet. Leider haben wir ziemlich viele Verwundete, wohl an 250 bis 300 Mann. Die Franzosen sicher aber ebensoviel. Wozu nun dieses unnütze Blutvergießen, da doch kein

Digitized by Google

Zweck erreicht wird? Den Franzosen haben wir 2 Geschütze und 100 Gefangene abgenommen; sie waren wohl über 20000 Mann stark.

Gestern mittag, gerade während des Alarms, kam Geheimrat Abeken mit wichtigen Depeschen zu mir, die die spanische Angelegenheit wieder berühren. Ich habe nicht Zeit, heute alle Details mitzuteilen, ich konnte sie ja auch mir in Eile nur vorlesen lassen. Nur so viel, daß allerdings vom A(osta) die Rede ist, man aber zuerst noch einmal mich fragt; ich lasse mich auf gar keine Negotiationen ein.

*

Versailles, 26. Oktober.

... Dieser Tage wird Thiers im Hauptquartier erwartet; es würde mich interessieren, den alten Mann kennen zu lernen. Auch Madame Bazaine soll erscheinen. Gestern abend wiederholte sich das Nordlicht, nur in schwächerem Maße als das erstemal, wo es sehr stark war. Merkwürdige Erscheinung! — Am 25. Oktober schreibt der Erbprinz: Gestern abend war ein merkwürdiges, ganz großartiges Nordlicht. Nie habe ich ein ähnliches Schauspiel am Himmel gesehen, der bald blutrot mit weißlichen aufsteigenden Strahlen, bald bläulich-weiß erschien. Zwischen 8 und 9 Uhr abends war es wohl am schönsten.

*

Versailles, 27. Oktober.

... Soeben kommt die Nachricht von der Kapitulation von Metz und der Bazaineschen Armee, 150000 Mann und ein ungeheures Kriegsmaterial. Schon mehrere Tage waren solche Gerüchte in der Luft. Man sagte aber, Bazaine wolle bloß mit der Armee sich ergeben, aber nicht die Festung ausliefern. So ist der Erfolg viel größer, die Nachricht eine herrliche neue Siegesbotschaft, die sicher die Friedensverhandlungen näherrücken werden. Es ist beiden Ländern zu wünschen! Hier muß in den ausgeschossenen Gegenden und niedergebrannten, verwüsteten Ortschaften bald ein namenloses Elend ausbrechen, da der Winter vor der Tür ist. — Hier haben die Württemberger ein glückliches Gefecht bei Naugis, südöstlich von Paris, gehabt, wobei sie 300 Gefangene machten.

*

Versailles, 29. Oktober.

... Es war heute ein etwas besetzter Tag für mich. Nachdem Prinz Adalbert, der mich besuchte, fort war, empfing ich O'Sullivan, und darauf fuhr ich zum Kronprinzen, der heute nebst dem Prinzen Friedrich Karl Feldmarschall geworden ist. Um 4 Uhr war Diner beim König. O'Sullivan (Sir Arthur war englischer Komponist, den der Erbprinz in Lissabon hatte kennen gelernt) erzählte ganz interessant von Paris. Nach seiner Mitteilung sei die Stadt noch gut verproviantiert und die Bewohner zur energischen Verteidigung entschlossen, doch ist bekanntlich in einer so großen Stadt mit so heterogenen Elementen die Strömung jeden Tag eine andre. Wir sprachen dann auch über Spanien; er meinte, Dein Vater hätte die Wahl annehmen sollen; er habe ihm seinerzeit darüber geschrieben.

*

Digitized by Google

Versailles, 2. November.

... Die französischen Gardetruppen von Metz sollen noch gut und militärisch ausgesehen haben. Vom Fleckentyphus habe ich nichts gehört, dagegen der gewöhnliche Typhus herrscht bedeutend bei unsern dortigen Zernierungstruppen. Es sollen allein an 90 Offiziere dort gestorben sein. Der Gesundheitszustand wird sich aber jetzt bessern, sowie die Truppen marschieren.

Bei Dijon haben die Werderschen Truppen wieder ein siegreiches Gefecht gehabt und 500 Gefangene gemacht. Das Gefecht letzten Sonntag bei Le Bourget hat der Garde leider viel gekostet. An 30 Offiziere und über 1000 Mann sind tot und verwundet.

Auf unsrer Seite wird wieder viel geschossen; diese Nacht um 12 Uhr, wie ich mich eben zu Bett legen wollte, fing es an so stark und heftig zu kanonieren, daß die Fenster zitterten. Ich sah deutlich den Lichtschein der Schüsse vom Mont Valerien. Auch heute nachmittag schoß er sehr viel nach verschiedenen Richtungen. Es ist ein sehr rauher, schneidiger, kalter Nordwind, der erste kalte Tag hier.

*

Versailles, 4. November.

... Es ist recht kalt seit 2 Tagen, scharfer Nordostwind, aber heute scheint die Sonne, und es ist gesundes Wetter. Der Vorpostendienst wird von Tag zu Tag anstrengender, da an vielen exponierten Stellen die Leute sich oft stundenlang nicht ausruhen dürfen, wenn sie nicht totgeschossen werden wollen, überdies feuert der Mont Valerien und die Kanonenboote nach allen Richtungen, und die Geschosse, die die Leute scherzweise Zuckerhüte nennen wegen ihrer Form und Größe, fliegen ungeheuer weit.

Thiers ist noch hier, er hat lange mit Graf Bismarck verhandelt, was annehmen läßt, daß sie eine annehmbare Basis für Unterhandlungen wahrscheinlich in einem Waffenstillstand zunächst gefunden, doch sind das alles nur Vermutungen, und über den Inhalt des Gesprächs ist natürlich nichts bekannt.

Die Nachricht von der Kapitulation von Metz soll in Paris eine außerordentliche ungeheure Aufregung verursacht haben, man sagt, daß Trochu und Jules Favre selbst einige Stunden gefangen worden.

Nach Gerüchten soll in Paris seit 2 Tagen die rote Republik herrschen. Paris verteidigt sich bis jetzt gut; ich habe die feste Hoffnung, bis Weihnachten wieder bei Euch zu sein.

*

Versailles, 6. November.

... Gestern abend traf Albert Altenburg hier ein, um einige Tage hierzubleiben; er hat die interessanten Gefechte bei Tours, Artenay, Orleans mit der Kavalleriedivision des Prinzen Albrecht mitgemacht. Nächstens werden alle deutschen Fürsten hier versammelt sein, und wird das Leben dadurch zu sehr ein Hofleben, und der Charakter des Kriegslebens in Anspruchslosigkeit und Einfachheit, das etwas Gesundes hat, geht leider verloren.

*

Digitized by Google

Versailles, 8. November.

... Thiers ist gestern früh, wie man sagt, nach Tours abgereist, und es heißt, man hätte sich über keinen Waffenstillstand einigen können, also Fortsetzung des Krieges aufs Messer, trotzdem glauben unterrichtete Leute, daß in 14 Tagen Friedensunterhandlungen angeknüpft würden. Man muß sich wohl noch darauf gefaßt machen, daß die Armee in Paris einen Ausfall mit vereinten Kräften versucht, auf den, wenn er glücklich abgeschlagen wird, gewiß eine dem Frieden geneigte Stimmung eintreten wird, doch ist das nur Ansichtssache, und es ist besser, nicht davon zu sprechen.

Heute früh kam ein Zeitungsredakteur (Korrespondent), von Graf Solms geschickt, der, mit den spanischen Verhältnissen vertraut, ein großer Anhänger meiner Kandidatur ist. Er spricht ganz interessant, auch über französische Verhältnisse.

Nichts Neues, als daß Verdun gefallen ist, eine angenehme Nachricht, da dadurch eine neue Eisenbahnlinie frei wird.

Der Großherzog von Mecklenburg geht mit 2 Armeekorps nach dem Westen, ein hübsches Kommando. Es sammeln sich in jenen Gegenden größere Massen Mobilgarden, die, wenn auch zu schwach für einen großen Offensivstoß, doch unsern Rücken beunruhigen.

*

Versailles, 11. November.

... O'Sullivan ist auf Befehl Bismarcks aus Versailles gewiesen, mit der Anweisung, über Deutschland zu gehen. Ob man Kompromittierendes bei ihm gefunden, weiß ich natürlich nicht. Man ist in letzter Zeit sehr wachsam, wobei man, im allgemeinen gesagt, recht hat. Vorgestern hat bei Orleans ein mehrstündiges Gefecht stattgefunden, das jedoch nicht bedeutend war, worauf sich General von der Tann, seiner Instruktion gemäß, zurückzog.

*

Versailles, 14. November.

... Das Gefecht vom 9. bei Coulmiers zwischen dem I. bayrischen Korps von der Tann und der Loirearmee war doch sehr heftig und dauerte 7 Stunden, wobei die Bayern der dreifachen Uebermacht zu widerstehen hatten. Die Franzosen sollen übrigens mit großer Energie angegriffen haben; endlich zogen sich die Bayern zurück — man sagt, mit 800 bis 1000 Mann Verlust. Der Feind folgte aber nicht, jetzt mag er kommen, er findet eine gleiche Macht.

Stets schlechtes Wetter! Von Paris weiß man nur, daß die Friedenspartei sich rühre, und die Zeitungen sprechen sich im versöhnlichen Sinne aus, es ist das immerhin einigermaßen sympathisch.

*

Versailles, 15. November.

... Man fängt jetzt häufig Ballons, auf die man mit Wallbüchsen schießt, und sowie in dem Ballon ein Loch ist, entweicht das Gas und der Ballon sinkt;

Digitized by Google

dadurch wird man mit den neuesten Zeitungen und Briefen versehen. Man kann daraus erfahren, daß viele Stimmen für den Frieden laut werden, und man die Hoffnungslosigkeit des Kampfes einsieht, ob sie aber so bald schon durchdringen, ist eine andre Frage. (Fortsetzung folgt)

Abrechnung

Von

Dr. Freiherrn v. Jettel

Wer in späteren Zeiten die diplomatische Geschichte des jetzigen Krieges schreiben wollte, wird sich wohl hüten müssen, die amtlichen Kundgebungen allein als Quelle zu benützen. Schon die Reihenfolge der Kriegserklärungen würde ein falsches Bild geben. So hat das Deutsche Reich bereits am 3. August erklärt, es betrachte sich als mit Rußland im Kriegszustande befindlich, da russische Truppen die deutschen Grenzen überschritten hätten. Erst drei Tage später erfolgte die Kriegserklärung Oesterreich-Ungarns an Rußland „im Hinblick auf die drohende Haltung Rußlands in dem Konflikte zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien, sowie angesichts der Tatsache, daß Rußland infolge dieses Konfliktes nach einer Mitteilung des Berliner Kabinetts die Feindseligkeiten gegen Deutschland eröffnen zu sollen glaubte, und dieses sich somit im Kriegszustande mit der genannten Macht befinde". Aus einer bloßen Nebeneinanderstellung dieser Daten könnte man den Eindruck gewinnen, als ob Oesterreich-Ungarn eigentlich nur vermöge seines Bündnisses mit dem Deutschen Reiche Rußland den Krieg erklärt hätte. Dem ist aber nicht so.

Rußlands Politik während der letzten Jahre war derart von Feindseligkeiten gegen die Donaumonarchie erfüllt, sie setzte sich aus einer solchen Reihe zielbewußter Angriffe auf Oesterreichs Lebensbedingungen zusammen, daß es früher oder später zu einer Auseinandersetzung zwischen den beiden Mächten kommen mußte; es bedurfte dazu nur eines äußeren Anstoßes. Der Schuß, der am 28. Juni in Serajewo fiel, das Werk in Serbien großgezogener Mordbuben, brachte den Stein ins Rollen.

Seit Oesterreich-Ungarn auf Grund einer später freilich von den Petersburger Staatsmännern ignorierten formellen Vereinbarung mit der russischen Regierung sich in Bosnien festgesetzt hatte, hegte man in Rußland einen tiefen Groll gegen die benachbarte Monarchie, der, wenn er auch zeitweise unter der Oberfläche verschwand, doch immer wieder als Unterton durchzuhören war. Man erinnere sich der aufreizenden Reden des Generals Skobelew, des in einem russischen Blatte veröffentlichten Programms des Fürsten Swatopluk Mirski, der als das Ziel der russischen Politik die Vernichtung Oesterreich-Ungarns, den Sturz der Habsburger und die Einverleibung Galiziens und der Bukowina bezeichnete, nicht zu gedenken der ununterbrochenen Hetze der russischen nationalistischen Presse

Digitized by Google

gegen Oesterreich. Die unmittelbare Ursache dieses Grolles lag darin, daß Rußland in der Donaumonarchie das Haupthindernis auf dem Wege zu seinem Jahrhunderte alten Ziele, den Meerengen, erblickte, ein Ziel, das es nur mit Oesterreich oder gegen Oesterreich erreichen konnte. Um dahin zu gelangen, mußten zunächst die Türken zurückgedrängt und auf den Trümmern ihrer Herrschaft eine Reihe kleiner, schwacher Staaten geschaffen werden, die, solange sie ihren sog. Befreiern zu Willen waren, bei Rußland moralische und materielle Hilfe fanden, wenn sie sich aber von dem russischen Einflusse freimachen wollten, zerschmettert wurden. Der Battenberger, der hingemetzelte Stambulow, der arme Alexander von Serbien sind ebensoviele Merkzeichen des russischen Befreiungswerkes. Und noch heute arbeitet Rußland mit denselben Mitteln der Einschüchterung wie einst und je, hat sich doch der russische Vertreter in Sofia nicht gescheut, den bulgarischen Ministern mit dem Schicksale Stambulows zu drohen, falls sie den russischen „Ratschlägen" kein Gehör schenken sollten. Als die Türken im Jahre 1833 Rußland gegen Mehemed Ali zu Hilfe riefen, erhielt der russische Spezialgesandte Orlow den Auftrag, dem Sultan „die Ueberzeugung beizubringen, daß sein Schicksal allein von der großmütigen Hilfe des Zaren abhänge". Der Erfolg dieser Mission war der unglückliche Vertrag von Unkiar Iskelessi. Es ist dieselbe Melodie, nur mit einem andern Texte. Professor Mitrofanow hat in einem vor nicht langer Zeit in den Preußischen Jahrbüchern veröffentlichten, an Professor Delbrück gerichteten Briefe die Balkanpolitik Rußlands treffend gekennzeichnet. „Rußland," heißt es dort, „kann dem Schicksal der Balkanstaaten gegenüber nicht gleichgültig bleiben (man bemerke die Uebereinstimmung des Ausdruckes mit dem Telegramm des Zaren an Kaiser Wilhelm vom 29. Juli). Sie sind eine Rückendeckung gegen die Meerengen, und Rußland hat es zu viel Geld und Blut gekostet, um die Sache fallen zu lassen." Wenn es dessen noch bedurft hätte, läge in diesen wenigen Worten ein offenes Eingeständnis der Tatsache, daß die sog. Befreiung der Balkanvölker nicht Selbstzweck der russischen Balkanpolitik war, sondern nur Mittel zum Zwecke. Wie wenig Achtung übrigens Rußland vor fremdem Volkstume hegt und wie wenig es sich aus eingegangenen Verpflichtungen macht, es zu respektieren, zeigt das Beispiel von Polen und Finnland.

Als Werkzeuge der russischen Balkanpolitik wird eine besondere Art von Diplomaten großgezogen, die für solche Stellungen die nötigen Anlagen, die Fähigkeit zu skrupellosen Intrigen und das Geschick besitzen, zur rechten Zeit mit Zucker und Peitsche zu hantieren. Als Vorbild mag General Ignatiew dienen, den man den Vater der Lüge nannte und dem ein reicher Kindersegen beschieden zu sein scheint. Einige Namen werden genügen: Hitrowo, Tsarykow, Hartwig, eines der gefährlichsten Intriganten, des gegenwärtigen russischen Botschafters in Frankreich, Iswolski, nicht zu gedenken, dessen unlöschbarer Rachedurst für Buchlau nicht wenig dazu beigetragen hat, die Revancheidee in Frankreich immer wieder aufzupeitschen und wach zu erhalten.

Man konnte glauben, mit der Aufteilung fast des ganzen europäischen Be-

Digitized by Google

sitzes der Türkei unter die Balkanstaaten und der Verzichtleistung Oesterreich-Ungarns auf jeden Gebietszuwachs wäre das orientalische Problem seinem wesentlichen Inhalte nach gelöst und damit die nächstliegende Ursache zu Konflikten zwischen Rußland und Oesterreich-Ungarn beseitigt. Das wäre aber ein Irrtum gewesen, wie sich bald zeigte. Rußland begnügte sich nicht mit seinem Erfolge, es zielte auf die Schwächung Oesterreich-Ungarns, auf die Verringerung seines Länderbesitzes ab, indem es im Süden und im Norden an seinen Grenzen Feuer anlegte.

Seit dem auf so blutigem Wege erfolgten Wechsel der Dynastien auf dem serbischen Throne, insbesondere aber seit der Annexion Bosniens durch Oesterreich-Ungarn erfreut sich Serbien des besonderen Schutzes Rußlands. Daraus macht man kein Geheimnis mehr. In einem im September 1909 in der „Fortnightly Review" erschienenen Artikel, als dessen Inspirator Iswolski gilt und worin der russische Standpunkt in der kurz vorher zum Abschlusse gelangten diplomatischen Kampagne in schärfster Weise dargelegt war, hieß es wörtlich, Rußland mußte gegen das Projekt der Sandschakbahn Stellung nehmen, denn durch diese Bahn würde Serbien in zwei Hälften gespalten, und Serbien sei doch Rußlands Schützling. Serbien hatte sich damals den österreichischen Forderungen unterworfen, wohl weil sein Beschützer der diplomatischen Niederlage nicht auch eine solche auf dem Schlachtfelde folgen lassen wollte. Allein man blieb seitdem in Petersburg auf der Hut. Als während des Balkankrieges ein aktives Eingreifen Oesterreich-Ungarns befürchtet wurde, das ja in dem Balkanbündnisse ausdrücklich vorgesehen war, beruhigte man die russische Oeffentlichkeit mit einer in der offiziösen „Rossija" und in der „Nowoje Wremja" veröffentlichten Erklärung, die Behauptung, Oesterreich-Ungarn wolle Serbien erdrücken, sei unbegründet. Und nach der Entsendung des Prinzen Hohenlohe nach Petersburg im März 1913 fügte die russische Regierung dem vereinbarten Communiqué die Bemerkung hinzu, die gepflogenen Erörterungen hätten ergeben, daß Oesterreich keine aggressiven Absichten gegen seinen südslawischen Nachbar hege. Diese zärtliche Sorge um Serbiens Wohl und Wehe zeigte sich aber nicht bloß in Worten. So oft man an der Newa eine Schädigung serbischer Interessen oder gar einen Angriff auf sein Gebiet besorgte, erhob Rußland drohend den Finger, zog an der russischen Grenze Truppen zusammen und nötigte Oesterreich-Ungarn zu kostspieligen Gegenmaßregeln. So geschah es nach der Annexion Bosniens, dann wieder während des Balkankrieges und nun, sobald Oesterreich-Ungarn seinen Entschluß kundtat, sich ein für allemal vor den serbischen Treibereien Ruhe zu verschaffen, selbst auf die Gefahr eines Zusammenstoßes mit Rußland hin.

Und weshalb erfreut sich Serbien des besonderen Schutzes Rußlands? So gut wie alle Welt, vielleicht noch besser, sind der russischen Regierung die Wühlereien Serbiens an unsrer südöstlichen Grenze bekannt. Eine großserbische Propaganda ist seit Jahren am Werke, deren offenkundiges Ziel die Losreißung Kroatiens und Bosniens von der Monarchie ist. Man hat nie davon gehört, daß Rußland diese Treibereien mißbilligt hätte. Sie erfreuen sich vielmehr

Digitized by Google

zweifellos seiner Zustimmung, denn Serbien arbeitet damit für Rußland, das es auf die Schwächung Oesterreichs, des Verbündeten Deutschlands, abgesehen hat. Dieses „schwache Land" hätte es gewiß nicht gewagt, die große Nachbarmonarchie fortgesetzt herauszufordern, wenn es nicht gewußt hätte, daß Rußland hinter ihm steht. Deshalb ist Rußland dafür verantwortlich, wenn Serbien die verdiente Züchtigung erhält.

Unter demselben Schlagworte des Schutzes über Slawen und Rechtgläubige, das der russischen Balkanpolitik zum Deckmantel dient, betreibt Rußland seit einiger Zeit eine lebhafte Wühlarbeit unter den österreichischen und ungarischen Ruthenen. Es ist vielleicht mehr als ein Zufall, daß diese Aktion zeitlich ungefähr mit den Erörterungen über die Sandschakbahn und die Entrevue von Reval zusammentrifft. Im Sommer 1908 fand in Prag eine allslawische Versammlung statt, auf der an Stelle des abgenutzten Panslawismus der Neoslawismus verkündigt wurde. Als russischer Abgesandter nahm an den Verhandlungen Graf Bobrinski teil, dessen Name damals zum ersten Male auftauchte. Nach Schluß des Kongresses bereiste Bobrinski die von Ruthenen bewohnten Gebiete Ostgaliziens und Oberungarns und legte dort den Grund zur Organisierung der russophilen Partei. Heimgekehrt, veröffentlicht er in den nationalistischen russischen Blättern zahlreiche Artikel, in denen zu Sammlungen für die „unglücklichen" Russen in Galizien aufgefordert wird, gründet eine große, seinen Zwecken dienende Tageszeitung „Prikarpatskaja Rus" und galizische Hilfsvereine in den russischen Städten. Wo sich in Ostgalizien eine Mittelschule befindet, entsteht ein Schülerheim mit russischer Umgangssprache, in russischen Priesterseminaren werden ruthenische Bauernsöhne zu Popen herangebildet, von russischen Archimandriten geweiht und zu russischen Propagandazwecken nach Galizien entsendet. Zweifellos wird gleichzeitig der Grundstein für die leider so erfolgreiche russische Spionage in Ostgalizien gelegt. Inzwischen hält man in Rußland von geistlichen und militärischen hohen Würdenträgern besuchte Versammlungen ab, in denen die furchtbaren Leiden der jenseits der Grenzen wohnenden Glaubensgenossen in den lebhaftesten Farben geschildert und Resolutionen beschlossen werden, die die Regierung auffordern, auf den Karpathen die russische Fahne aufzupflanzen. Zu spät erkannten leider die Behörden den Ernst der Lage. Den armen Opfern dieser Wühlarbeit wurde in Lemberg und Marmaros Szigeth der Prozeß gemacht, und sie müssen ihre Leichtgläubigkeit im Kerker büßen, während die wahrhaft Schuldigen frei ausgingen.

Weitaus bedauerlicher und gefährlicher waren die russischen Verführungskünste auf militärischem Gebiete. Seit Jahren wechseln mit auffallender Hast die Persönlichkeiten, welche am Wiener Hofe die Stelle eines russischen Militärattachés bekleiden. Mit allen Ehren aufgenommen und behandelt, die dem militärischen Vertrauensmanne ihres Souveräns gebühren, erblicken sie ihre Hauptaufgabe darin, geldbedürftige, gewissenlose Offiziere zum Treubruch, zum Verrat an ihrem Vaterlande zu verleiten, um, sobald die Sache auskommt, vom Schauplatze ihrer Tätigkeit zu verschwinden, die armen Verführten der verdienten

Digitized by Google

Strafe überlassend. Hochverrats- und Spionageprozesse sind so die traurigen Denkmäler russischer Politik in Oesterreich.

Dieser Zustand steter Bedrohung des inneren und äußeren Friedens der Donaumonarchie war auf die Dauer unerträglich; es mußte versucht werden, ihm ein Ende zu machen. Oesterreich-Ungarn sollte wieder wie in den Tagen der Babenberger und der ersten Habsburger die Ostmark sein, an der sich die Wellen slawischen Uebermutes brechen.

Zur Zeit, wo diese Zeilen in Druck gehen, Mitte September, dauert das blutige Ringen noch fort, das auf lange Zeit hinaus über die Geschicke Europas bestimmen soll. Was immer auch kommen mag, Oesterreich-Ungarn opfert nicht mutwillig das Blut seiner Söhne, es kämpft um sein Ansehen, seine Großmachtstellung, seinen Besitzstand.

Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg

Aus den Erinnerungen

von

Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischem Ministerpräsidenten a. D.

(Fortsetzung)

Betrachtet man den vom Könige Carol durchschrittenen Lebensweg von dem Augenblick an, in welchem er den Entschluß faßte, die ihm vom rumänischen Volke angetragene Krone anzunehmen, so tritt ein durch sittliche Kraft getragener Wille heran, der mit Erreichen des ersten unmittelbaren Zieles nicht aufhört, sondern die Erfüllung weiterer höherer Aufgaben fordert.

Das durch ein erhöhtes Pflichtgefühl getragene Wirken hat dem Könige Carol eine hohe Stellung unter den Monarchen seiner Zeit verschafft, die nicht nur erhalten wurde, sondern zum Wohle und Gedeihen Rumäniens sich steigerte.

Auf den König Carol von Rumänien passen folgende Worte Schillers:

„Denn wer den Besten seiner Zeit genug
Getan, der hat gelebt für alle Zeiten.
Es wächst der Mensch mit seinen höhern Zwecken."

Dies soll durch ein paar historische Denksteine — 1891, 1896, 1898, 1904 — bewiesen werden.

1891

Wem Rumänien es verdankt, daß es von Schicksalsschlägen und Wirren verschont geblieben ist, das ist dem Rumänenvolk tief ins Herz geschrieben, und klar und schön faßt das ein Schreiben Kaiser Wilhelms II. zusammen, worin dieser dem Könige Carol seine Glückwünsche zum 10./22. Mai 1891 ausspricht:

Digitized by Google

„Durchlauchtigster, großmächtigster Fürst,
Freundlich lieber Vetter und Bruder!

Fünfundzwanzig Jahre sind verflossen seit jener Zeit, als Eure Majestät zuerst berufen wurden, die Regierung des rumänischen Staates zu übernehmen, und am 22. Mai dieses Jahrzehnts wird ein Jahrzehnt vergangen sein seit jenem denkwürdigen Tage, an welchem es Eurer Majestät vergönnt war, nach segensreicher, im Kriege und im Frieden erprobter Herrschaft, von dem einstimmigen Wunsche der rumänischen Nation getragen, die Königskrone für Rumänien und für Dero erhabenes Haus vom Altar des Herrn zu erhalten. Eurer Majestät weiser und tatkräftiger Regierung über ein hochbegabtes und tüchtiges Volk ist es zu verdanken, wenn Rumänien nach schweren Kämpfen zu einem vollberechtigten, angesehenen Gliede im Rate der Völker geworden ist, und wenn unter Eurer Majestät Zepter jeder Rumäne sich des stolzen Bewußtseins erfreuen kann, einem Staatswesen anzugehören, welches als Träger einer uralten Kultur die wohlwollenden Sympathien aller zivilisierten Nationen besitzt!

„Bei dem nahen Verwandtschaftsverhältnisse unsrer Häuser ist es mir ein Herzensbedürfnis, Eurer Majestät zu dieser freudigen Feier meinen warmen Glückwunsch und zugleich die Hoffnung auszusprechen, daß, ebenso wie die Bande unsrer persönlichen Freundschaft, auch die sicheren politischen Beziehungen Rumäniens zum Deutschen Reiche, wie sie seit Jahren unter der erleuchteten Regierung Eurer Majestät bestehen, auch für die kommende Zeit erhalten werden mögen.

„Eure Majestät werden mich zu Dank verbinden, wenn dieselben auch Ihrer Majestät der Königin, welche neben Eurer Majestät sich um die Pflege idealer und künstlerischer Bestrebungen, sowie um Bildung des rumänischen Volkes unvergängliche Verdienste erworben hat, meinen aufrichtigen Glückwunsch zu Füßen legen wollten.

„Zugleich ergreife ich diesen Anlaß, Eurer Majestät die Versicherung der vollkommensten Hochachtung und wahren Freundschaft zu erneuen, womit ich verbleibe Eurer Majestät freundwilliger Vetter und Bruder

Wilhelm I. R."

„Schlitz, den 10. Mai 1891.

1896

Den 2./14. September 1896 begaben sich Seine Majestät der König Carol und Seine Königliche Hoheit der Kronprinz Ferdinand, begleitet vom Ministerpräsidenten Demeter A. Sturdza, dem Kriegsminister General Budisteanu, dem Minister der öffentlichen Arbeiten C. Stoicescu und einem zahlreichen militärischen Gefolge, nach Orschova, um der Eröffnung des Donaukanals am Eisernen Tor beizuwohnen. Seine Majestät wird feierlich empfangen von den Behörden in Titu, Pitesti, Filiasch und Turnu-Severin.

Digitized by Google

Auf der Bahnstation zu Orschova wird Seine Majestät der König Carol am 3./15. September von Seiner Majestät dem Kaiser Franz Josef sehr warm und herzlich begrüßt. Es nahmen teil am Empfange der König Alexander von Serbien und der Erzherzog Josef.

Die Allerhöchsten Herrschaften besteigen das mit zahlreichen Fahnen und Blumenkränzen geschmückte Schiff „Franz Josef", umgeben von sämtlichen österreichischen und ungarischen Militär- und Zivilbehörden, sowie von den Suiten der Könige von Rumänien und Serbien, und fahren durch den ganzen Donaukanal am Eisernen Tor hin und zurück.

Bei dieser Gelegenheit hält Seine Majestät der Kaiser Franz Josef folgende Ansprache:

„En ce moment solennel, qui nous réunit pour fêter une grande œuvre d'utilité publique, Je suis heureux de souhaiter la bienvenue aux Souverains des deux pays, dont les deux rives, baignées par le Danube, symbolisent la communauté de nos intérêts.

„Les travaux confiés à l'Autriche-Hongrie par l'Aréopage Européen réuni à Berlin sont terminés. Les dernières entraves, qui s'opposaient à la libre circulation sur le parcours du grand fleuve, se trouvent écartées. Fier de la mission qui nous est échue, Je déclare la nouvelle voie ouverte, et, convaincu qu'elle donnera un puissant et salutaire essor au développement aussi pacifique que lucratif des rapports internationaux, Je bois au bonheur et à la prospérité de nos peuples!"

Des Abends wird in Mehadia eine Festtafel gehalten.

Seine Majestät der Kaiser Franz Josef hält folgenden Toast:

„Je bois à la santé de Mes Augustes Hôtes, le Roi de Roumanie et le Roi de Serbie. Je Les remercie d'avoir eu la bonté d'assister à la fête d'aujourd'hui. J'espère que les liens d'amitié qui M'unissent à Eux continueront comme les relations de bon voisinage entre nos Etats!"

Die Antwort Seiner Majestät des Königs Carol lautet wie folgt:

„Je suis profondément touché des paroles aimables de Votre Majesté et Je La prie de bien vouloir accepter Mes remerciments les plus vifs pour ce signe de bienveillance. J'ai répondu avec une joie sincère à l'invitation gracieuse de Votre Majesté d'assister à l'inauguration des travaux exécutés aux Portes de Fer, par lesquels les obstacles qui s'opposaient jusqu'à présent à la navigation du Danube ont été écartés à l'avantage des Etats Riverains.

„Le souvenir de cette belle fête me sera d'autant plus cher que cette fête mémorable M'a procuré le bonheur de féliciter Votre Majesté pour son arrivée aux frontières de Mon pays.

„Je fais des vœux pour que cette entrevue contribue à rendre encore plus intimes les liens d'amitié, aussi bien établis entre Nos Etats, et à assurer leur développement économique ainsi que leurs rapports commerciaux sur une base solide et durable.

Digitized by Google

„Dans cet espoir Je m'associe de tout cœur aux vœux chaleureux que les fidèles sujets de Votre Majesté font sans cesse pour Son Auguste Personne et la Maison Impériale, ainsi qu'à leur cri, qui doit aujourd'hui retentir des Alpes jusqu'à la Mer Noire:

„Vive Sa Majesté l'Empereur d'Autriche et Roi de Hongrie!

„Vive Sa Majesté l'Impératrice et Reine!"

Am 4./16. September langen der König Carol und der Kronprinz Ferdinand um 9 Uhr morgens in Craiova an, wo dieselben den Kaiser Franz Josef erwarten.

Am nämlichen Tage überschreitet der Kaiser Franz Josef die Grenze Rumäniens in Vârcerova. Er wird dort vom Ministerpräsidenten Demeter A. Sturdza im Namen des Königs Carol begrüßt. Der Kaiser ist von seinem ganzen Zivil- und Militärhofstaate begleitet: vom Grafen A. Goluchowski von Goluchowo, Minister des Auswärtigen und des kaiserlichen Hauses, vom Baron v. Aehrenthal, kaiserlichem Gesandten in Rumänien, dem Legationssekretär Grafen Thurn-Valsassina, dem Attaché v. Szillasy und dem Militärattaché Grafen Stürgh, von dem General der Kavallerie und Generaladjutanten Grafen Paar, von dem Feldzeugmeister Generalstabschef der österreichischen Armee Baron v. Beck, von dem Feldmarschalleutnant Bolfras von Ahnenburg, Chef der Militärkanzlei, von dem kaiserlichen Adjutanten Oberstleutnant Somogyi Gyöngyös und Oberstleutnant Pollak v. Klumberg.

Der Kaiser wird vom König in Craiova herzlich begrüßt. Der Bürgermeister der Stadt wird vorgestellt und präsentiert das heimische Brot und Salz.

Von Craiova bis Bukarest fahren die Allerhöchsten Herrschaften in einem Hofzuge und werden in Statina und Pitesti vom Volke und den Truppen enthusiastisch empfangen.

Der Hofzug kommt um $3^1/_2$ Uhr nachmittags in Bukarest an, wo Ihre Majestäten von Ihrer Majestät der Königin, Ihrer Königlichen Hoheit der Kronprinzessin, Seiner Königlichen Hoheit dem Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha empfangen werden. Der Bürgermeister von Bukarest reicht mit einer kurzen Anrede das Brot und Salz. Vom Bahnhof bis zum Palais sind die Truppen im Spalier aufgestellt.

Um 5 Uhr langen die Majestäten im königlichen Palais, wo die gegenseitigen Vorstellungen stattfinden, an.

Seine Majestät der Kaiser macht seine Aufwartung Ihrer Majestät der Königin. Der Kaiser reicht der Königin die goldene, mit Brillanten geschmückte Medaille für Kunst und Wissenschaft.

Um $5^1/_2$ Uhr geht der Kaiser in die österreichisch-ungarische Gesandtschaft, wo das Diplomatische Korps und die österreichisch-ungarische Kolonie vorgestellt werden.

Abends ist im Palais ein großes Festmahl von 120 Personen.

Seine Majestät der König Carol hält folgende Anrede:

„Votre Majesté me permettra d'exprimer Notre profonde reconnais-

Digitized by Google

sance pour l'auguste visite qu'Elle a bien voulu Nous faire. L'enthousiasme avec lequel la Capitale de la Roumanie a reçu Votre Majesté a eu un refrain unanime dans tout le pays, qui est fier de l'amitié dont Votre Majesté l'honore.

„La présence de Votre Majesté parmi Nous est une véritable fête nationale et exhausse d'une manière brillante la valeur que Votre Majesté attribue au jeune Royaume du Bas-Danube, qui regarde avec confiance l'avenir, grâce aux bons rapports établis entre Nos Etats. Nous prions la Providence de donner à Votre Majesté encore un long et paisible règne, non seulement pour le bonheur de Son puissant Empire, mais aussi pour Nous, qui avons pour Votre Majesté la plus profonde vénération et dont nous admirons la Haute Sagesse."

Seine Majestät der Kaiser antwortet:

„Je remercie Votre Majesté pour les paroles bienveillantes qu'Elle M'a adressées. Je suis heureux de pouvoir renouveler à Votre Majesté les assurances de Ma sincère et inaltérable amitié, me trouvant dans Votre riche et beau pays que la Haute Sagesse de Votre Majesté a conduit dans la voie du progrès, et dont Elle a assuré l'importance parmi les Etats Européens. Je bois à la santé de Votre Majesté, de Sa Majesté la Reine et de la Famille Royale."

Den 5./17. September fahren Seine Majestät der Kaiser und Ihre Majestäten der König und die Königin um $8^1/_2$ Uhr morgens nach Cotroceni, wo sie von Ihren Königlichen Hoheiten dem Kronprinzen und der Kronprinzessin von Rumänien empfangen werden.

Um 9 Uhr hält Seine Majestät der König vor Seiner Majestät dem Kaiser in Cotroceni große Revue über die Truppen des II. Armeekorps — 22 000 Mann Infanterie, 3000 Mann Kavallerie und 106 Kanonen.

Um $11^3/_4$ Uhr nehmen die Allerhöchsten Herrschaften das Frühstück in Cotroceni, an dem 50 Personen teilnehmen.

Um 1 Uhr nachmittags besuchen Ihre Majestäten der Kaiser und der König mit Ihren Königlichen Hoheiten dem Kronprinzen und der Kronprinzessin sowie mit dem Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha das Fort von Chitila.

Um $2^1/_2$ Uhr fahren die Souveräne und ihr Gefolge nach Sinaia, wo dieselben um $5^1/_2$ Uhr abends ankommen, nachdem sie in Buda und Cumpina vom Volke feierlich empfangen wurden.

Um $7^1/_2$ Uhr abends ist Abendtafel im Kastell Pelesch.

Den 6./18. September um $8^1/_2$ Uhr morgens fahren Ihre Majestäten und Königlichen Hoheiten samt Gefolge nach Buschteni. Um 11 Uhr gelangt man zum ersten Wasserfall, und dann geht man zu Fuß nach der Poiana Stânei, wo um 1 Uhr unter einem schön geschmückten Laubzelt das Frühstück genommen wird, an dem 30 Personen teilnehmen.

Nach dem Frühstück führt der König seinen hohen Gast auf die Spitze eines

Digitized by Google

terrassenförmig sich erhebenden Felsens, von wo sich eine großartige Aussicht auf das Hochgebirge des Buceci eröffnet.

Seine Majestät der König Carol bittet Seine Majestät den Kaiser Franz Josef, diesem Felsen den Namen Franz-Josef-Felsen zu geben, als ein bleibendes Denkmal des schönen und unvergeßlichen Tages, an dem Seine Majestät der Kaiser Sinaia besucht hat.

Nicht weit von diesem Platze ließ König Carol auf einem hohen glatten Felsen eine bronzene Tafel aufstellen. In der Mitte derselben sieht man den Reliefkopf des Kaisers Franz Josef, nach rechts gewendet, und diesem gegenüber die Reliefköpfe der Königin und des Königs. Unten sind die geschlungenen Hände der beiden Monarchen mit den Landeswappen. Oben liest man folgende lateinische Inschrift:

„Quod Franciscus Josephus Imp. Austriae Rex Ungariae et Carolus I Rex Romaniae et Regina Elisabetha Anno 1896 Die 18/30 Mens. Septemb. Huc una se contulerunt. Uti ad Posteros Rei Memoria Permaneret Carolus Rex Monumentum Constitui Jussit Anno Regni XXX."

Um 4½ Uhr nahmen Ihre Majestäten den Tee im kronprinzlichen Schlosse Foisor, und um 7 Uhr wurde im Kastell Pelesch gespeist. Der Abend endigte mit einer musikalischen Aufführung.

Um 10 Uhr in der Nacht verabschiedet sich Seine Majestät der Kaiser von Ihren Majestäten dem Könige und der Königin sowie vom Kronprinzen und der Kronprinzessin und dankt herzlich für den schönen Empfang, der ihm vom König in Rumänien bereitet wurde, und versicherte, daß diese schönen Tage ihm unvergeßlich bleiben werden. (Fortsetzung folgt)

Von Krieg und Politik

Von

Prof. Dr. Schiemann

Der Korrespondent einer italienischen Zeitung, der sich in Berlin aufgehalten hat, während die siegreichen Kämpfe unsrer Truppen in Ost und West ihren Höhepunkt erreicht zu haben schienen — sie sind aber seither durch neue siegreiche Schlachten fast in den Schatten gestellt worden —, sucht seinen Lesern ein Bild der Physiognomie von Berlin in diesen Tagen zu entwerfen. Was den größten Eindruck auf ihn gemacht hat, ist der Ausdruck innerer Glückseligkeit, der aus den Gesichtern der sich durch die Straßen drängenden Massen spricht, und der nirgends sprechender zum Ausdruck kommt als in dem frohen Lächeln, das auf den Lippen der einberufenen Landwehrleute spielt. Das ist in der Tat so, und wir haben alle Tage Gelegenheit, uns aufs neue daran zu

Digitized by Google

erheben. In der Untergrundbahn, wo die Frau mit ihren zwei Kleinen, im Feierkleide, ihrem ins Feld ziehenden Manne das Geleite gibt — es sind offenbar kleine Besitzer irgend woher vom Lande —, in den Reihen der zum Einkleiden geführten Reservisten, in den leuchtenden Augen der einberufenen Kadetten, überall ist es dasselbe Bild: die Freude, für das Vaterland ihr Leben einsetzen zu können, schwebt gleichsam wie eine Strahlenkrone über ihnen. Die Gewißheit, für ein hohes Ziel einzutreten, einer Welt von Feinden gegenüber, gibt ihrer Seele den Schwung, der sie hoch emporhebt über die Bedenken, die das Alltagsleben beherrschen: es ist eine Gott und dem Vaterlande geweihte Schar. Sie blickt zu ihrem Kaiser empor, der nicht nur selbst auf dem Schlachtfelde und im Rat seiner Generale und Staatsmänner seines verantwortungsreichen Kaiseramtes waltet, sondern auch seine sechs Söhne, keinen ausgenommen, teilnehmen läßt an allen Fährlichkeiten und Beschwerden des Krieges. Das alles ist so noch niemals dagewesen, selbst 1870 verblaßt vor der Wirklichkeit von 1914. Es ist undenkbar, daß diese Gesinnung und dieser Heldenmut nicht schließlich durch einen glorreichen Erfolg gekrönt werden sollte. — Nun ist uns auch die schwere Sorge genommen, die das Einrücken der mordbrennerischen Scharen Rußlands in die offenen Grenzen Ostpreußens brachte. Bei Hohenstein, Tannenberg und Ortelsburg haben wir der russischen Uebermacht die vernichtende Niederlage beigebracht und 90000 unverwundete Russen in Kriegsgefangenschaft geschickt. Auch das ein Erfolg, der in der Kriegsgeschichte seinesgleichen nicht hat. Wir glauben aber mit voller Sicherheit vorhersagen zu können, daß, wenn diese Zeilen unsern Lesern zu Augen kommen, der letzte Russe den Boden Ostpreußens geräumt haben wird, und daß fortan, wie im Westen, der weitere Kampf in Feindesland und auf Feindeskosten geführt werden wird. Inzwischen haben unsre tapferen Bundesgenossen von der österreichisch-ungarischen Armee in wochenlangem Ringen den Russen in Galizien eine Niederlage nach der andern beigebracht, und wenn sie jetzt in ihrem Zentrum das offene Lemberg den Russen gelassen haben, glauben wir im Geiste bereits den Zeitpunkt zu erkennen, da die geschlagenen russischen Truppen in Eile ihren Rückzug antreten. Dort wie in Preußen sind es ihre Eliteregimenter, die sich verblutet oder ergeben haben. Wir wollen sehen, was sie weiter ins Feld schicken werden.

Im Westen hat uns jeder Tag buchstäblich mindestens eine Siegesnachricht gebracht. Schon ist Paris bedroht, Reims gefallen und neue große Ereignisse bereiten sich östlich von Paris vor. Es ist ein Wetteifer an Heldenmut, taktischer und strategischer Umsicht und Kühnheit. Man kann aber wohl sagen, daß kein Erfolg so sehr Freude erregte, wie die Niederlagen der Engländer bei Maubeuge und St. Quentin am 28. August. Die englische Kavalleriebrigade, die dort die Wucht deutscher Hiebe kennen lernte, bestand aus den vornehmsten und auserlesensten Regimentern, die England besitzt, es war der Stolz der Nation, der in wilder Flucht Rettung suchte, und nur wenige von ihnen haben eine Zuflucht in Maubeuge gefunden, dessen Kapitulation uns jetzt 40000 Feinde entwaffnet hat. Gegen England aber und gegen Rußland richtet

Digitized by Google

sich zumeist der grimmige Zorn unsers Volkes. Haßt man an Rußland die Barbarei und die orientalische Treulosigkeit, so an England die bodenlose Heuchelei seiner politischen Führer und den Zynismus, mit dem die gesamte Nation sich über die Bestimmungen des Völkerrechts hinwegsetzt, an deren Fassung die edelsten Denker aller Zeiten ihre Lebensarbeit gesetzt haben. Man weiß wirklich nicht, wem von den drei Urhebern dieses Weltkrieges die Palme gebührt: Sir Edward Grey, Raymond Poincaré oder Iswolski? Gemeinsam allen dreien ist die bodenlose Unwahrhaftigkeit ihrer politischen Kundgebungen. In der vortrefflichen, von Paul Rohrbach und Ernst Jäckh geleiteten Wochenschrift „Das größere Deutschland" ist in wortgetreuer Uebersetzung die Rede wiedergegeben, durch welche Sir Edward Grey dem englischen Unterhause seine Politik als die gerechte und zugleich als die für England vorteilhafte zu insinuieren bemüht war. Er hat rauschenden Beifall gefunden, und die englische Nation hat die Blutschuld dieses Krieges auf ihr Haupt und auf das ihrer Kinder genommen. Seither sind durch die Veröffentlichungen der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" seine Ausführungen Punkt für Punkt Lügen gestraft worden. Nichts von ihnen ist bestehen geblieben. Aber der Premierminister Asquith, die Führer der Opposition, Bonar Law und Balfour, halten an den unwahren Thesen Greys fest, und ihnen folgt die Nation. Die jüngsten Stürme im Unterhause wurden nicht durch Meinungsverschiedenheiten über die Kriegsfrage, sondern durch den Streit über Homerule hervorgerufen, das Balfour kurzerhand ad calendas graecas zu vertagen dachte. Redmond, der sein falsches Spiel weiterführt, und die irischen Nationalisten opponierten, Asquith suchte zu vermitteln, aber das Fazit wird doch sein, daß Homerule zu einem Schemen zusammenschrumpfen wird. Erst die Niederlage Englands wird eine Lösung bringen.

Das Beste, was zur Aufklärung über Ursprung und Motive des Krieges veröffentlicht worden ist, finden wir in der Mitteilung, die der Reichskanzler im Auftrage Seiner Majestät den beiden großen amerikanischen Preßvereinen, der „United Preß" und der „Associated Preß" hat zugehen lassen. Da ist kein Wort zu wenig und kein Wort zu viel; es spricht die zwingende Stimme der Wahrheit, die, wenn sie gehört wird, das ganze Netz der Lügen, mit der man uns umsponnen hat, zerreißen müßte, vorausgesetzt, daß überhaupt der Wille vorhanden ist, die Wahrheit kennen zu lernen. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in allen englischen Kolonien und Dependenzen ist seit mehr als einem Jahrzehnt die Presse von England aus so sehr zu antideutscher Auffassung aller politischen Fragen erzogen worden, daß allerdings eine sittliche Anstrengung dazu gehört, sich von diesem Bann freizumachen. Wir verkennen nicht, daß hier ein politisches Versäumnis unserseits vorliegt. Es ist so gut wie gar nichts von uns aus geschehen, um unsre Interessen in der Presse des Auslandes zu vertreten; man hat dem Auswärtigen Amt dazu bisher stets die Mittel verweigert, um dieser wichtigen Aufgabe zu genügen, während allbekannt ist, mit wie großen Mitteln die Leiter der antideutschen Verschwörung in Paris, London und Petersburg gearbeitet haben. Von ihnen sind dann auch

Digitized by Google

gerade die einflußreichsten Blätter des Auslandes beeinflußt worden. Man denke, um ein Beispiel anzuführen, an die Rolle, welche der Einfluß des französischen Botschafters in Rom, Barrère, in der italienischen Presse gespielt hat. Nächst Sir Edward Grey dürften Herr Raymond Poincaré und Herr Iswolski, sobald der Sieg Deutschlands endgültig feststeht, am Endpunkte ihrer politischen Laufbahn angelangt sein. Sie waren groß, solange es galt, im Dunkeln Intrigen anzuzetteln, vor der politischen Wirklichkeit brechen sie zusammen, ganz wie Herr Delcassé jetzt zum zweitenmal zusammenbrechen wird. Nicht einmal eine Gambettakarriere wird ihnen beschieden sein. Die heutigen Männer von Bordeaux, der Präsident, seine Minister und die Deputierten, denen sie den Rat gegeben haben, sich gleich ihnen den unvermeidlichen Katastrophen zu entziehen, die in Paris drohen, sie sind vor allem große Eitelkeiten und große Spekulanten. Den Patriotismus eines Gambetta, den man in Deutschland noch heute hoch einschätzt, haben sie so nicht gekannt. Sie werden vom Schicksal, das sie selbst heraufbeschworen haben, ereilt: gewogen und zu leicht befunden. Mene tekel upharsin!

Werfen wir zum Schluß einen Blick auf die diplomatische Lage, so sind die Bemühungen der drei alliierten Mächte, neue Bundesgenossen zu werben, nur zum Teil geglückt. Wir nehmen ausnahmsweise an, daß Japan aufrichtig ist, wenn es erklärt, in Europa nicht eingreifen zu wollen. Bisher ist kein einziger Japaner auf dem Wege durch Sibirien nach Rußland gelangt und kein japanisches Kriegsschiff unterwegs, um England in der Nordsee Hilfe zu bringen. Die Herren Gelben haben nähere Aufgaben, die ihnen am Herzen liegen. Völlig gescheitert sind die Drohungen wie die Versprechungen, die ausgespielt wurden, um die Türkei für den Dreibund (denn es gibt heute ja nur einen Dreibund) zu fangen. Auch ist es nicht gelungen, Griechenland auf die Türkei zu hetzen. Beide Mächte suchen sich über die zwischen ihnen liegende Inselfrage zu verständigen. In Italien, das, halb kosend, halb drohend, von allen drei Mächten umworben wurde, um es zu der Felonie zu bewegen, Oesterreich in den Rücken zu fallen, ist diese Zumutung bestimmt zurückgewiesen worden. Italien bleibt neutral, und Deutschland wie Oesterreich-Ungarn haben in Hinblick auf die schwierigen Verhältnisse, mit denen Italien im Innern wie nach außen zu rechnen hat, diesen Standpunkt nicht nur anerkannt, sondern gutgeheißen. In Italien scheint man sich zu einer Erkenntnis durchgerungen zu haben, die Fürst Bülow kürzlich folgendermaßen formuliert hat: „Die italienische Großmachtstellung, Unabhängigkeit und Einheit stehen und fallen mit der deutschen Machtstellung." Sollte man nicht, nahezu mit gleichem Recht, dasselbe von Rumäniens Unabhängigkeit sagen dürfen? Unter der Anziehungskraft russischer Versprechungen schwankt es hin und her. Aber wann hätte Rußland je politische Zusagen gehalten, die ihm unbequem sind, und was bedeutet ihm Rumänien mehr, als eine Durchzugsstraße nach Sofia und Konstantinopel?

Daß Bulgarien sich den Russen anschließen könnte, halten wir trotz der unausgesetzten Anstrengungen der russischen und der französischen Diplomatie

Digitized by Google

bereits für ausgeschlossen, obgleich die großen Geldmittel, mit denen beide Mächte arbeiten, nicht wirkungslos geblieben waren. Es überwiegt der gesunde Sinn der patriotischen Männer, die am Ruder sind.

Spanien und Portugal bleiben neutral, neigen aber zu Frankreich und England. So bleiben noch die vier germanischen Staaten des Nordens. Holland und Dänemark nehmen eine Stellung kühler Neutralität ein, Norwegen hält sich korrekt, in Schweden können wir auf warme Sympathien rechnen, aber nicht auf Hilfe und Mitwirkung, obgleich ein Eintreten Schwedens in den Kampf es zu der Großmachtstellung zurückführen könnte, die es im achtzehnten Jahrhundert verlor. Wir bedauern, daß in dem von großer politischer Einsicht zeugenden Buch von Rudolf Kjöllén: „Die Großmächte der Gegenwart" (bei Teubner 1914) nicht auch einige Kapitel den Mächten zweiten Ranges und ihren Zukunftsmöglichkeiten gewidmet sind. Wir hätten den Verfasser um so lieber über schwedische Politik reden hören, als das im Auftrage der schwedischen Regierung herausgegebene monumentale historisch-statistische Handbuch: „Schweden" (2 Bände, Stockholm 1913) die Vorstellung hinterläßt, daß auf schwedischem Boden große materielle und moralische Errungenschaften die vielversprechende und stetige Entwicklung einer gesunden Volkskraft zeigen.

Wie im Chor der antiken Tragödie erwogen in atemloser Spannung diese Neutralen den wahrscheinlichen Ausgang. Sie rechnen: 7 gegen 2 und wußten nicht, wie sie den moralischen Faktor veranschlagen sollten, der bei der Entscheidung maßgebend mitspielen wird. Sie sahen auch nicht jenen dunkeln Chor der Rachegeister, die ihre Kraft aus der unsittlichen Politik unsrer Feinde geschöpft haben. Nord- und Zentralafrika, die zähneknirschend unter dem Joch seufzen, das Frankreich und Belgien ihnen aufgenötigt haben, Aegypten, das seiner Stunde harrt, Indien, wo das Unbegreifliche geschehen ist, daß die führenden Geister des Islam und der Hindus ihre Hände ineinander geschlossen haben, um des englischen Zwingherrn ledig zu werden: Sie alle rufen nach Vergeltung, und nach Vergeltung ruft alles, was im „heiligen Rußland" durch die Frevel einer unfähigen Dynastie und einer gewissenlosen Bureaukratie bis auf das Blut gepeinigt und in seinen edelsten Empfindungen verletzt worden ist. Die Weltentwicklung geht neuen Bahnen entgegen; wir harren der Entscheidung und suchen mit aller Kraft, die uns innewohnt, der Sache der Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen. Welche Kräfte in Rußland gegen uns arbeiten, ist kürzlich in englischer Sprache von dem vielgenannten und noch immer unter seinem Pseudonym nicht erkannten Grafen Paul Wassili in einem Buch dargelegt worden, das den Titel führt: „Hinter dem Vorhang des russischen Hofes" („Behind the veil of the Russian Court"). Noch niemals sind rücksichtsloser und, was wir besonders hervorheben möchten, zuverlässiger die Zustände in Petersburg an einer Charakteristik des Zaren, der Großfürsten und der leitenden russischen Kreise gezeichnet worden. Es sind getünchte Gräber, die aufgedeckt werden, Scheingrößen, denen keine wirkliche Größe entspricht, und man müßte an der Weltordnung verzweifeln, wenn ihnen in dem gewaltigen Ringen dieser Schicksalstage der Sieg zufallen

Digitized by Google

sollte. An einem Punkte im Osten haben wir die Nemesis bereits walten sehen. Denn ist es nicht eine wunderbare historische Fügung, daß die erste große Entscheidung zwischen Ost und West bei jenem Tannenberg gefallen ist, das am 15. Juli 1410 Zeuge war der Niederlage des Deutschen Ordens? Die Heerhaufen König Wladislaw Jagiellos und Witolds von Litauen bestanden zum größeren Teil aus Russen und Tataren, und ihr Sieg leitete eine Entwicklung ein, die für die deutsche Nation den Verlust ihrer kolonialen Gründungen an der Ostsee bis hinauf zur Narva nach sich zog. Die Zukunft der beiden Zweige des Deutschen Ordens in Preußen wie in Livland hing davon ab, daß es ihnen gelang, ihren Territorialbesitz auf breiter Basis zu verbinden. Nach jahrhundertlangem Ringen hatten sie dieses Ziel erreicht. Szamaiten, das sind die heutigen Gouvernements Kowno und Grodno, wurde erobert, und damit war die Vereinigung beider Ordenszweige zu einem geographischen Ganzen endlich möglich geworden. Aber die Niederlage des preußischen Ordens zerriß die Verbindung, und die Livländer trafen erst nach gefallener Entscheidung ein und waren zu schwach, sie rückgängig zu machen. Szamaiten blieb dem polnisch-litauischen Staatskörper, und damit war auch das endliche Schicksal beider Zweige des Ordens entschieden. Der preußische wurde 1525 als polnischer Vasallenstaat säkularisiert, der livländische behauptete sich bis 1562 und fiel danach den Fremden: Dänen, Schweden, Polen und Russen, zur Beute, nachdem er verheert worden war, weit ärger als heute irgendein Punkt Ostpreußens. Seither aber ist jenes Szamaiten das Tor geworden, durch welches alle Feinde Preußens und Deutschlands ihren Einzug gehalten haben.

Von dort aus suchte die Zarin Elisabeth Petrowna Friedrich dem Großen den Todesstoß beizubringen, und als 1805 Alexander I. den hinterlistigen Anschlag auszuführen unternahm, der Preußen in russische Vasallenschaft führen sollte, war Szamaiten das Tor, durch das er einzudringen beschlossen hatte. Ebenso hat Kaiser Nikolaus I., als er sich 1848 mit dem Plan trug, Preußen zu zwingen, sich seinem absolutistischen System anzuschließen, er, wie uns eine eigenhändige Aufzeichnung des Zaren zeigt, daran gedacht, aus Szamaiten in Preußen einzurücken und „durch sofortige Besetzung Ostpreußens bis zur Weichsel" Friedrich Wilhelm IV. seinem Willen zu beugen. Damals ist es dazu nicht gekommen, aber auch der schimpfliche Tag von Olmütz wäre nicht möglich gewesen ohne das offenstehende Tor von Szamaiten. Nun hat der Urenkel Nikolaus' I. den Gedanken seines Ahnherrn zu verwirklichen versucht. Bei Hohenstein und Tannenberg und in den masurischen Sümpfen haben seine Armeen dafür bluten müssen, und die russischen Gefangenen mögen jetzt in unsern Festungen und Konzentrationslagern über den Wechsel der Zeiten nachdenken.

Uns aber liegt ein andrer Gedanke näher: Ostpreußen darf seine heutigen offenen Grenzen nicht behalten, sie müssen nach Norden und Osten einen Abschluß erhalten, der sich mit Sicherheit verteidigen und behaupten läßt.

Berlin, 12. September 1914.

Digitized by Google

Rußlands Volks- und Verkehrswirtschaft und der Krieg

Von

Ministerialrat v. Völcker

Mehr noch als in vergangenen Zeiten wird in der Gegenwart der Ausgang großer Volkskriege bedingt sein durch die wirtschaftliche Kraft der kämpfenden Länder.

Von ihr ist nicht nur ihre finanzielle Leistungsfähigkeit abhängig, die eines der wichtigsten Elemente der Wehrfähigkeit eines Volkes darstellt, sondern es bestehen auch zwischen Volkswirtschaft und Volkskraft einer Nation so unmittelbare Wechselbeziehungen, daß der Stand der wirtschaftlichen Entwicklung eines Volkes auch greifbare Anhaltspunkte bietet für die Beurteilung seiner Widerstands- und Stoßkraft in einem Existenzkampf.

I. Geographisches

Das europäische Rußland umfaßt mit Einschluß von Kaukasien, Polen und Finnland eine Fläche von 5,7 Millionen Quadratkilometer, also weit über die Hälfte von ganz Europa (9,6 Millionen Quadratkilometer). Rechnet man das asiatische Rußland dazu, so bedeckt das Weltreich mit 21,8 Millionen Quadratkilometer fast $^1/_6$ der ganzen Landfläche der Erde.

Freilich an Volksdichte steht es unter den europäischen Staaten an letzter Stelle. Es kommen (einschließlich der asiatischen Teile) nicht ganz 6 Einwohner auf 1 Quadratkilometer (in Deutschland 120). Die gesamte Einwohnerzahl beträgt im europäischen Rußland bei Einrechnung von Kaukasien, Polen und Finnland 115 Millionen und einschließlich der asiatischen Teile 129 Millionen. Die Bevölkerung Rußlands ist in starker Vermehrung begriffen. Es hat unter allen von der Statistik erfaßten Ländern der Welt die höchste Geburtenziffer und trotz der starken Sterblichkeit seiner Bevölkerung und der starken Auswanderung (1913 allein über deutsche Häfen 209 000) in Europa unter den größeren Staaten die stärkste Volksvermehrung (jährlich in der letzten Zählungsperiode 1,37 Prozent), in der ihm allerdings Deutschland (mit 1,36 Prozent) fast gleichkommt.

In dem ungeheuren, von den Karpathen, dem Ural, Kaukasus und Krimgebirge begrenzten europäisch-russischen Flachland ist keine Bodenerhebung vorhanden, die man als Gebirge ansprechen könnte. Auch die unsymmetrisch, sehr weit nördlich verlaufende Wasserscheide zwischen den Nord- und Südmeeren verläuft in geringen Höhen, und das Ursprungsgebiet der Wolga, die Waldaihöhe, erhebt sich nicht bis zu 400 Meter. Ohne die mächtigen, in den weichen Boden tief eingewaschenen Flußtäler wäre Rußland ein einziges in

Digitized by Google

sanften Wellen verlaufendes Plateau. Das europäische Rußland ist eines der größten Flachländer der Erde.[1])

Dieser großartigen Einheit der Bodengestaltung entspricht die Einheitlichkeit der Bevölkerung. Etwa $^3/_4$ seiner europäischen Bevölkerung gehört einem Volksstamme, dem russisch-slawischen, und einer Kirche, der orientalisch-orthodoxen, an. Weltliches und geistliches Oberhaupt ist der Zar. Durch die Einheit in Natur, Volk und Religion wurde die politische Zentralisation begünstigt, der mehr und mehr auch das römisch-katholische Russisch-Polen (9 Millionen Einwohner) und das mit der russischen Krone nur durch Personalunion verbundene evangelische Großfürstentum Finnland (3 Millionen Einwohner) unterworfen worden ist. Aber diese beiden Teile vermochte Rußland sich innerlich nicht zu assimilieren. Das dicht bevölkerte, industriell hochentwickelte und von den anstoßenden deutschen und österreichischen Staatsgebieten durch natürliche Grenzen fast nicht geschiedene Polen gehört kulturell so wenig zu Osteuropa, wie das zwar dünn bevölkerte, aber von einem hochbegabten Volk bewohnte, durchaus von westeuropäischer Kultur durchsetzte Finnland und wie auch die Ostseeprovinzen, die durch ihr mildes Klima, ihren Seehandel und ihre germanische Bevölkerung sich scharf vom russischen Binnenlande abheben. Im ganzen beherbergt das europäische Rußland 1,7 Millionen Deutsche, vorwiegend in den Ostseeprovinzen, außerdem in Polen, und als Siedler in deutschen Dörfern in ganz Rußland verstreut. Ein fremdes Element bilden insbesondere auch die um die Kaspisee herum und in Kaukasien wohnenden türkischen Stämme (6 Millionen Kirgisen, Tataren usw.).

II. Wirtschaftliche Verhältnisse

Das eigentliche europäisch-russische Flachland — wir folgen in unsern geographischen Ausführungen hier im wesentlichen Philippson — zerfällt nach Klima und Vegetation in drei allmählich ineinander übergehende Regionen:

1. Die Tundrenregion (nördlich des Polarkreises und Petschorabecken) mit seinem kalten, bis neun Monate langen Winter, ewig gefrorenen Boden und einer aus Jägern, Fischern und Renntiernomaden bestehenden Bevölkerung.

2. Die Waldregion mit halbjährigem Winter und hinreichendem Regen im Sommer. In den südlichen Teilen ist der Wald durch große, wenn auch wegen des Klimas wenig ertragreiche Ackerbauflächen durchbrochen. Der heimische Holzbedarf Rußlands ist sehr groß, weil die Häuser und zum Teil auch die Straßen aus Holz gebaut sind und nicht nur die Heizung der Wohnungen

[1]) Es wurden benutzt: Philippson, Europa; Seydlitz, Großes Lehrbuch der Geographie; Ernst Friedrich, Geographie des Welthandels und Weltverkehrs; Heiderich, Europa; Wagner, Geographie; Hassert, Verkehrsgeographie; Dr. Schwarz, Finanzielle Stellung der europäischen Großmächte; Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich 1914; Aufsätze und Statistiken von Dr. Mertens, Wernekke, v. Mackay, Rohrbach u. a. im Archiv für Eisenbahnwesen, in der Zeitung des Vereins Deutscher Eisenbahnverwaltungen und andern Fach- und Tageszeitungen.

Digitized by Google

während des langen kalten Winters selbst in den Großstädten wie Petersburg fast ausschließlich mit Holz geschieht, sondern auch für die Heizung von Maschinen und Lokomotiven ungeheure Mengen verbraucht werden, soweit nicht die spärlich vorhandene Kohle und im Süden der Masut, der Rückstand der Petroleumdestillation, verwendet wird. Trotzdem ist Rußland heute mit einer hauptsächlich aus dem nördlichen Teil der Waldregion gewonnenen Ausfuhr an Bau- und Nutzholz im Werte von jährlich 293 Millionen Mark neben den Vereinigten Staaten (278 Millionen) und Oesterreich-Ungarn (219 Millionen) das bedeutendste Holzausfuhrland der Erde. Im Getreidebau der Waldregion herrscht Roggen, Hafer und Gerste vor. Durch einen intensiven Getreide- und Flachsbau und eine hochentwickelte Viehzucht zeichnen sich hier nur die Ostseeprovinzen aus. Sie haben auch eine bedeutende Ausfuhr, während im übrigen in der Waldregion die Landwirtschaft im allgemeinen nur den Bedarf der Bevölkerung deckt.

3. Die Acker- und Steppenregion mit kürzerem, aber schneearmem Winter und dörrender Hitze im Sommer. Die Uebergangszone zwischen der Wald- und Steppenregion, die sog. Vor- und Uebergangssteppe mit ihrer fast ganz bebauten Decke von Schwarzerde ist das fruchtbarste und bevölkertste Ackerbaugebiet Rußlands. Hier werden außer Roggen an der Wolga, insbesondere im westlichen Teil Weizen, Zuckerrüben, Gespinst- und Oelpflanzen, Melonen und Wein gebaut. Rußland steht unter den Ländern, die Rübenzucker erzeugen, und auch im Export an dritter Stelle (nach Deutschland und Oesterreich). Der breite Gürtel der Schwarzerde (Tschernosjóm) durchzieht ganz Rußland von Westsüdwest nach Ostnordost. Er wird im Norden von der Linie Lemberg, Kiew, Tula, Nishni-Nowgorod, Kasan, Perm, im Süden von der Linie Kischinew, Krementschug, Charkow, Sfarátow zum Obschtschei Ssyrt begrenzt. Vom rechtzeitigen Eintreffen des Regens ist der Ausfall der Ernte abhängig. Bleibt er aus, so entstehen die furchtbaren Mißernten, die eine Geisel des Zarenreiches bilden. Südlich vom Schwarzerdgürtel folgt die wilde Steppe, die Niederschläge werden seltener, die Lößdecke und der Ackerbau verschwinden, es wachsen nur mehr dürre Steppengräser mit Wermutpflanzen, nur mehr nomadische Viehzucht wird von den türkischen Kirgisenhorden betrieben, in der kaspischen Depression (bis 11 Meter unter dem Ostseespiegel) folgt die schließlich in die echte Wüste übergehende Salzsteppe.

Im Südwesten, insbesondere in Bessarabien, am Don und in der Krim herrscht neben extensiver Viehzucht Mais- und Melonenkultur, Wein- und Gartenbau.

Die Region der Schwarzerde ist das hauptsächlichste Getreideexportgebiet Rußlands und zugleich das erste Getreideexportgebiet der Welt.

Die Erde besitzt neben verschiedenen sekundären Agrarexportländern heute drei große Kornkammern, die südosteuropäische, die nordamerikanische und die südamerikanische. Die südosteuropäische ist die wichtigste unter ihnen. Rußlands Charakter als größter Agrarexportstaat ist dank der Erschließung seiner

Digitized by Google

Ackerbaugebiete für den Weltverkehr durch die Eisenbahnen in immer steigendem Maße in den Vordergrund getreten.

Freilich steht die russische Landwirtschaft von alters her unter dem Einfluß schwerer sozialer und technischer Uebelstände.

Der größte Teil des Ackerbodens ist kommunistischer Gemeindebesitz (Mir, Obstschina). Darum fehlt dem Bauern das Interesse an nachhaltiger Bewirtschaftung. Es wird meist nicht einmal gedüngt, die Wirtschaft ist roh, ein wüster Raubbau herrscht. Bei der Aufhebung der Leibeigenschaft wurde dem Bauernstand eine ungeheure Abgabenlast aufgebürdet. „In weiten Landstrichen verkommt die bäuerliche Bevölkerung in Hunger, Schmutz und Elend, dennoch werden Massen von Getreide aus denselben Provinzen ausgeführt, in denen der Hungertyphus wütet, weil die Ernte zum großen Teil den Bauern genommen wird, um die Abgaben zu zahlen." (Philippson.)

Aber hier ist in den letzten Jahren ein erstaunlicher Umschwung eingetreten. Die große Stolypinsche Agrarreform hat eingesetzt, um den Bauern auf eigner Scholle seßhaft zu machen. Nach dem Allerhöchsten Ukas vom 27. August 1906 kann von den Bauern die Aufhebung des Gemeindebesitzes und die Einführung des Individualbesitzes beantragt werden. Seitdem hat, wie Dr. Mertens in eingehenden Untersuchungen nachgewiesen hat, das große Werk der „Landorganisation" die ländliche Bevölkerung wirtschaftlich und sozial gehoben.

In den Jahren 1907 bis 1912 wurden insgesamt 1330000 selbständige Bauernhöfe geschaffen mit insgesamt 12½ Millionen Hektar, einer Fläche, die einem Drittel der gesamten landwirtschaftlich benutzten Fläche des Deutschen Reiches, aber freilich nur einem Zwanzigstel des bebauten Landes in Rußland gleichkommt.

Dabei suchte man den Bauern in der sachgemäßen Bewirtschaftung des Bodens zu unterrichten. Landwirtschaftliche Lehranstalten bilden alljährlich 2000 Personen aus. Landwirtschaftliche Kurse wurden in den Dörfern eingerichtet, die 1911 von nicht weniger als 296000 Lernenden besucht wurden. Daneben wurden Musterwirtschaften eingerichtet, die Bauern zum Wiesen-, Gemüse-, Garten- und Weinbau angeleitet, die Viehzucht wurde gefördert, an Stelle des alten Hakenpflugs wurden ihnen vollkommenere Werkzeuge an die Hand gegeben, über die Notwendigkeit der Düngung des Bodens wurde die Bevölkerung aufgeklärt. 1909 wurden für 23 Millionen Rubel landwirtschaftliche Maschinen gekauft, 1911 bereits für 111 Millionen, und von diesen hat die russische Industrie bereits für 61 Millionen selbst geliefert.

Um dem Bauern die Mittel zur Gründung des selbständigen Bauernhofes zu beschaffen und ihm über die ersten schweren Jahre hinwegzuhelfen, wurden Bauernbanken gegründet, das Genossenschaftswesen wurde gefördert. 1912 haben bereits 22000 kleinbäuerliche Genossenschaften bestanden.

Die soziale Verteilung des Grundbesitzes ist in Rußland außerordentlich günstig. In keinem Lande der Erde besteht ein solches Uebergewicht des Kleingrundbesitzes über den Großgrundbesitz wie in Rußland. Die Bauern-

Digitized by Google

höfe mit einem Flächeninhalt von nicht mehr als 11 Hektar machen 99,5 Prozent aller Landgüter aus (v. Mackay), während in Deutschland das kleine und mittlere Bauerngut (bis zu 20 Hektar) nur 95 Prozent aller Betriebe erreicht.

Die große Masse (80 Prozent) der russischen Bevölkerung sind Bauern. Von 100 Erwerbstätigen gehören 58 Prozent der Land- und Forstwirtschaft an, in Deutschland nur 35 Prozent; hieraus erhellt die ungeheure Bedeutung der Agrarreform. Ein abhängiger und der Not und dem Hunger preisgegebener Bauernstand ist für ein Land die größte wirtschaftliche und soziale Gefahr. Aber ebenso umgekehrt ein freier Bauernstand, der die eigne Scholle verteidigt, das Rückgrat eines Landes. Eben darum ist Rußland im Begriff, sich mit seiner Agrarreform allmählich ein Bollwerk gegen die Umsturzbewegungen zu schaffen, die noch in den Jahren 1905 bis 1907 nach dem Japanischen Kriege das innerste Gefüge des Staatswesens zu lockern drohten.

Aber auch wirtschaftlich sind die Ergebnisse der Landorganisation günstig. Der Raubbau, die Dreifelderwirtschaft, die Brachländereien treten zurück. Es gibt kaum einen wirtschaftlichen Vorgang, der für ein Land von solcher Bedeutung ist wie der Uebergang vom extensiven zum intensiven Betrieb der Landwirtschaft. Und gerade diese Entwicklung beginnt jetzt in Rußland einzusetzen. „Futtergräser werden angebaut, die Wiesen werden gepflegt, die mechanische Bearbeitung der Felder mit modernen Werkzeugen und Maschinen gewinnt an Boden, eine günstige Entwicklung der Viehzucht und im Zusammenhang damit das Entstehen von Molkereibetrieben läßt sich beobachten; so namentlich in den westrussischen Gouvernements, wo als Nebenbetrieb der Molkereien die Schweinezucht sich entwickelt. Der Fortschritt auf allen Gebieten der Landwirtschaft ist wohl das wichtigste Kapitel der wirtschaftlichen Entwicklung des Zarenreichs." (Dr. Mertens.)

Freilich der Bodenertrag, auf das Hektar berechnet, ist heute im Durchschnitt immer noch um über die Hälfte geringer als in Deutschland (Weizen 6,9 gegen 22,6, Roggen 9,0 gegen 18,5 Doppelzentner auf das Hektar). Aber die Agrarreform befindet sich auch noch in ihren Anfängen. Immerhin hat sich die Getreideausfuhr im Durchschnitt des Jahrfünftes 1908 bis 1912 gegenüber dem Jahrfünft von 1883 bis 1887, also in 20 Jahren, verdoppelt. Die Ausfuhr von Zucker ist von 1901 bis 1911 auf das Sechsfache gestiegen, von Spiritus (dem Werte nach) auf das Zehnfache, von Butter auf das Dreifache, von Eiern auf das Zweifache.

Die Landwirtschaft liefert heute fast die Hälfte der gesamten Ausfuhr.

Die industrielle Entwicklung eines Landes gehört gewöhnlich einem späteren Kulturstadium an. Länder mit extensiver Landwirtschaft müssen erst die Entwicklung zum intensiven Landwirtschaftsbetrieb durchmachen, ehe sie sich zum Industriestaat entwickeln können. Im deutschen Wirtschaftsleben hat sich gezeigt, wie sehr die Hebung der Kaufkraft des Inlandes, die vor allem in einer gesunden Entwicklung der Landwirtschaft liegt, Voraussetzung für das Gedeihen der Industrie ist. Die forcierte Industrialisierungspolitik Wittes zu Ende des

Digitized by Google

vorigen und Beginn des laufenden Jahrhunderts war verfrüht. Sie züchtete einen nach Millionen zählenden, fachlich niedrigstehenden Arbeiterstand, dessen unzufriedene Masse sich zu den revolutionären Elementen gesellte.

Hierzu kommt, daß in Rußland die Vorbedingungen für die Industrialisierung des Landes nicht eben günstig liegen. Es fehlt vor allem an Kohle und Eisen.

Rußland steht, was seine Kohlenerzeugung anlangt, unter den Ländern der Erde an sechster Stelle, sogar hinter Frankreich. Die Produktion betrug 1912 31 Millionen Tonnen (in Deutschland 275 Millionen). Seine weitaus wichtigsten Kohlenreviere sind das Donez- und das Dombrowiner Becken, von denen das letztere mit fast 1/4 der Gesamtproduktion in Russisch-Polen, ganz an der Peripherie der „Dreikaiserecke" gelegen, eine Ausstrahlung des oberschlesischen Kohlenbezirks und wohl derzeit schon von den deutschen Truppen besetzt ist. Wenn auch die Produktion in den letzten drei Jahren sich um 24 Prozent gehoben hat, so ist doch Rußland nicht in der Lage, den stärker gewachsenen Bedarf selbst zu decken.

Aehnlich liegen die Verhältnisse in der Eisenerzeugung. Das Schwergewicht der Produktion liegt auch hier im Süden des Reiches, im Donezrevier. Rußland steht in der Eisenerzgewinnung mit 8,2 Millionen Tonnen an fünfter Stelle unter den europäischen Staaten nach Deutschland (33 Millionen), Frankreich, Großbritannien und Spanien. Die Erzeugung von Roheisen, Halbzeug und Stahl ist zwar in den letzten Jahren mächtig gestiegen, sie konnte aber mit der Nachfrage nicht Schritt halten.

Ganz ungünstig ist die Entwicklung der Naphthaproduktion; sie ist fast um die Hälfte gesunken, der Verbrauch aber nicht zurückgegangen. Die Staatseisenbahnen waren gezwungen, mexikanische Naphtha zu beziehen. Warum die Staatsregierung nicht weitere von den ungenutzt daliegenden Ländereien im Bezirk von Baku einweist, ist unverständlich.

Auch die Produktion sonstiger Mineralien, abgesehen von Blei- und Zinkerzen an der oberschlesischen Grenze und Kupfer und edlen Metallen und Mineralien im Ural, ist gering.

Obwohl hiernach die für die Industrie vor allem notwendigen mineralischen Rohstoffe nicht reichlich vorhanden sind, auch Wasserkräfte fehlen und ein geschulter Arbeiterstand schwer heranzuziehen ist, hat sich die russische Industrie doch in den letzten Jahren kräftig entwickelt, vor allem insoweit, als es sich um Erzeugnisse für den eignen Verbrauch handelt. In erster Linie hat die Baumwollindustrie einen beachtenswerten Umfang erlangt. Auf der alten Kultur Mittelasiens beruhend, hat sich der russische Baumwollbau so günstig entwickelt, daß er im Jahre 1912 57 Prozent des eignen Bedarfs an Baumwolle zu liefern vermochte.

Im übrigen suchte man die Industrie durch hohe Schutzzölle großzuziehen. Zum großen Teil befindet sie sich freilich in den Händen von Ausländern und wird mit ausländischem Kapital betrieben. Die Schutzzölle be-

Digitized by Google

günstigten die Bildung von Syndikaten, die die meisten Produktionszweige, insbesondere auch Kohle und Eisen, unumschränkt beherrschen. Die Interessenten führen bittere Klage darüber, daß die Syndikate die Produktion einschränken, um hohe Preise halten zu können.

So hat eine mit großer Rigorosität durchgeführte Politik des wirtschaftlichen Protektionalismus in Rußland eine nicht unbeträchtliche Industrie großgezogen. Man nimmt an, daß sich die industrielle Produktion in den letzten 20 Jahren um 270 Prozent gehoben hat. Aber das Land hat in Gestalt von übertrieben gesteigerten Inlandspreisen der industriellen Erzeugnisse die Kosten getragen.

Die Handelsbilanz Rußlands ist die eines Agrarexportstaates, stark aktiv (1912 3281 Millionen Mark Ausfuhr und 2531 Millionen Mark Einfuhr). Die Einfuhr hat sich in den letzten 8 Jahren (1904 bis 1912) um 80 Prozent, die Ausfuhr nur um 50 Prozent gehoben. Ueber dieses Zurückbleiben des Steigerungssatzes im Export hinter dem Import wird neuerdings lebhaft geklagt. Man befürchtet sogar, daß die Handelsbilanz schon im Begriff sei, passiv zu werden. Sollten sich etwa gar die Wirkungen der übereilten und gewalttätigen Industrie- und verfehlten Verkehrspolitik schon jetzt zeigen? Jedenfalls läßt die bisherige große Steigerung des auswärtigen Handels die günstige Entwicklung der russischen Volkswirtschaft erkennen.

Diese günstige Entwicklung findet ihren Ausdruck auch in der Entwicklung des Staatskredits. Die russischen vierprozentigen Konsols standen

ultimo 1906 auf 78,6,
„ 1913 „ 87,75,

die dreieinhalbprozentige deutsche Reichsanleihe

ultimo 1906 auf 98,2,
„ 1913 „ 85,3.

Die französischen Geldgeber haben also an ihrem in Rußland angelegten Gelde fast 10 Prozent gewonnen, die deutschen Kapitalisten an ihren deutschen Staatspapieren ebensoviel verloren, woraus freilich nicht etwa Schlüsse auf eine Verschlechterung des deutschen Staatskredits gezogen werden können.

Der Aufwärtsbewegung der russischen Volkswirtschaft entspricht auch die Entwicklung des Staatsbudgets. Die ordentlichen Ausgaben, die 1905 noch 1916 Millionen Rubel betrugen, sind im Budget für 1914 auf 3306 Millionen veranschlagt.

Während die russische Staatsschuld von 1904 bis 1910 von 14,2 auf 19,6 Milliarden Mark gestiegen ist, ging sie von da an bis 1913 auf 19 Milliarden Mark zurück, obwohl alljährlich große Summen für werbende (insbesondere Eisenbahn-)Zwecke zur Verfügung gestellt wurden. Das Rückgrat des Budgets bildet das Branntweinmonopol. Es hat 1913 einen Reinertrag von 1,3 Milliarden Mark geliefert, mehr als dreimal soviel wie 1906. Die Ausgaben für Heer und Flotte haben sich im gleichen Zeitraum von 1046 auf 1851 Millionen Mark vermehrt.

Digitized by Google

III. Das Verkehrswesen

Rußlands Eisenbahnnetz hatte 1912 einen Umfang von 69000 Kilometer. Es steht hinsichtlich seiner Länge an erster Stelle unter den Eisenbahnen der europäischen Staaten. Deutschland, das ihm folgt, besitzt nur 63000 Kilometer, bei Hinzurechnung der nebenbahnähnlichen Kleinbahnen, die in Rußland fehlen, allerdings 73000 Kilometer. Aber was bedeuten 69000 Kilometer bei der ungeheuren Ausdehnung des russischen Reiches! Auf 100 Quadratkilometer treffen nur 0,3 Kilometer Bahnen und selbst im europäischen Rußland nur 1,1 Kilometer, in Deutschland bei Hinzurechnung der Kleinbahnen 13,5 Kilometer.

Die Zunahme des Eisenbahnnetzes hat im Durchschnitt der letzten 5 Jahre jährlich nur 400 Kilometer betragen, also nur $^3/_4$ Prozent, in Deutschland (einschließlich Kleinbahnen) 2200 Kilometer oder über 3 Prozent.

Seit Jahren lag der Schwerpunkt der Eisenbahnbautätigkeit in Asien. Auch noch die für 1914 im außerordentlichen Budget vorgesehenen 240 Millionen Mark für die Ausgestaltung der Bahnen gehen mit ganz geringfügigen Ausnahmen nach Asien. Was aber im europäischen Rußland in den letzten 25 Jahren zum Ausbau des Eisenbahnnetzes aufgewendet wurde, das geschah so gut wie ausschließlich im Interesse der militärischen Leistungsfähigkeit der Bahnen. Der gute Kenner des russischen Eisenbahnwesens, Dr. Mertens, hat erst im heurigen Frühjahr darauf hingewiesen, wie von den großen Militärbezirken St. Petersburg, Moskau, Kursk, Charkow, Kiew und Odessa elf große Eisenbahnlinien strahlenförmig auf den einen Brennpunkt Warschau zusammenlaufen, wie in den letzten 25 Jahren innerhalb dieses Gebietes über 5000 Kilometer neue Bahnen und 11000 Kilometer zweite Gleise alle in der Richtung auf Warschau erbaut, und erst heuer die Mittel für die Vorarbeiten zur Erbauung einer zwölften großen Ostwestlinie Rjäsan—Tula—Baronowitsch—Warschau von der Reichsduma bewilligt worden sind. „Klar und deutlich geht für jeden unbefangenen Beobachter der Einfluß hervor, den das geldbeherrschende und reichlich gelddarleihende Frankreich auf den Ausbau des russischen Eisenbahnnetzes an der Westgrenze des Reiches ausgeübt hat und noch ausübt."

Nach einem kurz vor dem Krieg erschienenen Bericht in Glasers Annalen hat der französische Generalstab noch 1910 gegen den russischen Plan einer Verteidigungsstellung hinter Warschau Einspruch erhoben und den Aufmarsch an der Westgrenze urgiert. Der jetzige französische Generalissimus Joffre hat erst im vergangenen Herbst über die Verbesserung der strategischen Verbindungen nach der Westgrenze in Rußland verhandelt. Von der Anleihe zu $2^1/_2$ Milliarden Franken, die Frankreich für den strategischen Ausbau der russischen Bahnen zur Verfügung stellte, sollten noch 1914 die ersten 650 Millionen flüssig gemacht werden. (Wernekke.)

Kein Wunder, wenn hierbei die wirtschaftlichen Interessen des Landes zu kurz kamen und lebhafte Beschwerden aus den Kreisen der Interessenten hierüber laut wurden. Wohl kamen schließlich die großen Bahnen auch dem allgemeinen

Digitized by Google

Verkehr zugute, aber der schon wegen der schlechten Straßen so notwendige Bau von „Zufuhrbahnen" zum Anschluß des platten Landes an die großen Linien wurde in unverantwortlicher Weise vernachlässigt.

Die russischen Bahnen sind etwa zu $^2/_3$ Staats- und zu $^1/_3$ Privatbahnen. In Deutschland sind (abgesehen von den Kleinbahnen) nur 7 Prozent aller Bahnen in privatem Betrieb. Das Anlagekapital der deutschen Bahnen ist, auf das Kilometer berechnet, fast um die Hälfte höher, die Einnahmen sind fast doppelt so groß als bei den russischen Bahnen. Es liegt auf der Hand, daß der wesentlich intensivere Betrieb der deutschen Bahnen, ganz abgesehen von der selbst im europäischen Rußland zwölfmal geringeren Dichtigkeit des Netzes und den von den Militär-, Munitions- und Proviantransporten zurückzulegenden viel größeren Durchschnittsentfernungen für die militärische Leistungsfähigkeit der Bahnen von größter Bedeutung ist. In Deutschland sind ferner fast 40, in Rußland nur 22 Prozent aller Bahnen zweigleisig. Auf je 100 Kilometer Bahnlänge kommen in Deutschland 46, in Rußland 31 Lokomotiven, und von diesen 31 sind über $^1/_4$ mehr als 25 Jahre alt, also unmodern. Dabei hat Rußland in den letzten Jahren in der Ergänzung seines Lokomotivbestandes über Gebühr zurückgehalten. Schon bisher hatte man die größten Schwierigkeiten, die Erntetransporte zu bewältigen; wie wird es gehen, wenn zu den Getreidefrachten, die allerdings infolge der heurigen Mißernte wesentlich hinter den früheren zurückbleiben werden, noch die Militär-, Munitions- und Proviantransporte kommen!

Der Wagenmangel bei den Erntetransporten war erst im heurigen Frühjahr wieder stärker als je zuvor. Bis zu 28000 Wagenladungen Getreide lagerten auf den Stationen, neue Wagen konnten nicht bestellt werden, weil die Fabriken noch mit den Lieferungen aus dem Vorjahr im Rückstand waren. Für die syndizierte Industrie fehlt aber, weil sie durch einen Prohibitivzoll vor dem ausländischen Wettbewerb geschützt ist, jeder Ansporn zu rascher Lieferung, denn entgehen kann ihr nichts. Der deutsche Staatsbahnwagenverband hat für die Jahre 1912 bis 1914 seine Wagen um 5, 7 und 6 Prozent vermehrt, und der größte Teil der Wagen war schon zu Beginn des betreffenden Jahres von den Fabriken geliefert. Infolge der ungeheuren Investitionen der letzten Jahrzehnte haben die deutschen Staatsbahnen den Aufgaben der Mobilmachung voll gerüstet gegenübergestanden.

Das russische Eisenbahnpersonal, ein Heer von etwa 600000 Mann, ist überlastet, schlecht besoldet und hängt ganz von der Willkür der Vorgesetzten ab. Die Folge ist, daß der Dienst nachlässig besorgt, der eigne Vorteil vor die Interessen der Verwaltung gestellt wird.

Trotz alledem hat die Verwaltung in der Ordnung ihrer Verhältnisse unzweifelhafte Fortschritte gemacht. Die Dienstverhältnisse des Personals sollen gesetzlich geregelt werden.

Die Einnahmen der russischen Staatseisenbahnen haben in den drei Jahren 1909 bis 1912 um 31 Prozent, also durchschnittlich jährlich um über

Digitized by Google

10 Prozent zugenommen. So hohe Steigerungssätze haben selbst die deutschen Staatsbahnen nicht erreicht (+ 22 Prozent oder durchschnittlich 7,3 Prozent). Die Einnahmen aller russischen Bahnen haben 1912 zum erstenmal 1 Milliarde Rubel = 2116 Millionen Mark überschritten, die Fehlbeträge haben aufgehört, an ihre Stelle sind große Ueberschüsse getreten, 1912 allein 280 Millionen Mark.

Auf diese glänzende Entwicklung folgt nun der Krieg. Er trifft ein überlastetes Eisenbahnwesen, dessen Entwicklung der Verkehrsentwicklung nicht zu folgen vermochte. Er macht die schönen und wohlberechtigten Zukunftshoffnungen zunichte. Es darf als ausgeschlossen gelten, daß in diesem Krieg das russische Eisenbahnwesen militärische Leistungen vollbringt, die jenen der deutschen Bahnen auch nur annähernd gleichwertig sind, bei denen ein fleißiges, geschicktes und verlässiges Beamtentum die Kriegsbereitschaft seit nun vier Jahrzehnten bis ins kleinste vorbereitet hat. Die deutschen Bahnen haben diese Feuerprobe jetzt schon auf das glänzendste bestanden.

Es mag von Interesse sein, hier noch einiges über die sibirische Bahn im besonderen und den asiatischen Besitz Rußlands anzufügen. Die sibirische Bahn ist von Tscheljabinsk bis Wladiwostok 6500 Kilometer lang und hat über 2 Milliarden Mark gekostet.

1891 vollzog der jetzige Zar als Thronfolger in Wladiwostok den ersten Spatenstich und schon 1903 war das Riesenwerk vollendet.

Anfangs leicht gebaut, wurde sie nach dem Japanischen Krieg wesentlich verstärkt. Der zweigleisige Ausbau sollte 1915 vollendet werden.

Der kürzeste Seeweg von Bremen via Suezkanal nach Yokohama ist ebenso viele Seemeilen (zu 1852 Meter) lang, als der Bahnweg Kilometer (11 000 Seemeilen gegen 11 000 Kilometer). Die Reisedauer Neapel—Yokohama via Suez beträgt 36 Tage, Bremen—Yokohama über Neuyork—Vancouver 24 Tage, über die sibirische Bahn 13 Tage. Die Dauer der Reise auf den drei Wegen verhält sich wie 3:2:1, die Reisekosten I. Klasse verhalten sich wie 1600:1500:1000 Mark (Eisenbahnstrecken ohne Verpflegung).

Wenn auch die sibirische Bahn im Durchgangsverkehr nur für die Personen- und Postbeförderung, für den durchgehenden Güterverkehr aber so gut wie nicht in Betracht kommt, so ist sie doch im Güterverkehr für die wirtschaftliche Erschließung des Landes von allergrößter Bedeutung.

Sibirien, weit größer als Europa, hat in seiner geographischen Struktur viel Aehnlichkeit mit dem europäischen Rußland. Wie dort nehmen den Norden die Tundren ein, Moos- und Grasflächen, die den größten Teil des Jahres unter Schnee und Eis begraben liegen. Dann folgt südlich der breite Waldgürtel mit endlosen Beständen von Nadelholz, ein Tummelplatz der Pelztiere, in den südlichen, milderen Gebieten dem Ackerbau erschlossen. Südlich schließt sich in Westsibirien die Kirgisensteppe an (Seydlitz).

Die Bahn durchzieht die ertragreichsten Teile des Wald- und Ackerbaugürtels.

Während man sonst in Neuländern besondere Tarife mit hohen Sätzen

Digitized by Google

anwendet, hat die russische Staatsbahnverwaltung auf der sibirischen Bahn von Anfang an ihren Normaltarif eingeführt und diesen noch durch gestaffelte Sätze ergänzt. Die Durchschnittseinnahme aller russischen Bahnen im Güterverkehr beträgt nur 2,6 Pfennig für das Tonnenkilometer, auf unsern Tropenbahnen beträgt sie 20 bis 25 Pfennig und selbst auf unsern deutschen Eisenbahnen noch 3,6 Pfennig für das Tonnenkilometer. Die wirtschaftlichen Wirkungen dieser Tarifpolitik konnten nicht ausbleiben.

Die Weizenausfuhr hat sich in den letzten 10 Jahren verzehnfacht, der Westen Sibiriens hat sich zu einem der ersten Butterexportländer entwickelt. Die Städte Tomsk, Irkutsk, Omsk, Wladiwostok haben in den letzten 10 Jahren ihre Einwohnerzahl mehr als verdoppelt. Sie sind aus der Reihe der Landstädte in die Großstädte (mit zum Teil weit über 100 000 Einwohner) eingetreten. Nowonikolajewsk am Zusammentreffen der Bahn mit dem Ob hat sich von 8000 auf 70 000 Einwohner entwickelt.

Die wirtschaftlichen Wirkungen der Bahn, wenn erst ein Netz von Zweigbahnen an sie angeschlossen sein wird, lassen sich heute kaum ahnen.

Aber aus wirtschaftlichen Gründen allein hat bekanntermaßen Rußland die Bahn nicht gebaut. Die festere Verknüpfung seines asiatischen Besitzes mit dem Mutterlande, die Hebung des russischen Einflusses und der militärischen Macht in Asien waren die Ziele, die man mit diesem großartigsten Eisenbahnbau der Welt verfolgte. Trotz des schweren Mißerfolges im Japanischen Kriege war die russische Machtstellung im fernen Osten bisher im Steigen begriffen, und erst im Jahre 1913 konnte Rußland einen bedeutungsvollen Erfolg seiner ostasiatischen Politik verzeichnen durch das Abkommen mit China, in welchem die „Autonomie" der äußeren Mongolei von China anerkannt wurde. Die sibirische Bahn durchzieht von Mandschuria bis kurz vor Wladiwostok chinesisches Gebiet. Die „Autonomie" sollte die Mongolei mehr und mehr in russische Abhängigkeit bringen.

Für die Mobilmachung im Europäischen Krieg wird die sibirische Bahn kaum in Betracht kommen. Aus Sibirien mit seinen kaum 6 Millionen Einwohnern (0,5 auf das Quadratkilometer) kann man nicht viel Soldaten gewinnen. Man wird auch trotz der japanischen Waffenbrüderschaft die ostasiatischen Grenzen nicht allzusehr entblößen dürfen. Dazu kommen die ungeheuern Entfernungen. Sie stehen auch einer etwaigen Beförderung eines japanischen Expeditionskorps auf den europäischen Kriegsschauplatz entgegen.

So wird die sibirische Bahn, für die zum Nachteil des europäischen Rußlands im letzten Jahrzehnt aus rein militärischen Gründen so gewaltige Opfer gebracht worden sind, auf die Kriegsbereitschaft Rußlands in Europa von keinem Einfluß sein. Wohl aber wird die Erfüllung der großen wirtschaftlichen Zukunftshoffnungen, die man in Rußland an die Bahn mit Recht knüpfen durfte, abermals unabsehbar verzögert. Bis 1909 — spätere Ziffern sind nicht bekannt — hatte die Bahn noch ein Betriebsdefizit, deckte also nichts von der Verzinsung des Anlagekapitals.

Digitized by Google

Selbst ein dichtes Eisenbahnnetz bedarf der Ergänzung durch Landwege. Um so mehr wären sie in Rußland vonnöten.

Die russischen Landwege befinden sich, selbst in den strategisch wichtigen Gebieten, in einem trostlosen Zustande. Russische Schriftsteller nennen sie eine „Geißel des Getreidehandels". Die Landwege sind so schlecht, daß viele Bauern ihr Getreide um die Hälfte billiger verkaufen müssen, um es überhaupt loszuwerden. Rußland besitzt im ganzen kaum 19000 Kilometer Chausseen. Bayern allein besitzt über 25000 Kilometer kunstmäßig hergestellte Staats- und Distriktsstraßen. Ein Kraftwagenverkehr, der insbesondere im Krieg von so außerordentlicher Wichtigkeit ist, kann auf den meisten russischen Straßen überhaupt nicht ernstlich in Betracht kommen. Vor einigen Wochen fand auf der 650 Kilometer langen Strecke Moskau—Petersburg eine Prüfungsfahrt statt, bei der sämtliche 14 Motorräder bis auf eines schwer beschädigt auf der Strecke liegen blieben. Eine Petersburger Zeitung sprach vor gar nicht langer Zeit ernste Bedenken aus, ob selbst alle Straßen der Residenz einen Autoverkehr aufzunehmen in der Lage wären. Die ganze Zahl der im Lande vorhandenen Personenkraftwagen wird überhaupt nur auf 15000 geschätzt (gegen 60000 in Deutschland), die Lastkraftwagen auf 800 gegen 10000 in Deutschland. Das Militärkraftfahrwesen ist unbedeutend.

Allerdings setzt der weiche Schwarzerde- und Lößboden und die Steinarmut des Landes dem Straßenbau die größten Hindernisse entgegen. Am besten sind die Wege im Winter, wenn eine dicke Schneedecke die Schlittenfahrt ermöglicht.

Rußland ist auf dem Gebiete des Straßenwesens hinter den westeuropäischen Ländern wohl um 100 Jahre zurück, und es besteht auch kaum die Möglichkeit, daß dieser Mangel sich in absehbarer Zeit beseitigen läßt.

Rußlands Seeschiffahrt ist wenig entwickelt. Die Häfen im Eismeer und selbst in der Ostsee sind meist längere Zeit durch das Eis geschlossen. Das Kaspische Meer ist ein Binnenmeer, die Verbindung des Schwarzen Meeres mit dem Mittelmeer wird von einer fremden Macht beherrscht. Von den 24 Welthäfen der Erde liegt keiner im russischen Weltreich. Der Nettotonnengehalt der russischen Handelsflotte (ohne Finnland) beträgt kaum $^1/_4$ der deutschen. Er nimmt nur wenig zu.

Rußland besitzt ein ausgedehntes Netz von Binnenschiffahrtsstraßen. Seine großen Ströme sind wasserreich und bis hoch hinauf schiffbar, wenn auch ihr ungepflegter Lauf der Schiffahrt mannigfache Hindernisse entgegensetzt. Die russischen Ströme sind während eines großen Teiles des Jahres zugefroren, bilden aber dann vortreffliche Straßen für den Schlittenverkehr, weshalb in Sibirien die Waren vielfach erst dann befördert werden. In Sibirien sind die Ströme nur 3 bis 6 Monate offen. Die Wolga ist im Norden nur 5 Monate und selbst im Süden nur 6 bis 7 Monate eisfrei.

Durch eine ganze Reihe von Kanalsystemen, insbesondere die bekannte Marienwasserstraße zwischen Newa und Wolga sind Binnenschiffahrtswege zwischen den nördlichen und südlichen Flußläufen und damit zwischen den Nord- und

Digitized by Google

Südmeeren hergestellt, aber die Kanäle haben eine zu geringe Tiefe und ihre Schleusen zu kleine Abmessungen, als daß sie einen großen Verkehr bewältigen könnten.

Auch auf dem Gebiet des Luftverkehrs hat Rußland bisher nichts Bemerkenswertes geleistet. Die russische Industrie liefert bis heute keine brauchbaren Motoren. Sie wird voraussichtlich nicht einmal in der Lage sein, die von dem Auslande gelieferten Flugzeuge und Motoren während des Feldzuges wieder herzustellen und zu ersetzen.

Das russische Post- und Telegraphenwesen wird in der Literatur als unzuverlässig und ungenügend bezeichnet. (Philippson.) Rußlands Rückständigkeit auf diesem Gebiete wird am besten dadurch gekennzeichnet, daß es trotz seines vierzigmal größeren Flächeninhalts kaum $^1/_3$ der Postanstalten des Deutschen Reiches besitzt. Noch ungünstiger ist das Verhältnis seiner Telegraphen- und Telephonleitungen.

Ergebnis der Betrachtung

Fassen wir das Gesagte zusammen, so ergibt sich ein zwiespältiges Bild. Einerseits eine tief wurzelnde kulturelle Rückständigkeit der Nation auf den verschiedensten Gebieten, anderseits aber eine beispiellose Entwicklung nach aufwärts.

Diese Entwicklung wird nun durch den Krieg jäh unterbrochen. Noch war sie in ihren Anfängen. Ein in weiten Landesteilen auf der untersten Stufe wirtschaftlicher und sozialer Entwicklung stehendes Volk kann sich nach einem Zusammenbruch, wie ihn die Jahre 1904/05 und die darauffolgenden inneren Kämpfe gebracht haben, nicht schon 1914 zu einer auf der Höhe westeuropäischer Kultur stehenden Nation entwickelt haben. Der Bildungsmangel in den breitesten Volksschichten, die schlimmen, durch übertriebenen Luxus auf der einen und Verarmung und Elend auf der andern Seite herbeigeführten sozialen Zustände in den Großstädten, der Tiefstand der Landwirtschaft, die Unzulänglichkeit der Verkehrseinrichtungen, die Korruption des Beamtentums lassen sich auch mit so großartigen Mitteln, wie sie die Abschaffung des Absolutismus und die Einführung der Verfassung des Jahres 1905 und die Agrarreform des Jahres 1906 zweifellos darstellen, nicht in 10 Jahren von Grund aus beseitigen. Man darf hier nicht auf die Wiederaufrichtung Preußens in den Jahren 1806 bis 1813 hinweisen. Sie hatte ein sittlich und kulturell hochstehendes Volk zur Unterlage.

Wohl hat der Landwirtschaftsminister Kriwoschein in der über den Krieg entscheidenden Sitzung des Ministerrates am 25. Juli seine warnende Stimme erhoben und nachgewiesen, daß der Krieg das begonnene Reformwerk der Agrarorganisation vernichte und damit die Grundlagen des russischen Reiches untergrabe. Aber brutaler Unverstand und frevelhafte Selbstüberschätzung behielten die Oberhand.

Rußland war zweifellos, wenn es nur warten konnte, für die westeuropäischen Mächte eine furchtbare Gefahr. Wenn anders die alljährlich um 10 Prozent

Digitized by Google

steigenden Einnahmen der Eisenbahnen einen Gradmesser für die wirtschaftliche Entwicklung des Landes bilden, so war damit zu rechnen, daß sich die russische Wirtschaftskraft in je 10 Jahren verdoppelte. Deutschland darf den russischen, französischen und englischen Chauvinisten Dank wissen, daß sie uns jetzt in den Krieg getrieben haben. Sie haben das Böse gewollt und das Gute geschaffen. Deutschlands Lebensinteresse hätte an sich eher heute als morgen den Krieg geboten. Aber die von hohem sittlichem Ernst durchdrungene deutsche Nation konnte keinen Angriffskrieg führen. Rußland selbst hat uns diese Sorge abgenommen.

Man scheint in Rußland nichts erwarten zu können. Ebenso wie man in der inneren Wirtschaftspolitik systemlos und sprunghaft vorging, die Landorganisation durchführte, aber das Verkehrswesen vernachlässigte, die Industrie durch einen überstürzten Protektionalismus großzog, ohne vorher die Kaufkraft des Landes zu festigen, so läßt auch die jetzige äußere Politik Besonnenheit und Zielbewußtsein vermissen. Noch ist der Staatskredit durch die Sechsmilliardenausgabe des Japanischen Krieges schwer belastet, aber doch wählte man gerade den Zeitpunkt der wirtschaftlichen Depression auf dem Weltmarkt zum Losschlagen, die in Rußland noch dazu durch eine schwere Mißernte verschärft wird.

Wie die wirtschaftliche, so scheint auch die militärische Politik ohne festen Plan vorgegangen zu sein, wenn anders die Eisenbahnbaupolitik einen Schluß auf die Militärpolitik zuläßt. Auch hier zersplitterte man seine Kräfte. So unverkennbar die frühere europäische Eisenbahnbaupolitik Rußlands gegen Deutschland und Oesterreich gerichtet war, so unzweifelhaft lag ihr Schwerpunkt im letzten Jahrzehnt in der Verstärkung der Kriegsbereitschaft in Asien. Gegen Osten rüstete man, und gegen Westen beginnt man eben in dem Augenblick, wo erst die wichtigsten strategischen Bahnbauten in Angriff genommen werden sollten, den Krieg. Er findet ein Verkehrswesen, das aller Voraussicht nach den ungeheuren Anforderungen eines Volkskrieges mit Deutschland und Oesterreich nicht gewachsen sein wird.

So widersinnig es war, daß gerade der Zar den Schutz der Serajewoer Königsmörder zum Anlaß für den Beginn eines unpopulären Krieges nahm und hierfür den Zeitpunkt wählte, wo alle besseren Elemente auch im österreichischen Panslawismus sich von Rußland abwenden mußten, so unglücklich gewählt war für Rußland der Augenblick vom wirtschaftlichen, verkehrspolitischen und finanziellen Standpunkt.

So führt die objektive Betrachtung der volks- und verkehrswirtschaftlichen Verhältnisse zu dem Schlusse, daß eine für Rußlands bisherige Entwicklung überhaupt charakteristische uneinheitliche, inkonsequente und ruhelose Politik das Land zur Unzeit in den Krieg getrieben hat, für dessen Ausgang die Bedingungen nicht günstig liegen.

Digitized by Google

Die Anlage zu Erkrankungen des Nervensystems

Von

Professor H. Obersteiner (Wien)

Eines der wichtigsten Kapitel der Medizin beschäftigt sich mit der Aetiologie — der Lehre von den Ursachen der Krankheiten, ein Kapitel, dessen volle Bedeutung dem Laien vielleicht bei oberflächlicher Betrachtung entgehen kann. Wären wir aber in der Lage, die Ursachen aller Krankheiten zu erkennen und sie aus der Welt zu schaffen, so gäbe es — in einfacher Anwendung des Kausalitätsprinzips — auch keine Krankheiten mehr. Unter derartigen idealen Verhältnissen bliebe aber für die Aerzte immer noch genug zu tun übrig; sie müßten eben, statt zu heilen, ihre ganze Tätigkeit auf das Gebiet der Prophylaxe, der Verhütung von Krankheiten, konzentrieren. In China soll ja — wie man erzählt — der Hausarzt nur insolange honoriert werden, als kein Mitglied der Familie erkrankt; während der Dauer eines Krankheitsfalles wird die Bezahlung suspendiert. Wieviel das Wegschaffen der krankmachenden Ursachen leistet, können wir täglich sehen, und darin feiert auch die Medizin ihre schönsten Triumphe. Auf den unvergleichlich schönen Brionischen Inseln, die jetzt jährlich von Tausenden besucht werden, herrschte noch vor wenigen Jahren die Malaria so arg, daß nur vereinzelte Menschen es wagten, in der fieberfreien Zeit die herrliche Ruhe dieser Perle der Adria zu genießen. Da griff der weitblickende Besitzer der Inseln, Generaldirektor Kupelwieser, zu einem radikalen Mittel; er ersuchte Robert Koch, wenn möglich, Hilfe zu leisten. Dieser fand hier ein ganz besonders geeignetes Versuchsfeld für seine Methode der Malariabekämpfung und war auch imstande, in nicht viel mehr als einem Jahre das ganze Inselgebiet fieberfrei zu machen, und dies nur auf Grund der genauen Kenntnis jener Umstände, welchen das Auftreten und die Verbreitung dieser Krankheit zuzuschreiben war.

Wenn wir die Mittel und Wege suchen, die Krankheitsursachen erfolgreich zu beseitigen, so müssen wir begreiflicherweise erst trachten, alle diese schädigenden Momente, welche ätiologisch in Betracht kommen, nach jeder Richtung hin genauestens kennen zu lernen. Gerade in den letzten Jahren haben wir in dieser Beziehung nicht bloß unser Wissen wesentlich vertieft, sondern es haben sich ganz neue Bahnen eröffnet, auf denen sich die wissenschaftliche Forschung mit unerwartet großen Erfolgen bewegen konnte. Halten wir uns z. B. vor Augen, welche radikale Umwälzung unsre Auffassung von den Krankheiten und die Therapie durch das Studium der Bakteriologie, der Kenntnis von den Toxinen und Antitoxinen erfahren hat; gewiß ebenso bedeutungsvoll sind die jüngsten Lehren von der inneren Sekretion und allem, was sich daran knüpft.

Bei den wenigsten Krankheiten haben wir es mit einer einzigen Ursache zu tun. Schon Henle nahm vor mehr als einem halben Jahrhundert ein

Digitized by Google

inneres und ein äußeres Moment der Erkrankung an. Das innere, im erkrankten Organismus selbst gelegene, deckt sich etwa zum Teil mit dem, was man unter Konstitution zusammenfaßt. Man kann darunter den Inbegriff der gesamten Organisationsverhältnisse des Körpers verstehen — wie die Definition Wunderlichs lautet. Diese konstitutionellen Verhältnisse werden begreiflicherweise unter dem Einflusse der stets wechselnden Lebensbedingungen zum Teil einer fortwährenden Aenderung unterworfen sein müssen, während neben manchen erworbenen gewiß die angeborenen Eigenschaften, wie Chvostek betont, als etwas Unverrückbares anzusehen sind. Diese letzteren stellen dann die angeborene und häufig auch vererbte Disposition dar.

Besonders scharf führt Tandler diese Scheidung durch. Die bereits im Momente der Befruchtung bestimmten individuellen Eigenschaften des neuen Individuums repräsentieren jene morphologischen und funktionellen Eigenschaften, die man als dessen Konstitution bezeichnet — sie bleiben ihm unabänderlich, sie stellen gewiß sein somatisches Fatum dar. Was aber an einem Individuum durch Milieueinflüsse im weitesten Sinne des Wortes geändert werden kann, das ist seine Kondition.

Disposition und Anlage bezeichnen etwas Aehnliches, wenn auch nicht ganz Identisches; der Engländer gebraucht ebenfalls das Wort Disposition, während für „Anlage" fast immer der deutsche Ausdruck in Verwendung kommt. Im normalen Sinne spricht man von guten Anlagen, nicht von einer guten Disposition. Es gibt eine „Artdisposition"; so sind beispielsweise Menschen und Meerschweinchen für die menschliche Tuberkulose „disponiert", Rinder und Kaninchen aber fast gar nicht; letztere zeigen dagegen eine große Empfänglichkeit für den Bazillus der Rindertuberkulose. Neben dieser Artdisposition kann auch das Individuum dem Angriff der Krankheitsursache einen geringeren Widerstand entgegenbringen. Die von manchen geleugnete Rassendisposition wieder würde sich z. B. in dem häufigeren Auftreten gewisser Nervenkrankheiten oder der Zuckerharnruhr bei der jüdischen Rasse äußern. Immer aber ist die Disposition an sich noch nichts Krankhaftes; dem disponierten Organismus mangeln nur die genügenden Schutz- und Verteidigungsmittel, um sich den Angriffen der Krankheitserreger gegenüber erfolgreich zur Wehr zu setzen. Die Anlage zu einer Erkrankung setzt hingegen gewissermaßen schon etwas Pathologisches voraus, wenn auch nur in seinen allerersten Anfängen. Eine Disposition kann auch erst im späteren Leben erworben werden, die Anlage greift immer auf die frühesten Entwicklungsstadien zurück.

Wenn wir uns auch vorstellen, daß eine derartige krankhafte Anlage sicher ihren Ausdruck in einer von der Norm abweichenden Ausbildung des betreffenden Organes finden muß, so wird doch das Studium dieser Abweichungen dadurch sehr erschwert, daß es sich bei dem, was wir Anlage überhaupt nennen, nicht immer um eine morphologische, sondern sehr oft um eine biochemische Eigenart handelt. Seeigeleier anscheinend gleicher Art verhalten sich verschieden gegen Wechsel der Konzentration oder Veränderung der chemischen Zusammensetzung des sie umgebenden flüssigen Mediums (Herbst).

Digitized by Google

Bezüglich des menschlichen Nervensystems sei auf die weitgehenden individuellen Verschiedenheiten hingewiesen, mit welcher es auf gewisse Substanzen, von denen es beeinflußt werden kann, reagiert, von ausgesprochenem Indifferentismus angefangen bis zu völliger Idiosynkrasie. Am bekanntesten ist das so oft bereits in der Anlage gegebene, nicht immer erst erworbene ungleiche Verhalten gegen Alkohol, in ganz deutlichem Maße auch das gegen Nikotin, Koffein, Morphin u. a. — Aber auch die rein morphologischen individuellen Verschiedenheiten, die den Ausdruck der differenten Anlagen darstellen, werden uns sehr häufig entgehen, da die Untersuchungsmethoden, die heute zur Verfügung stehen, gewiß nicht ausreichen, um uns alle jene feinen Variationen des histologischen Baues vor Augen zu führen, die hier eine wichtige Rolle zu spielen haben. Es vergeht kein Jahr, in dem wir dank der fortschreitenden mikroskopischen Technik nicht neue Tatsachen kennen lernen, durch welche wir die Elemente, aus denen sich der tierische Organismus aufbaut, immer gründlicher kennen, sie aber auch miteinander vergleichen und allenfalsige Abweichungen abzuschätzen lernen.

Ich möchte noch auf die Bedeutung aufmerksam machen, welche neben den morphologischen und biochemischen Eigenarten den biophysischen zukommen, so insbesondere den osmotischen Druckverhältnissen, der Quantität des Quellungswassers in den Geweben, wodurch der Grad ihrer Vitalität mit bestimmt wird. Es zeigt sich, daß die Quellungsfähigkeit des Nervengewebes eine individuell recht wechselnde ist, wie dies von Reichard angegeben und von Bauer bestätigt wurde. Manches spricht dafür, daß dieser Unterschied nicht immer erst, etwa durch Erkrankungen, erworben wird, sondern auch als angeborene Abweichung auftreten kann.

Meine Aufgabe aber soll sich darauf beschränken, darzulegen, ob und in welcher Weise man imstande ist, bei einer Anzahl von Erkrankungen des Nervensystems rein morphologische Abweichungen vom Normalen zu finden, die wir als sichtbares Substrat der Anlage betrachten dürfen. Ich muß dabei die Morphologie ein wenig in Schutz nehmen. Vor hundert Jahren etwa, beinahe bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts, herrschte auf dem Gebiete der Medizin die Humoralpathologie; man führte die Krankheiten meist auf Veränderungen der „Körpersäfte" zurück, und da dies nur in einer recht unwissenschaftlichen Weise geschah, konnte die Zellularpathologie und überhaupt die pathologische Anatomie seit Rokitansky und Virchow leicht den Sieg davontragen.

Wenn nun auch in jüngster Zeit der moderne Humorismus gleichsam die alte Humoralpathologie wieder aufleben läßt, so hat er sich seine allgemeine Anerkennung durch die strenge Wissenschaftlichkeit erobert, die die exakte Forschung auf diesem Gebiete charakterisiert. Es ist aber zu weit gegangen, wenn seine Vertreter, z. B. Richet, in ungerechter Weise diesen modernen Humorismus als einzige wissenschaftliche Denkweise in der Medizin hinstellen wollen. Es ist nicht richtig, wenn sie behaupten, daß alle Fortschritte der Morphologie in keiner Weise Licht in irgendeine medizinische Fundamentalfrage gebracht haben,

Digitized by Google

daß die Medizin überhaupt fast keinen Nutzen aus ihr gezogen hätte. Es hieße blind sein gegen alles, was uns die Anatomie, die histologische Forschung, die Entwicklungsgeschichte, vor allem die pathologische Anatomie gelehrt haben, wenn man diese strenge Meinung teilen wollte. Welcher Chemiker wäre imstande, mit Wage und Reagenzglas uns über die verschlungenen Bahnen des Zentralnervensystems und deren Leistungen aufzuklären!

Ich habe schon früher erwähnt, daß tatsächlich auf den Wegen, die die moderne Humoralpathologie wandelt, ganz unerwartet reiche und wesentliche Fortschritte erzielt wurden. Daneben bleibt aber doch der Satz bestehen, daß Form und Funktion sicher voneinander nicht unabhängig sind. Die morphologische Betrachtung kann und darf nicht von der biochemischen und biophysischen getrennt werden, will man nicht in den Fehler der Einseitigkeit verfallen — diese verschiedenen Forschungsmethoden gehen parallel nebeneinander und ergänzen sich gegenseitig.

Man wird ohne weiteres zugeben, daß die strenge Morphologie an sich eine todesstarre Wissenschaft, ein Körper ohne Seele ist; aber auch mit einer Seele ohne Körper wissen wir nichts anzufangen.

Dies habe ich vorausgeschickt, gleichsam um es zu rechtfertigen, wenn ich mich, wie früher bemerkt, lediglich mit der morphologischen Seite der Frage beschäftigen werde; mit der Frage, ob und inwieweit sich bei Erkrankungen des Nervensystems an diesem, und zwar nur an diesem selbst, solche angeborene Eigentümlichkeiten der Formgestaltung oder des feineren histologischen Baues finden, die, ohne selbst schon pathologisch im engeren Sinne zu sein, beim Hinzutreten einer weiteren (meist exogenen, äußeren) Schädigung die Entwicklung dieses krankhaften Prozesses begünstigen konnten, also eine *Anlage* zu diesem darstellen.

In der heurigen Jahresversammlung der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien habe ich diese Angelegenheit eingehend besprochen und viel einschlägiges Material zusammengetragen.[1]) Es ist begreiflich, daß ich mich vor einem Leserkreis von Nichtärzten nur auf einzelne herausgegriffene Beispiele beschränken werde, so viele eben, um die Schlüsse, zu denen ich gelange, allgemeinverständlich zu machen.

Gewiß können grobanatomische Verhältnisse am Nervensystem vorhanden sein, die wir als den Ausdruck einer krankhaften Anlage ansehen dürfen, aber nur mit großer Vorsicht. So könnte man zunächst an die Größe des Gehirns resp. an das individuell ungleiche Gehirngewicht denken. Allerdings haben mich meine eignen Beobachtungen zu der Ueberzeugung geführt, daß irgendwelche normale oder krankhafte Veranlagung, speziell auf intellektuellem Gebiete, in keinen direkten Parallelismus mit dem Gehirn zu bringen sind, welcher Anschauung sich auch neuere Untersuchungen immer mehr anschließen. Man kann nicht mehr sagen, als daß sich bei intelligenten Personen im allgemeinen mehr schwere, bei geistig niedrig stehenden mehr leichte Gehirne finden; dabei

[1]) „Wiener Klinische Wochenschrift" 1913, Nr. 14.

Digitized by Google

kann aber eine hervorragend begabte Persönlichkeit Träger eines Gehirns sein, dessen Gewicht nicht an die Mittelzahl heranreicht. Allerdings darf das Hirngewicht nicht unter ein Minimum herabsinken, ohne daß die Intelligenz wesentliche Einbuße erleiden würde; es handelt sich dann um eine Entwicklungsstörung, die zur Idiotie geführt hat. Derartiger schwerer Entwicklungsstörungen des Gehirns gibt es verschiedene (hochgradiger Hydrozephalus, Porenzephalie, angeborene partielle Hirnatrophien usw.); doch kann man da nicht mehr von einer Anlage in unserm Sinne sprechen.

Da bekanntlich den einzelnen Regionen der Großhirnrinde verschiedene Leistungen zukommen, so lag es nahe, anzunehmen, daß eine besondere Ausbildung gewisser Hirnteile der greifbare Ausdruck sei für die Anlage zu hervorragenden Leistungen auf dem entsprechenden Gebiete. Ich kann mich aber nach meinen Erfahrungen nur in sehr reservierter Weise einer solchen Anschauung anschließen. Gewiß darf z. B. den Untersuchungen Auerbachs über die Lokalisation des musikalischen Talentes im Bereiche der Schläfenwindungen ihre Bedeutung nicht abgesprochen werden, für gänzlich verfehlt aber halte ich es z. B., mit Moebius die mathematische Anlage an der Unterseite des linken Stirnlappens zu suchen. Wie auf normalem, so muß auch auf pathologischem Gebiete der Nachweis einer angeborenen Anlage auf Grund makroskopischer Abweichungen mit der gebotenen Skepsis geführt werden; dabei kann allerdings kein Zweifel obwalten, daß unterentwickelte Hirnteile weniger leistungsfähig und leichter erschöpfbar sein werden.

Wiederholt wurden Eigenheiten im feineren Bau des Nervensystems beobachtet, die im Sinne einer pathologischen Anlage verwertet werden dürfen. Alle Gewebsteile des Organismus, also auch die nervösen, können individuell stärker oder schwächer, mehr oder minder widerstandskräftig ausgebildet sein; ihr Verhalten eventuellen Schädigungen gegenüber wird dementsprechend ein verschiedenes sein. Wenn zwei Menschen von der gleichen Höhe und unter ganz gleichen Bedingungen herabstürzen, wird der eine mit den zarteren Knochen Frakturen erleiden, während der andre, kräftigere, unverletzt davongeht. Eine ähnliche individuelle Variabilität müssen wir auch für das Nervensystem annehmen, dessen Gewebe zu den empfindlichsten des ganzen Körpers gehören.

Leider können wir die größere oder geringere Leistungsfähigkeit resp. Widerstandskraft einer Ganglienzelle unter dem Mikroskop nicht abschätzen und damit Schlüsse auf eine etwaige Anlage zu einer Erkrankung ziehen.

Es wäre z. B. ganz gefehlt, ohne weiteres einen Parallelismus zwischen der Größe einer Nervenzelle und ihrer Leistung anzunehmen; es kommen hierbei verschiedene Faktoren in Betracht, so die Größe der Individuen, die Länge der aus der Zelle entspringenden Nervenfaser, ihre besondere funktionelle Inanspruchnahme und gewiß noch manch andres, das uns bisher entgangen ist. Ganz sicher dürfte die größere Reichhaltigkeit der Verzweigungen der von der Nervenzelle abgehenden Fortsätze, durch welche die Beziehungen zu andern Zellen hergestellt werden, der Zelle eine höhere Wertigkeit verleihen. Diese Verzweigungen

Digitized by Google

nehmen im Verlaufe der Entwicklung immer an Zahl zu; tritt aber frühzeitig ein Stillstand in deren Ausbildung ein, so wird die Zelle und — falls dies viele Zellen betrifft — das gesamte Zentralnervensystem minderwertig, weniger funktionstüchtig sein, womit dann die Anlage zu manchen Erkrankungen gegeben sein kann. Ich muß nur zugeben, daß es schwerfällt, für den Menschen solche individuelle Differenzen, die gewiß bestehen, unter dem Mikroskop zu demonstrieren.

In der Nervenzelle lassen sich bei passender Präparation und Färbung verschiedene Struktureigentümlichkeiten erkennen, so der Kern mit seinen Kernkörperchen, die feinsten Nervenfibrillen, die die Zelle durchziehen, kleine runde oder eckige Schollen, die sich mit gewissen Farbstoffen intensiv färben, und noch andres. Dem aufmerksamen Beobachter wird es bei der Untersuchung vieler Gehirne kaum entgehen, daß gleichwertige Nervenzellen rücksichtlich der genannten feineren Bestandteile, denen bestimmte Leistungen im Leben der Zelle zugewiesen sind, mancherlei Differenzen zeigen. Zum Teil sind diese Verschiedenheiten sekundärer Natur, durch Krankheiten, Lebensverhältnisse usw. bedingt, zum andern Teil aber sind sie etwas stabiler, vorgebildeter. So sind Nervenzellen mit zwei Kernen, wenn sie sich nicht ganz vereinzelt finden, sicher immer der Ausdruck für ein in seiner Entwicklung gestörtes Gehirn (z. B. bei der zuweilen progressiven Paralyse, bei Mongoloiden). Wir werden aber auch bezüglich der andern Bestandteile der Nervenzellen unter Umständen auf eine Minderdifferenzierung, auf eine pathologische Anlage schließen können.

Besser bekannt als die Unterentwicklung der Nervenzellen ist eine solche der Nervenfasern. Vor längerer Zeit schon hatte Arndt auf ein Zurückbleiben der markhaltigen (weißen) Nervenfasern in der Entwicklung aufmerksam gemacht (Hypoplasie der Nervenfasern). Solche Fasern sind auffallend zart, schmächtig, oder aber sie zeigen histologisch ein Bild, das dem der embryonalen Nervenfasern nahesteht. Man kann in diesem Verhalten der Nervenfasern den Ausdruck für ihre Schwäche, Erschöpfbarkeit, für eine neuropathische Konstitution ohne Anlage erblicken. Gewöhnlich betrifft eine solche Unterentwicklung nur einzelne Faserbündel von bestimmter physiologischer Bedeutung, während die benachbarten ihre volle Ausbildung erhalten haben. Dies trifft z. B. bei einer Erkrankung zu, die eine gewisse Aehnlichkeit mit der Tabes dorsualis hat, schon im jugendlichen Alter sich bemerkbar macht und als hereditäre (Friedreichsche) Ataxie bezeichnet wird.

Ganz auffallend ist — besonders am Rückenmarke — die ungleiche Entwicklung der für das zentrale Nervensystem charakteristischen Stützsubstanz, der Neuroglia; es gibt neurogliaarme und neurogliareiche Rückenmarke. Manchmal wird dieses Organ von einer sehr dünnen Neurogliaschicht eingehüllt, ein andermal kann diese bis 0,1 Millimeter dick werden. Auch die um den im Innern des Rückenmarks gelegenen Zentralkanal vorhandene Neurogliamasse kann in manchen Fällen sehr stark ausgebildet sein, so weit, daß sich ein Uebergang herstellen läßt zu einer Geschwulstwucherung mit Neigung zur Höhlenbildung, der sog. Syringomyelie.

Digitized by Google

Die kleinen Blutgefäße im Innern des Gehirns sind gleichfalls individuell sehr variabel; in einem Falle finden wir starke, dicke, in einem andern hingegen hauptsächlich zartwandige Arterien. Letztere werden begreiflicherweise Stößen gegen den Schädel weniger standhalten und auch bei Steigerungen des Blutdruckes leichter reißen können. Selbst die Reichhaltigkeit der Gefäßversorgung scheint nicht ganz unbedeutenden Schwankungen zu unterliegen.

Es kommt nicht gar so selten vor, daß einzelne Elemente oder Gruppen von solchen sich im Zentralnervensystem an Stellen finden, wo sie normalerweise nicht hingehören; eine derartige atypische Lagerung gibt wohl immer den Hinweis dafür, daß es sich in diesem Falle um ein in seiner Entwicklung irgendwie gestörtes, minderwertiges, zu Erkrankungen veranlagtes Nervensystem handelt. So hat man wiederholt zwischen den Nervenfasern des Rückenmarcks versprengte Nervenzellen angetroffen, und dies besonders bei Epileptikern, Blödsinnigen und andern schwer Nervenkranken, so daß man wohl berechtigt ist, solche Vorkommnisse als Zeichen einer mangelhaften Ausbildung und damit einer leichteren Erkrankungsfähigkeit anzusehen.

Die klinische Erfahrung drängt ebenfalls dazu, für das Entstehen vieler Nervenkrankheiten neben andern Ursachen auch eine angeborene Anlage verantwortlich zu machen. Ich will ein sehr charakteristisches Beispiel anführen. Es ist nun auch schon in Laienkreisen genügend bekannt, daß der progressiven Paralyse sowie der Tabes dorsualis in den weitaus meisten Fällen eine syphilitische Infektion vorangegangen ist. Es fragt sich nun, weshalb von hundert syphilitisch infizierten Individuen nur eines oder zwei (manche Statistiken geben eine etwas höhere Zahl an) später Paralytiker oder Tabiker werden. Die Schwere der Infektion spielt nachgewiesenermaßen ebensowenig eine ausschlaggebende Rolle dabei, wie die Art und Gründlichkeit der seinerzeitigen Behandlung. Wohl aber können mancherlei Schädlichkeiten wie Alkoholabusus, Schädeltraumen, Infektionskrankheiten andrer Art, heftige Gemütserregungen, Ueberarbeitung u. a. entweder eine erworbene Disposition zu den genannten beiden Krankheiten schaffen oder wohl auch direkt als auslösende Ursachen wirken. Aber auch diese Momente genügen nicht, um zu verstehen, warum von den hundert Infizierten, von denen sicherlich manche den gleichen eben angeführten Angriffen auf das Nervensystem ausgesetzt waren, nur einer oder zwei an Paralyse oder Tabes erkranken. Die Erklärung dafür finden wir, wenn wir annehmen, daß als ein ganz besonders wichtiger Faktor, eine angeborene Disposition, eine im Bau des Nervensystems ausgedrückte Anlage mit im Spiele ist. Gerade für die Tabes ist diese abnorme Anlage, die Minderwertigkeit des Rückenmarcks, klar nachgewiesen. Schon Kahler und Pick war die abnorme Kleinheit eines tabischen Rückenmarks und andre Eigenheiten der Konfiguration aufgefallen, woraus sie den Schluß zogen, daß es sich hier um eine Inkongruenz zwischen Leistungsfähigkeit des Rückenmarks und Arbeitsmaß handle, als deren Folge sich die tabische Erkrankung herausbildete. Später ist diese Anschauung durch eine Reihe ganz verschiedenartiger Befunde immer mehr befestigt worden. Stern hat durch die

Digitized by Google

Untersuchung und Messung zahlreicher Rückenmarke zeigen können, daß das tabische Rückenmark schon vor dem Einsetzen der Erkrankung relativ klein, unterentwickelt zu sein pflegt, eine Persistenz der kindlichen Form und kindlichen Größe erkennen läßt. — Eingehende Untersuchungen haben aber noch weitere Anzeichen einer Minderwertigkeit der tabischen Rückenmarke aufgedeckt; so finden sich gerade an diesen relativ häufig in der zarten Haut, welche sie einhüllt, abnorme Nervenfasern und kleine rundliche Knäuel solcher Fasern; auch verlaufen an diesen einzelne vordere oder hintere Wurzelfasern in ganz atypischer Weise (Reich) und noch manches andre, was für eine abnorme Veranlagung, speziell auch für eine nicht vollkommene Differenzierung der nervösen Elemente des Rückenmarks spricht.

Der anatomische Nachweis, daß bei der Tabes vielleicht immer, jedenfalls aber sehr oft das Rückenmark Zeichen einer krankhaften angebornen Veranlagung an sich trägt, darf als erbracht bezeichnet werden. Es liegt nun nahe, zu erwarten, daß ähnliche Verhältnisse auch für die so nahe verwandte progressive Paralyse gelten werden. Zugegeben muß werden, daß das Beweismaterial für eine organische Disposition zur Paralyse nicht so reich vorhanden ist wie bei der Tabes; diese Disposition muß, wie dies von v. Wagner und Piloz auch hervorgehoben wurde, eine spezifische, eine für die Paralyse charakteristische Disposition sein, neben welcher eine allgemeine Minderwertigkeit, auf die Näcke großen Wert legt, gewiß auch bestehen kann. Letzterer hat auf gewisse Anomalien der Hirnwindungen aufmerksam gemacht, die er an Paralytikerhirnen wiederholt antraf und die er als Hemmungsbildungen ansieht, welche dem Gehirn den Charakter der Minderwertigkeit aufprägen.

Ich glaube, daß hier nicht der Ort ist, auf die Einzelheiten einzugehen, welche mich bestimmen, der „Anlage" eine so hervorragende Bedeutung für die Entstehung der Paralyse einzuräumen. Syphilis und Anlage zusammen als exogenes und endogenes Moment sind unbedingt beide notwendig für die Entstehung dieser Krankheit; die andern Ursachen, von denen ich kurz vorher gesprochen habe, werden dabei nur unterstützend, befördernd mitwirken.

Uebrigens kann die angeborne Disposition viel klarer bei der ziemlich seltenen Paralyse der Kinder als bei der der Erwachsenen morphologisch demonstriert werden. Man findet dort im ganzen Nervensystem zahlreiche Stigmata, Anzeichen eines die Hirnentwicklung hemmenden schädlichen Einflusses. Wir kennen ja in diesem Falle auch das keimschädigende Agens, die Syphilis der Eltern. Schon das Rückenmark fällt durch seine Kleinheit auf, oft finden sich dort jene erwähnten Zellen und Zellgruppen, die sich an fremde Orte verirrt haben; besonders reich an Hemmungsbildungen ist das Kleinhirn (z. B. Zellen mit zwei Kernen) der juvenilen Paralytiker, aber auch am Großhirn fehlen die Entwicklungsstörungen nicht; hier sehen wir nahe der Oberfläche Nervenzellen erhalten bleiben, die unter normalen Verhältnissen zwar beim Embryo vorhanden sind, aber in den ersten Lebensmonaten zu schwinden pflegen; auch nach andern Seiten hin bewahrt die Großhirnrinde ihren fötalen Charakter.

Digitized by Google

Ich will nur noch einige wenige Beispiele von Hirnerkrankungen anführen, für welche wir eine anatomische Anlage kennen gelernt haben.

Manche Kinder bringen Lähmungen im Bereiche der Augen- oder Gesichtsmuskeln mit zur Welt; genauere Untersuchungen, namentlich von Heubner und Zappert, haben erwiesen, daß in solchen Fällen jene Nervenzellen, von denen die betreffenden Hirnnerven ihren Ausgangspunkt nehmen, nicht zur Entwicklung gelangt sind.

Auffallend oft bilden sich Gehirngeschwülste — die übrigens gar nicht selten operabel sind — in der Gegend, wo der Hörnerv das Gehirn verläßt. Orzechowski hat gezeigt, daß an dieser Stelle sich normalerweise eigentümliche Verhältnisse des Hirnbaues finden, die eine unverkennbare Variabilität zeigen; in dieser individuellen Ausbildung sei die Anlage für die Bildung einer solchen Geschwulst gelegen. In ähnlicher Weise wären nach der Auffassung Marburgs jene Neubildungen durch die individuell verschiedene Ausbildung veranlaßt, die sich in der Gegend der Zirbeldrüse — allerdings seltener — finden.

Sicherlich beanspruchen auch jene Befunde, die zugunsten einer Anlage zur Epilepsie sprechen, volle Beachtung; sicher ist, daß eine Keimschädigung durch Syphilis, Alkoholismus u. a. der Eltern als Ursache der Epilepsie mit in Betracht kommt.

Die pathologische Anatomie muß uns vorderhand im Stiche lassen, wenn wir die Anlage zu jenen Nervenkrankheiten nachweisen oder auffinden wollen, die wir als funktionelle bezeichnen, z. B. Hysterie, Neurasthenie, manche Geisteskrankheiten. Wir verstehen ja darunter solche Krankheiten, für welche wir bisher einen sichtbaren Befund am Nervensystem nicht aufdecken konnten. Aber dies ist ein Gebiet, das mit dem Fortschreiten unsrer Erfahrungen, wie ich bereits ausführte, namentlich mit der Verbesserung unsrer technischen Untersuchungsmittel, immer mehr eingeengt wird. Klinisch wird gerade für diese Erkrankungsformen eine angeborene Anlage von den meisten Seiten angenommen. Auf die ungemein komplizierten Fragen der erblichen Belastung, die dabei sehr in Betracht kommt, will ich mich hier nicht einlassen; ebenso will ich nur kurz hinweisen auf die körperlichen und psychischen Degenerationszeichen (Asymmetrien des Schädels, angewachsene Ohrläppchen, falsche Zahnstellung, steilen Gaumen — Disharmonien des Charakters, einseitige Begabung bis Mangel auf andern Gebieten, moralische Atypien usw.), denen man eine Zeitlang sehr große Bedeutung zumessen zu dürfen glaubte.

Wenn wir also vorderhand für diese funktionellen Nervenkrankheiten eine morphologische Anlage nur voraussetzen, aber nicht unwiderleglich nachweisen können, so gibt es doch nach dem Gesagten eine beträchtliche Reihe sog. organischer Nervenkrankheiten, für deren Entstehung eine organische Veranlagung, eine meist als Hemmung, nur ausnahmsweise als Exzeß sich geltend machende Störung der Entwicklung im Bereiche des Nervensystems sicherlich mit verantwortlich gemacht werden muß. Eine kleine Auswahl von Beispielen habe ich im vorhergehenden angeführt.

Digitized by Google

Diese organische Anlage kann oft mit größter Klarheit demonstriert werden; sie ist begründet in der Variabilität der feineren Ausbildung unsrer nervösen Organe; der Nachweis wird aber dadurch oft erschwert, daß es nicht leicht ist, bei dieser Variabilität die biologische Wertigkeit, speziell Unterwertigkeit der nervösen Elemente im einzelnen Falle festzustellen. Besonders wird sich die Widerstandskraft der Nervenzellen und -fasern gegen gewisse schädigende Noxen, etwa Gifte und Toxine, oft nicht ohne weiteres erkennen lassen; daß es aber schwächer angelegte Elemente oder Systeme im Nervensystem gibt, haben wir früher des breiteren erörtert und dürfte doch niemand bezweifeln; solche werden unter halbwegs normalen Verhältnissen sich zuerst abnützen, das Primum senescens, bei schweren Schädigungen aber das Primum moriens sein.

Wir sind demnach gewiß berechtigt, als feststehend anzunehmen, daß in der Pathogenese, d. h. bei der Entstehung der meisten, wenn nicht aller Nervenkrankheiten, neben einem äußern, exogenen Faktor noch ein im Organismus selbst gelegener, angeborener, endogener Faktor mitwirkt.

Und wenn wir schließlich zurückgreifen auf die Auseinandersetzungen, von denen wir ausgingen und die darin gipfelten, daß die prophylaktische Tätigkeit des Arztes eine ganz besonders wichtige sei, so gewinnt die Konstatierung einer solchen angeborenen nervösen Anlage einen nicht gering einzuschätzenden praktischen Wert. Freilich wissen wir oft nicht, wo wir den Hebel anzusetzen haben, um derartigen Keimschädigungen wirksam vorzubeugen. Vieles aber wissen wir doch bereits; bekannt ist, daß Karzinom, Diabetes, Anämie u. a. die Widerstandskraft im Nervensystem des nächsten Geschlechtes zu vermindern vermögen; am allermeisten trifft dies aber zu für den Alkoholismus und die Syphilis. Der Kampf der gegen diese beiden Schädlinge in erster Linie von den Aerzten, dann aber auch von einsichtsvollen Laien mit großer Energie geführt wird, bezweckt weniger die Rettung des Individuums als die des Geschlechtes. Es ist dies eine Schlacht, die nicht ohne Aussicht auf Erfolg gekämpft wird; wir kennen wenigstens unsern Gegner und kennen auch die Waffen, die ihn niederstrecken würden.

Die Haltung Italiens

Von

Philipp Hiltebrandt (Rom)

Anläßlich der italienischen Neutralitätserklärung ist vielfach die Meinung geäußert worden, daß die Entscheidung Italiens den Austritt aus dem Dreibunde und den ersten Schritt zum Anschluß an die Tripelentente bedeute.

Es ist ja nun zweifellos, daß der Ausbruch des europäischen Krieges der italienischen Regierung aufs höchste ungelegen kam und daß sie dieser Empfindung in ihren offiziösen Organen offen Ausdruck gegeben hat. Heer und Marine waren noch im Ausbau begriffen, und das relativ arme Land hatte finanziell

Digitized by Google

noch an den Folgen des Tripoliskrieges zu leiden. In der auswärtigen Politik war der gefürchtete Einfluß Oesterreichs auf dem Balkan durch die Ereignisse von 1912/13 glücklich so gut wie beseitigt, und mit der Errichtung des unabhängigen Albaniens hatte Italien das Hauptgeschäft gemacht. Auch dem westlichen Nachbar, Frankreich, gegenüber konnte man hoffen, vermöge einer gewaltig wachsenden Bevölkerung mit der Zeit das Gleichgewicht der Kräfte zu erreichen. Durch eine geschickte Diplomatie, die sich auf den Dreibund stützte, aber auch den Ententemächten den Austritt gelegentlich in verlockende Aussicht stellte, wußte man sich mit Hilfe beider Mächtegruppen, wie die Erwerbung von Tripolis und der Konzession von Adalia in Kleinasien zeigt, erhebliche politische Vorteile zu verschaffen.

Die Fortführung dieser Politik wurde durch den Ausbruch des großen Krieges in Frage gestellt, und es war deshalb kein Wunder, daß man über das energische Vorgehen Oesterreichs gegen Serbien in Rom aufs peinlichste überrascht war.

Gleichwohl hieße es die Loyalität und die politische Einsicht der italienischen Staatsmänner verkennen, wenn man ihnen den unerhörten Bruch eines seit dreißig Jahren bestehenden Vertrages und den Uebertritt in die Reihe der Ententemächte zutraute. Sie alle, selbst der so frankophile Luzzatti, wissen, was der Dreibund für Italien bedeutet und was sie nach einem Bruch desselben von den Ententemächten zu erwarten haben.

Daß Frankreich nach der absoluten Herrschaft im Mittelmeere strebt und damit die Großmachtstellung Italiens bedroht, ist den Italienern durch die offenherzigen Erklärungen französischer Minister, Admirale und Parlamentarier seit langem zur Genüge bekannt. Ihnen warf der jetzige Minister des Auswärtigen, Marchese di San Giuliano, die Erklärung entgegen, daß die Zeiten der Politik der Nachgiebigkeit für Italien für immer vorbei seien, und daß im Mittelmeer, der großen Straße der seefahrenden Nationen, niemand die Hegemonie zu beanspruchen habe. Klaren Blickes durchschaute man auch die französische Politik, die darauf hinauslief, die Italiener vom westlichen Mittelmeere weg in die Adria zu verweisen, sie dabei mit Oesterreich in einen unheilbaren Konflikt zu verwickeln und ihnen außerdem in Valona und im Aegäischen Meere die aufstrebende Macht Griechenlands in die Flanke zu setzen. Während des ganzen Tripoliskrieges und der Balkankrise hatte die italienische Diplomatie in erster Linie mit den Machenschaften der französischen Politik zu kämpfen. Die brutale und geringschätzige Behandlung, die Italien während der Manoubaaffäre erfuhr, belehrte es, was von den Phrasen der Fratellanza Latina zu halten sei, und sie hat Italien wohl hauptsächlich zur vorzeitigen Erneuerung des Dreibundes und zur Stellungnahme an der Seite Oesterreichs während der Balkankrise veranlaßt.

Und ebenso wie über die französische Politik war man sich im letzten Jahre, wie die Auslassungen von der Regierung nahestehenden Blättern zeigen, über die mit feineren Mitteln arbeitende Diplomatie Sir Edward Greys klar geworden. Seitdem dieser vor dem Parlament verkündet hatte, daß die Lage im östlichen

Digitized by Google

Becken des Mittelmeeres durch die italienische Besetzung von Rhodos eine „anormale" sei, war es der Consulta offenbar geworden, daß England ein Aufkommen einer so lebenskräftigen, selbstbewußten und aufstrebenden Nation, wie der italienischen, im Mittelmeere niemals dulden kann, und daß England es deshalb vorgezogen hat, sich mit dem im Niedergange befindlichen Frankreich, von dem es nichts mehr zu befürchten hatte, auf Leben und Tod zu verbünden. England weiß, daß das letzte Ziel der italienischen Kolonialpolitik, die Verwirklichung des Crispischen Gedankens eines afrikanischen Reiches von Tunis über Tripolis und Aegypten nach Abessinien sein muß, denn ohne die Erwerbung blieben Erythräa und Libyen finanziell für Italien eine Last und kolonialpolitisch ein Torso.

Was endlich die dritte Ententemacht, Rußland, anlangt, so hat sich ein dauerndes und wirkliches Zusammengehen mit ihr für Italien trotz der Abmachungen von Racconigi als eine Unmöglichkeit erwiesen. Denn: siegt das panslawistische Rußland, so hat dieser übermächtig gewordene Staat durch seine Vortruppen, die Serben und Slowenen, die die Todfeinde der italienischen Nation in Dalmatien und Triest sind, seine Hand in der Adria. Immer mehr hat man sich deshalb in den leitenden italienischen Kreisen davon überzeugt, daß die Erhaltung eines starken Oesterreichs als Damm gegen den Panslawismus und der Ausschluß Serbiens aus der Adria für Italien eine vitale Notwendigkeit ist. Ferner: mit der Oeffnung der Dardanellen für Rußland wäre das türkische Reich, dessen Erhaltung gegenwärtig einen der Hauptpunkte der italienischen Politik bildet, verloren und einer Ausdehnung des italienischen Einflusses und des italienischen Handels im östlichen Becken des Mittelmeeres für immer ein Riegel vorgeschoben.

Angesichts dieser Tatsachen ist es für die italienische Regierung und alle realistisch denkenden Politiker der Halbinsel beinahe zum politischen Axiom geworden, daß die Sicherung der italienischen Mittelmeer- und Großmachtstellung und die Verwirklichung des Crispischen Kolonialplanes nur an der Seite der Zentralmächte zu erreichen ist. Was die Tripelentente dagegen zu bieten hat, setzt den Verzicht der Großmachts- und Kolonialpläne Italiens voraus und ist selbst von dem beschränkten irredentistischen Standpunkte nicht mehr als das, was die Zentralmächte gewähren könnten: denn das unter französischer und englischer Herrschaft befindliche Italienertum in Nizza, Korsika, Tunis und Malta übertrifft an Zahl bereits das unter österreichischer Herrschaft in Triest, Trient und Dalmatien befindliche.

Wenn die italienische Regierung trotzdem nicht in den Kampf an der Seite der Zentralmächte eingegriffen, sondern sich vorläufig zu einer Politik der bewaffneten Neutralität entschlossen hat, so liegt dies an drei Gründen.

Erstens: man fürchtete, daß die englisch-französische Flotte, unfähig, gegen die deutschen Küsten etwas auszurichten, ihre Rache an Italien auslassen würde. Alle größeren Städte der Halbinsel liegen am Meere, der Hauptverkehr vollzieht

Digitized by Google

sich zur See oder auf Bahnen, die an der Küste entlang laufen. Die Unterbindung der Verkehrslinien würde Handel und Wandel unterbrochen und die Mobilisation der italienischen Armee erschwert haben, das Bombardement aber auch nur einer einzigen Stadt wie Neapels einen unermeßlichen Schaden bedeuten. Dazu kommt, daß Italien abhängig ist von der englischen Kohle, ohne die seine Fabriken stillstehen würden. Deshalb vermag Italien erst dann in den Konflikt einzugreifen, wenn die Deutschen durch ihr Erscheinen an der Meerenge von Calais durch die Bedrohung Englands die englisch-französische Marine zum Abzug aus dem Mittelmeer genötigt haben.

Zweitens: dieser Gefahr eines englisch-französischen Angriffs hätte man sich ausgesetzt für eine Sache, die zunächst auf eine Vergrößerung Oesterreichs zum Schaden Italiens hinauslief. Nach den Bestimmungen der Zusammenkunft von Abbazia, die wahrscheinlich auch in den Dreibundsvertrag übernommen worden sind, verpflichten sich Italien und Oesterreich, den Statusquo der beiderseitigen Kräfteverteilung auf dem Balkan aufrecht zu erhalten. Ist dieses nicht mehr möglich, so ist Oesterreich verpflichtet, für jede gemachte Erwerbung Italien eine Kompensation zu gewähren. Nun bedeutete zweifellos das Vorgehen Oesterreichs, dessen Zweck es war, Serbien unter seine Kontrolle zu nehmen, eine Aufhebung des Statusquo zugunsten des Donaustaates. Eine Kompensation in Gestalt von Albanien konnte Oesterreich, solange es Serbien nicht in seiner Gewalt hatte, nicht geben. Inhaltlich war Italien also nach dem Dreibundsvertrage zu seiner Neutralitätserklärung berechtigt. Und ebenso formal: denn Deutschland hat Rußland und Frankreich den Krieg erklärt, und Italien ist nur im umgekehrten Falle zum Eingreifen verpflichtet.

Der dritte Grund liegt in der Rücksicht auf die öffentliche Meinung des Landes. Sie ist nirgends so stark wie in dem demokratischen und parlamentarisch regierten Italien. Mehr als man zunächst glaubt, macht das Volk des großen Realisten Machiavell Politik vom sentimentalen Standpunkt aus. Mag der Irredentismus auch offiziell tot sein, in der Seele der weitaus größten Mehrheit der Italiener bildet er die herrschende politische Grundstimmung. Für sie ist Oesterreich der traditionelle Feind, gegen den die Helden des Risorgimento gekämpft und unter dem sie gelitten haben. Während alle Provokationen von französischer Seite schnell vergessen werden, braust das italienische Volk bei jedem auch noch so geringfügigem Unrecht, das die italienische Nationalität in Oesterreich empfängt, sofort aufs höchste auf. Sein Blick ist ganz auf die Adria gerichtet, l'amarissimo Adriatico. Ein Krieg zur Vergrößerung des verhaßten Oesterreich auf Kosten Serbiens, des „Piemonts des Balkans", hätte in der öffentlichen Meinung einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen. Zumal da der Krieg sich gegen Frankreich, die Consorella Latina, gerichtet hätte. Man glaubt nicht, welche Zugkraft diese ethnisch und historisch so törichte Phrase noch immer auf den gewöhnlichen Italiener ausübt. Man regt sich nicht im geringsten darüber auf, daß die italienische Sprache in Nizza und Tunis und Korsika vollkommen unterdrückt ist und daß die Italiener in Frankreich und

Digitized by Google

Tunis en canaille behandelt werden. Frankreich ist und bleibt die „lateinische Schwester“ und das „Land der Zivilisation“, in dem die völkerbeglückenden Ideen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit entstanden sind. Was die englische Nation anlangt, so ist sie in Italien zwar nicht gerade beliebt, aber sie imponiert durch ihre Flotte und gefällt den meist liberal gerichteten Italienern durch ihre liberal-parlamentarischen Institutionen. Dazu tritt die Erinnerung an so viele italienische Patrioten, die von Azeglio bis Mazzini und Crispi in der Zeit der österreichischen und bourbonischen Unterdrückung ein Asyl in England fanden, das dort politischen Flüchtlingen ja nie verweigert wurde. Die englische Herrschaft über das Mittelmeer wird mit Fatalismus ertragen. Würde die englische Marine gegen alles Völkerrecht eine offene italienische Stadt in Grund und Boden schießen, man könnte sicher sein, daß die Vorwürfe der öffentlichen Meinung sich in erster Linie nicht gegen England, sondern gegen die eigne Regierung richten würden.

Diese Stimmungen werden nun von den französischen Politikern und einer gewissen Presse, hinter der die französische Botschaft in Rom steht, mit allen Mitteln aufrecht erhalten. Auf Widersprüche in ihren Behauptungen kommt es ihnen dabei nicht an. Bald erklären sie, der militärische Zusammenbruch Deutschland-Oesterreichs sei unmittelbar bevorstehend und Italien könne großmütige Verzeihung für seine langjährige Zugehörigkeit zum Dreibund und den Besitz von Albanien und Triest nur durch schleunigen Anschluß an die Tripelentente erhalten. Auf der andern Seite suchen sie den Italienern vor der „germanischen Hegemonie“ und der Herrschaft des „brutalen Militarismus“ in Europa bange zu machen. Die Zentralmächte würden nach ihrem Siege an Italien fürchterliche Rache nehmen dafür, daß es den Dreibundsvertrag gebrochen habe. Offen erklärt der frühere französische auswärtige Minister Pichon einem italienischen Interviewer: „Der Tag ist da, da Italien im neuen Europa den gebührenden Platz einnehmen kann. Das italienische Volk begreift es, seine Regierung aber nicht.“ Auf diese Weise hofft man durch Beeinflussung der italienischen öffentlichen Meinung auf die Regierung einen Druck auszuüben, ohne zu bedenken, daß gerade das anmaßende und illoyale Verhalten dieser Herren eine so selbstbewußte Regierung wie die italienische dazu veranlassen muß, um so fester auf dem von ihr allein als für die Interessen der italienischen Großmacht richtig erkannten Wege fortzuschreiten.

Digitized by Google

Eine stille Hohenstaufentragödie

Von

Robert Kohlrausch

Es war ein trüber, grauer Tag mit schwer herabhängendem Wolkenhimmel, als ich inmitten der grauen Burgruine dort unten im fernen Kalabrien stand. Er hatte nicht so begonnen, dieser Tag. Mit Sonnenschein und Himmelsblau war er hoffnungsvoll emporgestiegen. Dann hatten vereinzelte, noch weiße, helle Wolken sich in das Blau gemischt, waren angeschwollen, hatten sich vereinigt und schließlich mit einem häßlichen grauen Vorhang das reine Gewölbe verhüllt. Aus der fernen, schöngeschwungenen Meeresbucht von Sant' Eufemia war das blausilberne Leuchten der Frühe verschwunden, und nur noch ein mattes, weißliches Licht kam von dort herüber, mehr und mehr hinsterbend, gleich einer letzten, vergeblichen Hoffnung. Und nun schien der graue Himmel niederzusinken zur Erde. Dichte Wolkenschleier fielen gleich Vorhängen vor die Berge herab, machten ihre Gipfel undeutlich und verhüllten sie dann ganz. Gleichzeitig aber stieg aus dem Tal ein dichter bläulicher Dunst empor, verband sich mit den Wolkenschleiern und umhüllte die Trümmer der Burg mit unendlicher Traurigkeit. Gestorben und eingesargt in das lastende Grau war der sonnige Tag.

Ich aber mußte daran denken, wie sehr er dem Leben des Mannes glich, dessen Geschick mich hierher nach Nicastro getrieben hatte. Geboren im Sonnenschein, war er immer tiefer hineingeschritten in andrängendes Nebelgrau, bis er von dieser Burg aus den letzten Weg in des Todes undurchdringliche Nacht gegangen war. Heinrich VII., König der Deutschen, war es, der als Gefangener diese kalabrische Feste bewohnt hat; ihre grauen, mächtigen Trümmer zeigten mir den finsteren Schauplatz von einer der vielen Hohenstaufentragödien.

Es gibt laute Tragödien und es gibt stille Tragödien; das Leben kennt sie, wie die Geschichte sie kennt. Mit Waffenlärm und Schwerterklirren waren unter den Hohenstaufentragödien die von Konradin und Manfred erfüllt. Still hinter Kerkermauern spielten andre sich ab. Manfreds Kinder wie König Enzio litten solch geräuschlose Qual, die mit ihrer vieljährigen Dauer einen raschen, heldenhaften Tod hundertfach übertraf. Im Gedächtnis der Menschen aber haben jene lauten Tragödien ein dauernderes Leben; von Konradins Hinrichtung und Manfreds Kriegertod weiß jedes Kind. Ueber die stillen Tragödien breitet auch die Nachwelt ihr Schweigen. Selbst von der größten unter ihnen hört man kaum jemals reden, obwohl geschichtliche Tragik und menschliche Tragik sich in der bunten Hohenstaufengeschichte weder vorher noch nachher je wieder so gewaltig vereinigt haben. Deutschland und Italien selbst waren hier die tragischen Helden; ein das ganze Mittelalter durchziehender Gegensatz verkörperte sich dies eine Mal greifbar lebendig in zwei Menschengestalten. Die beiden aber waren Kaiser und König, Vater und Sohn. Zu all den ungeheuren Menschen-

Digitized by Google

opfern, die Deutschland für die Vereinigung mit Italien jahrhundertelang bringen mußte, kam hier das höchste, schmerzlichste von allen: der Vater mußte den eignen Sohn opfern, ihn vom Thron herunterstoßen in Kerkersnacht. Und wenn der Kaiser Sieger blieb in diesem Kampfe gegen den König, dem Vater blutete das Herz um den verlorenen Sohn.

Sonnig und hell hatte Heinrichs Leben begonnen. Dem Kinde schon war die Krone vom Königreich Sizilien aufs junge Haupt gesetzt worden. Und eine zweite Krone, die von Deutschland, gesellte sich der ersten, als der Knabe zehn Jahre zählte. Der Wille seines großen Vaters, Kaiser Friedrichs II., hatte die deutschen Fürsten zur Wahl des Kindes zu bestimmen vermocht. Es mußte König sein in einem Alter, in dem andre nur den König spielen. Mit vierzehn Jahren vermählt, sah Heinrich sich hineingedrängt in vorzeitige Macht, in eine Stellung voll unglückseliger, unvereinbarer Doppelpflichten. Er sollte König von Deutschland sein mit all seinen Rechten, zugleich aber in jedem Punkte seines fern in Italien weilenden Vaters Willen zur alleinigen Richtschnur für sein Handeln machen. Er sollte König und Statthalter sein in einer Person. Daß er bei seiner Jugend in der ungeheuren Schwierigkeit solcher Lage Fehler und Irrtümer beging, ist nur natürlich. Auch daß er sich in manchen Dingen seinem Vater widersetzte, war für einen selbständigen, stolzen Geist begreiflich und verzeihlich. Aber daß er nicht haltmachte vor offener Empörung, daß er ein Bündnis einging mit seines kaiserlichen Vaters Todfeinden in der Lombardei, das machte den jungen Fürsten zum Hochverräter. Hier lag für ihn die tragische Schuld, und sein trauriges Geschick war nur die notwendige Sühne. Zuerst sprach noch der Vater im Kaiser, ließ ihn verzeihen, an Versprechungen glauben. Als aber auch sie gebrochen wurden und immer deutlicher der Wille Heinrichs hervortrat, sich ganz von ihm zu lösen, mit bewaffneten Händen sich zum alleinigen Herrscher von Deutschland zu machen, da mußte der Vater verstummen und nur der Kaiser noch reden. Sein Urteil hieß: Absetzung und Kerker. Zuerst wurde Heinrich in einem Wormser Turm gefangengesetzt, später in Heidelberg, dann in Alerheim bei Nördlingen. Aber in Deutschland erschien eine Verbindung mit kaiserfeindlichen Anhängern und eine Befreiung des abgesetzten Königs noch möglich. Er mußte von dem Lande losgelöst werden, über das er geherrscht hatte. So ließ Kaiser Friedrich den feindlichen Sohn unter starker Bedeckung nach dem Süden bringen; in Aquileja nahm ihn der Markgraf Lancia in Empfang und schiffte sich mit ihm nach Apulien ein. In Siponto betrat Heinrich als Gefangener den Boden seines väterlichen Erbreiches, dessen Krone für ihn verloren war wie die deutsche Krone.

Von Siponto ging es über die sich unabsehbar dehnende Weidefläche des Tavoliere von Apulien in ein rauhes Bergland hinein. Mit fester Burg stand hier ein kleiner Ort, San Felice genannt nach dem heiligen Felix. Ein höhnisch glückverheißender Name für ein Gefängnis! Heute hat man ihn abgekürzt und nennt jenen schwer zugänglichen Ort in der Basilikata, der inmitten hoher, über 1400 Meter emporwachsender Berge liegt, nur noch San Fele. Dort wurde

Digitized by Google

Heinrich mit eiserner Strenge bewacht, litt sogar zeitweise Not, sei es aus Absicht, sei es aus Nachlässigkeit. Vom Jahre 1240 wissen wir — er war 1235 dorthin gebracht worden —, daß der Kaiser ihm auf Bitten seines Hüters die Mittel für „anständige Kleidung" bewilligte. Tiefe Vergeinsamkeit umgab den Gefangenen in der festen Burg von San Felice, deren Gemäuer hundertundvierzig Jahre später wieder einen deutschen, dort eingekerkerten Fürsten umschließen sollte. Karl von Durazzo hielt hier Otto von Braunschweig, den Gemahl der Königin Johanna I. von Neapel, gefangen. Das Volk aber hat noch erdichtete Schrecknisse den wirklichen hinzugefügt. Eine dumpfe Sage berichtet von der Ermordung eines andern Heinrich, des jüngeren, spätgeborenen Sohnes von Kaiser Friedrich II., in diesen düsteren Mauern. Der Sarazenenkapitän Giovanni Moro soll hier in König Manfreds Auftrag dessen Bruder gewaltsam getötet haben. Die Tat ist erlogen, aber die blutige Mär haftet an dem Kastell von San Felice und übertönt mit jenen andern Traurigkeiten zusammen den glückverheißenden Namen.

Vor Ablauf des Jahres 1240 wurde Heinrich von dort nach Nicastro gebracht, wohl um sein Schicksal zu mildern. Er kam damit an einen freundlicheren, größeren und reicheren Ort, und wenn er auch ein streng behüteter Gefangener blieb, so hat er hier doch wohl die Segnungen einer höheren Kultur und eines milderen Klimas gefühlt. Nicastro war damals ein Ort von Bedeutung. Ihn berührte die große Heerstraße, die vom Norden her, von Cosenza, nach Süden führte. Die Steuern und Abgaben aus ganz Kalabrien und aus einem Teil von Sizilien wurden hier gesammelt und in dem festen Schlosse verwahrt. Friedrich II. hatte sich selbst noch einen Palast hier erbaut und wohnte dort, wenn er zur Jagd kam, in den benachbarten, durch ihn mit Fasanen bevölkerten Wäldern.

Aber für den gefangenen König gab es keine Jagd mehr und keinen frohen Ritt unter freiem Himmel. Undurchdringlich fest umschlossen ihn die Mauern der grauen Burg über der Stadt. Mit Nicastro zugleich, das ursprünglich Neocastrum hieß und eine Gründung der griechisch-byzantinischen Kaiser war, ist jene Burg wahrscheinlich erbaut worden. In den Kämpfen der Normannenzeit galt sie für einen der Schlüssel von Süditalien. Robert Guiskard eroberte sie, Kaiser Heinrich VI. bewohnte sie; seine Witwe Konstanze ließ als Regentin für den minderjährigen Friedrich II. die Burg stärker befestigen, und er selbst versah sie mit neuen Werken. So stand sie trotzig, fast uneinnehmbar auf ihrer stolzen, von zwei Wildbächen umflossenen und verteidigten Höhe, die treue Hüterin des hier angesammelten Schatzes. Und nun mußte sie daneben auch noch den gefangenen Sohn des Kaisers hüten. Wenn ihm der Blick aus den Fenstern der Burg erlaubt war, dann sah das Auge Land und See zu seinen Füßen hingebreitet, über die zu herrschen ihm einstmals bestimmt gewesen war. Wilde Reue mußte bei diesem Anblick mit wildem Freiheitsdrang in ihm kämpfen; sie beide zusammen erklären wahrscheinlich seinen Tod, über den ein dichter Schleier ausgebreitet ist. Eins nur ist sicher, daß im Februar des Jahres 1242 ein

Digitized by Google

Befehl des Kaisers erging, den Gefangenen wieder an einen andern Ort zu bringen, daß er bis Martirano kam und hier starb. Einige behaupten, der Kaiser habe den Sohn vor sich bringen lassen und sich mit ihm versöhnen wollen; andre nennen ein Castrum Sancti Marci in Vallis, das vielleicht in dem Orte S. Marco im Tale des Crati nicht weit von Cosenza zu suchen ist, als das neue, für Heinrich bestimmte Gefängnis. Abenteuerliche Berichte von einer Flucht in die Wälder, von Wiederergreifung und elendem Sterben durch Hunger und Kummer oder auf noch schrecklichere Art im finsteren Gefängnis erscheinen unverbürgt. Am besten zum trotzig-leidenschaftlichen Charakter des Königs paßt ein andrer Bericht, nach dem er auf dem Wege zum neuen Gefängnis beim Ueberschreiten einer Brücke sein Pferd plötzlich gewaltsam gespornt hat und mit ihm hinuntergesprungen ist in den Savuto. Dieser freiwillig-königliche Todessprung breitet etwas wie Verklärung um des Fürsten unglücklich-schuldige Gestalt; ihn glaubt man darum am liebsten. Schwerverwundet, aber noch lebend, soll man ihn dann in das Kastell Martirano gebracht haben; dort soll er gestorben sein. Und für diesen Punkt wenigstens gibt es an Ort und Stelle noch ein schriftliches Zeugnis. Das in den Bergen verborgene Martirano, das heute wie damals mit Nicastro nur durch einen fünf Stunden weiten steinigen Reitweg über hohes und rauhes Gebirge hin verbunden ist, besitzt eine kleine verfallene, dem San Marco geweihte Kirche. Sie steht unterhalb der Stelle des ehemaligen, verschwundenen Kastells, von dem nur noch der Name Castello dort an einer Feigen- und Olivenpflanzung haftet. Aus jenem kleinen Gotteshaus aber klingt uns allein in ganz Italien der Name des unglücklichen deutschen Königs entgegen. An der Wand links vom Altar sind lateinische Verse, nur halb noch lesbar, aufgezeichnet, in denen von einer Wiederherstellung der Kirche und von Heinrichs Tode berichtet wird. Die Worte, die sich auf ihn beziehen, lauten in deutscher Uebersetzung:

„Höher am Berg stand einst eine Burg; hier starb jener Heinrich,
Der gefangene Sohn von Kaiser Friedrich dem Zweiten."

Die verwischten Worte dort auf der Wand einer verfallenen Kirche, die Trümmer der Burg zu Nicastro — das ist alles, was im fernen Kalabrien von dem hier gestorbenen deutschen König erzählt. Verschwunden ist auch sein Grabmal im Dom zu Cosenza. Königlich aber ist wenigstens noch in ihren Trümmern die Burg, die sein letztes Gefängnis war. Ein furchtbares Erdbeben, das am 27. März 1638 die ganze westliche Küste von Kalabrien erschütterte, fünfzig Dörfer und Städte mit etwa zwölftausend Einwohnern vernichtete — das nahegelegene Sant' Eufemia wurde damals von der Erde verschlungen und in einem stinkenden See begraben —, hat auch die gewaltigen Mauern dieser Feste gebrochen. Bis dahin hatte sie noch immer den Machthabern getreulich gedient, war von Manfred wieder zum Hauptstützpunkte der Hohenstaufenmacht in jener Gegend gemacht worden und hatte Kaiser Karl V. bei seiner Heimkehr von Tunis als Gast gesehen. Aber das Erdbeben, das unter den eingestürzten

Digitized by Google

Häusern und Kirchen den fünften Teil der Einwohnerschaft Nicastros begrub, hat auch dies Kastell in eine große, malerische Ruine verwandelt.

Von der Eisenbahn aus, die den schmalsten Teil von Italiens Halbinsel hier durchschneidet und auch Nicastro berührt, sieht man freilich nur wenig von ihr. Sie steht, wenn auch selbst auf stattlicher Höhe, doch so nahe vor dahinter aufsteigenden Bergen, daß ihr Mauergrau ganz im umgrünten Grau der Felsen verfließt. Ich glaubte schon, die Burg sei völlig vom Erdboden verschwunden, als ich den Zug auf dem Bahnhof Nicastro verließ, der mich mit einem blühenden Gärtchen mit Rosensträuchern, Rosenhecken und wehenden Palmenwedeln freundlich begrüßte. Hier war lachender Süden. Er leuchtete grünsilbern auch aus reichen Oelbaumpflanzungen her. Daneben aber stellte sich in schönen Gestalten als eigentlicher Baum des Landes die deutsche Eiche. Sie schmückte die Niederung und stieg an den Bergen hinan; König Heinrich konnte sich in sein verlorenes deutsches Königreich zurückversetzt glauben, wenn er die krausen Wipfel dieser Bäume von seinem Kerkerfenster aus rauschen hörte.

Gegen die grünbewachsenen Berge hin führte der Weg vom Bahnhof in die Stadt. Sie lag am unteren Abhang breit hingelagert und erklomm dann rechtshin eine der Höhen. Gleichgültige Häuser standen an der staubigen Straße; schon hier war sichtbar, daß Nicastro fast keinen Rest aus den Tagen des Mittelalters bewahrt hat. Alles ist untergegangen bei der grausamen Erderschütterung im Jahre 1638. Vor allem der tiefgelegene Teil der Stadt mit einer breiten, parallel zu den Bergen laufenden Hauptstraße zeigte sich ganz modern, und nur ein sagenhafter Name dieser Straße wies in ferne Zeiten zurück. Je weniger Altes Nicastro besitzt, um so reicher ist es an kühnen Erfindungen, die seinen Ursprung in graues Altertum zurückversetzen sollen. Auch der Name der Hauptstraße, die Corso Numistrano genannt wird, erzählt solch ein Märchen. Er will besagen, daß Nicastro die Stelle der alten Stadt Numistro besetzt hält, wo sich der Konsul Marcellus und Hannibal im Jahre 210 v. Chr. — ungefähr tausend Jahre vor dem wirklichen Ursprung Nicastros — eine Schlacht lieferten. An dieser Fabelstraße steht auch der Dom, der außer einer Inschrift über seine Baugeschichte nichts Interessantes bewahrt. Aber etwas fand ich doch auf dem Hauptplatze der Unterstadt, was in die Tage der Hohenstaufen zurückreichte. Bescheiden, vernachlässigt, unscheinbar, war es doch ein Denkmal der Fürsorge jener Herrscher für ihr Volk. Sie hatten den antiken Brauch aufrechterhalten oder neu belebt mit Aufstellung einer sog. Mensa ponderaria, wie man sie heute noch ausgegraben in Pompeji sehen kann, ein genaues Maß für den Getreideverkauf zu verbürgen und Betrügereien zu hindern. Die Mensa glich einer massiven steinernen Bank, in der sich runde Vertiefungen von bestimmter Größe befanden; dort hinein mußte das Getreide geschüttet werden, das dann, wenn alles in Ordnung war, durch ein bis dahin verschlossen gehaltenes Rohr im Stein ablaufen konnte. Solch eine Mensa besaß auch Nicastro, besitzt sie merkwürdigerweise noch heute. Die ganze Stadt ringsumher ist unter den furchtbaren Stößen des Erdbebens niedergebrochen, die Jahreszahl 1200, die man

Digitized by Google

früher an diesem Denkmal gelesen hat, ist von den Händen der Zeit verwischt worden, aber der graue Steintisch hat immer noch seinen Platz auf Nicastros Markt. Aus drei verschiedenen, kunstlos aneinandergefügten Steinblöcken ist er zusammengesetzt; fünf runde Vertiefungen, die größte davon in der Mitte, sind hineingearbeitet worden, und unversehrt sind auch noch im Stein die Rohre zum Ablauf des Getreides. Aber der alte Zweck ist in Vergessenheit geraten, und heute benutzen die bösen Buben der Stadt, von dem bequemen Sitz mit seinen runden Oeffnungen verführt, ihn zu ganz — ganz andern Dingen. Tiefer ist wohl noch niemals ein Hohenstaufendenkmal entwürdigt worden.

Mich von dem unerfreulichen Anblick abwendend, ging ich in der breiten Hauptstraße zurück und fing nun an, in jenem älteren, wenn auch nicht alten Teil der Stadt emporzusteigen, der sich zur Burghöhe hinanzog. Hier wurden die Straßen eng, steil und schmutzig; von den Häusern boten einige nur mit einer besonderen Art von geradlinig abgeschlossenen Loggien und weißen, schlanken Säulen daran einen malerischen Reiz. Aber auch die schmutzigen Straßen waren farbig belebt von den leuchtenden Landestrachten der Kalabreserinnen mit ihren bunten Kopftüchern, ihren hochgehobenen, hinten in einen Knoten zusammengefaßten Kleidern, unter denen der Unterrock feurig rot hervorkam, um ganz unten eine Handbreit von dem weißen Hemde sehen zu lassen. Eine Frau mit einem Kind auf dem Schoß in einer dunklen Türöffnung hätte gleich einem feinfarbigen Bild wirken können, wenn sie nicht gar zu menschlich beschäftigt gewesen wäre. Denn sie lauste das Kind.

Aus den engen, zum Teil in gepflasterte Treppen übergehenden Gassen mündete der Weg auf eine breite, schöne, von Grün umsäumte Landstraße, die nach Soveria Mannelli, von dort nach Cosenza führte. Die dahin bestimmte Post rollte mit munterem Klirren vorüber. Der Blick aber weitete sich nun, die Burg auf der Höhe, die von den obersten Häusern der Stadt mit einem schlanken Kirchturm eng umlagert wurde, stellte sich hier in freier, breiter Silhouette vor den Lichtraum des Himmels, wuchs majestätisch als Bekrönung des Ortes empor. In seitlichen, von den Bergwassern durchrauschten Tiefen grünten und blühten in gedrängter Fülle reiche Pflanzungen von Oelbäumen und Orangen, deren Duft üppig, berauschend emporstieg; den obersten Burgfelsen aber verteidigten wie geharnischte Ritter der Natur die seltsamen Gestalten des Opuntienkaktus, dessen breite Blätterhände zornig in die Luft hineinzugreifen schienen. Sie hätten mir beinahe den Eintritt in die Burg ungastlich verwehrt. Nur an zwei Stellen gab es einen Zugang; an beiden aber hinderten hölzerne Türen den Eintritt, und überall sonst machten die stacheligen Verteidiger ihn unmöglich. Ein freundlicher Bürger der Stadt aber half mir aus der Not, holte den Schlüssel zu der einen Tür und führte mich in die Burg. Es war ein ganz enger, schmaler Weg zwischen steilem Fels und niedriger Mauer, den wir emporstiegen. Er war von dichtem Unkraut, von mannshohen Brennesseln und Kaktusgewucher so dicht eingeschlossen, daß mein Begleiter mit einem Stocke Raum schaffen mußte. So kamen wir unter der Burgmauer hin zum halbeingestürzten Eingang, der zwischen

Digitized by Google

zwei starken, runden Türmen in der hier schräg, bastionenförmig emporgehenden Mauer lag. Ein zweites Tor in einer weiter zurückliegenden Wandung zwischen denselben Türmen schien früher für doppelte Sicherheit gesorgt zu haben, doch war die Zertrümmerung hier noch größer als am ersten Eingang. Die Burg war ansteigend auf dem Gipfel des Berges erbaut, so daß die hinteren Mauern höher lagen als die vorderen, doch dehnte der am weitesten vorn liegende Burghof sich ziemlich eben aus. Er war von blühendem Unkraut und bescheidenen Gemüsepflanzungen überdeckt; Brombeeren und Nesseln umwucherten die dazwischengepflanzten Feigen- und Mandelbäume. Zwei Löcher im Boden ließen in dunkle, tiefe Verliese hineinschauen, auch eine verschüttete Brunnenöffnung war in der Mitte des Hofes noch erkennbar. Vom Erdbeben aufgerissene Wohnräume zeigten stellenweise erhaltenen Stuckbelag an den Wänden, doch war die Zertrümmerung so groß, daß man vergeblich versucht hätte, den Grundriß im Innern wiederherzustellen. Das aber konnte man deutlich erkennen, daß die Burg nach der Stadtseite zu von drei runden Türmen verteidigt war, während ein vierter, mit jenen durch Mauern verbunden, weiter zurück und erhöht auf dem Gipfel des Berges lag, auseinandergespalten von den furchtbaren Kräften der Erde.

Von der hohen Stätte dieser wilden Verwüstung aus aber ging der Blick in eine weite, stille Schönheit hinein. Die Berge bauten sich grün und friedlich auf, das Tal breitete seine Fruchtgärten aus, die dunklen Gebirgsmassen des Aspromonte lockten im Süden, und rechts nach Westen hin umspülte die Meeresflut im sanften Halbrund ausgehöhlte Buchten. Eine riesenhafte Pinie, so selten in jener Gegend, stand wie verirrt neben der Burg vor den umwaldeten Bergen. Lange saß ich in der einsamen Trümmerwelt auf einer hölzernen, von einem Feigenbaum beschatteten Bank und gedachte des jungen Fürsten, der hier gefangen lag, gedachte der großen, stillen Hohenstaufentragödie, die sich hier zur Katastrophe neigte.

Stets grauer und schwerer drohte der Himmel herab und wob Trauerfarben hinein in die trüben Erinnerungen. Und als ich dann Abschied genommen hatte von der verwüsteten Burg, wurde mir zum Schluß noch ein Anblick von geheimnisvoller Kraft. Unten an der hölzernen Tür stand ein ganz kleines Haus, das nur zwei Zimmer übereinander barg. Beim Kommen war ich achtlos daran vorübergegangen, jetzt aber klang eine Stimme daraus hervor. Ich sah, mich umschauend, in einen schwarzen Wohnraum unten, in ein schwarzes Fenster oben hinein. Aus der Dunkelheit hinter dem Fenster löste sich das von unzähligen Falten durchfurchte Gesicht einer uralten Frau. Den Kopf umgab ein schwarzes Tuch, ein schwarzes Mieder, unter dem das Hemd mit spärlichem Weiß hervorkam, den Oberkörper. Neben ihr in der schwarzen Fensteröffnung hing ein schwarzer Krug. In dem abnehmenden Licht unter dem drohenden Himmel war es ein Bild von erschreckender Düsterkeit in seinem Zusammenklang von farblosen Farben. Die Frau sprach zu mir, murmelte Worte, die mein Ohr nicht verstand. Ich dachte, sie bettelte, bot ihr ein Geldstück, aber sie wies es zurück und murmelte weiter. Kalt überlief es mich, und ich eilte davon. Aber wenn

Digitized by Google

ich Nicastros jetzt gedenke, dann tritt jenes unheimliche, ganz in Schwarz, Weiß und Grau gemalte, wolkenüberschattete Bild immer zuerst vor mein Erinnern, und jene Frau scheint mir die verwunschene Hüterin des traurigen Ortes, die vielleicht schon gelebt hat, als König Heinrich hier gefangen war, und nicht sterben darf, bis auch der letzte Stein der Burg verschwunden ist.

Der Wiener Kongreß

Am 3. Mai 1814 war Ludwig XVIII. in Paris eingezogen und am 30. wurde die Friedensurkunde unterzeichnet (1. Pariser Friede). Von Verteilung der Eroberungen enthielt die Urkunde nur wenig, denn über die Hauptsachen hatten die Verbündeten (eigentlich Europa) sich noch nicht geeinigt. Die Länder links des Rheines sollten zugunsten Hollands und deutscher Staaten — unter ihnen auch Preußens — dienen, Oesterreich erhielt Oberitalien bis zum Po, Ticino und Lago Maggiore (also Lombardei und Venetien), die Republik Genua kam ans Königreich Sardinien, als Entschädigung für Savoyen, das bei Frankreich blieb.

Dieses erhielt seine Grenzen von 1792, dazu aber den ans Elsaß stoßenden Teil der Pfalz zwischen Saar und Lauter mit der Festung Landau, einige im Elsaß gelegene, im siebzehnten Jahrhundert noch für Deutschland gerettete Enklaven (unter ihnen das noch heute französische Mümpelgard), einige belgische Kantone mit der Festung Givet, den größern Teil von Savoyen mit Annecy und Chambéry, die päpstlichen Besitzungen Avignon und Venaissin — im ganzen 150 Quadratmeilen mit 450 000 Bewohnern. Der Raub, den Frankreich am schwachen Deutschland im siebzehnten Jahrhundert begangen, blieb ihm nicht nur, es bekam noch hinzu, was zur „Arrondierung" diente. Das war die Folge des kläglichen Manifestes vom 1. Dezember 1813 aus Frankfurt! (Nicht Frankreich soll bekriegt werden, sondern Napoleons Uebermacht; Frankreich soll groß, stark und glücklich sein, es soll ein größeres Gebiet haben als jemals unter den Königen!) Belgien und Holland kamen unter die Souveränität der Oranier, die Schweiz wurde unabhängig. England gab die eroberten französischen Kolonien zurück und behielt nur Malta, Tabago (Tobago, kleine Antillen, nördlich Trinidad), Sainte Lucie (auch kleine Antillen), Mauritius (Isle de France, Indischer Ozean). Es behielt die unbestrittene Macht zur See.

In bezug auf Deutschland wurde bestimmt, daß seine Staaten unabhängig, aber föderativ verbunden sein sollten. Alles andre sollte auf einem innerhalb von zwei Monaten einzuberufenden Kongreß in Wien erledigt werden. Ein geheimer Artikel bestimmte, daß Frankreich von den Verhandlungen über die Neuordnung Europas ausgeschlossen werde. Tatsächlich kam es eigentlich umgekehrt, wie man sehen wird.

Noch in Paris hatte Metternich mit Bayern das Tauschgeschäft gemacht,

Digitized by Google

nach welchem dieses Tirol, Vorarlberg, Salzburg und das Innviertel an Oesterreich zurückgab, dafür Würzburg und Aschaffenburg erhielt.

Rußland hatte auf das Königreich Polen mit Warschau die Hand gelegt, Preußen hatte sich im Laufe des Befreiungskrieges einzelner Teile seines alten Besitzstandes vor 1806/07 wieder bemächtigt, andre Gebiete besetzt. Was davon ihm endgültig als Entschädigung für seine Riesenopfer bleiben würde, hing von dem Wohlwollen seiner bisherigen Verbündeten ab, und *das* war nicht groß. Der ganze Wiener Kongreß ist ein Feilschen um Preußens gerechte Ansprüche oder wie Blücher an Rüchel schrieb: „Der gute Wiener Kongreß gleicht einem Jahrmarkt in einer kleinen Stadt, wo ein jeder sein Vieh hintreibt, es zu verkaufen oder zu verhandeln." Durch eine kunstvoll abgewogene Verteilung der Länder und der Leute, die Wiederkehr der französischen Uebermacht zu verhindern, in diesem Gedanken ging die ganze Weisheit der Kabinette auf ... Viele treffliche Männer aus jedem Stande und jedem Volke gaben sich im Ernst der Hoffnung hin, daß die Weltgeschichte in ihrer ewigen Bewegung nunmehr stillstehen, vor den Ratschlüssen des Wiener Areopags ehrfürchtig verstummen würde. (Treitschke, Deutsche Geschichte.)

Am 18. September 1814 fand die erste Beratung der Bevollmächtigten Rußlands, Preußens, Oesterreichs, Englands statt. (Nesselrode, Hardenberg, Wilhelm Humboldt, Metternich, Castlereagh.) Oesterreich und England traten — im Widerspruch mit dem Geheimartikel des Pariser Friedens — für Hinzuziehung Frankreichs ein, das Talleyrand (der „Bocksfuß") vertrat. Dieser gewiegte und *jeder* Regierungsform sich anpassende Diplomat hatte sich Metternich in der Abneigung gegen deutsch-nationale Regungen und Preußens Entschädigung angeschlossen. Dieser Verbindung geriebenster Diplomaten, die zeitweise von England oder Rußland unterstützt wurde, vermochten Hardenberg und Humboldt nicht standzuhalten. „Preußens Diplomatie stand nicht auf der Höhe seiner Feldherrnkunst." Eine Schadloshaltung Preußens, zum mindesten die Wiederherstellung seines Besitzstandes vor dem Frieden von Tilsit, konnte in der Hauptsache nur durch das Königreich Sachsen erfolgen. Die Zurückgewinnung größerer Strecken polnischen Gebietes war kein erstrebenswertes Ziel, die Wiedererwerbung von Ansbach-Bayreuth stieß auf Widerstand bei Oesterreich und Bayern, derjenigen von Ostfriesland stand die Forderung Englands auf Vergrößerung von Hannover entgegen. Es ist nicht angängig, im Rahmen einer Monatsschrift die verschlungenen Pfade, Zettelungen und Intrigen des Wiener Kongresses zu verfolgen, und ich will nur andeuten, wie das Hin- und Hertasten zwischen Rußland und Oesterreich-England-Frankreich durch König Friedrich Wilhelms Machtwort zu einer Einigung mit ersterem führte. Da Metternich-Talleyrand Sachsen möglichst ungerupft davonkommen (die Wiedereinsetzung des Königs Friedrich August „Sache aller Könige") lassen, erstere aber *Rußland* nicht ganz *Polen* gönnen wollte, sollte Preußen möglichst *wenig* sächsisches Land erhalten. Gerade weil seine Entschädigung (außer am Rhein) mit *polnischem* Gebiete Rußland *schwächte*. Talleyrand sekundierte. Er wurde, wie General

Digitized by Google

v. Friedrich in seinem Werke „Die Befreiungskriege" sagt, „der geräuschvolle Verteidiger der Polen und Sachsen, der Gönner der deutschen Mittel- und Kleinstaaten". Mit diesem divide et impera, mit der Protektion der troisième Allemagne (die andern, außer Oesterreich und Preußen) führte er als Unterhändler der deutschen Kleinstaaten Frankreichs Beteiligung an deutschen Fragen wieder ein. Er entsprach damit nur den Mitteilungen Metternichs vom 9. November 1813 an den in Weimar gefangenen französischen Diplomaten Baron St. Aignan, „Frankreich brauche auf den notwendigen und berechtigten Einfluß nicht zu verzichten, den jeder stärkere Staat auf den schwächeren ausübe".

So blieb in Deutschland zum Teil „das lockere Nebeneinander" kleiner Monarchien bestehen, wie es aus dem Reichsdeputationshauptschluß von 1803 hervorgegangen war. Während Oesterreich diesseits und jenseits der Alpen mächtig blieb, während die „unbekehrten Satrapen Napoleons" (Rheinbundfürsten) ihre partikularistischen Interessen verfolgten, konnte nur ein „anarchisches Deutschland" entstehen. In diesem Gedanken traf Talleyrand sich wiederum mit Metternich. Deutschlands Zersplitterung veranlaßte die kleinen Souveräne zum Anschluß an Oesterreich, und die nationale Politik Preußens wurde in Verbindung mit den bisherigen Rheinbundstaaten am wirksamsten bekämpft.

Während Görres im „Rheinischen Merkur" vor den schon wieder beginnenden französischen Einmischungen mit den Worten warnte, „in den bourbonischen Lilien sind noch immer die napoleonischen Bienen und Wespen verborgen", rief der König von Sachsen in einem eigenhändigen Schreiben vom 19. September 1814 Ludwigs XVIII. Hilfe an!

Preußens König folgte der nüchternen, durchaus praktischen Erwägung, daß ihm der Anschluß an Oesterreich und England nur unerwünschte slawische Untertanen bringen würde, die Verbindung mit Rußland aber die Möglichkeit einer Entschädigung durch sächsische Landesteile böte. Der Anschluß an Rußland brachte Thorn, Danzig, Posen mit dem Netzedistrikt ein, auf die Hälfte des Königreiches Sachsen freilich mußte verzichtet werden, aber Torgau, Merseburg, Naumburg, Wittenberg, Görlitz, der größte Teil der Lausitz, eine Reihe sächsischer Bezirke in Thüringen wurden preußisch. Endlich wurde mit dem alten Besitze Cleve, Mark, Ravensberg, Minden, Geldern, Münster und Paderborn (seit 1803), neuerdings Koblenz und das Gebirgsland zwischen Saar und Nahe und auch geistliches Gebiet (Köln, Aachen, Trier) vereinigt.

Wie Avignon dem Papste fortgenommen wurde, um Frankreich zu bedenken, so wurde also auch innerhalb Deutschlands nach oft geübter Praxis (Säkularisationen) den geistlichen Fürsten ihr Land fortgenommen und weltlichen gegeben. Aus allen diesen Teilen wurden 1824 die Provinzen Rheinland und Westfalen gebildet. Auf Veranlassung Englands mußte an Hannover, außer Ostfriesland, auch Goslar, Hildesheim, der größere Teil der Herrschaft Lingen, überlassen werden. Dafür erhielt Preußen das Herzogtum Lauenburg. Der preußische Kanzler Hardenberg benutzte recht glücklich dieses Land, um das bisherige

Digitized by Google

Schwedisch-Pommern mit Rügen von Dänemark einzutauschen, welchem es von Schweden als Ersatz für Norwegen überlassen worden war.

Der Gesamteffekt für Preußen, wie solcher sich aus den Verhandlungen des Wiener Kongresses ergab, war, daß es zum Lohne für die gebrachten Opfer um 500 Quadratmeilen kleiner wurde, als es vor dem Tilsiter Frieden von 1807 gewesen war. Seine Grenzen waren überall ungedeckt und das Gebiet in zwei Teile gespalten, dem jeder couloir fehlte. Es war kein Wunder, daß in Preußen mit Bitterkeit auf das Werk gesehen wurde, das unter ränkevoller Führung von Metternich-Talleyrand dieser Areopag zustande gebracht hatte. Und noch etwas! Man hat vor einem Jahre in ganz Europa, im Bereiche aller impuissances européennes — wie die Franzosen spöttisch die Großmächte gelegentlich ihrer unbeachteten Willensäußerungen vor und nach dem Balkankriege nannten — sich über den Zerfall des Balkanbundes und das Raufen der Verbündeten untereinander lustig gemacht. Nun — hundert Jahre früher wär's fast ebenso gekommen! Am 3. Januar 1814 schlossen tatsächlich Oesterreich, England und Frankreich ein Abkommen, sich mit je 150000 Mann zu unterstützen, falls es mit Rußland-Preußen zum Kriege käme. War nicht Frankreich 1814 geradeso der tertius gaudens, wie hundert Jahre später die Türkei? Diesmal wird die Allianz der deutschen Stämme hoffentlich besser wirken!

Das Fazit des Wiener Kongresses, wie ich es zu skizzieren versuchte, war das Ergebnis langer Verhandlungen, die erst in ein etwas schnelleres Tempo kamen, als Napoleon am 1. März im Golfe von Jouan am Kap d'Antibes landete und diese als „Bombe" wirkende Nachricht nach Wien kam. Zwei Stunden nach deren Eintreffen waren die Kuriere bereits unterwegs, welche die aus Frankreich zurückmarschierenden österreichischen und russischen Truppen anhielten, wo sie waren!

Die Neuordnung des türkischen Heeres

Das türkische Heer besteht jetzt aus 13 Armeekorps, von ihnen 5 zu 3 Divisionen in Thrazien und im westlichen Kleinasien, 3 zu 3 Divisionen im östlichen Kleinasien an der russischen Grenze und 5 Korps zu 2 Divisionen in den arabischen Provinzen. Dort sind auch 2 selbständige Divisionen. Im ganzen sind das 36 Divisionen gegen 43 vor den Landverlusten im Balkankriege. Jede Division hat 3 Regimenter zu 2 Bataillonen und ferner 1 Füsilierbataillon. Jedes Korps hat noch 1 Füsilierregiment zu 2 Bataillonen. Das in Europa in vorderster Linie stehende Korps von Adrianopel (das II.) hat abweichend bei 2 Divisionen die Regimenter zu 3 Bataillonen und 1 Füsilierbataillon, das Korpsfüsilierregiment hat 3 Bataillone. Im ganzen 285 Bataillone. Die Stärke der durch Konstantinopel nach Kleinasien abziehenden Bataillone betrug 300 bis 400 Mann, diejenigen in Konstantinopel sind durchschnittlich 400 Mann stark. Enver-Pascha soll zweijährige Dienstzeit ohne Dispens vorgeschlagen haben. Im

Digitized by Google

Bedarfsfalle sollten Familienunterstützungen vom Staat gezahlt werden. Während früher der Staat aus der Dispensgewährung jährlich 22½ Millionen Franken Gebühren bezog, müßte er jetzt selbst noch Unterstützungen gewähren. Der Vorschlag dürfte deshalb kaum befolgt werden.

Die Eskadrons haben nur die Hälfte ihres Pferdeetats, die Artillerie in Asien führt, infolge der Verluste an Geschützen im letzten Kriege, alte Kruppkanonen. Ueber Neuordnung von Train und Sanitätswesen scheint noch nichts bestimmt zu sein. Solche ist nach den Kriegserfahrungen dringend erforderlich.

Ausbildungsart und Gefechtslehre folgen deutschen Grundsätzen.

Ihre letzten Gegner rangieren die Türken: Bulgaren, Serben, Griechen. Die Bulgaren achten sie von militärischem Gesichtspunkt hoch, bei den Serben betrachten sie als schwachen Punkt die Zugehörigkeit der Bulgaren in Mazedonien, welche serbischer Verschmelzung abgeneigt sind. In Beurteilung der Griechen folgen die Türken nach französischem Urteile mehr unbedachtem Hasse als gesundem Urteil.

Namentlich die jüngeren Offiziere sind von dem Wunsche nach Vervollkommnung beseelt. Ernennungen und Widerrufe in den höheren Stellen beweisen — auch nach französischem Urteil — daß die Erinnerung an die Vergangenheit und die Politik eine Hauptrolle spielen.

Die oberen Führerstellen sind verjüngt, sie müssen aber erst zeigen, daß sie die erforderliche Ausdauer in der schweren Reorganisationsarbeit haben, „welche in der Revanchehast und unter der Bedrohung durch fremde Kanonen geleistet werden muß".

Die Entstehung des Lebens

Von

Prof. Dr. P. Rohland (Stuttgart)

Die Beobachtungen der modernen Naturwissenschaft führen zu neuen Vermutungen über die „Erzeugung lebendiger Wesen".

Wenn überhaupt auf unserm Planeten der Uebergang vom Organischen zum Organisierten, vom Leblosen zum Lebendigen, wenn auch in der kleinsten Form des hülleloſen Protoplasmas stattgefunden hat, so muß vermutlich diese erste Geburtsstätte in das kolloide Medium gelegt werden.

Vielleicht in Anlehnung an den römischen Dichter ist früher auch das Meer, die Geburtsstätte der schaumgeborenen Venus, als solche angegeben worden.

Organische kolloide Verbindungen bildeten die Grundlage zur Bildung der ersten, einfachsten, organisierten Formen; ihre Bausteine, die verschiedenen Albumine, Kaseine, Kohlenhydrate finden sich in der Natur nur im kolloiden Zustande.

Digitized by Google

Hierbei handelt es sich nicht nur um Anordnung von Atomen und Molekeln (und Elektronen) und um Einleitung gewisser Bewegungen, wie es Du Bois-Reymond in seinen „Sieben Welträtseln" darstellt, vielmehr muß hinzugefügt werden, daß der Zustand, in der sich die organische Materie befand, für die Entstehung des Lebendigen von allergrößter Bedeutung war; dieses Stadium war aber das kolloide.

Sehr wahrscheinlich müssen dabei auch katalytische Phänomene berücksichtigt werden. Denn positive Katalysatoren sind stets da wirksam, wie die Beobachtung lehrt, wo höchst merkwürdige und noch von dunklen Schleiern umhüllte Vorgänge verlaufen, und Fermente und Enzyme anderseits, die auch kolloider Natur sind, sind gerade bei physiologischen Vorgängen als positive Katalysatoren erkannt worden.

Vielleicht ist das Bild, das man sich von der Generatio spontanea oder aequivoca entworfen hat, in wesentlichen Teilen unrichtig und entspricht nicht den tatsächlichen einst stattgefundenen Vorgängen.

Schon die Unterscheidung zwischen Autogonie, der Bildung eines einfachsten organisierten Individuums aus einer anorganischen Bildungsflüssigkeit oder aus anorganischen Stoffen, und Plasmogenie, der Bildung eines Organismus durch schon aus anorganischen Substanzen gebildeten organischen Bildungsflüssigkeiten oder organischer Materie, dürfte vom richtigen Wege ablenken.

Die Richtlinie müßte vielmehr in den kolloiden Zustand der Materie führen, mit dem sowohl anorganische wie organische Substanzen vereinigt sind.

Auch die Vorstellung müßte eine Aenderung erfahren, daß aus einem Komplex anorganischer und organischer Stoffe sogleich eine, wenn auch noch hüllenlose, Zelle entstanden ist.

Vielmehr hat sich vermutlich aus dem kolloiden Zustand der vereinigten anorganischen und organischen Materie unter geeigneten Bedingungen ein Zwischenprodukt entwickelt, das noch zum Teil anorganisch-organisch, zum Teil schon organisiert war.

Diese Zwischenstufe ist aber im Kampfe ums Dasein untergegangen, da ihre Lebensbedingungen höchst ungünstige waren; aus ihr haben sich aber die noch jetzt existierenden Dauerformen, die einfachsten Organismen, wie die Moneren, entwickelt.

Es ist bezeichnend, daß die Wöhlersche Harnstoffsynthese, an die in bezug auf die Lösung des Lebensproblems übertriebene Hoffnungen einst geknüpft worden sind, sich auf eine der Substanzen im kristalloiden Zustand, die für das Lebensphänomen geringere Bedeutung haben, und nicht auf einen für dieses wichtigen Stoff im kolloiden Zustand erstreckte.

Infolgedessen sind auch die an diese Synthese geknüpften Hoffnungen nicht in Erfüllung gegangen.

Selbst wenn es gelingt, Materie im kolloiden Zustand, wie Eiweiß, künstlich synthetisch darzustellen, so wäre allerdings schon ein weiter Weg

Digitized by Google

seit Beginn der wissenschaftlichen Chemie zurückgelegt; indessen, eine bei weitem größere Strecke bis zur künstlichen Synthese des lebendigen Eiweißes stünde noch bevor: denn den Ausgangspunkt zur Bildung von Lebendigem müßten jedenfalls Stoffe im kolloiden Zustand bilden.

Dabei muß auch noch folgender Punkt berücksichtigt werden: möglicherweise findet die Umwandlung der kolloiden organisch-anorganischen Materie zum Lebendigen in einem Zustande der Materie statt, in der sie wegen ihrer enormen Kleinheit auch mit unsern besten Hilfsmitteln, z. B. mit dem Ultramikroskop, nicht sichtbar gemacht werden kann.

Dieser Gedanke ist deswegen nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen, weil ähnliche Erfahrungen vorliegen.

Es gibt winzig kleine Teilchen der Materie, die sich unsern Sinnesapparaten ausschließlich durch ihren Geruch bemerkbar machen; sie sind weder mit der feinsten analytischen Wage faßbar, noch können sie mit irgendwelchen optischen Hilfsmitteln sichtbar gemacht werden. Trotzdem ist an der Existenz solcher kleinsten Teilchen nicht zu zweifeln.

Was nun später mit Hilfe des Mikroskops sichtbar wird, spiegelt den Vorgang der Urzeugung in einem späteren Stadium wider, in dem schon aus dem oben geschilderten Zwischenprodukt ein hüllenloses Protoplasma entstanden ist.

Die hier ausgesprochenen Vermutungen sind nicht neu; schon im Altertum sind sie in ganz roher Form ausgesprochen worden.

Schon die alten griechischen Naturphilosophen vertraten die Ansicht, daß die einfacheren Lebewesen aus faulendem Heu, faulendem Mist usw., also kolloiden Substanzen, hervorgegangen sind.

Diese Tatsache könnte gerade auf eine noch kommende Bestätigung dieser Vermutungen hinweisen.

Denn es ist eine wiederholt bestätigte Erfahrungstatsache, daß in früheren Perioden der Menschengeschichte große Dichter, Propheten und Philosophen Ahnungen, Vermutungen, Ansätze zu wissenschaftlichen Theorien ausgesprochen haben, die dann erst sehr viel später als wissenschaftliche Entdeckungen ersten Ranges oder als Naturgesetze erkannt und dann erst der genaueren experimentellen Prüfung unterzogen worden sind.

So die Vermutung des Heraklit von Ephesos (500 v. Chr.), daß die damals als Elemente angesehenen Körper sich im feurigen Weltäther auflösen und verwandeln, und die Desaggregationstheorie von Rutherford und Sobby, nach der die Atome der Elemente freiwillig zerfallen, und in Elektronen, den Trägern des Aethers, umgewandelt werden können.

So die Vermutung des Empedokles von Agrigent (460 v. Chr.), daß durch Urzeugung zuerst die Pflanzen, darauf die Tiere entstanden sind, aber nicht in ihren jetzigen zweckmäßigen und harmonischen Formen, sondern im Kampfe mit den Naturkräften diejenigen Sieger geblieben sind, die am vorteilhaftesten geraten und darum am lebensfähigsten waren, und die Entwicklungs-

Digitized by Google

lehre eines Lamarck und Darwin, die die näheren Ursachen dieser Entwicklung entdeckte und experimentelle Beweise dafür brachte.

Die Generatio spontanea ist der Grenzstein der dualistischen und monistischen Weltanschauungen; von letzteren kann weder der Materialismus noch die Energetik vorübergehen, ohne zu ihr eine feste Stellung zu nehmen. Beide werden die Urzeugung als unbedingt notwendig anerkennen müssen.

Die dualistische Weltanschauung kann die Urzeugung entbehren, indem sie von dem Gedanken ausgeht, daß die göttliche Allmacht die Materie in verschiedenen Zuständen und in verschiedener Zusammensetzung, die anorganische, organische und organisierte Materie, erschaffen hat; sie kann auch für jede neue Bildung einen besonderen Schöpfungsakt annehmen.

Anderseits kann die dualistische Auffassung den Begriff der Urzeugung und den einer schaffenden Allmacht dadurch in Einklang bringen, daß sie einen einmaligen Schöpfungsakt der Materie annimmt, in dem schon die Keime ihrer künftigen Entwicklung so niedergelegt worden sind, daß sich aus ihr die anorganische, organische und organisierte Natur in ihren verschiedenen Zuständen stufenweise emporentwickeln kann, bis sie in der Entstehung des ersten Lebewesens ihren Blütenpunkt erreicht hat.

Wagner im „Faust" hat das Antlitz der Lebenssphinx entschleiert, das Lebensproblem gelöst:

„Die Glocke tönt, die fürchterliche,
Durchschauert die berußten Mauern;
Nicht länger kann das Ungewisse
Der ernstesten Erwartung dauern,
Schon hellen sich die Finsternisse,
Schon in der innersten Phiole
Erglüht es wie lebendige Kohle,
Ja, wie der herrlichste Karfunkel,
Verstrahlend Blitze durch das Dunkel,
Ein helles, weißes Licht erscheint!"

Und in der Retorte schafft er Lebendiges.

Aber gleichviel, ob man der monistischen oder dualistischen Anschauung huldigt — selbst wenn es einem zweiten Wagner gelänge, „aus viel hundert Stoffen durch Mischung den organisierten, lebendigen Stoff zu komponieren —, ob nun die Atome und Elektronen von vornherein, von der anorganischen Materie her, „beseelt" waren, oder ob und wie nun die gesteigerten Energien, die wir Leben nennen, in die tote Materie hineingekommen sind, auch dieser fortgeschrittenste Techniker der Zukunft wüßte es vielleicht nicht.

Die Lebenssphinx wird sich uns nie, fürcht' ich, vollständig enthüllen.

Nun kann zwar der Einwand gemacht werden, daß einerseits der Entwicklungsgang der Menschheit im Darwinschen Sinne im Vergleich z. B. zu geologischen Perioden eine kurze Spanne Zeit nur hinter sich hat, und daß anderseits in den letzten Jahrzehnten der Fortschritt in Wissenschaft und

Digitized by Google

Technik ein so enormer gewesen ist, daß nunmehr mit immer schnelleren Schritten das gewünschte Ziel erreicht werden müßte — indessen zur Vorsicht mahnt folgendes:

Aus der Menschheitsgeschichte ergibt sich nämlich mit unwiderlegbarer Deutlichkeit der Satz, daß, wenn ein Volksstamm in kultureller, technischer, wissenschaftlicher Hinsicht einen großen Schritt vorwärts getan hatte, auf einen Blütenpunkt gelangt war, ein Rückschlag erfolgte, sei es durch Kriege, Revolutionen, sei es durch Verfall der Ethik, der fast sämtliche Blüten wieder vernichtete; treffende Beispiele hierfür sind die alten Assyrer, Aegypter, Griechen und Römer.

Zum Beispiel besaßen die Aegypter schon eine Naturphilosophie, die mit Begriffen wie Zeit, Raum, Geist und Materie (Sebak, Pascht, Nef, Net) arbeitete und in bezug auf welche man einige Aehnlichkeiten mit der modernen Naturphilosophie herausfinden kann; auf der Höhe ihrer wissenschaftlichen und technischen Kultur angelangt, versank ihr Reich.

Und schließlich: wäre etwa nur unser Planetensystem im Weltraum vorhanden, so würde vielleicht nach langen Jahren doch eine Lösung des Welt- und Lebensproblems möglich sein, aber beim Anblick dieser Milliarden von Himmelskörpern bis in die Unendlichkeit hinein — ein Begriff, dessen Darstellung uns versagt ist —, gerät der bangende Sinn doch immer wieder in Zweifel und fragt sich von neuem, ob nicht hinter allen diesen Lebensphänomenen im großen und kleinen eine Wesenseinheit verborgen ist, deren Walten wir nicht beweisen, sondern nur ahnen können — der römische Dichter Lucretius nennt es die „Venus".

Der Deutsch-Englische Seekrieg 1914[1]

Ein kurzer Rückblick

von

Fritz Hoffmann, Konteradmiral z. D.

Glänzende Erfolge der deutsch-österreichischen Heere im Westen und Osten, Serbien und Belgien von Oesterreich und Deutschland niedergeworfen, Rußlands und Frankreichs militärische Kraft mindestens äußerst erschüttert, Englands Hilfstruppen in Frankreich wiederholt geschlagen und unfähig, den fallenden Bundesgenossen Frankreich wieder aufzurichten!

Solch großartigen Ergebnissen des Krieges an Deutschlands Ost- und Westgrenzen steht auf dem Meere, besonders dem Kriegsschauplatz der deutsch-englischen

---

[1]) Anmerkung der Redaktion. Der Artikel wurde vor der Zerstörung der drei englischen Kreuzer durch „U 9" geschrieben; sein sachlicher Inhalt ist durch diese Nachricht nicht überholt.

Digitized by Google

Flotten, der Nordsee, scheinbar gänzliche Ruhe gegenüber, die vielen Deutschen, denen vom Wesen des Seekrieges mehr oder minder jede Kenntnis fehlt, ganz unerklärlich ist. Sie wissen wohl, daß die Marine mit der gleichen Ruhe und Ordnung wie die Armee mobil gemacht hat, auch daß sie von gleichem Tatendrang und Kampfesmut beseelt ist, sowie ferner, daß die englische Flotte an Schiffszahl, Schiffs- und Waffenstärke der deutschen fast um ein Dreifaches überlegen ist, wissen auch, daß Geist und Leistungsfähigkeit der deutschen Schiffsbesatzungen nach angespannter und pflichtgetreuester Friedensarbeit auf höchster Höhe stehen; darum aber gerade verstehen sie es nicht, daß auf dem Meere scheinbar die Erfolge ausblieben. Sie fragen: Wie kommt das? Wer erklärt uns das?

Mit kurzen Worten soll daher versucht werden, auch dem Nichtseemann klarzumachen, was die deutsche Flotte bisher geleistet hat.

Der Staatssekretär des Reichsmarineamts, Großadmiral v. Tirpitz, hat es seinerzeit, als er seinen Plan, eine starke deutsche Flotte zu schaffen, dem Reichstag vorlegte, als Zweck der deutschen Seerüstung bezeichnet, daß der Versuch, sie zu vernichten, für jede feindliche Flotte ein Risiko bedeuten solle, dem sich niemand leichtsinnig aussetzen würde, weil er dabei Gefahr liefe, selbst solche Verluste zu erleiden, daß dann seine eigne Seemacht von der andrer Staaten übertroffen, seine Seegeltung herabgesetzt werde.

Es ist klar, daß diese Aufgabe am einfachsten erfüllt werden konnte, wenn man sich der feindlichen Flotte zur Seeschlacht gegenüberstellte, und dabei, wenn man nicht Sieger bleiben konnte, so doch dem Feinde Verluste beibrachte, die von ihm nicht viel mehr übrig ließen. Zu dieser Seeschlacht ist es aber bisher nicht gekommen, weil die englische Flotte den Kriegsschauplatz, die Nordsee, gemieden hat. Die Gründe für diese Zurückhaltung hat kürzlich die englische Zeitung „Times" ganz offen ausgesprochen, als sie die Bemerkung brachte:

„Der englische Flottenadmiral, Sir John Jellicoe, habe England einen großen Dienst dadurch erwiesen, daß er die deutsche Flotte von der hohen See fernhielte. Eine große Seeschlacht könnte genau die Lage herbeiführen, die die Einleitung des deutschen Flottengesetzes im Jahre 1900 skizzierte: England würde siegen, aber der Preis könnte so hoch sein, daß es eine Zeitlang aufhören würde, die größte Seemacht zu sein."

Im Gegensatz zu dieser englischen Absicht, die Seeschlacht zu vermeiden, hat die deutsche Flotte durch Absuchung der englischen Gewässer durch Vorpostenschiffe fortgesetzt die Absicht kundgegeben, der englischen Flotte nicht aus dem Wege zu gehen, ihr vielmehr entgegenzutreten, sobald sie sich zeigen würde.

Mancher Laie wird nun fragen, warum die deutsche Flotte denn nicht den Feind in seinen Häfen angegriffen habe, es sei doch eine alte Regel, frisch gewagt ist halb gewonnen.

Zur Beantwortung dieser Frage ist es notwendig, zunächst einige Begriffe des Seekriegs zu erläutern, deren Kenntnis unentbehrlich ist, um sich von der Führung eines solchen Krieges überhaupt ein Bild zu machen.

Digitized by Google

Im Seekriege, dessen erstes Ziel stets die Vernichtung der feindlichen Flotte sein muß, um dadurch die Herrschaft auf dem Meere zu erlangen, gibt es für den Angreifer folgende Wege, um zu diesem Ziel zu gelangen:

1. Den Hochseekampf, die Schlacht der beiden Flotten auf hoher See, wo das Kampffeld, das Fahrwasser, nirgends eine Abweichung zeigt, also für beide Gegner gleich ist, wo die Stärke der Flotte das wesentlichste Gewicht ist, welches die Entscheidung zugunsten der einen oder der andern Partei herbeiführt, vorausgesetzt, daß die Leistungsfähigkeit der beiden Flottenbesatzungen mehr oder minder gleich ist.
2. Den Vorpostenkampf, Gefechte von Flottenteilen zum Zweck der Aufklärung oder gelegentlich auf einem Kampffelde, wo die Fahrwasserverhältnisse nicht die Entwicklung der ganzen Flotten gestatten, wie in schmalen oder flachen Fahrstraßen, an der Küste, in Flußmündungen oder dergleichen.
3. Den Blockadekampf, bei dem es sich darum handelt, die feindliche, im Hafen durch die Küstenverteidigung geschützt liegende Flotte des Feindes von der hohen See abzusperren, ihr die Bewegungsfreiheit zu rauben.
4. Den Küstenkampf, der die Niederkämpfung der Küstenverteidigung bezweckt, um dadurch den Weg zur feindlichen Flotte freizumachen.

Welche von diesen Kampfesarten der Angreifer wählt, hängt von vielen Verhältnissen ab, deren Schilderung hier zu weit führen würde; oft auch würden gleichzeitig verschiedene Kampfesarten oder Uebergänge von einer in die andre entstehen.

Die Rolle des Angreifers wird naturgemäß meist der Stärkere der beiden Gegner wählen, falls er überhaupt beabsichtigt, seine größere Stärke auszunutzen. Wählt er dagegen die Rolle der Verteidigung, so begibt er sich vollkommen der Vorteile, welche der Angriff mit sich bringt, und die im Seekriege nahezu dieselben sind wie im Landkriege.

Der augenblicklich im Gange befindliche Krieg hat die eigentümliche Erscheinung gebracht, daß bisher die augenscheinlich stärkere Partei, England, darauf verzichtete, durch den Angriff eine schnelle Entscheidung des Krieges herbeizuführen. Sie fürchtet die damit wahrscheinlich verbundenen Verluste, verzichtet auf das obengenannte erste Kriegsziel, die Niederkämpfung der feindlichen Flotte, und meint die Vernichtung Deutschlands auf indirektem Wege, durch Vernichtung seines Seehandels, zu erreichen. Der weitere Verlauf des Krieges wird zeigen, ob hier nicht ein Fehler in der englischen Rechnung liegt.

Um nun zur Beantwortung der obengestellten Frage, warum die deutsche Flotte bisher nicht den Angriff auf die feindliche aufgenommen hat, zurückzukehren, so ergibt sich die Antwort aus der vorstehenden allgemeinen Betrachtung ganz von selbst.

Die deutsche Flotte, die als erheblich schwächere Kriegspartei erwartete und

Digitized by Google

erwarten mußte, daß die englische Flotte sie angreifen werde, richtete sich darauf ein, diesem Angriff unter möglichst günstigen Umständen zu begegnen.

Zu letzterem Zweck begann sie den Krieg mit dem Vorpostenkampf an der englischen Küste, der ihr rechtzeitig von der Annäherung der englischen Flotte, ihrer Annäherungsrichtung und Stärke Nachricht geben sollte. Es war dies ein ganz natürliches und richtiges Verhalten, das um so mehr geboten war, als die englische Flotte bereits lange vor dem Kriegsausbruch sich in mobilem Zustande befand und als nach der traditionellen Angriffsfreudigkeit englischer Admirale sofort mit dem Erscheinen der englischen Flotte in der deutschen Bucht gerechnet werden mußte.

Den Vorpostenkampf nahm die deutsche Flotte in der Gestalt auf, daß sie leichte Streitkräfte in die englischen Gewässer sandte, um die Bewegungen der feindlichen Flotte zu beobachten, ihr durch überraschende Angriffe bei günstiger Gelegenheit Verluste beizubringen, feindliche Handelsschiffe zu vernichten oder aufzubringen und feindliche Häfen durch Auslegung von Minensperren in ihren Eingängen lahmzulegen. Daß diese Maßnahmen der deutschen Flotte von Erfolgen gekrönt waren, haben die amtlichen Nachrichten bei den kriegführenden Parteien kundgetan; tatsächlich ist durch den Vorpostenkampf in den englischen Gewässern Englands Seehandel in der Nordsee sozusagen gänzlich unterbrochen und hat damit die gewohnte Versorgung Englands mit Lebensmitteln von Dänemark, Norwegen und Schweden und Rußland aufgehört.

Die Zurückhaltung, die England seiner Flotte auferlegte, bewirkte ferner, daß nicht nur in der Nordsee die deutsche Flotte Erfolge zu verzeichnen hatte. Denn die amtlichen Nachrichten beider kriegführenden Parteien ließen ferner erkennen, daß die bei Kriegsausbruch im Auslande und in den deutschen Schutzgebieten befindlichen deutschen Kreuzer auch nicht untätig gewesen sind, vielmehr durch Angriffe auf in der Nähe befindliche feindliche Kreuzer und Handelsschiffe sowie auf feindliche Küstenplätze es verstanden haben, England nicht unerheblichen Schaden an Kriegs- und Handelsschiffen zuzufügen und den englischen Handel zu stören. Dadurch wurde gerade Englands empfindlichster Nerv, sein Seehandel, getroffen und in England selbst Knappheit an Lebensmitteln und Rohprodukten für die Industrie, Hinaufschwellen der Schiffsversicherungsprämien, der Preise aller Lebensbedürfnisse sowie Vermehrung der Zahl der Arbeitslosen bewirkt. Inwieweit England dadurch und durch die Niederlagen seines nach Frankreich gesandten Hilfsheeres sowie seiner Bundesgenossen dem Friedensschluß geneigt gemacht ist, wird die Zukunft lehren. Jedenfalls aber werden die Erfolge, die unsre Flotte bisher erzielt hat, dabei ein gewichtiges Wort mitsprechen; denn das stolze Inselland, das sich bisher für unangreifbar hielt, dürfte gerade die seinem Handel zugefügten Schläge am meisten empfinden.

Während so die deutsche Flotte mit ihren leichten Streitkräften und den Auslandskreuzern lebhafte und erfolgreiche Tätigkeit entwickeln konnte, war ihre Hauptmacht, die Linienschiffflotte, allerdings zur Untätigkeit verdammt, war gezwungen zu warten, ob sich ihr Gelegenheit bieten würde, der englischen Haupt-

Digitized by Google

macht unter günstigen Umständen entgegenzutreten. Wie bereits ausgeführt, hat sich diese Gelegenheit bisher nicht geboten. Das ist für niemand härter als für die Flotte selbst, die es große Selbstüberwindung kostet, dauernd still liegen zu bleiben, während die Landheere von Sieg zu Sieg eilen, nichts zu erleben, nichts zu sehen als stets nur den weiten Horizont, ohne jede Abwechslung, man wird es wohl richtig bezeichnen, fast vor Ungeduld verzweifelnd.

Doch dieses Abwarten ist notwendig, ist geboten, da der Feind so außerordentlich überlegen ist. Was hätte es für einen Zweck, den Feind aufzusuchen mit der fast mathematischen Gewißheit, von seiner Uebermacht erdrückt zu werden? Ist es da nicht viel klüger, abzuwarten, bis sich eine Gelegenheit bietet, wo der Angriff unter günstigen Umständen erfolgen kann, wo sich bessere Aussicht auf Erfolg bietet? Hat doch vergleichsweise auch unser sieggewohntes Heer zu Anfang des Krieges in Lothringen einige Tage gewartet, bis der Feind aus seinen festen Stellungen herauskam und sich ihm unter günstigen Verhältnissen gegenüberstellte! Es ist zu erwarten, daß sich auch unsrer Flotte solch günstige Gelegenheit zum Kampfe bieten und daß es ihr dann gelingen wird, den Sieg zu erringen. Es heißt nur Geduld haben und warten.

Das deutsche Volk aber hat bisher nur Grund, sich auch der Leistungen seiner Flotte zu freuen und dessen gewiß zu sein, daß die zahlreichen Opfer, die auch der Seekrieg bereits gefordert hat, nicht vergeblich waren, und daß der Flottengründer, Großadmiral v. Tirpitz, dem Vaterlande eine scharfe Waffe geschaffen hat, die stets ihre Schuldigkeit tun wird, wo und wann es auch immer sei.

Die Kultur der alten Philister

Von

Professor Hermann Guthe (Leipzig)

Die folgenden Zeilen wollen sich nicht mit den modernen Philistern beschäftigen, die die Studentensprache des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts geschaffen hat, die unser jetziger Sprachgebrauch freilich nicht nur in den Universitätsstädten kennt, sondern in der ganzen Kulturwelt zerstreut findet. Hier soll von dem wirklichen Volk des Altertums geredet werden, das uns aus der Bibel unter dem Namen Philister bekannt ist, das lange Zeit hindurch unter den übrigen Völkern des vorderen Orients vom Nil bis zum Euphrat eine rätselhafte Erscheinung war, aber in neuester Zeit durch überraschende Funde und sorgfältige Forschung in ein helleres Licht für unsre Erkenntnis gerückt worden ist.

Die Philister bewohnten nach den Angaben des Alten Testaments nur ein kleines Gebiet an der südlichsten Küste Syriens, einen Küstenstreifen von höchstens 150 Kilometer Länge und 20 bis 40 Kilometer Breite. Auf der Bühne der

Digitized by Google

Weltgeschichte haben sie nie eine große Rolle gespielt. Trotzdem hat sich die Erinnerung an sie in unserm heutigen geographischen Sprachgebrauch erhalten; denn nach der griechischen Aussprache ihres Namens „Paläſtiner" heißt noch heute der südliche Teil Syriens allgemein Paläſtina. Die Nachrichten, die die geschriebene Ueberlieferung über sie bietet, sind sehr dürftig. Darunter findet sich eine wichtige Angabe, deren Wert auch nur selten verkannt worden ist. Es gilt nämlich nicht nur den alten Israeliten, sondern auch den Juden der letzten Jahrhunderte vor Christi Geburt als eine ausgemachte Sache, daß die Philister in die Volksgruppen des vorderen Orients ursprünglich nicht hineingehören. Die Richtigkeit dieser Anschauung wird durch die ägyptischen Denkmäler zunächst indirekt bestätigt. An den Wänden des Tempels von Karnak ist der Kampf des Pharao Ramses II. gegen die später als Philisterstadt wohlbekannte Festung Askalon dargestellt. Da die Verteidiger der Stadt als Kanaaniter gezeichnet sind, nicht als Philister, deren Sippe die ägyptischen Künstler wohl zu unterscheiden wissen, so ist dadurch bezeugt, daß die Philister im dreizehnten Jahrhundert v. Chr. noch nicht die Herren der Stadt Askalon und ihrer Umgebung gewesen sind, wie sie es zu Zeiten Sauls und Davids waren.

Lange Zeit hindurch haben uns die Bücher des Alten Testaments die einzigen Nachrichten über die alten Philister geboten. Das Wichtigste läßt sich leicht zusammenstellen. Der Prophet Amos, dessen Heimat Thekoa nicht mehr als eine Tagereise vom Gebiet der Philister entfernt war, erwähnt in kurzen Worten (9, 7) wie eine allgemein bekannte Sache, daß sie in ihre damaligen Wohnsitze aus Kaphthor eingewandert seien. Selbstverständlich erhebt sich die Frage: Wo lag und was war dieses Kaphthor? In dem Buche des Propheten Jeremia (47, 4) wird es als eine Insel oder vielleicht richtiger als Meerland, als Küstenland bezeichnet, wie man deren schon seit alter Zeit in den Gegenden des Mittelmeeres zwischen Kleinasien, Griechenland und Aegypten kennen gelernt hatte. Zwei andre Stellen scheinen sogar eine bis heute uns wohlbekannte Insel des Mittelländischen Meeres mit den Philistern in Verbindung zu bringen. Im Süden des Gebiets, das sie bewohnten — sein Umfang wird durch ihre fünf Hauptstädte Ekron, Asdod, Gath, Askalon und Gaza ungefähr bestimmt —, gab es eine Landschaft, die mit Rücksicht auf ihre Herren das Gebiet der Krethiter (oder Kreter) genannt wurde (1. Sam. 30, 14). Schon lange hat man in diesen „Krethitern" einen Stamm des Philistervolkes vermutet und daraus die Annahme abgeleitet, daß die Philister überhaupt, in allen ihren Stämmen und Zweigen, aus der Insel Kreta ausgewandert seien. Sie geht jedoch offenbar über den Sinn der angeführten Stelle hinaus; aber daß die Krethiter Leute von Kreta sein und zu dem Volke der Philister gehören sollen, wird sich kaum mit guten Gründen bestreiten lassen. Mehr wird auch nicht aus einer Wendung im Buche des Propheten Zephanja (2, 5) zu entnehmen sein, in der der Name „Kreter" wirklich für Philister überhaupt gesetzt ist: ein Teil für das Ganze! Nicht selten hat man darauf den Schluß gebaut: also ist Kaphthor nichts andres als die Insel Kreta, und Kreta die Heimat der Philister. Aber dieser Schluß

Digitized by Google

ist zu eilig; denn die angeführten Angaben des Alten Testaments reden nur von den „Krethitern" oder „Krethern", so daß man nur diese, nicht allgemein die Philister, mit der Insel Kreta zusammenstellen darf. Dagegen ist der Name Kaphthor seinen Lauten nach von dem Namen Kreta so verschieden, daß es nicht angeht, beide ohne weiteres einander gleich zu setzen. Immerhin enthalten diese Angaben allem Anschein nach einen deutlichen Wink für die Frage, in welcher Gegend des Mittelmeeres die Heimat der Philister zu suchen ist.

Aber ohne neue Hilfsmittel konnte es nicht gelingen, den Philistern ihren Platz unter den Völkern des östlichen Mittelmeeres anzuweisen. Die erste Erweiterung unsrer Kenntnisse lieferten uns die ägyptischen Denkmäler. In den Inschriften des Pharao Ramses III. (1210—1189) werden Unruhen in Mittel- und Nordsyrien erwähnt, die auch das ägyptische Gebiet berühren, das sich damals bis in den Libanon hinein erstreckte. Ihre Urheber werden als fremde, bisher unbekannte Leute bezeichnet. Es handelt sich nicht um einen Grenzkrieg, auch nicht um den Eroberungskrieg eines asiatischen Rivalen der Pharaonen Aegyptens, sondern wir haben allem Anscheine nach wandernde Stämme vor uns, die ihre Habe, auch ihre Weiber und Kinder, auf Wagen mit sich führen. Von Norden her dringen sie nach Süden vor, aus dem Gebiete der Hethiter kommen sie ins Land der Amoriter am Libanon und bedrohen damit die Gegenden, die seit Jahrhunderten schon den Aegyptern unterworfen waren. Den Kriegern auf dem Festlande muß eine Flotte von Seeschiffen gefolgt sein; denn Ramses III. redet in seinen Inschriften davon, daß er zu Wasser und zu Lande gegen diese kühnen Eindringlinge gekämpft hat. Sie tragen verschiedene Namen. An erster Stelle begegnet uns stets der Name Purasti oder Puristu. Da die ägyptische Sprache ein l nicht kennt und es durch r zu ersetzen pflegt, so darf als die ursprüngliche Form ein Pulasti oder Pulistu angenommen werden, das sich in den Konsonanten Plst genau dem biblischen Namen Philist[er] anschließt. Daneben werden die Zakkara (Takkara), Schakruscha, Dano[na] und Waschascha genannt. Die Zakkara vergleicht man mit den Teukrern, die nach der griechischen Sage auf Zypern gewohnt haben. Die Dano[na] hat man den Danaern gleichgesetzt, deren Stammvater die griechische Sage aus Aegypten nach Argos einwandern läßt. Für die Schakruscha und Waschascha hat man bisher noch keine befriedigende Parallele unter den uns bekannten Völkern des Altertums gefunden.

Die Pulasti sind es, die in unsre Frage einschlagen. Sie sind demnach im Anfange des zwölften Jahrhunderts an der damaligen ägyptischen Grenze im mittleren Syrien nachgewiesen, also noch nicht in den späteren Wohnsitzen der Philister. Um die Verbindung mit diesen herzustellen, dazu dient uns ein merkwürdiger Reisebericht eines ägyptischen Gesandten, namens Wen-Amon, der um 1050 im Auftrage des Pharao nach der Stadt Byblos in Phönizien segelte. Er meldet uns, daß er die Zakkara, die Ramses III. an zweiter Stelle neben den Pulasti nennt, bereits in der Küstenstadt Dor südlich vom Karmel als die Herren des Landes angetroffen hat. Wir ersehen daraus, daß die Kämpfe Ramses' III. gegen die Pulasti und Zakkara im mittleren Syrien durchaus nicht

Digitized by Google

erfolgreiche Siege gewesen sind. Trotz des Widerstandes der ägyptischen Großmacht sind sie langsam an der Küste nach Süden vorgedrungen: ihre erste nachweisbare Station ist der Libanon, ihre zweite die Küstenebene südlich am Karmel, ihre dritte die Gegend von Ekron bis Gaza, in der sie zur Zeit Salomos, nach den Siegen, die David über sie erfochten hatte, ansässig waren.

Die ägyptischen Denkmäler liefern uns jedoch nicht nur den Namen der wandernden Stämme, sondern sie stellen auch die Leute selbst in ihrer eigentümlichen Kleidung vor unser Auge. An den Wänden des großen Tempels, den Ramses III. in der Nähe von Theben gebaut hat, dessen mächtige Ruinen heute nach einem längst verfallenen christlichen Dorfe Medinet Habu genannt werden, ist der Pharao abgebildet, wie er drei Reihen gefangener Krieger den Gottheiten von Theben vorführt. Die erläuternde Inschrift sagt ausdrücklich, daß sie dem Volke der Danona und der Pulasti angehören. An der nördlichen Außenwand des Tempels, wo der Kampf des Pharao gegen die vordringenden Nordvölker in Syrien dargestellt ist, sind sogar die Ochsenwagen der Pulasti zu sehen, auf denen sie ihre Frauen und Kinder mit sich führen. Ein andres Bild behandelt die Seeschlacht, die Ramses III. den Feinden an der ägyptischen Küste lieferte. An den Darstellungen ist bald zu beobachten, daß die Künstler bemüht gewesen sind, zwischen ägyptischen und fremden Leuten und Sachen scharf zu scheiden, mit andern Worten naturwahr abzubilden. Dieser Umstand hat die Forscher geradezu aufgefordert, die ägyptischen Bilder gleichsam als Leitfaden auf der Suche nach ähnlichen Darstellungen oder Schilderungen, die uns aus dem Altertum erhalten sind, zu benutzen; und da die Bilder bis heute im allgemeinen noch ausgezeichnet erhalten sind, so scheint ihre Verwertung in diesem Sinne von vornherein auch Erfolg zu verheißen. Wir müssen uns daher die von den Künstlern des Pharao gezeichneten Pulasti möglichst genau ansehen.

Das Gesicht ist bartlos, die Nase ist gerade gezeichnet, weicht mithin deutlich ab von der gebogenen Nase, mit der stets die Semiten von den Aegyptern dargestellt werden. Die Linien des Gesichts sind ohne Zweifel dem „griechischen Profil“ einer viel späteren Zeit ähnlich. Der Kopf fällt durch einen merkwürdigen Schmuck auf. Eine Kappe, die den Hinterkopf umschließt und durch ein Sturmband unter dem Kinn festgehalten wird, endigt nach oben in einen verzierten Rand, aus dem eine große Anzahl Federn, die eine dicht neben der andern, in gerader Stellung nach oben emporragen. Diese „Federkrone“ erinnert an den Kopfputz, der uns aus den Abbildungen amerikanischer Indianerhäuptlinge bekannt ist, oder läßt sich mit dem Federschmuck vergleichen, der im Winter 1910/11 an einigen Damenhüten in unsern Großstädten als neueste Mode getragen wurde. Der Oberkörper scheint meistens nackt zu sein, bisweilen ist er jedoch von einem eng anschließenden, panzerartigen Gewand umgeben, das vermutlich aus Leder besteht, da es die Biegsamkeit des Körpers nicht hindert. Um die Hüften liegt ein Gürtel, der ebenfalls aus Leder oder aus Metall zu sein scheint. Der mittlere Teil des Körpers von den Hüften bis an die Knie ist durch einen mehr oder weniger verzierten Schurz bedeckt, der vorn länger ist als hinten und vorn in

Digitized by Google

eine etwas überhängende Spitze ausläuft, die nicht selten mit Troddeln verziert ist. Er ist so umgelegt, daß der Saum oder die Fuge vorn schräg läuft, etwa von der einen Hüfte bis zum andern Knie.

Von Bedeutung für unsre Frage sind ferner die Schiffe der Pulasti und ihrer Genossen. Ihre Form weicht von der Gestalt der phönizischen und assyrischen Schiffe in auffallender Weise ab. Diese haben einen hoch aus dem Wasser hervorragenden Bord, der Kiel ist fast zum Halbkreis gebogen, Vorder- und Hintersteven werden, wie es scheint, durch Leisten oder Reifen zusammengehalten („gegürtet"), und das ganze Schiff sieht so aus, als ob es rund wäre. Die Schiffe der Pulasti hingegen sind flach und lang, ihr Kiel endet vorn und hinten in einen senkrecht aufsteigenden Balken, der oben in einen Vogelkopf ausläuft. Aus der Mitte ragt ein Mast empor, der einen Korb für den Wächter trägt; an ihm ist eine Querstange, also eine Rahe, befestigt, die mit mehreren Segeln ausgestattet ist. Von einem Mast und einer Segelvorrichtung zeigen die phönizischen Schiffe der älteren Zeit nichts.

Wohin soll man nun — fragen wir weiter — den Blick richten, um nach gleichartigen Gestalten und Dingen unter den Völkern des Altertums zu suchen? Das Gebiet der semitischen Völker ist auszuschließen, ebenso die Hethiter oder Cheta, die in Nordsyrien und im östlichen Kleinasien wohnten; sie sind in Gestalt und Kleidung von den Pulasti leicht zu unterscheiden. Vielmehr weisen verschiedene Umstände nach den Küsten oder nach den Inseln des Mittelländischen Meeres. Die Inschriften Ramses' III. fassen die eindringenden Feinde zusammen unter dem Ausdruck „Seevölker" und führen als Grund ihres Angriffs an, daß die „Inseln unruhig wurden". Nun kennt Herodot (7, 92) merkwürdigerweise die „Federkronen"; er berichtet von den Lykiern an der Südküste Kleinasiens, daß sie auf ihren Köpfen mit Federn umkränzte Kappen trugen. Die Worte klingen doch genau wie eine Beschreibung der „Federkronen" auf den ägyptischen Denkmälern! Sollen wir deshalb dort die Heimat der Pulasti suchen? Aber die Pulasti der Denkmäler gehören der Zeit um 1200 an, die Nachrichten des Herodot der Zeit um 500 v. Chr. Wenn auch eine Berührung zwischen den beiden Völkern nicht unwahrscheinlich ist, so ist doch der Abstand der Zeit zu groß, um die Frage nach den Ursitzen der Philister aufzuklären. Wir wünschen Beziehungen zu finden, die uns weit höher in das Altertum hinaufführen. Solche haben neuerdings die Ausgrabungen dargeboten, die Engländer und Italiener an verschiedenen Orten der Insel Kreta während der letzten zehn Jahre ausgeführt haben. Durch sie sind überraschende Aufschlüsse über Zusammenhänge und Einflüsse auf dem Kulturgebiet des vorderen Orients ans Licht gekommen.

Italienische Ausgrabungen haben 1908 in einem Anbau des Palastes von Phaistos, das an der Südküste der Insel lag, eine Tonscheibe zutage gefördert, die auf beiden Seiten mit einer eigentümlichen, bisher unbekannten Bilderschrift bedeckt ist. Unter den Schriftzeichen der Vorderseite finden wir fünfzehnmal den haar- und bartlosen Kopf, im Profil gezeichnet, darunter dreizehnmal mit der Federkrone. Da nicht daran zu zweifeln ist, daß dieser Diskus einheimische

Digitized by Google

Arbeit von Kreta ist und einheimische Gestalten wie Sachen darstellt, so liefert er uns die sichere Nachricht, daß der auffallende Kopfschmuck bei den Bewohnern Kretas seine Heimat hat. Wenn wir ihn mit den ägyptischen Abbildungen der Pulasti vergleichen, so ist freilich ein Unterschied unverkennbar. Während die Federn dort aus dem Rand der Kappe, der sich um Stirn und Hinterkopf legt, rund um den Kopf emporstehen, zeigt sich auf der Tonscheibe nur eine Reihe von Federn, die von der Stirn über den Scheitel bis zum Hinterkopf geht. Wie die Federn am Kopfe befestigt sind, läßt sich nicht erkennen; auch ist von dem Nackenschirm der Kappe, den die ägyptischen Denkmäler zeigen, nichts sichtbar. Wie sollen wir uns diesen Unterschied erklären? Da der Diskus jedenfalls älter ist als die Abbildungen am Tempel Ramses' III. — der Abstand mag vier bis fünf Jahrhunderte betragen —, so könnte man auf den Gedanken kommen, die Federkronen von Medinet Habu als eine entwickeltere, reichere Form des seltsamen Kopfschmucks zu betrachten. Wahrscheinlicher ist jedoch, den Unterschied durch eine verschiedene Art des Zeichnens bei den Kretern und bei den Aegyptern zu erklären, so daß in diesem Falle die letzteren vollständiger und genauer, die ersteren dagegen unvollständiger, nur nach einem andeutenden Schema gezeichnet hätten, wie es für eine Bilderschrift ja die Regel zu sein pflegt.

Die Tonscheibe von Phaistos zeigt noch ein andres Schriftbild, das ebenfalls in den ägyptischen Darstellungen der Pulasti sein Gegenstück hat. Zweimal findet sich das Bild eines kleinen Schiffes, das in seinen Grundzügen weder mit den ägyptischen noch mit den phönizischen oder assyrischen übereinstimmt, dagegen mit den Pulastischiffen von Medinet Habu große Aehnlichkeit besitzt. Das Schiff ist lang, nicht rund; der Vordersteven ragt fast senkrecht in die Höhe und endigt in einem schnabelartigen Querholz, während der Hintersteven etwas schräger liegt, doch fast ebenso hoch emporragt. Nur fällt der Unterschied sofort in die Augen, daß die Pulastischiffe Ramses' III. mit Mast und Segelvorrichtung versehen sind, wovon der Diskus keine Spur zeigt. Doch begreift sich diese Verschiedenheit hier ebenso wie bei der Federkrone: wir haben auf dem Diskus eine Bilderschrift vor uns, deren Zeichen der Kürze wegen den Gegenstand nur andeuten, nicht ausführen, während die ägyptischen Künstler sorgfältig ausgeführt haben, wie es sich für ein eigentliches Bild mit Fug und Recht schickt.

Zu diesen charakteristischen Aehnlichkeiten tritt noch eine hinzu, die die Kleidung betrifft. Dabei muß jedoch von vornherein im Auge behalten werden, daß die Pulasti auf den ägyptischen Darstellungen nicht in festlichen Gewändern oder in kostbarem Schmuck erscheinen, sondern in kriegerischer Ausrüstung, wie es das Kämpfen und Wandern erfordert. Wir müssen daher in der Ausbeute der kretischen Ausgrabungen nach solchen Gestalten suchen, die uns in der einfachsten Kleidung entgegentreten. Was wir durchweg an den Männern finden, ist der Gürtel, der die Hüften umschließt, ein Schurz, der von dem Gürtel bis auf die Knie herabfällt, und spitze Schuhe, die durch Bänder über dem Knöchel festgehalten werden. Der Schurz stimmt mit dem, den die Pulasti auf den Denkmälern Ramses' III. tragen, genau überein, wenn er auch anders gezeichnet

Digitized by Google

ist: er hat vorn eine etwas verlängerte Spitze, und die Fuge oder der Saum geht schräg von der einen Hüfte zum andern Knie hinüber (vgl. oben S. 90). Der Gürtel scheint aus Leder zu sein, der Schurz aus einfachem oder gemustertem Stoff, bisweilen auch aus einem Fell, an dem der Schwanz des Tieres noch hängt. Kretische Wandmalereien, geschnittene Steine, goldne Ringe und Reliefs zeigen uns die Männer in dieser Kleidung.

Wir sind in unsrer Darstellung von den bekannten Wohnsitzen der Philister in Palästina ausgegangen. Wir haben die weiteren Mittel zur Vergleichung in Aegypten und in Kreta gefunden und müssen nun, um den Ring des Beweises zu schließen, nach Palästina zurückkehren, damit wir die Kultur der dort ansässigen Philister mit ihren bisher nachgewiesenen Spuren verbinden. Die geschriebene Ueberlieferung reicht für diesen Zweck nicht aus. Wie in Kreta, so sind es auch hier Grabungen, die uns in den Stand setzen, die längst gefühlte Lücke auszufüllen. Englische und deutsche Gesellschaften sowie einzelne Forscher haben im Laufe der letzten zehn Jahre eine Reihe von Orten untersucht, die teils in der von den Philistern bewohnten Ebene, teils am Rande des Berglandes liegen, der zeitweilig ihrem Einfluß unterworfen war. Dadurch sind zahlreiche Gegenstände zutage gefördert worden, die offenbar mit den Erzeugnissen derjenigen Kultur verwandt sind, die wir jetzt namentlich im östlichen Griechenland, auf den Inseln des Aegäischen Meeres, an der Westküste Kleinasiens und auf Zypern nachweisen können. Man hat sie früher die mykenische Kultur genannt, weil die größten Schätze durch Schliemann u. a. in den Ruinen von Mykenä in Argos gefunden wurden. Neuerdings pflegt man sie zutreffender als die ägäische Kultur zu bezeichnen. Ihre Bedeutung war nicht gering, und für unsern Zusammenhang ist es notwendig, einige Worte über diese Kultur einzuflechten.

Die ägäische Kultur ist ein Erzeugnis arischer Völker, die von Norden her, aus Mitteleuropa, nach Griechenland, den Inseln des Aegäischen Meeres, nach Kleinasien und Zypern einwanderten. Ihre Blüte liegt etwa zwischen 2600 und 1200 v. Chr., und ihre Dauer fällt im ganzen mit der Bronzezeit zusammen. Während sie in ihren Hauptsitzen wahrscheinlich infolge der dorischen Wanderung umgebildet wurde, erhielt sie sich auf einigen vorgeschobenen Posten, wie auf Zypern und in Palästina, noch längere Zeit. Was bisher von ihren Resten bekannt geworden ist, gestattet es schon, wenigstens in den Umrissen, ein Bild von ihr zu entwerfen.

Von der Baukunst dieser alt- oder frühhelleniſchen Völker zeugen die ausgedehnten Palastbauten in Knossos, Phaistos und Hagia Triada auf Kreta, sowie die von Mykenä und Tiryns auf dem Festlande. Man versteht aus Stein und Holz mehrere Stockwerke zu erbauen. Man verwendet, um den Wohnraum durch eine Vorhalle zu erweitern oder um Lichthöfe anzulegen, eine auffallend gestaltete Holzsäule, die mit dem unteren spitzeren Ende auf einer Steinbasis ruhte und mit dem breiteren oberen Ende, dem noch ein Tragholz aufgelegt wurde, das Gebälk der Decken stützte. Sie ist der Vorläufer der späteren

Digitized by Google

griechischen Säule. In Stein nachgebildet, trifft man sie z. B. am Löwentor in Mykenä. Der Boden der Wohn- und Prachträume war mit Steinplatten gepflastert, die Wände mit Stuck überzogen und mit mancherlei Malereien, mit Ornamenten und bildlichen Darstellungen, geschmückt. Von selbständigen Tempelbauten ist bisher nichts gefunden worden.

Sehr zahlreich sind die Funde an Tonwaren. In die älteste Zeit schon gehören dickwandige runde Schalen und kugelförmige Gefäße ohne Henkel, nur mit sog. Schnuröfen versehen. Das Material ist schwarzer Ton, später auch roter oder rotbrauner. In den östlichen Gegenden, von Troja bis Zypern, finden sich kugelförmige Kannen mit einem langen, in einen Schnabel auslaufenden Halse (Schnabelkannen) und einem Henkel, der sich ringförmig um den schlanken Hals legt, ferner hohe Becher ohne Fuß mit zwei großen Henkeln, runde Krüge (sog. Pilgerflaschen), sowie verschiedenartige Geräte, die mit den charakteristischen Zügen eines menschlichen Gesichts, einer weiblichen Gestalt oder eines Tieres versehen sind (Gesichtsvasen, Tierprotomen). Der eigentlich mykenische Stil zeigt uns Kannen in zierlich geschweiften Formen, Tassen mit einem oder mehreren Henkeln, hohe, schlanke Becher, die spitz nach unten verlaufen, daneben andre auf hohem Fuße, die nach oben breit ausladen, sowie mancherlei Arten von Schalen und runden Büchsen. An verschiedenen Orten tritt eine besonders auffallende Art der Kanne auf, ein stark bauchiges Gefäß, bei dem der Ausguß nicht oben in der Mitte, sondern dicht daneben auf der seitlichen Rundung aufsitzt, das keine Henkel an den Seiten, dafür aber oben einen Bügel hat, der durch eine starke Stütze mit der Kopffläche des Gefäßes verbunden ist — die sog. Bügelkanne.

Die Verzierung dieser Tongeräte erhebt sich von sehr einfachen bis zu sehr kunstvollen Mustern. Nicht selten ist die Außenfläche der Schalen von oben nach unten geriefelt; häufiger aber hat man sie glatt gelassen und Linienornamente in sie eingeritzt, wie Strichgruppen in verschiedener Richtung, Streifen von Zickzacklinien und Schachbrettmuster, Wellenlinien und namentlich mannigfache Formen der Spirale. Um die Verzierungen von der dunkeln Farbe des Gefäßes abzuheben, füllte man nicht selten die Ritzen mit einer weißen Masse aus. Farben werden in der älteren Zeit matt aufgesetzt, mit der eigentlich mykenischen Periode aber begegnet uns die Firnismalerei. Neben die linearen Ornamente treten Motive aus dem Leben des Meeres, Pflanzen und Tiere, die in sehr gefälligen Zeichnungen zur Verschönerung der Gefäße dienen. Auch wird ihre Außenfläche ganz oder zum Teil mit einem Schuppenmuster bedeckt. In Kreta vollzieht sich eine besonders reiche Entwicklung mit besonderen Merkmalen. Auch hier finden sich geradlinige und Spiralverzierungen zusammen mit Darstellungen von Pflanzen und Tieren, die jedoch nicht wie in Mykenä und Tiryns dem Meere, sondern dem Festlande entnommen und meistens in naturalistischer Auffassung wiedergegeben sind. Zugleich werden Motive aus der Baukunst zur Verzierung der Vasen verwandt. Die Maler lieben es, bunte Farben matt auf einen glänzenden schwarzen Grund aufzutragen (sog. Kamaresvasen). In Zypern besonders tritt

Digitized by Google

an die Stelle der Spirale eine Gruppe von konzentrischen Kreisen, und die geradlinigen Muster nehmen dort in der Regel die Gestalt von Bändern an, die von oben nach unten über das Gefäß gelegt sind, d. h. in schwarzer oder schwarzroter Farbe sind zwei senkrechte breitere Randstriche durch schmälere wagerechte Querlinien auf weißem Grunde miteinander verbunden, eine Zeichnung, die häufig mit dem Namen Leiterornament belegt wird. Auf dieser Insel hat sich die mykenisch-ägäische Kultur überhaupt am längsten erhalten.

Was oben S. 91 über die Tracht gesagt wurde, läßt sich in diesem Zusammenhang etwas vervollständigen. Bei festlichen Gelegenheiten sehen wir die Männer in langen farbigen Röcken, oder sie tragen ein weites, sackartiges Gewand, das von der Hüfte bis zum Knie herabfällt und an die weiten Beinkleider der Inselgriechen von heute erinnert. Der Priester in einer Prozession ist mit einem geschuppten Mantel bekleidet. Das Haar der Männer ist nach hinten gelegt und fällt, falls sie keine Kopfbedeckung tragen, frei auf den Nacken herab; eigentümlich sind einige Locken, die oberhalb der Stirn nach oben gerollt sind. Die Frauen haben einen von der Hüfte bis auf die Füße reichenden Rock, der meistens in eine Anzahl von übereinanderfallenden Falbeln geteilt ist; ihr Oberkörper ist entweder nackt oder mit einer kurzen Jacke bekleidet oder auch durch ein steifes, korsettartiges Mieder mehr geschützt als bedeckt.

Man kämpfte mit der Schleuder, mit Pfeil und Bogen, mit dem Speer, mit Schwert und Dolch. Das Metall der Waffen bestand durchweg aus Bronze. Die Schwerter sind lang und nicht sehr breit; die Klingen sind wie die der Dolche bisweilen mit schönen, durch ihre naturgetreue Zeichnung uns überraschenden Darstellungen verziert. Man scheint das Schwert mehr zum Stechen als zum Hauen gebraucht zu haben. Der lederne Schild war groß und deckte den ganzen Körper, so daß man nur für Kopf und Waden noch besondere Schutzmittel hatte, für jenen eine Mütze oder einen Helm, für diese Gamaschen aus Zeug oder Leder, an deren Stelle später Beinschienen aus Metall getreten sind. Um 1400 werden die Schilde kleiner und leichter und erhalten statt der länglichen die runde Form. Wenn man metallene Schilde herstellte, so versah man sie wohl mit künstlerischen Darstellungen aus dem Bereiche des Himmels und der Erde, der Viehzucht und Landwirtschaft, des Krieges und der Jagd. Solche Dinge sind mit der ausführlichen Beschreibung des Schildes zu vergleichen, den Hephaistos selbst einst für Achilles anfertigte, wie Homer im achtzehnten Gesange der Ilias voll Begeisterung erzählt. Zahlreiche Funde weisen darauf hin, daß der Zweikampf bei den Völkern der ägäischen Kultur sehr beliebt gewesen ist. Auch dieser Zug läßt sich mit dem vergleichen, was Homer von den hellenischen Helden vor Troja zu melden weiß.

Zum Schmuck des Körpers dienten goldene Fingerringe, Halsketten von gravierten Edelsteinen oder von Perlen mit goldenen Anhängern und Schiebern, Diademe, Ohrringe und kunstvoll verzierte Nadeln aus Gold. Prächtige Prunksachen sind namentlich in Gräbern gefunden worden, goldene und silberne Becher mit figürlichen Darstellungen, die sich durch Lebendigkeit und Anschaulichkeit aus-

Digitized by Google

zeichnen. Die Technik dieser ägäischen Völker hat sich demnach auf einer hohen Stufe befunden. In Wandmalerei und Vasendekoration, in der Kunst, Steine zu schneiden, Metall zu treiben und zu gravieren, haben sie uns bewundernswerte Denkmäler hinterlassen. Ihre Künstler hielten auf scharfe Beobachtung und treue Wiedergabe der Natur. Es herrscht jetzt kein Zweifel mehr darüber, daß man im Bereiche der ägäischen Kultur auch verstanden hat, die Sprache zu schreiben. Aus Kreta sind bis jetzt vier verschiedene Schriftarten bekannt geworden, sämtlich Bilderschriften in mannigfachen Verkürzungen. Da aber ihre Entzifferung noch nicht gelungen ist, läßt sich von dem geistigen Inhalt der ägäischen Kultur nur wenig erkennen. Dieser Mangel macht sich besonders fühlbar hinsichtlich der Religion. Schon oben wurde erwähnt, daß sich Reste von Tempeln bisher nicht gefunden haben. Wie es scheint, wurde der Kultus ohne Bilder ausgeübt. Wir kennen bisher nur kleine Gottesbilder aus Stein, Blei, Ton oder Goldblechen; sie stellen eine weibliche Figur dar, die die Arme an oder über die Brüste legt, wohl die mütterliche Gottheit, die als Herrin über Leben und Tod angesehen wurde. Mit diesen irdischen Wirkungen, die als das eigentliche Gebiet der Gottheit gedacht werden, verbinden sich aber auch Beziehungen zum Sternenhimmel. Als merkwürdige Symbole treten uns, abgesehen vom heiligen Baum und mancherlei Tiergestalten, das Hakenkreuz (die indische Swastika) und die Doppelaxt entgegen. In dem ersteren hat man wohl eine abgekürzte, zugleich symbolische Darstellung der menschlichen Gestalt zu erkennen. Das zweite ist durchaus nicht auf den Kult des kleinasiatischen (hethitischen) Gottes Teschub beschränkt, wie man früher gemeint hat, sondern findet sich schon auf Denkmälern der Steinzeit bis nach Frankreich und bis an die Ostsee. Im Bereiche der ägäischen Kultur dient sie als Abzeichen der Herrscherwürde für Fürsten, aber auch als göttliches Symbol. Ihre Verwendung ist jedoch so mannigfach, daß sich eine überall passende Deutung bis jetzt nicht geben läßt.

Die Bedeutung der ägäischen Kultur spiegelt sich darin, daß sich ihre Einflüsse weit über ihre Heimat hinaus ausgedehnt haben. Das ist teils durch den Handel, teils durch Wanderungen solcher Stämme geschehen, die zum Gebiet der ägäischen Kultur gehörten. Wir finden ihre Erzeugnisse nach Westen zu in Sizilien, Sardinien, Italien (bei den Etruskern) und Spanien, nach Osten zu in Palästina bei den Philistern, wie wir noch näher sehen werden, und nach Süden zu in Aegypten. Die ersten Spuren ägäischen Einflusses zeigen sich schon im dritten Jahrtausend v. Chr. Um 2000, unter dem Pharao Wesertesen I., werden ägyptische Skarabäen mit der ägäischen Spirale verziert, seit 1900 mehren sich an verschiedenen Fundorten die Reste von Gefäßen aus Kreta (von „Kamaresvasen") und aus Zypern in einem solchen Grade, daß man schon auf förmliche Kolonien von Arbeitern aus Kreta und andern Inseln in Aegypten geschlossen hat, um die große Menge der Scherben zu erklären. Im fünfzehnten und vierzehnten Jahrhundert ist die mykenische „Bügelkanne" (S. 93) in Aegypten so bekannt und beliebt, daß sie von den dortigen Künstlern nachgeahmt wird. Auf den Wandgemälden mehrerer Gräber des alten Theben sind Leute aus „Keft"

Digitized by Google

dargestellt, wie sie eine große Zahl von Gefäßen als Geschenke darbringen. Diese Gefäße sind teils flachrunde Schalen mit hohem Fuß, deren oberer Rand häufig mit Rosetten und Spiralen verziert, deren Mittelstück glatt oder geriefelt ist, teils Kannen mit spiralförmigen Henkeln, teils spitze Becher mit Schuppenmustern, deren Spuren sich auch an dem Fuß einiger Schalen finden, teils Tiermasken. Einige von diesen Leuten tragen Metallbarren auf ihrer Schulter, höchstwahrscheinlich Kupfer oder Bronze von der Insel Zypern, wie man sie auch auf Sardinien gefunden hat, dort sogar mit dem Zeichen der Doppelaxt versehen, die wir als ein der ägäischen Kultur eigentümliches Symbol kennen gelernt haben. Und daß die Gefäße ebenfalls dieser Kultur angehören, ergibt sich leicht aus der Vergleichung mit dem, was oben S. 92 über die Erzeugnisse der ägäischen Kultur überhaupt gesagt worden ist. Die Keftleute selbst sind bartlos, tragen lang nach hinten herabhängendes Haar, bisweilen auf dem Scheitel einige spiralförmig nach oben gerollte Locken (vgl. S. 94), Gürtel und Schurz, die den S. 89 beschriebenen gleichen, und dazu Schuhe, die in eine schmale Spitze vorn auslaufen und deren Bänder bis über den Knöchel hinaufreichen. Diese Tracht ist uns aus den oben gemachten Angaben über die Pulistu und die Aegäer überhaupt wohl bekannt. Nur ein Stück vermissen wir, nämlich die so charakteristische Federkrone! Ist sie erst hundert Jahre später, zur Zeit Ramses' III., Mode geworden? Oder gehört sie zur Ausrüstung von Kriegern, wie es die Pulistu auf den Denkmälern Ramses' III. sind, während die Keftleute des fünfzehnten und vierzehnten Jahrhunderts als friedliche Leute ohne kriegerische Abzeichen auftreten? Oder ist endlich die Federkrone nur den Pulistu eigentümlich und sind die Keftleute Glieder eines andern, wenn auch nahe verwandten Stammes, der diesen Kopfschmuck nicht trug? Für diese Fragen ist von einiger Wichtigkeit, daß die Takkara, die nach dem oben S. 88 Gesagten die nächsten Wander- und Kampfgenossen der Pulistu gewesen sind, auf den ägyptischen Darstellungen doch in auffallenden Aeußerlichkeiten von diesen unterschieden werden: sie haben Backen- und Kinnbart, dazu wohl eine ähnliche Mütze wie die Pulistu, jedoch ohne Federkrone. Demnach scheint sich die Annahme zu empfehlen, daß die Federkrone als Stammeszeichen aufgefaßt werden muß. Wie dem auch sei, die Unsicherheit in diesem Punkte vermag die Tatsache nicht zu erschüttern, daß es die hochkultivierten Aegypter länger als tausend Jahre für der Mühe wert hielten, mit den ägäischen Stämmen einen regen Handelsverkehr zu unterhalten.

Nach diesem Ueberblick über die Eigentümlichkeit und die Bedeutung der ägäischen Kultur nehme ich die schon S. 92 kurz hervorgehobene Tatsache wieder auf, daß die palästinensischen Ausgrabungen neben andern Gegenständen auch solche zutage gefördert haben, die sich deutlich als Erzeugnisse einer westlichen, nichtsemitischen Kultur kennzeichnen. Was zunächst die Fundorte anlangt, so befinden sie sich sämtlich in dem Gebiete, das einst die Philister bewohnt haben. Tell el-Hesi, Tell Zakarja, Tell es-Safije, Tell ed-Dschudeide, Tell Sandahanna und Tell ed-Dschezer, diese sechs Orte sind Ruinenstätten in der Ebene westlich vor dem Berglande oder auf seinem untersten Rande. Aber auch

Digitized by Google

die Grabungsstätten, die an der Ebene Jesreel südöstlich vom Karmel liegen, sind zeitweilig den Philistern unterworfen gewesen; wir haben im Alten Testament die ausdrückliche Angabe, daß die Philister nach der Niederlage und dem Tode des Königs Saul die Städte, d. h. die festen Orte, an der Ebene Jesreel besiedelt haben (1. Sam. 31, 7). Es handelt sich um den Tell el-Muteſellim und um Tell Taannek, d. h. die alten Städte Megiddo und Thaanach; sie bargen in ihrem Schutt ebenso wie die Orte der südlichen Ebene solche Dinge, die weder einer einheimischen Kultur noch einem der bekannten Mittelpunkte vorderasiatischer Bildung, Aegypten oder Babylonien, angehören. Man wird dadurch veranlaßt, den Ausgang dieser fremden Einwirkung auf Palästina im Westen zu suchen, nämlich bei der ägäischen Kultur, und an ein Volk zu denken, das von dorther in Palästina eingedrungen ist, nämlich an die Philister.

In vorderster Linie stehen als Zeugen für diesen Zusammenhang die Tongefäße. Sie lenken die Aufmerksamkeit des Forschers teils durch ihre auffallenden Formen, teils durch ihre auffallende Bemalung auf sich. So finden wir die kugelförmigen Kannen mit langem, hoch aufragendem Hals, um den der Henkel ringförmig herumgreift, halbkugelförmige Schalen aus dünnem Ton, runde sog. Pilgerflaschen, weite und tiefe zweihenklige Näpfe, spitze Becher mit großen Doppelhenkeln — alles Formen, die in Kreta, Troja und Mykenä ihre Heimat haben (vgl. oben S. 93). Lampen, die aus einer größeren runden Platte mit einem trichterförmigen Einsatz bestehen, hat man gleicherweise in Südpalästina wie in Kreta gefunden. In Ton roh ausgeführte Gesichtsvasen erinnern in überraschender Weise an gleiche Geräte, die man in Troja ausgegraben hat. Selbst zu der eigentümlichen Bügelkanne sind einige Doppelgänger aus den Schutthügeln Palästinas ans Licht gekommen. Die Verzierung dieser Gefäße führt uns dieselben Elemente vor Augen, die wir an der ägäischen Keramik kennen gelernt haben. Die Spirale spielt in der Bemalung des Tons eine hervorragende Rolle. Das Leiterornament, die Zickzacklinie und das Schachbrettmuster fehlen nicht. Pflanzen und Tiere, wie Vögel, Fische, Ziegen und Steinböcke, sind in die von den Linienfiguren umgebenen Felder hineingemalt. Selbst Motive aus der Baukunst finden wir hier wieder, und das ist um so bedeutsamer, weil die Motive nicht dem syrischen, sondern dem ägäischen Formenschatz entlehnt sind. Manche von diesen Gefäßen dürfen als importierte Ware gelten, die in Zypern ihre Heimat hat. Aber der größte Teil ist in Palästina selbst angefertigt. Das lehrt die Technik dieser Keramik, die eine andre ist als die echt zyprische oder echt mykenische, auch die große Menge von solchen Scherben, die sich namentlich im Tell es-Safije, im eigentlichen Philistergebiet, gefunden haben. Dieser Umstand führt darauf, daß die Philister aus ihrer westlichen Heimat den dort üblichen Stil in ihre neue Heimat verpflanzt und ihn hier, losgelöst von dem eigentlichen Herde ihrer Kultur und unter andern Verhältnissen, mit leichten Umbildungen weiter gepflegt haben, so daß die ägäische Kultur in Palästina eine späte Nachblüte erlebte.

Digitized by Google

Außer der Keramik sind es noch andre wichtige Funde, die den Zusammenhang mit Aegäa bestätigen. Kleine Bilder der weiblichen Gottheit zeigen die gleiche archaistische Art, die man z. B. aus Troja belegen kann. Lehrreich ist, daß die Erdschichten, die die Philisterscherben enthalten, wohl zahlreiche Bronzefunde geliefert haben, aber nichts von Eisen. Das erinnert uns daran, daß die ägäische Kultur überhaupt mit der Bronzezeit zusammenfällt (S. 92). Ich erwähne hier die Nadeln, die die Oese in der Mitte haben und nach oben spiralig gewunden sind, Bronzespiegel, ferner eine ihre Jungen säugende Ziege. In Tell ed-Dschezer sind zwei schöne Silberschalen zutage gekommen, die an ihrer unteren Seite in teils einfacheren, teils sehr kunstvollem Muster solche Riefelungen in getriebener Arbeit aufweisen, wie sie die Gefäße der Keftleute in den Wandmalereien ägyptischer Gräber zeigen. Dieselbe Ausgrabung hat eine Doppelaxt aus Bronze geliefert sowie das Tonmodell eines Kielbootes, dessen längliche Form den S. 90/91 f. besprochenen Pulistuschiffen entspricht, und auch darin ihnen ähnlich ist, daß die beiden Steven, soweit sie erhalten sind, steil nach aufwärts streben. Diese Merkmale sind so charakteristisch, daß dadurch die Heimat der Philister in dem Gebiet der ägäischen Kultur in genügender Weise belegt und gesichert wird. Weitere Funde können dies Ergebnis nur bestätigen, aber nicht mehr in Abrede stellen.

Es fragt sich, ob sich aus den spärlichen Angaben des Alten Testaments auch einige Anzeichen gewinnen lassen, die zu dieser Auffassung stimmen. Daß dem Riesen Goliath eine eherne Rüstung — aus Kupfer oder Bronze — zugeschrieben wird, spricht dafür, daß den Philistern die Bearbeitung des Kupfers geläufig war, nicht die des Eisens. Der Schuppenpanzer paßt gut in eine Kultur, die das Schuppenmuster so oft verwendet hat, und die Beinschienen aus Erz sind die Nachfolger der älteren Leder- oder Filzgamaschen (S. 94). Die Zweikämpfe werden gerade in den Philisterkriegen erwähnt, nicht nur bei Goliath 1. Sam. 17, sondern auch in den kurzen Mitteilungen 2. Sam. 21, 15—22; sonst ist in den Kriegen Israels keine Rede davon. Endlich hat man bereits darauf aufmerksam gemacht, daß die Erzählung über Simsons Tod, Richter 16, 23—30, in klarer Weise beleuchtet wird, wenn man die aus Kreta und Tiryns bekannt gewordene Bauweise zum Verständnis verwertet. Simson wird bei einem Opferfeste zwischen die zwei Säulen gestellt, auf denen das Haus ruht, um den Philistern vorzuspielen. Er umfaßt die beiden Säulen und drückt sie von ihrem Platze weg, so daß das Haus einstürzt und ihn samt den Philistern unter sich begräbt. Bei den Aegäern war es üblich, die offene Vorhalle des Wohnraumes durch zwei Säulen zu stützen, die auf einer niederen Steinbasis ruhten (vgl. S. 92). Es ist wohl denkbar, daß man diese zwei Holzsäulen von ihrer Basis wegdrücken und dadurch das auf ihnen ruhende Gebälk zum Einstürzen bringen konnte. Die Annahme, zu der diese Auffassung nötigt, würde die sein, daß es sich um ein Haus in Gaza handelte, das die Philister nach ihrer heimatlichen ägäischen Bauweise aufgeführt haben.

Wenn demnach an der Zugehörigkeit der Philister zu dem Kreise der

Digitized by Google

ägäischen Kultur nicht mehr gezweifelt werden kann, so gelingt es doch nicht, die Frage nach ihrer Heimat vollständig ins reine zu bringen. Zu Anfang unsrer Darlegungen ist bereits gesagt worden, daß die Krethiter oder Krether höchstwahrscheinlich von der Insel Kreta herstammen, daß aber der Name Kaphthor, mit dem das Alte Testament die Heimat der Philister bezeichnet, in seinen Lauten nicht zu dem Namen Kreta stimmt. Die Annahme, daß die Insel zwei Namen gehabt, der eine Teil Kreta (die Heimat der „Krethiter"), der andre Kaphthor geheißen habe, ist an sich nicht ohne Bedenken und hat in der Ueberlieferung gar keine Stütze. Man kommt deshalb auf den Gedanken, daß Kaphthor eine andre Insel oder ein andres Land bezeichnet. Der ägyptische Name Keft oder Kefto ist offenbar in der ersten Silbe mit ihm identisch, und von ägyptologischer Seite ist bereits ein Vorschlag gemacht worden, der über das fehlende r am Ende hinweghelfen soll. In einer spätägyptischen Nachricht findet sich sogar der Name Kptr, der sich in den Konsonanten völlig mit Kaphthor deckt. Aber wir entbehren bis heute leider jeglicher Angabe über die Lage der mit diesen Namen bezeichneten Gegenden. Der Name Keft, vielleicht auch Kaphthor, läßt sich eher mit Karpathos zusammenstellen, der Insel, die von Kreta aus nach Nordosten neben Rhodos eine natürliche Landbrücke nach Kleinasien hinüber bildet und dem Kreise der ägäischen Kultur angehört hat.

Aber lassen wir hier diese philologischen Sorgen beiseite und freuen wir uns lieber an dem Gesamtergebnis, das glückliche Funde und scharfsinnige Vergleichung zuwege gebracht haben. Wir sind jetzt in der Lage, das kleine Volk der Philister nicht nur durch die israelitische Brille zu sehen, deren Färbung vermöge der jahrhundertelang währenden Feindschaft ja vollkommen begreiflich ist. Wir sind auf weiten und mühsamen Umwegen zu der Erkenntnis gelangt, daß die Philister im Besitz einer alten und reichen Kultur gewesen sind, die der kanaanitisch-phönizischen sicher die Spitze bieten konnte, der die Israeliten nichts von gleichem Wert an die Seite zu setzen hatten, wenn wir in diesem Zusammenhang von ihrer Religion absehen. Sie sind schwerlich freiwillig aus ihrer alten Heimat ausgewandert; vermutlich war es eine Folge der dorischen Wanderung, daß sie andern, freilich verwandten althellenischen Stämmen Platz machen mußten. Von ihren Helden ist nur einer berühmt — oder sollen wir sagen berüchtigt? — geworden, der „Riese Goliath", den zuletzt Claus Harms in den Tönen der Bibel besungen hat. Von den übrigen sind nur wenige in einer stark verstümmelten Ueberlieferung uns bekannt (2. Sam. 21, 15—22). Versetzten wir sie in ihre heimatliche Umgebung, so müßten wir von den homerischen Helden ungefähr die Farben entlehnen, mit denen sie zu schildern wären. Den semitischen Völkern waren die Philister fremd und unbequem; sie fanden dort keinen Homer, der die Taten ihrer Helden besang. Israel hatte keinen Grund dazu; denn es sah in den Philistern seine Zwingherren und Todfeinde. Daß aber dies junge, eben aus der Wüste eingewanderte Volk, in der äußersten Not sich aufraffend, siegreich sie zurückschlug, ist eines der stolzesten Ruhmesblätter seiner Jugend-

Digitized by Google

geschichte; es hat dadurch seine zukunftsreiche Religion für sich und die Menschheit gerettet.

Für Nachweise im einzelnen vgl. R. v. Lichtenberg, Einflüsse der ägäischen Kultur auf Aegypten und Palästina, 1911, sowie Die ägäische Kultur, 1911.

Aus dem Buche der Kunst und Literatur

Von

August Kestner

(Schluß)

Den 24. August. Von Frate Francesco eingeladen, ging ich ins Kapuzinerkloster am Piazza Barberini.

Großer Gemüsegarten, lange Gänge mit Porträten merkwürdiger Kapuziner, Päpste und Kardinäle. Viele der ersteren sind von einem Frate Raphaello gemalt, der nicht ungeschickt war. Unter ihnen ist der heilige Krispinus und ein berühmter Hieronymus da Corleone, welcher von der Madonna eine heilige Kraft empfangen hatte, womit er durch eine Segnung mehr als hundert Kinder in Sizilien getötet und dem Paradiese zugeführt hat. Dafür erhielt er noch die Fähigkeit, Kranke zu heilen. Auch konnte er auf dem Wasser wandeln. Er ist unter mehreren Kindern abgebildet, die er segnet. Er lebte in Sizilien und starb 1717. In der Sakristei wurde mir ein handhoher Christus am Kreuze gezeigt, ganz von roter Farbe, wie Blut, gemalt und wie mit Blut bespritzt, welches für die Kopie eines Bildes gehalten wird, das der Teufel gemalt haben soll, um eine Seele damit zu gewinnen, die es von ihm verlangt hatte. Dann kam der Gottesdienst, dem ich im Chor mitten unter etwa vierzig Kapuzinern beiwohnte. Es waren viele ausgezeichnete Gesichter und schöne Bärte da, besonders ein alter, über einen Fuß lang, weiß, mit zwei Flügeln. Das Gesicht sprach eine glatte Frömmigkeit aus, ohne die mindeste Liebe. Es war schön anzusehen, als sie in verschiedenen Richtungen, Gestalt und Alter, und doch überein gekleidet und drapiert, bald kniend, dort sitzend, dort liegend, dort aufgestützt, hingelagert waren. Anfangs des Gottesdienstes standen drei jüngere Mönche vor dem kolossalen Pulte, das einem Taubenschlage ähnlich sieht, und sprachen mit durchdringenden Stimmen lateinische Liturgien, dann gingen sie fort und kamen mit kurzen Chorhemden bekleidet mit dem Priester zurück, der Messe las. Wenn das Venerabile herausgenommen wurde, zog ein Mönch an einem Seile, und die Turmglocke tönte. Dann bespritzte er alle Mönche mit Weihwasser. Diese breiteten die Hände aus, als wollten sie jemand umarmen, und blieben in dieser Stellung wohl zehn Minuten. Gegen Ende des Gottesdienstes brachte ein Priesterdiener ein kleines goldenes Kruzifix, welches er der Reihe nach jedem Mönche zum Küssen gab. Es waren noch manche andre Mannspersonen im Chor,

Digitized by Google

die zwischen den Mönchen auf Bänken saßen, so wie ich auch, an den Zeremonien nahmen sie jedoch keinen Anteil, sondern jeder für sich verrichtete seine Andacht oder sprach leise Gebete.

*

Monat Oktober. Er ist für die Römer, was Vergnügungen anbetrifft, der Hauptmonat, und ihre Sammelplätze sind alle Wirtshäuser um Rom her, vorzüglich Monte Testaccio.[1]) Sonntag und Donnerstag sind die Haupttage, wo man sich belustigt; Donnerstags mehr die geringen Klassen. Sehr originell ist das unglaublich schlechte Aussehen der um den Monte Testaccio herumliegenden Butiken; man sieht fast nur altes, verfallenes Gemäuer; wenn man ankommt, ist man gleich umringt von Weinwirten, die darin ihre Keller haben und die Gäste anzuwerben suchen.

Der Korso ist in diesem Monat auf die Via Pia übertragen. Einen der ersten Donnerstage ging ich nachmittags dorthin, sah die unbeschreibliche Menge fahrender und gehender geputzter Leute, alle mit heißen Gesichtern. In dem Wirtshause (demselben, wo einst der Triumph gefeiert war) tanzte, aß und trank man. Das Essen und Trinken kann in der Welt nicht stärker betrieben werden! Vier Gendarmen ritten umher, um das dabei übliche Totstechen zu verhindern. Wir waren um 16 Uhr fortgegangen, einer Anzahl von Vignarolinnen nach, bis Porta Salara, wo nicht eine Minute in ihrem Singen ein Stillstand war. Voran gingen zwei, welche Tamburin spielten, drei der vordersten improvisierten abwechselnd einen Vers, und dann folgte der Chor im Refrain. Ich versuchte die Melodie zu behalten, aber umsonst. So viel konnte ich beurteilen, daß sie im Mollakkord war. Von den Worten war wenig zu verstehen, was Riepenhausen[2]) verstand, bezog sich auf die Weinlese und Weinbereitung. Diese Volksfeste werden mit solchem Eifer und so allgemein betrieben, daß ein Friseur sich über zu viel Arbeit beschwert hatte, da er achtzehn gemeine Wäscherinnen an einem Morgen zu versorgen hatte, die dann den ganzen Tag, so reich wie möglich geputzt, in den Wirtshäusern waren.

*

Den 21. Oktober. Abends im Theater. Sieben Akte. Die Oper wurde durch eine Tragödie „I cavalieri del Rubicone“ unterbrochen. Die Oper „La moglie di due Moriti“ ist von Fioravanti. Er ist zwar auch schon von dem schlechten Geschmack des Morlacchi und Rossini in den schroffen Uebergängen angesteckt, aber es ist doch noch Komposition mit Ueberlegung und keine so wilde Unruhe wie in denen der letzteren.

Den 22. Oktober ging ich abends mit dem Regenschirm gegen St. Peter. Schon von ferne hörte ich zwei verschiedene Tamburingesänge mit Vorgesang

---

[1]) Scherbenberg.

[2]) Einer der Brüder Franz und Johannes Riepenhausen, beide Maler und Kupferstecher (1786 bis 1831 bzw. 1789 bis 1860).

Digitized by Google

und Refrain und fand auf dem Petersplatz zwei Trupps von Vignarolinnen, die hier zusammengetroffen waren. Sie standen ebenso unverdrossen da und sangen, als wenn es nicht geregnet hätte, die einen mit drei, die andern mit fünf Tamburinen. Die Leute gingen herzu und ergötzten sich an den Improvisos. Alle Nationalsitten, die kein Geld kosten, erhalten sich bei den untern Klassen, da die Freude mehr beim Mangel als beim Reichtum wohnt. Doch ist keine ausgelassene Freude bei diesem Gesang und spricht einen ernsthaften Nationalzug aus, denn sie dichten zugleich, indem sie sich mit Liedern ergötzen, und der Chor muß sehr genau auf die Vorsängerin achten, um richtig nachzusprechen. Es scheint auch hier als ein Privilegium zu gelten, daß solche Arbeiter, die allgemein wohltätige Ernten besorgen, ihren Frohsinn an andern auslassen dürfen.

*

Den 30. Oktober. Dies war der letzte Oktoberfesttag. Beim Monte Testaccio hielt ich mich in der Nähe einiger großer Bäume auf, unter denen eine trunkene Gesellschaft noch eifrig die Saltarella tanzte, in welcher eine Frau, offenbar aus der arbeitenden Klasse, besonders viele Grazie hatte. Sie war nicht mehr von den allerjüngsten und hatte daher gewiß schon oft diesen Tanz geübt, weil sie ihn mit großer Leidenschaft und unermüdlich tanzte. Bei alledem sprach ihr Wesen mehr Ernst und Gravität als Munterkeit aus. Während ihre Füße lebhaft arbeiteten, blieb ein unverrückbares Gleichgewicht in ihren Schultern, und ihr schöner Wuchs fiel durch eine nie gestörte Harmonie auf. Um den ermatteten Spielmann aufzumuntern, gab ich ihm Geld. Hierdurch sah mich die Gesellschaft so für ihr eigen an, daß Männer und Weiber mich umringten, mich zwangen, mit ihnen zu trinken und endlich auch mit der schönen Frau zu tanzen. Sie versuchten in allen Sprachen mich zu unterhalten und erkannten in der zunehmenden Dämmerung nicht, von welcher Nation ich sei. Ich wollte mich dann heimlich zurückziehen, aber kaum bemerkte man dies, als sie mich an Armen und Händen ergriffen und mich inständig baten, mich ihres Wagens zu bedienen. Keine Vorwände halfen, und um sie nicht zu reizen, mußte ich selbzehnt einsitzen. Der Kutscher war der elfte Mensch, den die nicht kräftigen armen Pferde ziehen mußten! Der Marsch ging deshalb sehr langsam vonstatten; die Unterhaltung war sehr lebhaft, aber bestand nur aus Gebrüll des Rausches. Alle Vorübergehenden wurden beleidigt, denen man im Triumph zurief: „Poveragente, va a piedi!“ Unter vielen Aufmunterungen, noch recht lustig zu sein, wurde ich endlich entlassen, indem ich, halb mich innerlich schämend, halb mich belustigend, mich sehr freute, daß es Nacht war!

*

Den 1. November war das Fest der Tutti Santi, wo in manchen Kapellen Szenen von Wachsfiguren aufgestellt waren. In einer nahe beim Lateran in einem kleinen viereckigen Gottesacker des Heliodor, im Moment des Todes, sieben Figuren. — In der Mitte des Platzes war ein kleiner Kirchhof

Digitized by Google

gebaut, in welchem aus den Gräbern Schädel hervorkamen, welche von dem Posaunenengel, der auf einer Laubsäule stand, hervorgerufen zu sein schienen. Die vielen Girlanden von Knochen, mit denen dieser Platz behangen, waren widerlich. Ringsumher lagen Schädel reihenweise, und eine Tote (hier werden nur Weiber begraben) lag auf einer Bank ausgestreckt und ging schon in Verwesung über. Diese Lustbarkeiten dauern einige Tage! Die Szene war theatralisch gut angeordnet. — Man fürchtet sich hierzulande ebensosehr vor dem Tode wie bei uns, aber man mag sich gern mit Knochen und Leichnamen beschäftigen.

In der Nähe des Campo Vaccino[1]) war eine andre Szene von Wachsfiguren, sieben bis acht, und Kulissen, wo ein Heiliger in seinen letzten Augenblicken auf dem Sterbebette von Jüngern und Freunden Abschied nahm. In diesen Tagen begegnete ich einem Auflauf von mehreren hundert Personen, besonders Weibern, welche mit großer Devotion ein Marienbild mit dem Kinde von einer Kirche in die andre trugen. Es war schlecht aus Holz geschnitzt, mit Kleidern angetan und mit Farben bemalt, die das Leben nachahmten. Es war eine Prozession von Geistlichen und Mönchen dabei, die brennende Lichter trugen. Viele stille Gebete wurden gebetet, die vor der Tür stehenden Leute fielen auf die Knie, als das Bild vorüberzog; Männer von Stand nahmen die Hüte ab.

*

Den 17. und 18. Januar (1818). St. Antonio wird aus einer Kirchentür hinter Maria Maggiore allem Vieh, welches herbeigebracht wird, als Ochsen, Kühen, Schweinen, Schafen, Eseln, Maultieren, Pferden, auch allen Equipagen, die Benediktion von einem Priester gegeben, welcher in gesticktem Meßgewand den ganzen Tag in der Tür bereit steht und mit einem in Weihwasser getauchten Besen alle Tiere bespritzt. Unter allen Handelnden hierbei, den Zuschauern von Fremden und Einheimischen zu Pferd, zu Wagen, zu Fuß, gibt es die mannigfaltigsten Szenen. Ich hatte mich so gestellt, daß ich den vorführenden Kutschern und Landleuten ins Gesicht sah. Die größere Anzahl hatte eine andächtige Miene, eine geringe eine gleichgültige und nur wenige eine spöttische. Einigen Kutschern sah man es an, daß ihnen diese Gelegenheit willkommen war, ihre Pferde dem Publikum zu zeigen. Als die schönen sechs Pferde Torlonias vorfuhren, vom Bock geleitet, fragten einige, wem sie gehörten. Einer antwortete mit Ironie: „Sono del povero uomo Torlonia!“ — Es wird eine Kleinigkeit für die Benediktion gezahlt und ein Zertifikat ausgegeben.

*

Den 18. Januar. St. Peter. Die Gedächtnisfeier der siebzigjährigen Gefangenschaft der Israeliten. In der päpstlichen Kapelle hinter dem Hochaltar, schöne Anordnung. Ich kam in den Kreis und zeichnete den Papst, mußte aber bald abbrechen und mich mit einer Skizze begnügen, weil ich Zuschauer bekam,

[1]) Populäre Bezeichnung des Foro Romano.

Digitized by Google

darunter Geistliche, von denen ich Verrat fürchtete. Gern hätte ich noch einige Kardinäle genommen, die dicht vor mir saßen und sich durch Beschränktheit in den Mienen auszeichneten.

*

Den 21. Januar. Karnevals Anfang. Mittags um 1 Uhr. Es ist mir alles noch zu neu, um eigne Gedanken dabei zu haben. Bis jetzt finde ich alles richtig, was Goethe sagt. Die Anzahl der Masken war noch gering, die Volksmenge groß. Ich war meistens auf Potockys Balkon, wo viele Menschen hinkamen und viel herunterbombardiert wurde.

*

Den 22. Januar. Karneval. Mehr Masken. Fast nichts als Harlekins, Pierrots, Bäuerinnen, Türken, Griechen, Quacqueri (diesen Ausdruck kenne ich nur aus Goethe und habe ihn hier noch nicht gehört[1]). Die Pferde sah ich am Palazzo Ruspoli, einige hatten kleine Schwärmer auf dem Kreuz. Ich finde Goethes Bemerkung bestätigt, daß die höheren Stände mehr Zuschauer sind; nur Torlonia läßt eins seiner Pferde laufen und ist dann fast jedesmal natürlich der Siegende. Auch machen sich manche Standespersonen die Belustigung, im Domino ihre Freunde mit Konfetti zuzudecken, wie ich erfahren habe. Die Scharmützel die Balkons hinauf und hinunter sind sehr lustig anzusehen. Abends Maskenball, festino genannt. Ich war in einem Domino, maskiert und schwer erkennbar.

*

Den 23. Januar, als an einem Fasttage, war kein Karneval. Ich ging zum Vatikan. Zuerst in das Bad Leos X., ein kleines Gemach, welches von Raffael und seinen Schülern mit kleinen Freskogemälden verziert war, von denen ich mehrere in Kupferstichen sah. Ich sage, verziert war, weil alles ruiniert, ausgekratzt, ausgebrochen und verwittert ist. Unter den noch Erkenntlichen sind: 1. Venus, sitzend, die den Amor neben sich hat, dessen Pfeilspitze sie mit dem Finger erprobt hat und die linke Hand zurückzieht. 2. Die Nymphe unterm Baume, die sich nach dem Bade kämmt, während Satyrn sie belauschen. 3. Venus und Adonis. 4. Mehrere Amorinenstücke in verschiedenen kindlichen Beschäftigungen. 5. Mancherlei Arabesken, von denen die ganze Wölbung voll war, die kirschroten Grund hatte.

Floreria

Von hier stiegen wir in die untersten Räume des Vatikans, wo im Parterre ein poltriger Saal ist, welcher zur Garderobe des Papstes gehört und wegen eines sehr guten Freskobildes merkwürdig ist. Es stellt Papst Sixtus IV. sitzend dar, welcher einen vor ihm knienden Kardinal abzufertigen scheint, während zwei

[1]) Quacquero = Quäker; in Goethes Schilderung (aus dem Februar 1788) dickleibige Stutzer in altfränkischer, aber feiner Kleidung.

Digitized by Google

andre Kardinäle und zwei Nebenpersonen dabei sind. Gewiß alles sehr ähnliche Porträte; sie sind voller Leben. Den Papst zeichnete ich in Umrissen ab. Der Name Floreria kommt daher, weil dieses Gemach ehemals zur Aufbewahrung der Blumen diente, die bei Prozessionen gestreut wurden, was noch heute geschieht. In einem andern nahegelegenen Zimmer, das ein Subalterner des Vatikans bewohnt, ist noch eine Madonna al fresco über der Stubentür von guter Zeichnung und Anordnung, die vielleicht von Francesco Francia zur Hausandacht gemalt ist. Auch ließen wir uns die päpstlichen Gemächer zeigen, welche Paul V. für sich angelegt hat. Herrliche Aussicht über Rom! Aber lauter schlechte und viele Gemälde in allen Zimmern. Allerliebst ist ein Arabeskenschnitzwerk an der Tür. Wir gingen von da in die Bibliothek und in den Saal, welcher zur Rechten der gewöhnlichen Appartements der Bibliothekare liegt und zur Zeit Sixtus' V. ausgemalt wurde, wo eine unendliche Menge von antiken Vasen auf den Schränken steht und wo man das merkwürdige griechische Kalendarium aus dem zehnten Jahrhundert in einem dazu komponierten kreuzförmigen Schränkchen aufbewahrt hat, welches vor etlichen hundert Jahren von einem Venezianer, dessen Bruder Bibliothekar im Vatikan war, hergeschenkt wurde. Man sieht, daß dies Werk in eine ausgebildete Kunstepoche fällt. Um es übrigens ganz zu würdigen, bedürfte es einer Lupe, mit welcher keiner versehen war. Es scheint mit der Feder gezeichnet zu sein und ist jetzt unter Glas. Das Mittelstück enthält die „Leidensgeschichte Christi" und das „Jüngste Gericht", die Räume umher stellen in 52 kleinen Quadri die 52 Wochen vor. In jeder sind sieben Heilige abgebildet, wie sie auf die Tage fallen. Außerdem findet man noch Worte und Sprüche, alles in griechischer Sprache. — Wir traten von links in die Suite von Zimmern der christlichen Altertümer, wo altchristliche Gemälde, Schnitzwerke in Holz und Elfenbein, Utensilien und religiöse Werkzeuge aus sehr verflossenen Jahrhunderten und von sehr verschiedenem Wert aufbewahrt werden. Merkwürdig war es mir, zu finden, daß, je älter die Sachen, je grandioser und mächtiger sie im Ausdruck sind. Die Malerei scheint gleichfalls Federzeichnung mit Wasserfarben. Auch hier ist eine große Menge antiker Vasen auf den Schränken. Eine so zahlreiche Sammlung gibt es schwerlich noch irgendwo sonst.

Das letzte dieser Zimmersuite ist das Kabinett der Papyrusmanuskripte, ein heiter angeordneter viereckiger Raum von ansehnlicher Höhe, den Mengs al fresco ausgemalt hat. Diese Manuskripte sind in alten Kirchen und Klöstern aufgefundene Urkunden. — Zuletzt wurden wir in einige kleine Zimmer geführt, wo die größten Vasen stehen und in großen Schränken die Kupferwerke, nach allen Hauptschulen, in Folianten aufbewahrt stehen.

*

Den 24. Januar. Wieder Karneval von 2 Uhr an bis Ave-Maria. Neue Masken waren Policinell, der in die Wochen gekommen war und ein langes Wickelkind mit schwarzer langer Nase trug und herzte. Dann Gärtner, sehr sauber mit weißen Jacken und reiner Wäsche gekleidet, mit Rosen auf dem

Digitized by Google

Haupt und ein Bandelier um den Leib. Sie hatten Maschinen von Holz in den Händen, die man erst begriff, als sie die beiden Stiele derselben bewegten und in einem Augenblick aus diesen Maschinen lange Gliederscheren wurden, mit welchen sie bis ins dritte Stockwerk der Häuser Blumensträuße hineinreichten, was ein allerliebstes Schauspiel war. Später fand ich unten auf Piazza di Spagna Musikanten mit Violinen, Gitarren und Violoncelli, unter denen ein hier wohlbekannter blinder Straßenmusikus in einem Harlekinkleide war, dessen Melancholie durch das bunte Kleid noch mehr auffiel. Die drei Knaben dabei hatten bunte, altfränkische Kleider an und statt der Masken sich die Gesichter bemalt. Auf dem Korso führte man wilde Schlachten mit Konfetti auf. Der Wagen mit den Töchtern des Fürsten Kaunitz wurde lange von einer Schar Masken verfolgt und beworfen, so daß sie nicht mehr aus den Augen sehen konnten. Den Corso dei Barberi (Pferderennen) sah ich von einer Tribüne auf der Piazza del Popolo, was sehr interessant war. Die Pferde sind häufig mit Federn von Eisenplatten, die kleine Stacheln in sich haben, bedeckt, und da sie sich dadurch fortwährend gespornt fühlen, ist es kaum vier oder fünf Menschen möglich, sie hinter dem Seil zurückzuhalten. Eins warf einen Mann sechs Schritt zurück, mit beiden Hufen ihn in den Leib schlagend; ich glaubte, er sei verunglückt, aber er stand gesund wieder auf. Ganz wütend wird gegen Ende das Geschrei der Leute, daß man das Signal zum Wegziehen des Seiles geben möge, was mit einem Trompetenstoß geschieht. Im Ablassen zündeten einige Männer kleine Schwärmer auf der Kruppe der Pferde an. Die armen Tiere werden grausam geplagt. Schwerlich würde man dies bei uns oder in England dulden. Oft bricht auch eins der Tiere durch und läuft vor dem Signal fort, oder kommt zu spät, wenn die andern schon abgelaufen sind. Das geschah heute. Das wäre für leidenschaftliche Menschengesichter und wilde Pferdestellungen ein schönes Malerstudium.

*

Den 26. Januar. Karneval, Anfang 2 Uhr. Von dem unerhörten Gedränge, daß sogar die Wagen zwei Stunden vor Nacht nicht mehr beweglich sind, wovon Goethe spricht, ist noch gar keine Rede. Heute richtete ich beim Pferderennen meine Aufmerksamkeit besonders auf die Leidenschaftlichkeit der Pferdebesitzer, von denen sich zwei ganz wütend vor freudiger Hoffnung, die 30 Skudi zu gewinnen, umarmten; andre schrien durcheinander mit einem Uebermaß in allen Arten von Gebärden, daß sie fast konvulsivisch schienen. Das ganze Tableau war höchst interessant. Die geputzten Stallknechte, welche Goethe erwähnt, sind nicht mehr da. Sie haben dunkelblaue Kamisole und rote Mützen.

*

Den 29. Januar. Es war ein Regenschauer nach dem andern niedergegangen, und wir hatten für unsern Maskenscherz angst. Er sollte auf den übermäßigen Gebrauch der Flageolette und kleinen Flöten (Ottavini) und Trommeln eine Anspielung sein und solche Musik lächerlich machen. Aber als

Digitized by Google

ich schon früh ausging, in den Läden am Korso Einkäufe dafür zu machen, fand ich die Menschen sehr mit Karnevalsvorbereitungen beschäftigt, welche, wie ich, darauf rechneten, daß Gott die Menschen mehr liebt, als sie es verdienen, und gut Wetter schicken würde. Es traf auch ein, und es wurde sehr voll. Wir sammelten uns schon früh in einer Remise beim Teatro Aliberti, wo wir unsern Scherz, Trionfo del Maestro di Cappella, vorbereiteten. Dabei kam uns die Größe der Stadt zustatten, wo keiner sich um den andern bekümmert, zumal in diesen Stunden allgemeiner Geschäftigkeit, denn uns störte niemand. Der Kapellmeister, das Publikum und die Muse waren angekleidet, der Triumphwagen eingerichtet und angespannt, aber die Musikanten noch nicht da! Wir waren sehr in Unruhe und Unwillen, als endlich die beiden Musiker, der Trommler und der Pfeifer, ankamen, von einem Pierrot herbeigeholt. Die Musiker zogen schnell ihre bunten Harlekinkleider an, der Wagen empfing seine sorgsam geordnete Szene und fuhr zu unserm Entzücken davon wie ein Schiff, das vom Stapel gelassen wird. Ich hatte die Freude, daß immer ein Gedränge um diesen Triumphwagen war, freilich mehr von solchen, welche die Ironie nicht verstanden, sondern den Kapellmeister für einen gewöhnlichen Maestro di Cappella hielten. Ich sah hieran recht, wie fast einzig das Burleske hier Eingang findet und weit mehr frohe Laune als Satire auf dem Karneval herrscht. — Heute war bei dem Pferderennen der Schimmel Sieger und nicht der braune Engländer Torlonias. Das Durcheinanderschreien der Pferdebesitzer in ausgelassener Freude oder Verzweiflung über Gewinn und Verlust ist unbeschreiblich. Es ist so wild und wütend unter den Kerlen in dunkelblauen Wämsern und roten Mützen, daß man kaum imstande ist, einzelne Situationen darin aufzufassen. Alles ging unmittelbar unter der Tribüne des Venezianischen Palastes vor sich, kurz vor dem Tuch, welches am Ende des Korsos die Straße schließt, um die Pferde aufzufangen. Das Pferd, welches am besten lief, wird dann mit Trommeln und Pfeifen, einem zu Pferde dirigierenden päpstlichen Diener in gelb und blau gestreiftem Kleide und einer Menge Volk fortgeführt und Fahnen dabei geschwenkt, die der Gouverneur von Rom von seiner Tribüne herabsenkt.

Manche hübsche Szenen gingen heute noch auf dem Korso vor, besonders beim Konfettiwerfen, welches aber ganz den Charakter von Liebkosungen verloren hat. Am Palast Ruspoli war es ein wahrer Krieg, indem dort der Kronprinz von Bayern, maskiert, mit einer Anzahl Bekannten fast jeden Wagen ohne Unterschied weiß beregnete. Fürst Kaunitz trieb diese Händel nur passiv, hatte aber Freude daran, sich werfen zu lassen, während der französische und portugiesische Gesandte, ihren alten Rechten gemäß, in der Mitte der Straße die Menschen in Angst setzten. — Unser Triumphwagen traf oft mit einem andern zusammen, der lautere Musik und mehr Menschen hatte. Er trug die Inschrift: „Trionfo dei Matti.“ [1]) Ein andrer Trionfo dei Matti ging zu Fuß. Noch ist ein Abbate und ein Doctor juris zu erwähnen, welche so große Gesichter hatten, daß der

[1]) Narren.

Digitized by Google

Kopf den dritten Teil ihrer Gestalt ausmachte. Sie gehörten unter die Lächerlichsten, weil sie nichts Widerliches hatten, denn die Gesichter waren nicht verzerrt.

Die großen Efforts, welche man sich heute in Lustigkeit gab, hatten ihren Grund in dem Giovedì grasso. Dieser versammelte auch eine Menschenmenge von über 4000 Personen beim Festino. Es war ein solches Gedränge, daß man sich kaum bewegen konnte. Pauline Bonaparte war in einer Loge, wie eine Schweizerin gekleidet. Ich hatte in Stackelbergs Türkenkleidung aus Konstantinopel vielen Scherz mit Freunden und Halbbekannten, indem er mir unter einer gewöhnlichen weißen Bartmaske das Gesicht als Türke bemalt hatte, und ich, wenn ich auch die Maske abnahm, noch unkenntlicher als vorher wurde. Der Prinz von Bayern erkannte mich trotz seiner Harthörigkeit doch an der Stimme.

*

Den 2. Februar. Letzter Karnevalstag. Das Wetter wurde gut und warm. Unsre Maske wurde mehr gesehen als letzthin, und die Satire war für einige Tage Stadtgespräch. Die große Lücke in den Tagen war, weil Mariä Empfängnis dazwischen fiel. Ich sah das Pferderennen heute von der Scalina Ruspoli, wo die Preise der Plätze heute bis zu 4 Paoli gestiegen waren. Der Moccolilärm war ganz wie ihn Goethe beschreibt, und besonders sinnreich die Erfindungen, um die Lichter erhaben über der Volksmenge unausgelöscht zu tragen. Die Extravaganzen in dem Lichterausblasen scheinen von den Ausländern eingeführt zu sein, denn es bleibt nicht beim Ausblasen, sondern es wird heftig um den Besitz der Lichter gerungen, was ich von Römern jedoch nie gesehen habe. Das Sterngewimmel den ganzen Korso entlang, hoch und tief, von meinem Standpunkt gut übersehbar, ist ein imposanter Scherz. Das Ende des Lärmens fängt von beiden Seiten des Korso an und entsteht endlich in der Gegend des Palazzo Ruspoli und Fiano. Die letzten Lichter werden um 1 Uhr nachts vom Militär ausgelöscht.

*

In der Mitte Februar besuchte ich mit dem Gesandten das Castel St. Angelo, in welches gegenwärtig jeder wohlgekleidete Mensch eingelassen wird. Nachdem wir die furchtbaren Gänge besucht hatten, stiegen wir auf die oberste Platte, von wo die verschiedenen Batterien, von denen gegen die Stadt Kanonen gerichtet sind, überschaut werden. Es war eine prachtvolle Aussicht auf die Stadt und den ganzen Horizont umher, der nur nach dem Janikulus zu versperrt ist. Die Berge waren so schön wie nur möglich; ihre Konturen deutlich zu sehen, aber so von Duft gemildert, daß sie fast mit dem Himmel zusammenflossen und ihre Majestät in der größten Zartheit erschien. Ein hiermit sehr kontrastierender Anblick waren die zehn Räuber, die einige Tage vorher bei der Reise des Kardinals Crisalin (Grisaldi?) bei Terracina sich auf Kapitulation ergeben hatten, so daß die Anführer nun drei Monate, die andern ein Jahr in der Engelsburg gehalten und alle nach Ablauf ihrer Gefängniszeit des Landes verwiesen werden, d. h. als-

Digitized by Google

dann aufs neue anfangen zu rauben und zu morden. Die Stärke und Gesundheit ihrer Körper und die guten Kleidungen zeugten von ihrem Wohlsein. Der Graf Acajani, Gouverneur des Kastells, führte uns in den Hof, in welchem sie in reinlichen kleinen Häusern, die diesen im Halbzirkel umgeben, aufbewahrt werden. Ihre Gesichter entsprachen dem wüsten Handwerk, welchem sie sich ergeben haben. Die Aeltesten waren von höchstens vierzig Jahren. Der eine sah aus wie ein wildes Tier, das aus dem Dickicht gekommen ist und dessen Blick das Licht nicht ertragen kann; der andre war sehr redselig und hatte eine widrige, rechtgebende Freundlichkeit. Drei der jüngeren, welche erst neunzehn Jahre alt waren, zeichneten sich durch Heiterkeit aus und waren aufgelegt, über alles zu lachen, vielleicht aus Verlegenheit. Einer dieser jüngeren hatte eine abscheuliche Gesichtsbildung, in der er sich zum geborenen Missetäter darstellte. Ich versuchte sie gleich nachher zu zeichnen, denn der Gouverneur bat mich, nicht dort zu zeichnen, um ihnen keinen Verdacht zu erwecken. Abscheulich gefühllos sahen alle aus. Dem Kommandanten und dem Beichtvater, der während unsrer Anwesenheit mit zwei Geistlichen hereintrat, küßten alle die Hand. Im Gespräch kam vor, daß sie während ihres Räuberlebens immer aufs genaueste die Giorni magri[1]) beobachtet hätten!

*

Den 1. März. Ich begegnete auf einem Spaziergang mit Stackelberg in der Villa Borghese Potocky, der mich einlud, in das Kolosseum mit ihm zu fahren, um den Armen predigen zu hören. Wir fanden dort einen sehr malerischen Kreis von lauter armen Männern in allen Altern und Kostümen, teils sitzend, teils stehend, ringsumher die Knaben auf der Erde, jene mehr zuhörend, diese mehr sich in der Müßigkeit gefallend, sich sonnend und ihrem heimlichen Mutwillen sich überlassend. In der Mitte standen zwei Redner, so gekleidet wie etwa bei uns die Küster, schwarze Kleidung und den geistlichen Mantel hinten herabhängend. Sie predigten bald abwechselnd, bald zugleich, der eine, da der Kreis sehr groß war, nach der einen, der andre nach der andern Seite. Dies ist gleichsam ein Zwangsinstitut zur Beförderung der Tugend. Die Armen, welche sich hier versammelt haben und sich predigen lassen, empfangen eine Medaille, welche ihnen nachher zur Assignation dient in irgendeiner öffentlichen Anstalt, um Brot oder Almosen zu bekommen. Es ging auch ein Aufseher herum, welcher das Recht hatte, den sich zu früh Entfernenden die Medaille wieder wegzunehmen und die Knaben mit dem Stock in Ordnung zu halten. Die Predigten waren sehr populär. Einige waren nicht schlecht, aber das meiste, was ich hörte, diente nicht dazu, die Tugend zu befördern, sondern aus Furcht vor dem Bösen sich zu hüten. Der Teufel führte daher weit mehr das Wort als das Gewissen. Amüsant war es, als der eine Redner wohl eine Viertelstunde lang immer Gott und Teufel in Gegensatz brachte und den letzteren mit dramatischen Mitteln darstellte, wie ihm die Worte „Paternoster" so un-

[1]) Fasttage.

Digitized by Google

angenehm in den Ohren klängen, daß er genötigt sei, sich davonzumachen. Das Resultat war daher sehr steril, denn es ging dahin, daß die armen Leute angehalten wurden, bei allen Hauptepochen des Tages „Paternoster" zu sagen und ihnen versprochen wurde, daß sie dann unmöglich in die Hölle kommen könnten.

Die Moral in der Politik und die englische Flotte

Es ist gewiß ein sehr schwieriges Unternehmen, zu bestimmen, was in der Politik rechtens und erlaubt ist und was nicht. In allen unsern Handlungen als Einzelwesen ist uns die Unterscheidung zwischen Gut und Böse einigermaßen gegeben durch unser Gewissen, genauer: durch die Moral, und am verständlichsten: durch die Gesetze; aber in der Politik, als dem Verkehr zwischen den Völkern untereinander, fehlt es an Gesetzen, und den internationalen Abmachungen fehlt es an Kraft, an einer Ausführungsgewalt, nur zuweilen tritt an ihre Stelle die Furcht vor einem Kriege. Die Moral gerät bei der Politik in einen Gegensatz zum Staatsinteresse, und gar das Gewissen, schon ein schwer faßlicher Begriff des Einzelwesens, hat in einem Volke als Ganzes schwerlich irgendeine Bestimmungskraft.

Wenn daher England als seinen politischen Wahrspruch erwählte: Right or wrong, my country, so werden wir dieser Auffassung eine gewisse Achtung und Nachachtungswertigkeit nicht versagen können; auf der andern Seite werden wir eben jetzt das Verfahren und Auftreten Englands in diesem Kriege deutlich als eines erkennen, das mit der Moral nicht nur nicht im Einklange steht, sondern ihr geradezu widerspricht. England steht auf einem machiavellistischem Standpunkte; ihm heiligt der Zweck, d. i. das Interesse des Vaterlandes, die Erhaltung seiner beherrschenden Stellung unter den Völkern, jedes Mittel. Es ist vor allem die Lüge erlaubt, wenn dadurch dem Gegner Abbruch geschieht, aber auch im diplomatischen und Handelsverkehr gilt die Treue, ein Versprechen nichts, wenn dadurch der eigne Vorteil gefördert wird. Nach englischem Recht verfällt dem Strafrichter, wer im Kriegsfalle irgendeinen abgeschlossenen Privatvertrag erfüllt, wer irgendeine Zahlung leistet, die er einem Bürger des bekriegten Landes schuldig ist; alle durch internationale Vereinbarung geregelten Patentrechte sind England gegenüber wirkungslos; die Internationalität und Neutralität des Suezkanals im Kriegsfalle wird nicht innegehalten, Kriegsschiffe in neutralen Häfen angegriffen usw. usw.

Solche Auffassung kann nur darauf gegründet sein, daß in der Politik, und deren letzte Form ist bekanntlich der Krieg, keine Moral anerkannt wird, und es ist lediglich folgerichtig, dann auch Dumdumgeschosse anzuwenden, das Privateigentum auch im Landkriege fortzunehmen, offene Städte zu brandschatzen und auch die nicht kämpfende Bevölkerung, wie es Archibald Hurd soeben ankündigt,

Digitized by Google

niederzumachen, um dem Feinde mehr Schaden zuzufügen und ihm Schrecken einzujagen.

Die große Entscheidung, vor der die ringenden Völker jetzt stehen, ist somit eigentlich die, ob die Moral in der Politik erhalten bleiben soll oder ob es eine veraltete, in das Zukunftsleben nicht mehr hinüberzunehmende Ansicht ist, daß selbst in der Politik die Moral als ein ganz außerordentlich wichtiger Bestandteil der Kultur bestehen bleiben muß. Um diese Frage kämpfen die beiden Kulturstaaten Deutschland und England.

Zu unterscheiden ist zweierlei: die ethische Frage, ob eine Politik ohne Moral der Kulturförderung dient, und zweitens, ob die moralfreie Kriegführung und Politik dem Siege den erwünschten Vorschub leistet, mit andern Worten, ob sie praktisch ist.

Der Deutsche wird beide Untersuchungen verneinend entscheiden. Die ethische Frage vor allem, dank seiner Wissenschaft, Religion und Weltanschauung; obwohl er nicht leugnen will und wird, daß man gerade zu kulturellem Zwecke befugt ist, wilde Völkerschaften mit Gewalt aus ihrer Unkultur zur Kultur überzuführen. Wie steht es aber bei Kämpfen um die Führerschaft der zivilisierten Menschheit?

Hat England vielleicht doch nicht so ganz unrecht, wenn es sich für das einzige zur Führung der Menschheit berufene Volk hält und sich als solches hinstellt, und wenn es nicht anerkennen kann und will, daß wir Deutsche auch dazu berufen zu sein glauben? Wir Deutsche gründen bekanntlich diesen unseren Glauben darauf, daß wir in Kultur, darunter verstanden: Sprache, Wissenschaft, Kunst, Philosophie, Religion und Weltanschauung, den Engländern überlegen, mindestens aber gleich sind, während wir zugestehen können, daß die Engländer uns in Zivilisation, darunter verstanden: Handel, Industrie, Ackerbau, Komfort,[1]) Sitte, Moral, Sprache,[2]) noch vor etwa zwanzig Jahren wenigstens zum Teil überlegen waren. Jetzt sind sie es auch nicht mehr. Nun fehlt leider bei dieser Betrachtung die Politik, weil es noch zweifelhaft scheint, ob diese unter Zivilisation oder Kultur einzureihen ist oder eben als etwas außerhalb diesen beiden Stehendes, als ein Gebiet für sich, man möchte fast sagen als eine Verneinung aller Zivilisation und Kultur angesehen werden muß.

Wenn die Frage bejaht wird, dann werden wir anerkennen müssen, daß die Engländer uns in der Politik weit überlegen sind, es immer waren und vermutlich noch für lange Zeit bleiben werden.

Gerade in dieser überaus merkwürdigen, großen Zeit, wo alles Bestehende an Staatengebilden, Verträgen politischer Moral, an die wir bisher noch glaubten, zusammenbricht und wegschmilzt wie der Schnee im Föhn, will uns das Riesenhafte, Unerreichbare der englischen Politik fast erdrücken. Der Eindruck wird durch eine geschichtliche Betrachtung nur noch bestätigt und verstärkt. Immer

---

[1]) Für dieses Fremdwort weiß ich leider kein Heimwort. „Behaglichkeit" ist ein zu enger, „Lebenskunst" ein zu weiter Begriff.

[2]) Sprache ist ein Grenzgebiet zwischen Zivilisation und Kultur.

Digitized by Google

ging England aus den schwersten Verwicklungen neu belebt und handelnskräftig hervor. Immer wußte es die Karten so zu mischen, daß die Hauptleidtragenden großer Kriege nicht England, sondern andre Völker waren. Bald so, bald so gruppierten sich Verbündete und Gegner; England ließ sie aufeinander schlagen und strich gelassen seine Vorteile ein, wenn jene am Boden lagen.

Was verschlug dagegen, wenn es einmal hier oder da seine Flotte oder sein Heer einsetzte, meistens sogar nur unwesentliche, unbedeutende Teile dieser. Sein Heer zumal ist ja auch nicht sein Herzblut, wie bei uns Kontinentalmächten, sondern eher seine minderwertigen Volksteile. Wenn die verloren gingen, war das Land nicht schlechter, sondern eher besser daran. Was verschlug es ihm, wenn selbst wirtschaftliche Schädigungen schlimmer Art, wie die Bank- und Handelsschwierigkeiten in den Napoleonischen Kriegen oder die Baumwollensperre im nordamerikanischen Bürgerkriege, über sein Land dahinzogen? Episoden vorübergehender Nöte, denen um so kräftigeres Aufblühen der heimischen Wirtschaft folgen mußte und gefolgt ist.

Heute geradeso. Mit Ruhe schaut der englische Politiker, wohlverstanden nicht der von seiner Zivilisation und Kultur eingenommene Engländer, dem grausen Kampfe im Festlande zu. Ihm ist es im Grunde einerlei, wer obsiegt; genug, daß sich alle Kontinentalmächte gegenseitig kampfmüde machen. Wir Deutsche führen seine Sache geradeso gut wie die Russen und Franzosen. Es spielt für ihn ja gar keine Rolle, ob da einige hunderttausend Mann englischer Truppen dabei mitwirken und umkommen. Das Opfer mußte man schon bringen, um die andern sog. Verbündeten auf den Bündnisleim zu locken. Einzig und allein Sorge oder vielmehr Ziel der Engländer ist die deutsche Flotte. Wenn die weiterwuchs, dann freilich war die Weltvorherrschaft ernstlich bedroht. Darum läuft das ganze Spiel darauf hinaus, diese Flotte zu beseitigen. Am angenehmsten würde es für England sein, wenn sich das auf dem Wege eines Friedensvertrages, also ganz ohne Einsatz der eignen Flotte machen ließe, etwa indem nach Niederwerfung Deutschlands und Oesterreichs durch Frankreich, Rußland, Belgien und Japan beim Friedensschluß festgesetzt würde: Deutschland liefert seine Flotte an England aus und darf von jetzt ab nur so viel Schiffe halten, als dieses ihm erlauben wird.

Wenn das nun aber nicht sein kann, weil die lieben Verbündeten sich zu ungerne und die Deutschen nur zu gerne in Sachen Englands die Köpfe blutig schlagen, nun, dann muß man eben die eigne Flotte auch mit heranziehen. Dazu ist sie ja schließlich auch da und stark genug. Ist das nun klare und große Politik? Ist die Behauptung richtig, daß wir Deutschen in Kultur und Zivilisation vielleicht, in Politik nur schlecht oder vielmehr gar nicht den Engländern die Stange halten können?

Wir würden jedenfalls noch einen weiten Weg zu gehen haben, bis wir zu dieser Höhe und Reinheit der moralfreien Politik gelangen, die uns die Engländer und Japaner lehren. Oder sollte doch der Lenker aller Einzel- und Völker-

Digitized by Google

schicksale beschlossen haben, eben dieser unredlichen Politik und damit England eine Ende zu machen? Sind wir sein Werkzeug dazu?

Unter dieser Beleuchtung wird auch das gegenwärtige Verhalten der englischen Flotte verständlich. Sie steht bis jetzt, wo dieses niedergeschrieben wird, weit ab vom Kriegsschauplatz irgendwo in der irischen See oder westlich der Shetlandsinseln und wartet ab, ob oder bis sich Englands liebe Verbündeten oder deren Feinde oder beide verblutet haben.

Vielleicht doch, daß Englands Ziel, „die Beseitigung der deutschen Flotte", ohne Schwertstreich erreichbar wird.

Wenn nicht, na, dann muß die eigne Flotte eben herbeikommen und die Beseitigung der deutschen Flotte vollziehen. Ob Frankreich, Belgien und Rußland dabei tödlich getroffen ins Grab sinken oder zur Unbedeutendheit herabsinken, ist ja dem englischen Politiker gänzlich gleichgültig, wenn nicht geradezu willkommen. Bündnistreue in der Politik ist ihm Unsinn.

Was soll nun da unsre Marine tun? Abwarten und sich bereithalten, einen Angriff abzuwehren? Vielleicht noch lange nach dem Friedensschluß Deutschlands mit den niedergeworfenen Festlandsstaaten? Antwort: Nein! Denn das würde sehr bald ein unerträglicher Zustand für uns werden, weil England dann die See hat und wir nicht. Oder soll die deutsche Marine angreifen, d. h. durch kühne Handstreiche gegen den Inselstaat oder seine Handelsschiffe die Kriegsflotte zwingen, auf dem Felde der Nordsee zu erscheinen? Vielleicht ist gerade das das, was die hohe englische Politik will. In offener Seeschlacht muß und wird die große eigne Flotte, so rechnet sie, die kleine deutsche vernichten.

Es ist darum dieses Weltkampfes Wesen recht eigentlich ein Kampf um die Seeherrschaft, heutzutage das Lebenselement eines jeden Staates, der sich zur Führung der Menschheit berufen glaubt. England bestreitet uns diese Berufung. Nun, da müssen wir sie aufgeben oder sie erkämpfen. Der Vorbereitungsschritt dazu ist der eben jetzt tobende Landkampf. Die Entscheidung aber liegt nicht mehr auf dem Lande, sondern auf der See.

Wir haben noch zu untersuchen, ob die „moralfreie Politik" auch praktisch ist, ob sie dem Zwecke, d. h. dem endgültigen Siege, dienen wird. Wir sagten schon „nein" darauf und begründen es damit, daß die Handhabung einer solchen moralfreien Politik und Kriegführung bei den Gegnern ein gleiches Verfahren herbeiführen muß. Es wird dadurch allem Treu und Glauben unter den Völkern ein Ende gemacht, und das kann der Vergrößerung des Schadens und der Verrohung dienen, aber keinen Gewinn bedeuten. Wer so erbärmlich lügt, wie jetzt die englischen führenden Politiker, dem kann für absehbare Zeit nicht mehr geglaubt werden. Wer sich zum indirekten Beschützer der Serben aufwirft, hat das Recht verwirkt, für einen Gegner des Königsmordes zu gelten. Er ist nur ein „relativer" Gegner. Wer schließlich das Moskowitertum und die gelbe Rasse gegen das Germanentum ins Feld ruft, der hat in höchstem Maße unpraktisch gehandelt. Auch Bismarck hat bei seinen großen Entscheidungen die moralische

Digitized by Google

Seite in Betracht gezogen, weil ihm das Bedürfnis war und weil er die nachteiligen Folgen erwog. Das Gute muß sich Bahn brechen.

Die ganze Frage dieses Krieges spitzt sich also darauf zu, um das am Schluß noch einmal zu wiederholen, ob die Ausschaltung jeglicher Moral aus der Politik eine Notwendigkeit ist und von uns, wenn wir oben bleiben wollen, gelernt werden muß, oder ob Moral ebensogut für die und in der Politik, d. h. in dem Verkehr unter den Völkern, zu gelten hat, wie überall sonst im Verkehr unter Menschen. Wir Deutschen und mit uns viele, viele Millionen von Nichtdeutschen aller Rassen und Religionen stimmen ganz gewiß dieser letzteren Ansicht zu, und England hat einen Fehler gemacht, der ihm seine Existenz oder wenigstens seine Vormachtstellung kosten müßte, wenn es an seinem Grundsatze der moralfreien Politik festhält. Haben wir also einen sicheren, von Vorurteilen freien Beweis in Händen, daß England unmoralische oder vielmehr moralwidrige Politik getrieben hat, so würde für uns die Folgerung gezogen werden müssen, daß es dann auch in diesem Kriege unterliegen wird.

Eine solche Untersuchung noch ausführlicher, als schon geschehen, hier anzustellen, bin ich leider nicht in der Lage. Es ist das, was ich sagen könnte, nichts andres als das, was jeder Leser dieses Artikels ebensogut weiß wie ich. Dagegen kann die Frage wohl erörtert werden, wie dieser uns nunmehr als gerecht und darum wahrscheinlich erscheinende Zusammenbruch Englands zustande kommen könnte. Das einfachste wäre ein Seesieg der Deutschen. Da wir aber wegen der beiderseitigen Kampfkräfte darauf wohl nicht zählen können, ohne uns der Ueberhebung schuldig zu machen, so käme als fernere Möglichkeit in Frage: die erhebliche Schwächung zur See durch den Kampf mit der deutschen Flotte, verbunden mit der Aussichtslosigkeit der Franzosen und Russen, gegen uns den Sieg zu erringen.

Daraus ergibt sich für uns Deutsche die Pflicht, jeder an seiner Stelle, zu Wasser und zu Lande, das Aeußerste zu tun, um dieser Anforderung gerecht zu werden.

Es ist uns allen eine außerordentliche und erhebende Befriedigung, daß daran nichts und nirgends auch nur das Allergeringste versäumt wird. Wir wollen und werden siegen, das ist unser fester Glaube.

Digitized by Google

Berichte aus allen Wissenschaften

Physiologie und Hygiene

Das Wasser als Nährstoff

Wasser ist ein wesentlicher, und wenn Menge und Gewicht allein in Betracht gezogen werden, der Hauptbestandteil des menschlichen Körpers, in dem es zu etwa 63 Prozent enthalten ist. Demnach würden auf das mittlere Körpergewicht eines erwachsenen Mannes, das ungefähr 70 Kilogramm beträgt, 44 Kilogramm Wasser sich berechnen. Dieser hohe Wassergehalt erklärt sich dadurch, daß nicht nur die eigentlichen Körpersäfte, welche physikalisch den Charakter von Flüssigkeit haben, wie Blut, Lymphe, Verdauungssäfte (Magensaft, Galle, Speichel u. a.), sondern auch die soliden Organe, so die Muskeln, das Gehirn, die Eingeweide, sehr stark wasserhaltig sind. Blut zum Beispiel hat 80, Muskulatur einige 70 Prozent, Gehirn und Leber etwa ebensoviel usw. Eine Ausnahme macht nur das Fettgewebe, welches äußerst wasserarm ist. Deshalb sinkt bei starkem Fettansatz der Wassergehalt des Organismus prozentmäßig. Eine Einbuße an Wasser ist damit jedoch nicht verknüpft, denn jedes einzelne Organ zeigt beim Fettleibigen in der Hinsicht die gleichen Verhältnisse wie beim Gesunden.

Die Verteilung des Wassers im Organismus gestaltet sich so: zunächst gelangt in jede Zelle die aus den feinsten Verzweigungen der Blutgefäße, den Kapillaren oder Haargefäßen, austretende Nährflüssigkeit, ferner finden sich in allen Organen Blutgefäße, dazu gesellt sich noch dasjenige Wasser, welches sich mit dem sonstigen Zellinhalt chemisch verbindet zur lebenden Substanz, dem Protoplasma. Letzteres Verhalten wird am besten verständlich durch den Vergleich mit dem sog. Kristallwasser: zahlreiche Mineralien schließen Wasser in sich ein, welches chemisch gebunden ist an ihre Bestandteile und zur Kristallform in bestimmter Beziehung steht. Dahin gehört zum Beispiel das Kochsalz — chemisch als Chlornatrium bezeichnet —: legt man seine Kristalle auf den heißen Herd, so hört man ein Knistern, der Kristall springt auseinander. Aehnlich das Protoplasma: aus dem Muskel, dem, was man im gewöhnlichen Leben Fleisch nennt, läßt sich ein Teil der Flüssigkeit entfernen durch Auspressen oder durch Osmose, d. i. durch Einlegen in starke Salzlösung, wobei jene aus dem Gewebe austritt und dafür Salz eindringt. Man mag jedoch das eine wie das andre noch so weit treiben, nie gelingt so die völlige Entwässerung, die nur durch Einwirkung trockener, stark erhitzter Luft ermöglicht wird. Dann freilich ist die natürliche Form und Farbe des Fleisches dahin, geradeso wie die Kristallform des Kochsalzes geschwunden war.

Während niedrige Lebewesen, so die Bakterien, sehr verschiedenes Wasserbedürfnis haben, teilweise sogar eine Zeitlang völlige Austrocknung vertragen, sind die höher organisierten, auch der Mensch, auf einen hohen, nur geringen Schwankungen unterliegenden Wassergehalt eingestellt, der eine Grundbedingung für ihr Dasein ist. Da nun das Wasser an dem allgemeinen Stoffwechsel teilnimmt, insofern es fortwährend ausgeschieden wird, so muß auch eine ständige Zufuhr erfolgen, mit andern Worten, es gehört in die Kategorie der Nährstoffe, denen in ihrer Gesamtheit die Aufgabe zufällt, die das ganze Leben hindurch stattfindenden Stoffverluste zu decken, und die eben deshalb identisch sind mit den Baustoffen des Organismus. Die andere Aufgabe, für jegliche Arbeit, die geleistet wird, die Kraftquelle zu bilden, wird insbesondere erfüllt durch die organischen Nährstoffe, das Eiweiß, Fett und die Kohlenhydrate, das sind Stärkemehl und Zuckerarten. Sie werden zum größten Teil in den Körperzellen zersetzt, d. h. sie zerfallen in einfachere chemische Verbindungen. Dabei wird Wärme erzeugt, die sich wiederum in andere Kraft-

Digitized by Google

formen umsetzt. Wasser selbst ist eine chemisch zu fest gefügte Verbindung, als daß sie vermittelst der im Körper wirksamen Kräfte auseinandergesprengt werden könnte.

So ergibt sich ohne weiteres das Verständnis für die Tatsache, daß Wasser für den Organismus unentbehrlich und unersetzlich ist, und daß Wasserentziehung ihn auf die Dauer aufs äußerste zu schädigen vermag. Experimente an Tieren zeigten, daß sie bei bloßer Verabreichung von Futter ohne Wasser sehr bald erkrankten und eingingen. Tauben zum Beispiel, die bloßen Hunger zwölf Tage und länger ertragen, starben infolge Durstes schon in vier bis fünf Tagen. Dem Menschen tut der Durst unendlich viel weher als der Hunger, den gesunde, kräftige, ausgewachsene Personen, falls sie Wasser zu sich nehmen, sehr lange aushalten können — es sei nur an die Hungerkünstler erinnert —, während sie ohne dieses schnell zugrunde gehen. Die Berichte von Schiffbrüchigen und Wüstenwanderern, denen das Trinkwasser ausging, schildern so ziemlich das Furchtbarste an Qualen, das sich die Phantasie auszumalen vermag. In früheren Zeiten ließ man die Fiebernden dürsten, weil man glaubte, Nahrungszufuhr jeder Art steigere das Fieber. Davon ist man längst zurückgekommen, insbesondere hat man sich der Einsicht nicht verschlossen, daß reichliches Trinken von gutem reinem Wasser so gut wie immer eine Notwendigkeit ist. Von einem Bauer, namens Schroth, ist eine Kur erfunden und nach ihm benannt worden, die dem Wesen nach in einer möglichst weit getriebenen Wasserentziehung besteht und gelegentlich bei chronischen entzündlichen Ergüssen und andern Krankheiten zur Anwendung gelangen kann. Bei sorgsamer Prüfung zeigte sich, daß diese Trockendiät geradezu eine Pferdekur bedeutet, die man höchstens ausnahmsweise Kranken von besonders kräftiger Konstitution zumuten darf, und auch dann nur mit aller Vorsicht.

Der größte Teil des vom Körper abgegebenen Wassers stammt aus der Wasseraufnahme, etwa ein Sechstel jedoch ist ein Zersetzungsprodukt der organischen Nährstoffe. Die Ausscheidung wird bewirkt durch die Lungen, die Haut, den Darm und die Nieren. Die ausgeatmete Luft enthält stets Wasserdampf, vom Erwachsenen wird auf die Weise für gewöhnlich etwa 300 Gramm in 24 Stunden ausgeschieden. Die Haut gibt in ihrem ganzen Umfange Flüssigkeit ab entweder in Dunstform oder als tropfbare Flüssigkeit, in letzterem Falle sagt man, sie schwitzt. Der Schweiß tritt am stärksten auf in der Achselhöhle, in der Fußsohle, der inneren Handfläche und im Gesicht. Im Hungerzustande verliert der Mensch durch Haut und Lunge zusammengenommen, etwa 800 Gramm, bei gewöhnlicher Nahrungsaufnahme etwa 1000 Gramm Wasser täglich. In weiten Grenzen schwankt der Wasserverlust durch die Darmentleerungen, weil ihre Menge und ihr Wassergehalt von der Art der Kost abhängig sind. Durch die Nieren endlich werden binnen 24 Stunden in der Regel 1500 Gramm Flüssigkeit abgesondert, in der etwa 60 Gramm feste Bestandteile gelöst sind, darunter hauptsächlich Harnstoff und Harnsäure, Abkömmlinge des zersetzten Eiweißes, ferner reichlich Kochsalz, auch etwas Eisen, Kalk u. a.

Der Wasserverlust des menschlichen Organismus erreicht also unter allen Umständen eine beträchtliche Größe, beim Erwachsenen über 2 Liter täglich. Diese Ziffer kann sich unter durchaus normalen Verhältnissen wesentlich erhöhen, namentlich bei anstrengender körperlicher Arbeit unter dem Einfluß der Hitze. Beim Bergsteigen zum Beispiel im heißen Sommer werden enorme Quantitäten Wassers ausgeschieden, vornehmlich durch die Haut, welche den Schweiß pfundweise austreten läßt. Da sich auch die Zahl der Atemzüge vermehrt, so verläßt mehr Wasserdampf die Lunge. Ebenso können die Nieren zur Entfernung des Wassers herangezogen werden. Wenn die Wasseraufnahme gesteigert ist, so muß natürlich der Körper von dem Ueberschuß befreit werden, und in der Hinsicht leisten sie geradezu Hervorragendes. Wer einmal dem Bacchus oder Gambrinus mehr, als nötig war, gehuldigt hat, erfährt an sich selbst, welch gewaltige Harnflut entleert wird.

Der Wasserabgabe gegenüber steht die Wasseraufnahme, welche den Wassergehalt des Organismus auf seinem normalen Stande zu erhalten hat. Zum Bewußtsein kommt das Bedürfnis dazu durch das Durstgefühl, welches am Gaumen und Zungenrücken schon nach

Digitized by Google

geringer Wasserentziehung empfunden wird. Durch Befeuchtung dieser Stellen läßt es sich stillen, aber nur vorübergehend, schließlich kann das nur geschehen durch Zufuhr von Wasser, das vom Darmkanal resorbiert, d. h. in die Körpersäfte aufgenommen wird. Im allgemeinen soll der Gesunde dem Durstgefühl ruhig nachgeben, wobei er sich allerdings wie beim Essen vor einem Zuviel zu hüten hat. Das gilt selbstverständlich nur vom Wasser und nicht von jeder trinkbaren Flüssigkeit. Wer etwa die geistigen Getränke für das beste Durstlöschungsmittel hält, wird das auf die Dauer nur auf Kosten seiner Gesundheit tun.

Wasser wird dem Organismus entweder als solches oder zugleich mit den Speisen zugeführt. Die meisten Nahrungsmittel haben im natürlichen Zustande einen sehr hohen Wassergehalt, so Fleisch über 70 Prozent, Eier ebensoviel, Kartoffeln etwa 75, Kohlarten, Rüben, Spinat, Spargel etwa 90, Weintrauben, Aepfel, Birnen, Zwetschgen, Kirschen über 80 Prozent usw. Die Milch, das vollkommenste aller Nahrungsmittel, weil es sämtliche Nährstoffe führt, hat etwa 88 Prozent, deshalb bedarf der naturgemäß ernährte Säugling, d. h. der an der Mutter Brust gestillte, der Zufuhr von Wasser so wenig wie der von anderen Nährstoffen, ja er kann sogar dadurch geschädigt werden. Einige an sich wasserarme Nahrungsmittel, wie Reis, Hülsenfrüchte, Roggen und Weizenmehl u. a. sind roh ungenießbar und nehmen bei der Verarbeitung zu Speisen erhebliche Wassermengen in sich auf, Reis zum Beispiel das Sechsfache seines Gewichtes in der üblichen Zubereitung, ähnlich die Hülsenfrüchte, trockenes Weißbrot hat immerhin über 35, Schwarzbrot zirka 40 Prozent Wasser. Ueberhaupt lassen sich ohne dieses Speisen gar nicht herstellen, und ebenso spielt es in den Getränken der Quantität nach fast ausnahmslos die erste Rolle, so im Tee und Kaffee, im Bier, im Wein und in den meisten gebrannten Wässern.

Wo also Menschen sich ansiedeln, haben sie sich zu allererst nach genügendem Wasservorrat umzusehen. Im allgemeinen sorgt Mutter Natur freigebig dafür, an den meisten bewohnbaren Stätten der Erde gibt es Wasser in Hülle und Fülle, und selbst in der unwirtlichen Wüste sind Oasen eingestreut, welche dem verschmachtenden Wanderer und seinem lechzenden Vieh das erquickende Naß bieten. Allein so ganz jeder Schwierigkeit bar ist die große Wasserfrage doch nicht, sie verursacht vielmehr genau so wie die Beschaffung der andern Nahrungsbedürfnisse einen nicht zu unterschätzenden Aufwand von Arbeit, Mühe und Kosten. Und zwar deshalb, weil es ebenso sehr wie auf ausreichende Mengen auf tadellose Beschaffenheit des Trink- und Gebrauchswassers ankommt. Tadellos nennt man Wasser, welches zum Genuß einladet, für den Körper unschädlich und für die mannigfachen praktischen Bedürfnisse geeignet ist.

Zum Genuß einladend ist Wasser, welches klar, farb- und geruchlos ist und einen erfrischenden Geschmack besitzt. Letztere Bedingung ist nur dann erfüllt, wenn die Temperatur einen gewissen, niederen Stand innehält, nämlich 8 bis 12° C., das Wasser darf also im Sommer nicht zu warm, im Winter nicht zu kalt sein. Außerdem wirkt noch ein geringer Gehalt von Gasen, namentlich von Kohlensäure mit. Diese ist stets, wenn auch nur geringfügig, in der atmosphärischen Luft vertreten. Sie hat die Eigenschaft, zahlreichen Getränken, denen sie reichlich beigemengt ist, den erfrischenden, prickelnden Geschmack zu verleihen, es sind das die sog. moussierenden Getränke, wie künstliche und natürliche kohlensaure Wässer, Weißbier, Schaumweine u. a. Fehlen darf sie aber auch im Trinkwasser nicht, denn wenn man es im Zimmer stundenlang stehen läßt, oder wenn man es kocht, so sieht man Gasperlen emporsteigen. Das Wasser schmeckt jetzt schal, selbst wenn es wieder kalt geworden ist, es ist abgestanden.

Unschädlich für den Körper ist Wasser, welches keinerlei Beimengungen enthält, die bei dauerndem oder gar schon einmaligem Genuß Erkrankungen herbeiführen würden. Derartige Beimengungen sind entweder chemischer Natur oder sie sind organisiert, mit andern Worten pflanzliche oder tierische Lebewesen oder deren Formbestandteile. Aufschluß über

Digitized by Google

das Vorhandensein solcher Dinge gibt die chemische und mikroskopisch-bakteriologische Untersuchung. Erstere zeigt die im Wasser gelösten Stoffe an. Einige unter ihnen sind unmittelbar gefährlich, wenn es sich nämlich um Gifte handelt, die von außen, so zum Beispiel durch Bleiröhren, hineingekommen sind. Andre hinwiederum sind an sich nicht schädlich, oder ihre Menge ist zu gering, um Schaden anstiften zu können, aber sie weisen nicht selten darauf hin, daß Verunreinigungen durch Fäulnisprozesse stattgefunden haben. Sieht man, daß im Wasser Bestandteile suspendiert sind, d. h. schweben kleine Teilchen herum, so wird es ohne weiteres als ekelhaft verschmäht. Allein auch dann will man wissen, was man vor sich hat, und da erfährt man durch das Mikroskop, ob etwa Fäkalbestandteile, niedere Tiere oder deren Eier oder Pflanzen die Sünder sind. Nun brauchen aber die suspendierten Teilchen für das bloße Auge keineswegs sichtbar zu sein, so zum Beispiel die Bakterien, und jetzt hat der Bakteriologe festzustellen, ob das anscheinend klare Wasser für den Genuß vielleicht Gefahren in sich berge.

Für praktische Zwecke endlich wird Wasser mehr oder weniger unbrauchbar, wenn an sich harmlose Stoffe in zu großer Menge gelöst sind. Namentlich sind die Kalkverbindungen zu nennen, es wird dann als hart bezeichnet. Hartes Wasser hat u. a. den Nachteil, daß Hülsenfrüchte nicht weich werden, Tee- und Kaffeeaufgüsse lassen sich damit nicht einwandsfrei herstellen, es eignet sich nicht zum Waschen, weil es die Seife nicht löst, sondern mit ihr unlösliche Verbindungen bildet.

Von den einzelnen Wasserarten kommt das chemisch reine oder destillierte Wasser in der Natur überhaupt nicht vor, es wird künstlich hergestellt durch den Prozeß des Destillierens. Man verwandelt in einem Gefäß, der sog. Retorte, gewöhnliches Wasser in Dampf und leitet ihn durch Röhren in eine abgekühlte Vorlage, in welcher er sich wieder zu Flüssigkeit verdichtet. Hierbei bleiben alle gelösten Salze, wie Kochsalz, Kalk- und Eisenverbindungen in der Retorte zurück, da sie nicht flüchtig sind, während die vom Wasser absorbierten Gase (Luft, Kohlensäure, auch Ammoniak) gleichfalls entweichen, weshalb der erste Teil des Destillats fortgeschüttet werden muß. Für die Wasserversorgung im großen kann destilliertes Wasser schon wegen der hohen Herstellungskosten nicht in Betracht kommen. Davon abgesehen ist es als Trinkwasser gänzlich ungeeignet, nicht nur wegen des faden Geschmacks, sondern vorzugsweise deshalb, weil es bei dem Mangel an Salzen schädlich ist. Das Wasser des lebenden Organismus ist ja ebenfalls nicht chemisch rein, sondern enthält Mineralstoffe, sog. Salze, in Lösung, also muß auch die aufgenommene Flüssigkeit solche, freilich nur in geringer Menge, führen. Es existiert eine natürliche Quelle mit einem Wasser, das nahezu chemisch rein ist, sie ist bei den Bewohnern der Gegend als Giftquelle verrufen, weil sie die Erfahrung gemacht haben, daß sie gesundheitsschädlich wirkt. Destilliertes Wasser kann man höchstens zum Kochen verwenden, und so sind in den großen Auswandererschiffen im Anschluß an die Dampfmaschine Destillierapparate angebracht, um aus dem Meerwasser nach Bedarf jenes bereiten zu können.

In Wirklichkeit ist man für die Deckung des Wasserbedarfs auf die in der Natur vorkommenden Wasserarten angewiesen, das Meteor-, das Oberflächen- und das Grundwasser.

Das Meteorwasser — Regen, Schnee, Hagel — verdankt seinen Ursprung der Verdunstung des Wassers von der Erdoberfläche. Es steht dem destillierten Wasser schon seiner Entstehungsweise nach am nächsten und wäre wie dieses chemisch rein, wenn es nicht beim Niederfallen die in der Luft enthaltenen Gase und staubförmigen Beimengungen aufnähme. Mit der Dauer des Regens werden letztere entfernt und so wird der Niederschlag allmählich immer reiner. Als Trinkwasser ist Meteorwasser nicht beliebt, weil der Geschmack wegen des geringen Gehaltes an Salzen zu weichlich ist, aber dieser Mangel ist in andrer Beziehung zugleich sein Vorzug, denn es eignet sich vortrefflich zu Waschzwecken und dann für solche Betriebe, die hartes Wasser nicht brauchen können, so zum Beispiel als Kesselwasser für Dampfmaschinen. Für die Wasserversorgung der Bevölke-

Digitized by Google

rung kommt es außer im heißen Klima nicht weiter in Betracht, weil es bessere Bezugsquellen gibt.

Oberflächenwasser erfüllt nicht ohne weiteres die Anforderungen der Hygiene. Das Meerwasser ist ganz auszuschalten wegen seines hohen Salzgehaltes, der etwa 3 Prozent beträgt, es kann also nur die Rede sein von dem Wasser der Flüsse und Landseen. Sein Wert als Trinkwasser leidet schon deshalb, weil seine Temperatur abhängig ist von der der Atmosphäre, es ist daher im Sommer zu warm, im Winter zu kalt. Außerdem ist es mannigfaltigen Verunreinigungen ausgesetzt; soweit Niederschläge vom Regen und geschmolzenem Schnee und Hagel vom Lande aus zufließen, nehmen sie auf ihrem Wege massenhaft Schmutzteile auf, desgleichen gelangen solche durch die Schiffahrt hinein und hauptsächlich noch durch die Abwässer der Fabriken und die Einleitung städtischer Kanalwässer, welche u. a. die festen und flüssigen Auswurfsstoffe von Tieren und Menschen führen. Deren Quantität beträgt nach v. Pettenkofer pro Jahr und Kopf 34 Kilogramm Kot und 428 Liter Harn, folglich würde eine Stadt von 100000 Einwohnern 3400000 Kilogramm des ersteren und 42800000 Liter des letzteren liefern. Wollte man solche Massen von Unrat in einen kleinen oder mittleren Fluß hineinlaufen lassen, so würde die dadurch hervorgerufene Verschmutzung alles Tierleben in demselben ertöten. Eher dürfte das bei einem großen Strom geschehen, durch dessen gewaltige Wassermassen die Kanaljauche stark verdünnt wird, vor allem aber wegen der sog. Selbstreinigung der Flüsse. Sie sind nämlich imstande, sich auf natürlichem Wege allmählich der Verunreinigungen zu entledigen, teils vermittelst des Sauerstoffs der Luft, der die gelösten Bestandteile in unschädliche Stoffe umzuwandeln vermag, teils dadurch, daß die unlöslichen sich auf den Boden niedersenken oder am Ufer angeschwemmt werden. So fand man beispielsweise die durch die Kanalisation von Breslau und München der Oder und der Isar zugeführten Verunreinigungen nach 30 bis 35 Kilometer in ungefähr 15 Stunden derart verarbeitet, daß das Wasser bereits wieder die gleiche chemische Zusammensetzung zeigte wie oberhalb der Städte; bakteriologisch traf das jedoch nicht zu. Jedenfalls kann Fluß- und Seewasser erst nach einer besonderen Behandlung zu brauchbarem Trink- und Gebrauchswasser werden, sie besteht in der Anlage von Klär- und Filterbassins, durch welche schädliche Beimengungen zurückgehalten werden.

Das Grundwasser geht aus dem Meteorwasser hervor, welches, soweit es nicht verdunstet oder abfließt, in den Boden verschwindet. Hier wird es entweder in den oberflächlichen Schichten in dessen feinen Poren zurückgehalten, oder, wenn größere Mengen eindringen, sinkt es so weit nach unten, bis es auf einer undurchlässigen Schicht aufgehalten wird und sich als Grundwasser ansammelt. Diese Entstehungsweise erklärt ungezwungen dessen Reinheit, denn das Wasser macht ja, ehe es unten anlangt, einen Filtrationsprozeß durch, es passiert die feinsten Spalträume oder Poren des Bodens und wird dabei von allen mechanischen Beimengungen befreit. Daher zeichnet sich Grundwasser durch Reinheit aus, es ist in einer Tiefe von 3 bis 4 Metern in der Regel bakterienfrei oder hat nur geringe Mengen von Bakterien. Ein weiterer Vorteil beruht darin, daß es gleichmäßig kühl ist, denn in der Tiefe, in der es gewöhnlich steht, unterliegt die Temperatur keinen bedeutenden Schwankungen und ist unabhängig von der der Außenluft. Grundwasser tritt entweder natürlich zutage — als Quelle — oder man macht es sich durch künstliche Anlagen zugängig — Pumpvorrichtungen. Mit Recht wird es für die Wasserversorgung am meisten geschätzt, und die Stadtverwaltungen bringen gern die größten Opfer, um es für ihre Zwecke zu erlangen.

Natürlich ist nicht jedes beliebige Grundwasser verwendbar, es muß chemisch genau untersucht werden, d. h. auf Art und Menge der in ihm gelösten Bestandteile, die es beim Durchtreten durch den porösen Boden aufnimmt. Nachteilig kann zum Beispiel ein zu hoher Gehalt von Eisen sein (kohlensaurem Eisen), weil solches Wasser an der Luft sich trübt. Hat man anderes Wasser nicht zur Verfügung, so kann man sich nur durch ein

Digitized by Google

sog. Enteisenungsverfahren helfen, das sehr kostspielig ist. Von einem zu hohen Kalkgehalt war vorhin schon die Rede, über 18 bis 20 Milligramm im Liter sollen Kalkverbindungen nicht vertreten sein, sonst stellen sich die bereits erwähnten Unzuträglichkeiten des harten Wassers ein. Allerdings gibt es auch dagegen Abhilfe, indem man sich nur abgekochten Wassers bedient, oder beim Kochen von Hülsenfrüchten auf 1 Liter Wasser eine Messerspitze doppeltkohlensauren Natriums hinzufügt. Insgesamt sollen die gelösten Bestandteile ein halbes Gramm auf den Liter nicht überschreiten, sonst hat man nicht mehr Trinkwasser vor sich, sondern es nimmt den Charakter des Mineralwassers an.

Sanitätsrat Dr. H. Schlesinger (Frankfurt a. M.).

Literarische Berichte

Warum es der Deutsche Krieg ist! Von Dr. Paul Rohrbach. 1. Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriften-Serie „Der Deutsche Krieg". Preis 50 Pf. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Wer die große Zeit, in der wir heute stehen, mit wachen Sinnen ernsthaft miterleben will, dem wird es nicht genügen, aus Extrablättern und Tageszeitungen sich über den äußeren Verlauf des Krieges zu unterrichten; er wird nicht nur von den gewaltigen Kämpfen hören wollen, sondern immer wieder nach den Gründen fragen, die den jetzt tobenden Weltbrand fast mit Naturnotwendigkeit entfacht haben, und er wird zu wissen begehren, was für uns Deutsche der innerste Sinn und das letzte Ziel dieses titanischen Ringens sein muß. An alle, die in solcher Gesinnung an den Ereignissen teilnehmen, wenden sich die Flugschriften „Der Deutsche Krieg", die von den bekanntesten und verdientesten Männern der Wissenschaft und der aktiven Politik verfaßt sind und deren erste uns jetzt vorliegt; sie wird schon durch den Namen ihres Verfassers, Dr. Paul Rohrbach, die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. In der vorliegenden Flugschrift gibt Rohrbach in Beantwortung der Frage, warum dieser Krieg der Deutsche genannt werden soll, eine knappe und klare Darstellung der politischen Gesamtlage, die zum Kriege führte; er weist nach, wie dieser Krieg auf lange hinaus über das Schicksal des deutschen Volkes und germanischer Kultur entscheiden wird, und in Schlußfolgerungen, die von Tausenden und aber Tausenden gelesen und beherzigt werden sollten, stellt er die Ziele auf, die wir als Siegespreis erreichen müssen, wenn nicht der Aufwand der ungeheuren Opfer an Volkswohlstand und kostbaren, unersetzlichen Leben schmählich vertan sein soll.

Ky.

Kriegsbriefe des Leutnants Wilhelm Alberti aus den Befreiungskriegen. Bearbeitet von Rudolf Brieger. Mit zwei Bildnissen Albertis. Breslau, Ferdinand Hirt.

Vielleicht enthält diese Veröffentlichung für das große Publikum manches, was allgemeinerer Teilnahme fernliegt, für die Zwecke der Forschung aber ist sie zweifellos eine Gabe von Wert. Nicht bloß die Geschichtswissenschaft, sondern auch die immer mehr in Aufnahme kommende familiengeschichtliche Forschung hat dem Herausgeber für seine fleißige Arbeit zu danken, und auch der Literarhistoriker findet über Henrik Steffens und Ludwig Tieck neue Aufschlüsse in dem Buche. In einjährigem Studium des reichhaltigen Archivs der Familie Alberti in Waldenburg (Schlesien) und andrer Quellen hat Brieger für seine tüchtige Einleitung und die gründlichen Anmerkungen alles zusammengetragen, was er nur irgend erreichen konnte, und man merkt ihm den berechtigten Stolz des Enkels auf seine Familie an, die besonders in Gustav Alberti, dem Vater Wilhelms, Deutschland einen überragenden Mann geschenkt hat.

H. Z.

1809, 1813, 1815. Anfang, Höhezeit und Ausgang der Freiheitskriege. Von Karl Lamprecht. Berlin, Weidmann.

Karl Lamprecht hat hier aus dem neunten Band seiner Deutschen Geschichte diejenigen Abschnitte zusammengestellt, welche der Erinnerung an 1813 dienen. Er beginnt mit einer Betrachtung der Wendung, die seit 1804 im geistigen Leben der Nation eintrat, von der Aufklärung zur Restauration, und zeichnet dann den wesentlichen Verlauf der Dinge in den genannten Jahren, mit Hervorhebung der bestimmenden Momente im großen und unter Einflechtung mancher interessanter Details. Das Ganze gehört ohne Zweifel zu

Digitized by Google

den gehaltvolleren Schriften über die große Zeit. E.

Kant und Aristoteles. Von Charles Sentroul. Kempten, Jos. Köselscher Verlag.

Das Buch war in seiner ursprünglichen Gestalt die Bearbeitung einer von der Deutschen Kant-Gesellschaft gestellten Preisfrage. Auch in der etwas veränderten (und von Ludwig Heinrichs vortrefflich übersetzten) Fassung, in der es jetzt vorliegt, verdient es Lob wegen der Genauigkeit der Untersuchung. Der Standpunkt des Verfassers ist dem der Hochscholastik verwandt: er ist auf Versöhnung und Ausgleichung gerichtet, „konkordistisch", wie man ehedem sagte. Allerdings anerkennt er nicht den Kantschen Gegensatz zwischen Wissenschaft und Metaphysik; die klare Einheit der Aristotelischen Weltanschauung scheint ihm den Vorzug zu verdienen. Aber auch der Lehre Kants sucht Sentroul gerecht zu werden, soweit es eben mit den Grundsätzen katholischer Philosophie verträglich ist. D.

Die politische Kultur der Deutschen. Von Ludwig Bernhard. Berlin, Julius Springer. 50 Pf.

Das Schriftchen ist der Abdruck eines Vortrags, den der bekannte Berliner Professor der Staatswissenschaften Ludwig Bernhard Ende März 1913 auf dem Bismarckkommers zu Berlin gehalten hat, knapp, aber eindringlich, geistreich, aber leicht verständlich. Der Verfasser schildert, welche eigenartigen Formen die politische Kultur (oder Unkultur) im deutschen Volke angenommen hat, und sagt manches, was nachdenklichen Lesern Stoff zum Ueberlegen darbieten kann. Z.

Die Psalmen. Von Rud. Kittel übersetzt und erklärt. Leipzig, A. Deichert (LIX, 521 gr. 8°). M. 12.—.

„Der Psalter ist das Herz des Alten Testaments", lautet ein bekannter Ausspruch Luthers, und es ist wahr: Was an erhabenen Ideen über die Ewigkeitsdinge, an Wärme des religiösen Gefühls und an himmelanstürmenden Motiven in „dem Religionsvolk der alten Welt" gelebt hat, das pulsiert in den Psalmen am kräftigsten. Dieser Geist der althebräischen Dichtung wird nun in dem neuen Psalmenkommentar nicht nur durch eine meisterhafte Uebersetzung zum Wiedererwachen gebracht, sondern auch durch eine eindringende und doch allgemeinverständliche Erklärung in seiner ganzen Eigenart enthüllt. Eine Nachempfindung, wie sie z. B. bei der Charakteristik von Ps. 73 mit seinem berühmten „Dennoch" zu Worte kommt, ist wahrhaft ergreifend. Besonders groß ist dieser neue Kommentar aber auch in der Heranziehung ähnlicher Dichtungen aus der babylonischen und ägyptischen Literatur, von denen am Schlusse des Bandes eine ganze Sammlung abgedruckt worden ist. Dank sei dem Verfasser für seine reiche und schöne Gabe! Ed. König.

Hamburg (Stätten der Kultur, Band 29). Von Otto Lauffer. Mit 32 Abbildungen. Leipzig, Klinkhard & Biermann. Kart. M. 3.—.

Der Verfasser ist Direktor des Museums für hamburgische Geschichte und war als solcher besonders berufen, die Kenntnis der kulturellen Entwicklung Hamburgs durch ein handliches Buch weitesten Kreisen zugänglich zu machen. Eine solche allgemeinverständliche Zusammenfassung des überreichen Materials hat bisher gefehlt, und nur ein aufs intimste mit diesem vertrauter Gelehrter konnte sich der schwierigen Aufgabe unterziehen, das Wesentlichste zur Anschauung zu bringen, und sich dabei von jeder Trockenheit, die so leicht einer historischen Darstellung anhaftet, freizuhalten. Der leichte Fluß der Erzählung wird nicht von Quellenhinweisen oder sonstigem Ballast beschwert, dagegen wurde auf eine sorgfältige und behutsame Verwertung der einschlägigen Literatur besonderer Wert gelegt. Eine Reihe interessanter, vorzüglich reproduzierter Tafeln macht das lehrreiche, schöne Buch noch reizvoller, und es ist wahrlich nicht zweifelhaft, daß es reiche Anregung bringen und dankbare Anerkennung finden wird. O. Beyer.

Die Hagestolze. Humoristischer Roman von Kurt Aram. Berlin, Schottlaenders Schlesische Verlagsanstalt. 258 S. M. 4.— (5.—).

Das Buch ist durchweg flott geschrieben; das ist das Beste, was man von ihm sagen kann. Auch soll hervorgehoben werden, daß es dem Verfasser gelungen ist, für den Helden dieses Ich-Romans die Haltung eines verliebten großen Kindes gut zu treffen und durchzuführen. Aber hinter dem Ganzen steckt nicht viel. Daß die äußere Handlung nichtig ist, mag man noch hinnehmen; weniger ist zu entschuldigen, daß es auch an innerem Gehalt fehlt — das humoristische Gepräge des Werkes befreit doch wohl nicht von dieser Forderung —, daß die Gestalt der Heldin nur schattenhaft bleibt und daß manche Abschnitte langweilig wirken. Die Bilder von Bayros sind entbehrlich. Br.

Um Bagdad und Babylon. Von Paul Rohrbach. Hermann Paetels Bücherei, Band 3. 110 Seiten. Gebunden M. 1.25. Berlin, H. Paetel.

Rohrbach veröffentlicht in dem Buche Reiseskizzen aus den Jahren 1900/1901, die aber

Digitized by Google

keineswegs veraltet sind. Es ist überraschend, auf wie wenig Seiten der bekannte Verfasser ein so anschauliches, vielseitiges Bild von Mesopotamien entwerfen kann. Rohrbach hat überall die Zeugen einer alten dichten Besiedlung gefunden, die ein rasches Aufblühen für das Zwischenstromland verheißen, wenn für Absatz der Erzeugnisse und für Schutz der Bauern gesorgt wird. Das Büchlein kann sehr empfohlen werden.

Dr. Johannes Riedel.

Die nationale Ausgestaltung des deutschen höheren Knabenschulwesens. Von Dr. Gerhard Budde. Hannover, Ernst Geibel. 60 Pf.

Budde, der uns nachgerade fast zu reichlich immer wieder in neuer Form mit seinen pädagogischen Ideen vertraut macht, wendet sich hier an die weitesten Kreise der Gebildeten und sucht sie in unsrer Zeit großer nationaler Erinnerungen für den Gedanken stärkerer Nationalisierung des höheren Knabenschulwesens durch Beschränkung des fremdsprachlichen Unterrichts und Erhebung des Deutschen zum Zentralfach zu gewinnen. Seine Darstellung ist auch hier glatt und warm.

H. Z.

Erlebtes und Erschautes. Ausgewählte Gedichte aus fünf Jahrzehnten von Karl Wörmann. Dresden, L. Ehlermann. Geb. M. 6.—.

K. Wörmann, früher langjähriger Direktor der Dresdener Gemäldegalerie, ist als feinsinniger Dichter längst bekannt. Das beweisen seine älteren Sammlungen seit 1870 und besonders diese Auswahl, die das Beste aus seinen Dichtungen enthält. Ein echter Dichter von Gottes Gnaden tritt uns hier überall entgegen, sei es in seinen Balladen, Liedern, Sonetten oder seinen kunstgeschichtlichen Dichtungen. Wir empfehlen diese Sammlung allen, die an wirklicher Poesie eine Freude haben, aufs angelegentlichste. E. M.

Das Reich der Kraft. Von Artur Fürst. Mit 85 Bildern erster Künstler. (Band 3: „Leuchtende Stunden".) Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus. Kart. M. 1.75.

Der ungeheure industrielle Aufschwung der letzten Jahrzehnte hat dem Künstlerauge eine Fülle neuer Möglichkeiten und Ausdrucksformen dargeboten. Die Welt der Arbeit, der großen technischen und handwerklichen Betriebe enthält so viele neue Schönheiten und Phantasiewerte, daß immer mehr der bedeutendsten Künstler in ihren Zauber hineingezogen worden sind. Aus der langen Reihe von Darstellungen, die in der bekannten Ausstellung „Stätten der Arbeit" gezeigt wurden, ist eine Auswahl getroffen und in vorliegendem, äußerst geschmackvoll ausgestatteten Bande vereinigt. A. Fürst, der wie selten einer dazu berufen ist, hat in seinem glanzvollen Stil den Text geschrieben, der sich im wesentlichen auf den Darstellungsstoff beschränkt. — Ein Zyklus in 16 Bildern, „Die Poesie der Eisenbahn", von dem Berliner Meister H. Baluschek, schließt dieses überaus wertvolle Buch harmonisch ab. O. B.

Die Bestimmung und Vorbereitung des Menschen für das Leben nach dem Tode. Von Dr. Norbert Grabowsky. (XV, 144 S.) Vierte, umgearbeitete Auflage. Leipzig, Spohr. M. 2.50.

Ein erhabenes Thema sich zur Darstellung zu wählen, ist gewiß an sich verdienstlich. Aber dies hört es auf zu sein, wenn in der Darstellung Mittel empfohlen werden, welche die Natürlichkeit des Lebens verleugnen. Dies ist aber der Fall, wenn zur „Entsinnlichung" des Menschen die Ehelosigkeit empfohlen wird (S. 19 ff.). Aus dem Widerspruch gegen diese Parole dann den Mangel an wahrer Religion herleiten (S. 20), ist nur ein Beweis von einer unglaublichen Verstiegenheit des Denkens. Glücklicherweise wird sie nicht viel schaden. Denn wie doch sagte schon der nüchterne Horaz: „Naturam expellas furca, tamon usque recurret" (Magst du die Natur auch mit einer Heugabel hinaustreiben, sie wird doch immer wieder sich geltend machen).

Ed. König.

Geschichte des Kulturkampfes im Deutschen Reiche. Von Johannes Kußling. Zweiter Band. Freiburg i. Br., Herder.

Dieses Werk ist auf Anregung der deutschen Katholikenversammlung in Angriff genommen worden und stellt also gewissermaßen das Werk des katholischen Generalstabs über den Krieg zwischen Preußen und der römischen Kirche dar. Von diesem Standpunkt aus muß das Werk denn auch betrachtet werden; von unbefangener Würdigung der Beweggründe des Staats und seiner Vertreter ist keine Spur. Trotzdem hat Kußling durch großen Fleiß und die Fähigkeit gestaltender Darstellung auch die zu Dank verpflichtet, welche seine Leistung als eine wahrhaft historische nicht anerkennen können; man wird sie für die Geschichte des Kulturkampfes stets zu Rate ziehen müssen; aber ein Nachhall der Kampfstimmung zittert durch das ganze Werk. E.

Atlas zum Europäischen Kriegsschauplatz. 18 Karten aus Meyers Konversations-Lexikon. In Umschlag zusammengeheftet, Preis M. 1.50. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Viel umfassender als es eine, wenn auch große, Einzelkarte sein kann, ist der „Atlas

Digitized by Google

zum Europäischen Kriegsschauplatz", der mit seinen 18 aus Meyers Konversationslexikon zusammengestellten Karten jede wichtigere Oertlichkeit auf den weithin zerstreuten Gebieten des Weltkriegs nachweist. Die Karten sind reichhaltig, sorgfältig gezeichnet, in vier Farben gedruckt und handlich. Der Atlas enthält eine Uebersichtskarte von Europa, die Karte von Ostpreußen, Karten von Westrußland, den russischen Ostseeprovinzen, von Ungarn mit Galizien und der Bukowina, von den Balkanstaaten, weiter Elsaß-Lothringen, den nordöstlichen Teil von Frankreich, den Umgebungsplan von Paris, Belgien, Großbritannien, Dänemark, Italien, die Länder des Mittelmeers, eine Weltverkehrskarte mit den Kolonien, Karten der deutschen Kolonien und eine jetzt besonderes Interesse bietende Garnisonkarte von Mitteleuropa. Jede dieser Karten ist auch einzeln zum Preis von 15 Pf. käuflich.

Ky.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 123: Prof. Dr. O. Weber, Von Luther zu Bismarck, I. Bd. 124: Prof. Dr. O. Weber, Von Luther zu Bismarck, II. Zwölf Charakterbilder aus deutscher Geschichte. Bd. 442: Prof. Dr. S. Schott, Statistik. Leipzig, B. G. Teubner. Pro Band geb. M. 1.25.

Barthel, Dr. Ernst, Die Erde als Totalebene. Hyperbolische Raumtheorie mit einer Voruntersuchung über die Kegelschnitte. Leipzig, Otto Hillmann. M. 2.50.

Bernheim, Ernst, Quellen zur Geschichte des Investiturstreites. I. Zur Geschichte Gregors VII. und Heinrichs IV. 2. Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.50.

Böhme, Otto, Kränze. Gedichte. Leipzig, Xenien-Verlag. Geb. M. 2.—.

Boehmer, H., Luther im Lichte der neuen Forschung. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 1.25.

Borner, Dr. jur. Wilh., Das Weltstaatsprojekt des Abbé de Saint Pierre. Berlin, Dr. Walther Rothschild.

Budde, Dr. Gerhard, Die nationale Ausgestaltung des deutschen höheren Knabenschulwesens. Hannover, Ernst Geibel. 60 Pf.

Burgemeister, Dr. Ludwig, Das Breslauer Rathaus. Breslau, Wilh. Gottl. Korn. M. 3.—.

Dannemann, Friedrich, Die Naturwissenschaften in ihrer Entwicklung und in ihrem Zusammenhange. 4. Band. Das Emporblühen der modernen Naturwissenschaften seit der Entdeckung des Energieprinzips. Leipzig, Wilhelm Engelmann. M. 13.—.

Denkwürdigkeiten aus dem Jahre 1812. Napoleons Zug gegen Rußland. Mit 12 Bildern. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung. Pappband M. 2.80.

Denkwürdigkeiten aus der Zeit der Freiheitskriege 1813—1815. Mit 12 Bildern. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung. Pappband M. 2.80.

Domaszewski, A. v., Geschichte der römischen Kaiser. 2 Bände. 2. Auflage. Leipzig, Quelle & Meyer. Geb. je M. 9.—.

Dose, Johannes, Ein alter Afrikaner. Erzählung. Wismar, Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung. Geb. M. 4.—.

Eibl, Dr. Hans, Metaphysik und Geschichte. Eine Untersuchung zur Entwicklung der Geschichtsphilosophie. 1. Band. Leipzig-Wien, Hugo Heller & Co. M. 5.—.

El Mensajero de Ultramar. Revista ilustrada mensual de literatura, ciencias, artes é industrias, editada por el Instituto Sud-Americano Alemán. 1. Jahrgang. Nr. 2 und 3. Jährlich 12 Hefte M. 20.—. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt.

Eucken, Rudolf, Zur Sammlung der Geister. Leipzig, Quelle & Meyer. Geb. M. 3.60.

Fischer, C. W. Th., Um Gott und Grund. Sprüche eines Suchenden. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 2.—.

Forst-Battaglia, Otto, Genealogie. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.80.

Gelber, Adolf, Auf griechischer Erde im Sommer 1912, vor dem Kriege. Illustriert. Wien-Leipzig, Moritz Perles. Kr. 8.—.

Gildemeister, Otto, Aus den Tagen Bismarcks. Politische Essays. 2. vermehrte Auflage. Leipzig, Quelle & Meyer. Geb. M. 6.—.

Glaß, Max, Giorginoe. Ein Roman aus der italienischen Renaissance. Leipzig, Georg Merseburger. M. 5.—.

Gloeden, Benno v., Der Großmogul. Indischer Gesang. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 4.—.

Gnade, Elisabeth, Winter. Gedichte. Magdeburg-N., R. Zacharias. M. 1.80.

Groddeck, Georg, Hin zur Gottnatur. Leipzig, S. Hirzel. M. 1.80.

Grunwald, Dr. Max, Samuel Oppenheimer und sein Kreis. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. M. 6.—.

Gutmann, Ernst, Deutschlands Niedergang. Politische Ketzereien. Leipzig, Bruno Volger. M. 2.—.

Herold, Theodor, Das Lied vom Kinde. Anthologie. 11.—15. Tausend. Leipzig, Fritz Eckardt. Geb. M. 3.—.

Hesselbarth, Dr. Hermann, Drei psychologische Fragen zur spanischen Thronkandidatur Leopolds von Hohenzollern. Leipzig, B. G. Teubner. M. 3.60.

Hildebrand, Gustav, Rund um den Kreuzturm. Roman aus den Dresdner Maitagen von 1849. Leipzig, Schulze & Co. M. 3.—.

Janson, Gustaf, Die Spekulation Costa Negra. Ein Abenteurer-Roman. Leipzig, Georg Merseburger. M. 4.—.

Keppler, Bischof, Dr. Paul Wilhelm v.,

Digitized by Google

Mehr Freude. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung. Geb. M. 7.—.

Langhans, Prof. Paul, Vogels Karte des Deutschen Reiches und der Alpenländer. Lfg. 1. Gotha, Julius Perthes. M. 3.—.

Lexis, Wilhelm, Allgemeine Volkswirtschaftslehre. (Die Kultur der Gegenwart. Teil II, Bd. X.) Leipzig, B. G. Teubner. M. 7.—.

Lübbe, Dr. Albert, Friedrich Gentz und Heinrich von Sybel. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. M. 2.40.

Lütkemann, Carl Wilhelm, Justiznotariat oder Urkund- und Friedensämter. Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung. M. 4.50.

Michels, Robert, Probleme der Sozialphilosophie. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner. Geb. M. 4.80.

Mitteilungen der literarischen Gesellschaft Bonn. Heft 3/4: Gerhart Hauptmanns Festspiel in deutschen Reimen. Von G. Litzmann. — Ein französischer Farbenstich von 1791 zu Hauptmanns Festspiel. Von B. Köhler. Bonn, Friedrich Cohen. M. 1.50.

Nagel, Wally, Lyrische Novellen und Skizzen. Halle a. S., Richard Mühlmann. M. 2.—.

Nationale Jugendvorträge. Veranstaltet von dem Komitee für Nationale Jugendvortragsabende in Karlsruhe i. B. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.20.

Nestorović, Dr. Ivanz, Der Außenhandel Serbiens. Leipzig, Veit & Co. M. 4.—.

Nylander, John William, Signal P. H. und andre Erzählungen aus meinem Seemannsleben. Leipzig, Georg Merseburger. M. 2.50.

Peukert, Josef, Erinnerungen eines Proletariers aus der revolutionären Arbeiterbewegung. Berlin, Verlag des Sozialistischen Bundes. Kart. M. 3.—.

Plattensteiner, Richard, Peter Rosegger. Eine Volksschrift. Leipzig, L. Staackmann. 25 Pf.

Plenge, Dr. Johann, Von der Diskontpolitik zur Herrschaft über den Geldmarkt. Berlin, Julius Springer. M. 12.—.

Redslob, Dr. Robert, Abhängige Länder. Eine Analyse des Begriffs von der ursprünglichen Herrschergewalt. Leipzig, Veit & Co. M. 12.—.

Sammlung Göschen. Bd. 394: Prof. Dr. Bruno Bauch, Geschichte der Philosophie IV, Neuere Philosophie bis Kant. Bd. 648: Prof. Dr. Rob. v. Mayr, Römische Rechtsgeschichte III. Buch. Bd. 696: Most, Dr. Otto, Bevölkerungswissenschaft. Bd. 697: Prof. Dr. Rob. v. Mayr: Römische Rechtsgeschichte IV. Buch. Berlin-Leipzig, G. J. Göschen. Pro Band geb. 90 Pf.

Sammlung Kösel: Die Frau im Mittelalter. Von Dr. Heinrich Finke. Kempten, Kösel'sche Buchhandlung. Gebunden M. 1.—.

Sandaya, Dr. H., Japanische Sprichwörter. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 1.50.

Sauerlandt, Max, Halle a. S. Mit 93 Abbildungen. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. M. 3.—.

Schaefer, Heinrich, Niedergang und Erhebung der Kulturmenschheit. 2. Auflage. Berlin, Ernst Hofmann & Co. M. 2.25.

Schnitzer, Dr. Jos., Savonarola im Streite mit seinem Orden und seinem Kloster. München, J. F. Lehmanns Verlag. M. 3.—.

Scholz, Richard, Marsilius von Padua. Defensor Pacis. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner. M. 2.20.

Sedgwick, W. und E. Wilson, Einführung in die allgemeine Biologie. Autorisierte Uebersetzung. Leipzig, B. G. Teubner. M. 6.—.

Sonntag, Hedwig, Mark von Bahrings Freundinnen. Roman. Dresden und Leipzig, „Die Sonne". M. 4.—.

Stenzel, Wilhelm, Eine Maitresse. Novellen. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 3.—.

Stenzel, Wilhelm, Maja und andere Novellen. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 2.—.

Stenzel, Wilhelm, Poverina. Novellen. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 3.—.

Stekel, Dr. Wilhelm, Das liebe Ich. Grundriß einer neuen Diätetik der Seele. Berlin, Otto Salle. M. 3.—.

Stoltze, Friedrich, Ausgewählte Gedichte und Erzählungen in Frankfurter Mundart. Herausgegeben von Otto Hörth. Frankfurt a. M., Heinrich Keller. Gebunden M. 3.—.

Trotha, Wilhelm v., Halali. Roman. Dresden und Leipzig, „Die Sonne". M. 2.50.

Valentich, Ludwig, Einsame Lieder. Gedichte. Dresden und Leipzig, „Die Sonne". M. 1.50.

Vergangenheit und Gegenwart. 1. Ergänzungsheft. Verhandlungen der Gründungsversammlung des Verbandes deutscher Geschichtslehrer zu Marburg. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner. M. 1.50.

Vogels Karte des Deutschen Reichs und der Alpenländer. Neu bearbeitet von Prof. Paul Langhans. Gotha, Justus Perthes. 2. Lieferung. M. 3.—.

Wahlberg, Ferdinand v., Die Mordinsel. Wien, Wilhelm Braumüller. M. 3.—.

Waldt, Dietrich, Tannhäuser im Kloster. Dichtungen. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 3.—.

Witte, Dr. Hans, Mecklenburgische Geschichte. 2. Band. Wismar, Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung. Geb. M. 7.50.

Xenien-Almanach auf das Jahr 1914. Leipzig, Xenien-Verlag. 50 Pf.

Zeitschrift für deutschen Unterricht. 9. Ergänzungsheft. Deutsche Bildung. 3 Reden. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.50.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

** Sammlung zeitgenössischer Denkwürdigkeiten **

Fred Graf Frankenberg, Kriegstagebücher von 1866 und 1870/71.

Herausgegeben von Heinrich von Poschinger. — 2. Auflage. — Geh. M 5.—, gebunden M 6.—

„Überall begegnet man in den Aufzeichnungen einem klaren Blick, einer feinen Beobachtung, einer von tiefer Vaterlandsliebe getragenen Begeisterung und einer schönen und gewandten Ausdrucksweise. Alle diese Vorzüge machen das Tagebuch des Grafen Frankenberg zu einem der angenehmsten Unterhaltungs- und in gewissem Sinne auch Belehrungsmittel." (Norddeutsche Allgemeine Zeitung, Berlin.)

Albrecht von Stosch, General und Admiral, Denkwürdigkeiten.

Briefe und Tagebuchblätter. Herausgegeben von U. von Stosch. 3. Auflage. Geh. M 6.—, geb. M 7.—

„Es gibt Denkwürdigkeiten, deren Bedeutung vornehmlich in ihrem historischen Quellenwert beruht, und es gibt Denkwürdigkeiten, die den Leser fesseln und anregen, weil in ihnen eine Persönlichkeit zu Worte kommt und ein rein menschliches Interesse erweckt. Von diesem Buch kann man sagen, daß es nach beiden Seiten hin ausgezeichnet ist." (Der Tag, Berlin.)

** Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart **

Packende, wahrheitsgetreue

Schlachtenschilderungen

von den verschiedenen Kriegsschauplätzen, Lebensbilder der Führer, Berichte über die Marine, Geschützwesen, Luftschiffahrt und anderes, dazu

gute Karten

und **viele Bilder**, z. B. das Kunstblatt **„Zeppelin über Antwerpen"**, finden Sie in

Der Krieg

Illustrierte Chronik des Krieges 1914

Monatlich zwei reichhaltige Hefte à 30 Pf. = 35 h. ö. W.

Probehefte und Abonnements durch jede Buchhandlung, jede Postanstalt (Probe-Abonnement August–September für M 1.20) oder durch die

Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart 9.

Digitized by Google

** Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart **

Der Deutsche Krieg

Politische Flugschriften

Herausgegeben von **Ernst Jäckh**

Die Hefte erscheinen in zwangloser Reihenfolge zum Preise von 50 Pfg. für jedes Heft

Unsere ersten Kenner auf dem Gebiet der Auslandspolitik und Kulturpolitik vereinigen sich in diesen Flugschriften, um die Aufgaben unserer großen Zeit lebendig und fruchtbar zu gestalten. Die Grundlage ist die Frage, warum dieser Krieg „Der Deutsche Krieg" geworden ist, wie er kam, wie er geführt wird; welche Kräfte sich in Deutschland offenbaren, militärisch, wirtschaftlich, politisch, in der Frauenwelt; dann der Reihe nach: unsere Feinde, die Neutralen, unsere Bundesgenossen; die Welt des Islams; die Frau im Krieg usw.

Als Mitarbeiter sind gewonnen:

Paul Rohrbach — D. Friedrich Naumann — Gottfried Traub — M. Erzberger, M. d. R. — Björn Björnson — Prof. Dr. Eucken — Generalfeldmarschall Freiherr von der Goltz — Prof. Dr. Kampffmeyer — Geheimrat Prof. Dr. E. Marcks — Geheimrat Dr. H. Muthesius — Prof. Dr. H. Oncken — Graf zu Reventlow

u. v. a.

Bis jetzt liegen vor:

Heft 1: Warum es der Deutsche Krieg ist!

Von **Paul Rohrbach**

Der Verfasser genießt als einer der ersten Vorkämpfer für kraftvolle deutsche Weltpolitik schon lange hohes, verdientes Ansehen. In dieser Flugschrift gibt er in Beantwortung der Frage, warum dieser Krieg der Deutsche genannt werden soll, eine ebenso knappe und klare Darstellung der politischen Gesamtlage, die zum Krieg führte; er weist nach, wie dieser Krieg auf lange hinaus über das Schicksal des deutschen Volkes und germanischer Kultur entscheiden wird, und in Schlußfolgerungen, die von Tausenden gelesen und beherzigt werden sollten, stellt er die Ziele auf, die wir als Siegespreis erreichen müssen, wenn nicht der Aufwand der ungeheuren Opfer an Volkswohlstand und kostbaren Leben schmählich vertan sein soll.

Heft 2: Deutschland und Frankreich

Von **D. Friedrich Naumann**

Das Thema wird weite Kreise ebenso anziehen wie der Verfasser, der es behandelt. In Naumanns Ausführungen kommt zunächst recht klar die allgemeine Stimmung der Deutschen gegen die Franzosen zum Ausdruck: bei allem Ekel vor der Verlogenheit französischer Manifeste und Kriegsberichte, bei aller Erbitterung über die Hinterlist und Grausamkeit, deren sich Militär und Zivilbevölkerung des feindlichen Landes schuldig machen, denken wir über die Franzosen selbst milder als über ihre beiden Verbündeten. Naumann weist sehr klar und überzeugend nach, warum und wie sehr es im Interesse beider Teile läge, wenn Frankreich mit Deutschland sobald wie möglich einen ehrlichen Separatfrieden abschlösse. Die Wahrscheinlichkeit hierfür hält er freilich für ziemlich gering, und so faßt er denn auch die Möglichkeiten ins Auge, die sich aus einem gemeinsamen längeren Ausharren des Dreiverbandes ergeben. Das Heft bietet nicht nur die lichtvolle Erörterung einer Einzelfrage, es bedeutet auch einen Beitrag zur Erziehung zu politischem Denken, die dem deutschen Volk so notwendig ist.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württbg.

Digitized by Google

Neununddreißigster Jahrgang November 1914 Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

HARVARD COLLEGE LIBRARY
NOV 28 1914
CAMBRIDGE, MASS.

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

K. Th. Zingeler (Sigmaringen): Briefe des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern aus dem Kriege von 1870/71 (Schluß) 125
Dr. Benedetto Cirmeni, Mitglied der italienischen Deputiertenkammer: Italien und der Dreibund 141
Dr. Max R. Weinstein: Die moderne Atomisierung der Welt 147
Prof. Dr. Schiemann: Von Krieg und Politik 152
Ministerialrat v. Völcker: Frankreichs Volks- und Verkehrswirtschaft und der Krieg 156
Prof. Dr. C. A. Ewald, Geh. Medizinalrat (Berlin): Ernährung, Nahrungsbedürfnis und Nahrungsversorgung im Frieden und im Krieg . . 171
Philipp Hiltebrandt (Rom): Italien und das europäische Gleichgewicht . . 183
Prof. Dr. Goebel (Breslau): Schmerzlose Operation mit und ohne Allgemeinnarkose 190
Prof. Dr. Lammasch: Die Wissenschaft und der Krieg 197
Wirkl. Geheimrat Dr. v. Koerner: Einige Bemerkungen zur Erneuerung unsrer Handelsverträge 203
M. v. Köller: Welchen Schaden haben die Franzosen von jeher Elsaß-Lothringen zugefügt? 208
Prof. Dr. Th. Niemeyer (Kiel): Echtes Völkerrecht 214
T. Galimberti (Rom): Die italienische Neutralität 219
Pindter, Kapitän zur See z. D.: Episode aus der Kreuzfahrt S. M. S. „Vineta" 1904/05 223
Arnold Sachse: Mehr Haushaltungsunterricht! 226
Der Winter als Feind aller Armeen, welche auf ihn nicht genügend vorbereitet sind 233
Demeter A. Sturdza, königlich rumänischer Ministerpräsident (†): Die Rumänen in der europäischen Völkergemeinschaft 235
Frankreich und Italien in Afrika 237
Literarische Berichte 239
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 243

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig
1914
Preis des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

Bromwasser von Dr. A. ERLENMEYER
Erprobt und bewährt bei

Schlaflosigkeit und Nervosität

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer. Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze. :: Diese 2 bis 3 mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.
Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein

Wiesbaden ✱ Hotel Vier Jahreszeiten
Vornehmes Haus I. Ranges
Badehaus mit direkter Zuleitung von der Quelle

Über Land und Meer
Wöchentlich 1 Nummer / **Deutsche Illustrierte Zeitung** / Vierteljährlich M 4.–

Der **Kriegsjahrgang 1914/15** beginnt soeben!

Joseph von Lauff,

der wohlbekannte Dramatiker und Verfasser zahlreicher Romane, ein bewährter Kenner des Waffenhandwerks, läßt in einer fortlaufenden zusammenfassenden Darstellung den Leser den gegenwärtigen Völkerkampf mit erleben. Daneben

zahlreiche illustrierte Kriegsartikel,
literarisch wertvolle Kriegsbriefe
angesehener Dichter und Schriftsteller
die als Mitkämpfer oder Korrespondenten mit ins Feld gezogen sind; ferner

Ernst Zahn's Erzählung **Der Gerngroß**
Rudolf Presber's Roman **Der Rubin der Herzogin**
ein Beitrag von **Hermann Sudermann**

Insertionsorgan ersten Ranges
Abonnements bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probenummer kostenlos durch alle Buchhandlungen oder die Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart

Digitized by Google

NOV 25 1914

Briefe des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern aus dem Kriege von 1870/71

Von

K. Th. Zingeler (Sigmaringen)

(Schluß)

Versailles, 16. November.

Durch die angeschossenen Ballons sind eine Masse von Briefen in unsre Hände gekommen, woraus man ersieht, daß die lange Einschließung den Parisern unausstehlich zu werden scheint; sie leiden zwar noch nicht an Hunger, doch wird schon viel Pferdefleisch und das von Eseln verzehrt, und beinahe alle sagen, die Lage müsse binnen kurzem eine andre werden.

Nach den letzten Nachrichten soll ja Rußland den Pariser Frieden von 1856, der ihm das Halten einer Kriegsflotte im Schwarzen Meer verbot, gekündigt haben.

Gestern abend war ich zum Tee beim König. Es wurde ein Teil einer Broschüre verlesen: Les causes de la capitulation de Sédan, wahrscheinlich vom Kaiser Napoleon selbst redigiert.

*

Versailles, 18. November.

... Die spanische Frage spukt immer wieder, für uns ist sie jetzt ganz eine historische Erinnerung geworden, da Aosta vorgestern mit einer befriedigenden Majorität gewählt worden ist. Ich empfinde kein Bedauern dabei, da wir in unsrer jetzigen Stellung viel glücklicher und sorgenloser leben und dennoch viel Gutes leisten können, was uns in Spanien wohl die einzige Kompensation vieler andrer Opfer gewesen wäre. Der König teilte mir gestern die Wahl Aostas mit, herzlich und gemütlich wie immer. Ich wurde gestern wegen Maries[1])

[1]) Marie war eine Tochter des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern. Seit 1867 war sie vermählt mit Philipp Graf von Flandern. Karl Anton schreibt über sie 1867: „Marie ist ein viel zu klarer Kopf, um einen oder andern untertan zu sein, nämlich den in Belgien herrschenden Gegensätzen." Sie war die Mutter des Königs Albert, unseres Gegners. Man hat vielfach die Frage aufgeworfen, ob, wenn sie noch lebte, solche Greuel in Belgien hätten stattfinden können. Wir sagen mit voller Ueberzeugung: Nein! Wohl wußte sie, daß der König kaum Einfluß auf die Politik des Landes hatte, aber sie hätte ihren ganzen Einfluß geltend gemacht, daß so etwas nicht geschehen wäre. Sie war eine Hohenzollerin von ganzem Herzen und sehr energisch; sie hätte die Greuel nicht aufkommen lassen.

Copyright 1914 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Geburtstag zum Diner beim König eingeladen; es dinierten noch dort die Großherzöge, Prinz Luitpold, und abends war ich wieder zum Tee.

*

Versailles, 22. November.

... Bayern und Württemberg traten doch in den Deutschen Bund, nachdem längere Zeit ihr Beitritt zweifelhaft war.

Zum Kriege wird wohl das Lossagen Rußlands von den Bestimmungen des Pariser Vertrages hoffentlich nicht führen, wenn den Diplomaten auch saure Arbeit daraus erwächst.

In Bukarest wird man wohl darüber etwas aufgeregt sein.

Bei den Vorposten ist es verhältnismäßig ruhig; es wird zwar täglich geschossen, namentlich nachts, aber es hat kein Ausfall stattgefunden. Der Mont Valerien schießt aber jetzt auf 10000 Schritte.

*

Versailles, 30. November.

... Gestern wurde ich schon um 6 Uhr durch heftigen, obgleich fernen Kanonendonner geweckt. Es fand ein Ausfall beim VI. Korps statt, der indessen nach kurzer Zeit glücklich zurückgeschlagen wurde, wobei die Franzosen 300 Gefangene verloren.

Vorgestern abend kam die Nachricht vom Manteuffelschen Sieg bei Amiens und von dem Angriff auf das Voigts-Rhetzsche Korps (X.) nördlich der Loire bei Beaune la Rolande, das uns zwar 1000 Mann Verlust, aber dem Feinde allein 1000 Tote und 1600 Gefangene kostete.

Von 2 Uhr an in dieser Nacht bis jetzt 2 Uhr mittags ist eine heftige, ununterbrochene Kanonade, die nicht eine Minute nachläßt. Von Schlafen war natürlich keine Rede. Ich sah, Wetterleuchten gleich, das stete Aufflackern des Schusses von meinem Zimmer aus; ich war auch schon früh wieder draußen, und zwar beim V. Korps, wo auf der ganzen Front Gefechte engagiert sind, durch heftiges Feuer der Forts unterstützt, das zum Glück keinen großen Schaden macht. Es ist aber entsetzlich angreifend für die Vorposten und selbst aufregend für uns. Bei den Württembergern soll ein großer Ausfall stattgefunden haben. Ich glaube, daß alle diese Anstrengungen und Demonstrationen den Schlußakt dieses furchtbaren Dramas ankündigen und daß der Fall von Paris nahe bevorsteht.

*

Versailles, 1. Dezember.

... Die Kanonade hörte gestern erst gegen Abend auf; man war ordentlich froh, wenigstens nachts nicht mehr dieses lufterschütternde Dröhnen zu hören. Der Kampf bei den Württembergern dauerte 8 bis 9 Stunden, war blutig und ernst, mehr als 40 Offiziere und 700 bis 800 Mann Verlust auf unsrer Seite, er endete aber mit Zurückwerfen der Franzosen, die bis heute nur noch einen von ihnen genommenen Ort besetzt haben. Die Sachsen griffen ebenfalls in den Kampf ein, ebenso Teile des II. und VI. Korps von uns. Das war der

Digitized by Google

so lange erwartete große Ausfall. Hoffentlich geht es bald zu Ende. Das Wetter ist heute zwar klar, aber bitter kalt.

*

Versailles, 3. Dezember.

... Gestern ist wieder heißer Kampf bei den Württembergern und Sachsen gewesen, bei Champigny und Brie-Villiers, der leider viel Blut kostete, ohne nennenswerte Ergebnisse zu erreichen. Wir hörten den Kanonendonner, aber nur in der Ferne, und die Entfernung ist zu groß, als daß ich dahin geritten wäre. Der Großherzog von Mecklenburg hat in der Gegend von Artenay ein glückliches Gefecht gegen Teile der Loirearmee gehabt und den Franzosen 11 Kanonen abgenommen. Gelingt es, die Armee einmal in ihrer ganzen Stärke zu schlagen, so steigen die Aussichten eines baldigen Friedens.

*

Versailles, 6. Dezember.

... Die Hoffnungen für eine baldige Beendigung des Krieges steigen, seitdem vorgestern Friedrich Karl die Loirearmee größtenteils geschlagen, ihr an 40 Geschütze und Tausende von Gefangenen abgenommen und die Stadt Orleans wieder besetzt hat. Diese glückliche Siegesbotschaft kann dazu beitragen, die Machthaber in Paris zu dessen Uebergabe geneigt zu machen.

*

Versailles, 14. Dezember.

... Aus Paris kamen vorgestern einige Diplomaten heraus, Fürst Wittgenstein u. a.; ich habe leider keinen gesprochen, sie waren wohl auch ziemlich zurückhaltend; man scheint für teures Geld noch gut leben zu können, dagegen die Mittellosen und die Armen müssen schon Mangel leiden; deshalb kann es nicht mehr lange dauern.

Gestern dinierte ich bei dem Könige, hörte aber nichts Neues. Ich bin neugierig, wann und in welcher Form die Kaiserwürde dem Könige übertragen werden wird.

*

Versailles, 19. Dezember.

Um 2 Uhr (den 18. Dezember) fand die Adreßüberreichung seitens der Deputation des letzten Norddeutschen Reichstages in der Präfektur statt, wobei wir zugegen waren und die durch die Tatsache und Situation mehr noch als wegen des Inhalts der gewechselten Reden sehr bedeutungsvoll und ergreifend war.

Gestern nachmittag und heute früh wurde wieder heftig geschossen, im Osten von Paris bei Bondy wird heute auch von uns auf ein französisches vorgeschobenes Werk gefeuert. Freilich merkt man in Paris selber wahrscheinlich nichts davon.

Es heißt, Rheinbaben habe westlich Vendôme wieder an 10000 Gefangene gemacht, das deutet doch auf eine Auflösung der neugesammelten französischen Armee. Große Verstärkungen kommen von Preußen aus, und wenn die letzten

Digitized by Google

14 Tage, trotz befriedigenden Fortgangs unsrer Operationen, vielleicht etwas kritisch waren, so glaube ich jetzt doch wieder an eine raschere Beendigung des Krieges. So wechseln die Anschauungen von Tag zu Tag. Hoffentlich genießen wir nachher recht glücklich, friedlich und gemütlich unser Familienleben.

Eben höre ich, daß Wilhelm von Baden bei Dijon durch einen Streifschuß leicht verwundet ist; hoffentlich wird man mit den Garibaldischen Horden dort unten bald fertig.

*

Versailles, 22. Dezember.

... Gestern hörte ich gelegentlich des Tees beim Könige, daß sich ein neuer Ausfall vorbereitet. Den ganzen Tag und die Nacht hat es heftig geschossen, so daß ich mich ins Hauptquartier begab, um Nachrichten einzuholen. Der Ausfall hatte wirklich stattgefunden, aber nicht in dem Umfange, wie erwartet wurde. Am stärksten gegen die Garde und die Sachsen, wo heftiger Infanteriekampf war. Gegen das IV. Korps und gegen die 10. Division auf Versailles zu wurde mit einigen Bataillonen demonstriert, aber schon mittags war es auf unsrer Seite wieder stille.

Es wurde gestern eine Haussuchung gehalten, wobei man noch einige Hundert Gewehre und andre Waffen vorfand. Gerüchte hatten sich verbreitet, es wollten sich hier in Versailles Franktireurs bilden; ich glaube nicht, daß etwas Ernstes im Spiele war.

Die Gefechte, wo Wilhelm von Baden verwundet wurde, bei Nuits, südlich von Dijon, waren sehr blutig. Die badischen Truppen haben 800 Mann und 25 Offiziere verloren.

Kanonikus Bock[1]) hat an den Kronprinzen geschrieben und seine Ideen über die Kaiserkrönung auseinandergesetzt, die er in Aachen gefeiert wissen möchte, wo der König auf dem Thron Karls des Großen aus der Hand der drei deutschen Könige die Krone empfangen solle, eine romantische, aber sinnige Idee.

*

Versailles, 25. Dezember.

... Heute ist Christfest, der schönste, heiterste und trostreichste Festtag des ganzen Jahres. Leider müssen wir ihn getrennt feiern, aber hoffentlich wird es das einzige Mal in unserm Leben sein, und wir werden noch recht viele glückliche Weihnachtstage miteinander und den Kindern verleben. Den Franzosen imponiert es, daß wir und die Soldaten zur Kirche gehen, namentlich auch, daß der König und der Kronprinz alle Sonntage dem evangelischen Gottesdienste beiwohnen, nebst einem großen Teil des hiesigen Offizierkorps.

---

[1]) Bock, ein katholischer Priester, war einer der hervorragendsten Kunstkenner auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst, ein eifriger, unermüdlicher Sammler, der seine auf vielen Reisen zusammengebrachte Kunstsachen der Stadt Aachen vermachte. Er war imstande, auf dem Gebiete der Kaiserkrönung mitzusprechen, allein schon durch sein Werk: „Kleinodien des heiligen römischen Reiches". Bock war eigentlich Didakt, was nicht seine ganz hervorragende Kenntnis auf diesem Gebiete ausschließt. Dem Fürstenhause, sowie dem Kronprinzen war er wohlbekannt. Er war ein echter Rheinländer.

Digitized by Google

Gestern abend war um 8 Uhr Aufbau und Weihnachtsbaum sowie Verlosung bei uns, dem der Kronprinz und Wilhelm von Baden beiwohnten. Ich gewann einen hübschen Zigarrenkasten, den Onkel Ernst gegeben hatte; ich hatte eine Bronzestatuette dazu geschenkt. Wie der Kronprinz, so bekamen wir Prinzen eine oder zwei Vasen von Fayence aus der Sèvresfabrik, die man vor der Zerstörung aus der halb eingeschossenen Fabrik gerettet hatte. Ich erhielt eine hübsche braune Vase mit grüner Girlande, die sich auf unsrer Terrasse in Sigmaringen ganz hübsch machen wird.[1]) Um 9 Uhr war Tee beim König und Bescherung, wobei ich zwei kleine Kristallvasen erhielt und verschiedene Pfefferkuchen. Es war sehr gemütlich. Der König hatte eine große Schelle wie Papa bei der Bescherung. Der Kronprinz erhielt eine große Photographie oder Kohlenzeichnung, Porträt der Königin, sitzend in hohem Kleid, sehr hübsch und ähnlich, ohne geschmeichelt zu sein, und verschiedene andre hübsche Sachen.

Das Wetter ist ganz winterlich, hart gefroren und ein scheußlicher Nordostwind; man kann sich hier nirgends erwärmen. Es kanoniert tüchtig, in der Nacht zitterten meine Fenster; auch jetzt hört man den dumpfen Schall der schweren Geschütze.

Bei Amiens ist vorgestern von Brigaden der Manteuffelschen Armeeabteilungen hart gekämpft worden gegen überlegene Feinde, die aber zurückgeschlagen wurden und Kanonen und Gefangene verloren.

*

Versailles, 30. Dezember.

... Die letzten Tage war das Schießen von den Forts wieder sehr lebhaft. Bei Abbeville, nördlich Amiens, ist ein Bataillon Nationalgarde gefangen genommen worden. Bei Vendôme soll auch ein kleineres Gefecht stattgefunden haben, aber von größeren Operationen verlautet nichts.

*

Versailles, 31. Dezember.

... Wieviel hat sich in den 12 Monaten zugetragen! Hätte ich im November die spanische Krone angenommen, wie sie mir damals noch einmal, und wie ich glaube, von einigen wirklich aufrichtig angeboten wurde, so säßen wir jetzt vielleicht schon in Madrid. Allein der König war entschiedener dagegen wie je, und Bismarck hatte kein Interesse mehr, diese Frage zu verfolgen. Ich war dagegen, während des Krieges eine Entscheidung zu treffen, die mich vielleicht gezwungen hätte, ähnlich wie Karl im geheimen und verkleidet nach Spanien mich zu begeben.

Prim hatte jedenfalls den Prinzen Amadeus ins Auge gefaßt und mit Italien angeknüpft. Im ganzen hatte ich mich in das Opfer persönlicher Unabhängigkeit und in die Trennung von so vielem Teuern gefunden, da ich durch Annahme der Kandidatur im Sommer das alles durchgekämpft hatte, und die Aufgabe ja auch ihre große und schöne Seite hat. Nichtsdestoweniger bin ich

[1]) Die Vase stand tatsächlich später auf der Sigmaringer Gartenterrasse.

Digitized by Google

mit dem Verlauf der Ereignisse völlig einverstanden, und mein wärmster Neujahrswunsch ist, daß der Krieg recht bald beendet sein möge.

*

Versailles, 2. Januar 1871.

... Nachdem der Erbprinz am 1. Januar herzliche Glückwünsche nach Haus geschickt zum neu angebrochenen Jahr, fährt er fort: Wann das Bombardement im ganzen beginnt, weiß ich nicht, jedenfalls wird es mehr Opfer kosten, als wenn man das Aushungern abgewartet, vielleicht aber auch die Uebergabe beschleunigen. Doch muß man nicht glauben, daß man nun gleich bis mitten nach Paris hinein schießen kann, man wird es zunächst auf die Forts absehen und wird gerade die Enceinte erreichen, vielleicht einzelne Vorstädte.

Die Verwundung von Wilhelm von Baden ist doch ernster, als man zuerst geglaubt hat. Die Kugel hat den oberen Beckenknochen gestreift, viele Nerven in dem Gesäßgang verletzt und soll recht schmerzhaft sein. Berichte sagen, daß das Feuer bei dem Kampfe um Nuits beinah toller als bei Gravelotte und Wörth war, die Franzosen waren mit dem Repetiergewehr versehen, das außerordentlich rasch schießt; ich habe diese Details vom Großherzog von Baden, der gestern beim Neujahrsdiner beim König eine sehr schöne Rede gehalten auf den König, dem er den Dank Deutschlands und seiner Fürsten aussprach für die glorreiche Führung der Heere und für den Entschluß, durch Annahme der Kaiserwürde die deutsche Einheit zu krönen.

Mezières hat nun auch kapituliert, wodurch wir wieder eine Eisenbahnlinie für die Truppen frei haben.

*

Versailles, 4. Januar.

... Heute sollte bombardiert werden, aber es ist so neblig, daß man nicht schießen konnte; es ist auch wieder kälter, und Rauhfrost bedeckt die Bäume.

Prim ist also dem Attentat auf ihn erlegen; es ist, wie mir scheint, ein großer Verlust für den neuen König, momentan für ganz Spanien, denn ihm verdankt man die Aufrechterhaltung der Ordnung und Einsetzung der Monarchie. Ich las zufällig heute einige Briefe von ihm an die Gräfin Tarre, die ihn, wie es scheint, näher kannte.

*

Versailles, 5. Januar.

... Seit 8 Uhr diesen Morgen wird von unsrer Seite geschossen, das Geschütz 6 Schuß in der Stunde, also nicht sehr lebhaft. Die Nacht und frühmorgens schossen die Franzosen stark, gegen Mittag schwiegen die Forts beinah. Es war sehr neblig, und die Sonne gar nicht zu sehen; überhaupt ist das Bombardement schwer zu sehen, weil man nicht in oder neben den Batterien steht, was nicht erlaubt und sehr gefährlich ist.

*

Versailles, 7. Januar.

... Das Bombardement wurde gestern ununterbrochen fortgesetzt bei wundervollem Wetter; ich war 4 Stunden zu Pferde auf dem Plateau von Clamart

Digitized by Google

und bei Meudon. Zahllose Granaten durchfuhren zischend die Luft, doch wurde mehr von unsrer Seite gefeuert, als feindlicherseits geantwortet. Die Verluste sind nicht zahlreich, einige 20 Mann und 4 Offiziere verwundet; am unangenehmsten sind die Kanonenboote, die plötzlich die Seine herunterfahren, sich vor unsre Batterien in Meudon oder St. Cloud legen und mit sehr schweren Geschützen eine Anzahl Schüsse abgeben und wieder abfahren. Einige Granaten sind auch bis in die Stadt Paris hineingeflogen, und es soll an zwei Stellen gebrannt haben.

Bei Vendôme und Arny oder Ary hat gestern ein blutiger Zusammenstoß stattgefunden. Wir haben gesiegt, das III. Armeekorps hat, wie man sagt, viele Verluste gehabt.

*

Versailles, 8. Januar.

... Gestern wurde das Bombardement in gleicher Weise fortgesetzt. Wie weit einzelne Granaten in die Stadt sind, ist natürlich von uns aus nicht zu beurteilen, doch wollen einige eine Zeitung gesehen haben, die gestern aus Paris kam und sagt, einzelne Kugeln wären bis zum Luxembourg geflogen und hätten einige Spaziergänger getroffen. Ueber das Gefecht bei Vendôme fehlen noch die näheren Einzelheiten, doch soll das III. Armeekorps 40 Offiziere verloren haben. Wenn das noch lange so fortgeht, wird es keine Offiziere mehr geben. Ich würde gleich ein Kommando übernehmen, nur hat die Taktik in den letzten Jahren so viel Fortschritte gemacht, daß ich wieder heraus bin. Man erwartet heute oder morgen noch eine Schlacht in derselben Gegend, da General Chanzy mit sehr zahlreichen Truppen von Le Mans her im Anmarsch ist. Der Grundgedanke aller seiner Operationen ist natürlich stets der Entsatz von Paris; hoffentlich soll dieses aber bald zu Friedensunterhandlungen Anlaß haben.

*

Versailles, 9. Januar.

... Gestern dinierte ich beim Könige und erfuhr, daß man täglich einen Zusammenstoß von Werder mit Bourbaki, der mit General Cremer und Garibaldi beinah 150000 Mann stark sein soll, erwartet. Ebenso wird Friedrich Karl und Großherzog von Mecklenburg im Gefecht sein. Ist Paris einmal gefallen, so wird man wohl auch außer Paris Frieden zu machen suchen.

*

Versailles, 11. Januar.

... Man macht sich kaum einen Begriff von den Verwüstungen mancher Landhäuser im Norden von Paris. Hier ist z. B. das Schloß eines Engländers mit einer ziemlich großen Bildergalerie, das gänzlich ruiniert wurde; französische Granaten haben in dasselbe eingeschlagen; viele Bilder sind weggekommen, aus den Rahmen geschnitten, kurz, eine Verwüstung, die schlimmer ist, als wenn die ganze Galerie abgebrannt wäre. All das hätte uns in Deutschland passieren können, und die Franzosen, die es im eignen Lande schon so treiben, würden bei uns noch viel schlimmer gehaust haben.

*

Digitized by Google

Versailles, 14. Januar.

... Das Bombardement ist namentlich vormittags stets heftig, jetzt wieder zwischen 11 und 12 Uhr zittern die Fenster bei einzelnen Schüssen aus besonders schweren Geschützen. Von unsrer Seite sind bei Clomart Batterien auf 1500 Schritt vor Fort Vandris eröffnet, doch glaube ich kaum, daß Paris sich deshalb viel früher zur Kapitulation entschließen wird, als nach Aufzehrung der Lebensmittel, was aber demnächst geschehen sein muß.

Gestern abend fand ein Ausfall auf unser V. Korps statt, der durch einen sehr dichten Nebel begünstigt war, aber wohl wenig Ergebnis hatte, wenigstens habe ich nichts vernommen. Dagegen hörte ich zwischen 10 und 11 Uhr Gewehrfeuer und legte mich deshalb später zu Bett.

Eben höre ich, daß Friedrich Karl 16 000 Gefangene und mehrere Geschütze genommen, daß gestern auch bei Le Bourget nachts ein französischer Ausfall war, der aber zurückgeschlagen wurde; lauter günstige Nachrichten, die doch zur Beschleunigung des Friedens beitragen werden. Gestern kam General v. Spitzenberg mit Orden für die Feldherrn hier an; es heißt, daß der König von Württemberg doch noch hierherkommen soll.

*

Versailles, 18. Januar.

... Soeben komme ich vom Schlosse, wo in der großen Marmorgalerie Ludwigs XIV. die Proklamation des deutschen Kaisertums stattgefunden hat. Es waren Momente der tiefsten Bedeutung. Welch weltgeschichtlicher Tragweite und ergreifend durch die ganze Situation, Zeit und Ort! Ihr werdet durch Telegramme und Zeitungen die ausführlichen Beschreibungen und den Inhalt der Reden früher erfahren, als diese Zeilen in Deine Hände kommen, daher beschränke ich mich, schon der kurz zugemessenen Zeit wegen, auf die einfache Tatsache.

Der Erbprinz gibt nun eine kurze, aber tiefempfundene Schilderung der Kaiserproklamation, wie wir sie schon an dieser Stelle (Briefe des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern an seine Gemahlin Josephine, Prinzessin von Baden), „Deutsche Revue", Juli-Heft 1914, Seite 120, gegeben haben.

Albert von Sachsen (der spätere König) und Otto von Bayern (Nachfolger von Ludwig II.) waren dazu gekommen.

*

Versailles, 19. Januar.

... Seit diesem Morgen ist ein heftiger Ausfall auf die Stellung des V. Armeekorps, d. h. von St. Cloud bis Bougival; es sollen 24 französische Bataillone und ziemlich viel Artillerie engagiert sein. Bis jetzt haben die 9. und 10. Division einen Angriff abgeschlagen, doch wird noch gekämpft, und ich reite gleich hin, um Näheres zu sehen und zu hören. Es wird lebhaft mit Feldgeschütz geschossen; man sieht selbst vom Fenster aus einzelne Granaten in großer Entfernung platzen.

Digitized by Google

Gestern war großes Diner beim Kaiser, der trotz der großen Bewegung vom Morgen sehr frisch und munter war. Abends von 8 bis 10 Uhr rauchten wir ganz gemütlich beim Kronprinzen, der mit seiner Frau den Titel Kaiserliche Hoheit erhalten hat.

Der Kaiser sagte mir gestern nach Tisch halb scherzend: „Das hast Du alles gemacht; es muß ein eignes Gefühl für Dich sein."

Werder hat die Angriffe Bourbakis siegreich bestanden, der sich jetzt zurückzieht und von Werder verfolgt wird.

*

Versailles, 20. Januar.

Der gestrige Ausfall hatte ziemlich bedeutende Truppenmassen ins Feuer gebracht, französischerseits waren wohl 40- bis 50000 Mann engagiert, die ein lebhaftes, vom Valerien und von Feldartillerie unterstütztes Feuer unterhielten und zeitweise auch verschiedene Positionen nahmen, so z. B. die Montutantschanze, die noch abens 6 Uhr im französischen Besitz war, aber 8 Uhr abends von den 5. Jägern wieder genommen wurde. Ueber die Verluste, die unserseits nicht sehr bedeutend gewesen sein sollen, habe ich nichts Näheres gehört. Ich war nachmittags auf der Wasserleitung in Marly, wo der Kaiser, Moltke und mehrere Fürsten waren. Auch gegen das IV. Armeekorps und selbst bei St. Denis war heftiges Artilleriefeuer. Friedrich (von Hohenzollern) reist heute wieder nach Soisy; ich sollte mitkommen, aber da man heute und morgen noch auf eine Wiederholung des Ausfalls gefaßt sein muß, so ziehe ich es doch vor, hierzubleiben.

Faidherbe ist von Göben gestern bei St. Quentin geschlagen, 2 Geschütze sind im Feuer genommen und 4000 Gefangene gemacht, eine gute Nachricht, da Faidherbe der tüchtigste französische General sein soll, der gegenwärtig kommandiert.

Tours ist von unsern Truppen ebenfalls besetzt, und Werder hat glückliche Verfolgungsgefechte geliefert.

Unser Verlust gestern beläuft sich doch auf 400 bis 500 Mann und 16 bis 20 Offiziere.

*

Versailles, 21. Januar.

... Der vorgestrige Kampf ist doch recht blutig gewesen; die Franzosen sollen an 1400 Mann verloren haben, wir 4- bis 500, wie ich schon gestern bemerkte. Wir haben 300 Mann und 18 Offiziere gestern in 2 Häusern zu St. Cloud gefangen genommen, die in den 2 Häusern versteckt waren und erst gestern von unsern Soldaten gefunden wurden.

Gestern war ich beim Diner beim Prinzen Karl (Bruder des Kaisers), an dem auch der Kaiser teilnahm. Bei Tisch wurde dem Kronprinzen ein Parlamentär angemeldet, der eine achtundvierzigstündige sois disant zur Beerdigung der Toten haben wollte. Ob dieselbe gewährt worden oder nicht, ist mir unbekannt, ich glaube das letztere; vielleicht ist es der erste Versuch einer An-

Digitized by Google

knüpfung. Uebrigens haben die Franzosen tapfer gekämpft, was um so mehr anzuerkennen ist, da viele Nationalgarden dabei waren.

*

Versailles, 22. Januar.

... Die Franzosen brachten gestern den ganzen Nachmittag zu, um ihre Toten zu begraben, da ihre Verluste sehr bedeutend sind; doch auch bei den Unsern beläuft er sich auf 38 Offiziere und 600 Mann. — Das Wetter ist feucht, aber ziemlich mild.

Gegen St. Denis ist seit gestern das Bombardement auch eröffnet worden, und da dasselbe fortgesetzt wird, dürfte es in Paris unangenehm überraschen. Der Montmartre kann unter Umständen auch bedroht werden.

*

Versailles, 23. Januar.

... Das Bombardement geht seinen Gang ruhig weiter, ob man die Kapitulation der Stadt dadurch näher bringt, wage ich nicht zu behaupten. — Soeben höre ich, daß die Eisenbahnbrücke bei Toul von Franktireurs gesprengt worden ist.

*

Versailles, 27. Januar.

... Heute ist alles hoffnungsvoll und freudig gestimmt, da Jules Favre wiedergekehrt ist und die Verhandlungen noch fortdauern. Das Feuer ist auch auf beiden Seiten seit Mitternacht eingestellt, natürlich nur vorläufig, doch wenn die Verhandlungen zu einem Erfolg führen, so würde gewiß sofort ein Waffenstillstand daraus. Es sollen mit Jules Favre noch ein französischer General Beaufort und 2 Attachés mitgekommen sein.

*

Versailles, 28. Januar.

... Näheres kann ich Dir nicht mitteilen, da Jules Favre um die tiefste Geheimhaltung der Abmachungen gebeten hat, wenn ein Erfolg ermöglicht werden solle. Er ist gestern zum dritten Male aus Paris gekommen, von General Beaufort begleitet, der sich bei unsern Vorposten gleich einen Rausch angetrunken hat, und auf die Aufforderung Favres, zu den Verhandlungen nach Versailles mitzukommen, gesagt haben soll, er bleibe lieber bei den preußischen Kameraden und wolle weiter trinken.

Die französischen Soldaten an der Sèvresbrücke sollen vor Vergnügen Cancan getanzt haben.

Das Schießen (Geschützfeuer) hat seit 12 Uhr nachts vom 26. bis 27. Januar aufgehört. Die Vorposten feuern nach wie vor. Man erzählt, heute würde die Kapitulation von Paris unterzeichnet, ob es wahr ist, weiß ich nicht, jedenfalls scheinen wir am Ende der Belagerung zu sein und wahrscheinlich auch somit des Krieges, da die West- und Nordarmee aufgelöst und Bourbaki allein leicht unschädlich gemacht würde. — Gott gebe einen baldigen Frieden und eine glückliche, siegreiche Heimkehr in die Heimat!

Digitized by Google

Findet wirklich die Kapitulation von Paris statt, so werden immerhin 14 Tage zum Einzug (wenn einer überhaupt stattfindet, worüber die Ansichten noch mit Recht geteilt sind) oder die Besetzung vergehen.

*

Versailles, 30. Januar.

... Die Forts wurden von unsern Truppen in Besitz genommen, und ich zog mit General Schachtmeyer, Kommandierender des XI. Korps, in das Fort d'Issy ein. Es war natürlich ein höchst interessanter Augenblick. Die Entfernung, die Umwege und glatt gefrorenen Straßen verlängerten den Ritt aber so sehr, daß ich erst um 5 Uhr nachmittags wieder hier war. Von 10 Uhr an sollten die Forts besetzt werden, allein der Abzug der Franzosen, die Vorsichtsmaßregeln wegen Minen und Torpedos verzögerten das Einrücken bis gegen $^1/_2$2 Uhr.

Außer 3 französischen Offizieren war das Fort selber ganz leer. Es ist groß. Kasernen und die Bekrönung der Wälle waren von unsern Granaten furchtbar zugerichtet, deren Sprengstücke, die kleiner und zahlreicher als die der französischen Granaten sind, zu Tausenden Wälle und Hofräume bedeckten. Es stehen noch ziemlich viele Geschütze verschiedenen Kalibers auf den Wällen. Auch Pulvervorräte und viel Wein und Reis wurden vorgefunden. Auf dem Wege dahin begegneten wir einigen französischen Soldaten, meist betrunken, aber harmlos, auch Bewohnern, die keineswegs verhungert aussahen. Auf dem Wege nach Issy hatte ich die Mörserbatterie von uns bei Notredame de Momart (?) gesehen, die ein furchtbares Feuer zu bestehen gehabt und von 3000 Schritte langen Laufgräben durchzogen war. Was die Artillerie und die Ingenieure geleistet, davon bekommt man da einen rechten Begriff.

Die Bestimmungen der Kapitulation wirst Du schon kennen. Während des dreiwöchentlichen Waffenstillstandes soll durch die allgemeinen Wahlen eine gesetzmäßige Regierung gewählt werden. Der Frieden scheint mir ziemlich sicher.

*

Versailles, 31. Januar.

... Es scheint, daß man in Paris sich in das Unvermeidliche gefunden hat und die Behörden Herren der Lage dort sind. Am 5. sollen die Wahlen in Paris, am 8. in der Provinz stattfinden; die Entwaffnung der Truppen in der Hauptstadt bis auf eine Division soll in diesen Tagen vorgenommen werden.

Ueber 14 Tage wird man, denke ich, beurteilen können, ob der Friede demnächst abgeschlossen wird, und dann wird der Kaiser und der Kronprinz gewiß auch nicht länger mehr bleiben.

Gestern war ich auf der Montutantschanze und in den Orten St. Cloud und Montutant (?), die ein unheimlich greuliches Bild der Zerstörung darbieten, da es auf den ersten Blick nicht so auffallend ist. Alle Häuser sind nach dem Ausfall vom 19. niedergebrannt. Manche elegante Villen leuchten noch aus dem Garten mit Spiegelscheiben und freundlichen, grünen Jalousien, tritt man

Digitized by Google

aber näher, so ist das Innere ausgebrannt. Ein stinkender, noch glimmender Aschenhaufen ist der einzige Rest früheren Reichtums.

*

Versailles, 2. Februar.

... Alles scheint gut zu gehen, Bourbakis Armee ist in der Stärke von 80 000 Mann auf die Schweizer Grenze gedrängt worden, das XVII. Armeekorps hat die Queue des Feindes in derselben Gegend angegriffen, 3000 Gefangene gemacht und 6 Kanonen genommen.

Hier ist alles ruhig, ich war gestern in St. Cloud und besah mir die Schloßruinen. Im Park fiel ich dummerweise über ein Eisengitter und verwundete mir die Knochen des linken Armes (Luxation), so daß sie mir gleich nachher von 2 Aerzten eingerenkt werden mußten; ich befinde mich sonst dabei ganz wohl.

*

Versailles, 6. Februar.

... Die Stadt (Versailles) ist wieder belebter seit einigen Tagen. Die Wahlvorbereitungen sind in vollem Gange. Der Verkehr mit Paris ist nicht gestattet, nur für die Wähler, aber es kommen doch manche heraus. Gambetta hat wieder eine Proklamation erlassen, wodurch er alle ruhig denkenden, ordnungsliebenden Männer von den Wahlen abhalten will; hoffentlich gelingt es ihm nicht und werden die Friedliebenden die Oberhand gewinnen. Es ist immerhin noch möglich, daß der Süden des Landes für Fortsetzung des Krieges stimmt, doch wird er kaum durchdringen.

*

Versailles, 7. Februar.

... An Nachrichten ist augenblicklich ein gewisser Mangel, doch scheint vorläufig alles nach Wunsch zu gehen. Jules Favre und seine Kollegen sind Herren der Situation in Paris; ersterer will die französischen kommandierenden Generale nach Paris berufen, um mit ihnen wegen der Friedensfrage zu unterhandeln. Hier scheint man sehr für den Frieden zu sein. Es ist die Frage nun, was Gambetta noch durch seine Agitationen namentlich im Süden für einen Einfluß hat.

*

Versailles, 9. Februar.

... Die Vorpostenstellung um Paris ist eine engere geworden und teilweise durch andre Truppenteile eingenommen. Man sagt, das V. Korps würde heute nach Orleans marschieren. Den ganzen Morgen hindurch zieht die 10. Division mit klingendem Spiel an meinem Fenster vorüber. Die Leute sehen trotz aller Strapazen vortrefflich, stramm und soldatisch aus, so daß es eine Freude ist.

Das IV. und VI. Korps soll auch andre Bestimmungen erhalten. Man trennt sich ungern von so vielen Bekannten, mit denen man Monate hindurch in dieser Zeit so oft verkehrte.

Eben komme ich vom Oberkommando, einige Außenwerke von Belfort — la Perche — sind in unserm Besitz, voraussichtlich wird die Festung sich nicht mehr lange halten.

*

Digitized by Google

Versailles, 10. Februar.

... Ueber den Ausfall der Wahlen sind bisher nur Gerüchte bekannt, danach wären sie in Paris zum größten Teile befriedigend im Sinne der Mäßigung ausgefallen; ich gehe gleich in das Oberkommando, um zu hören, was es Neues gibt.

Der Mangel an Lebensmitteln und Heizungsmaterial soll in Paris noch immer groß sein, obgleich die Eisenbahn, die in wenigen Tagen wiederhergestellt war, täglich eine große Zahl Proviantzüge in die Hauptstadt bringt.

Oberstleutnant Falkenhain, der bei Karl in Bukarest war und seit kurzer Zeit Etappenkommandeur auf dem Bahnhof zu Versailles ist, erzählte mir, die Waggons enthielten teilweise große Quantitäten verdorbenen Specks, die Wagen röchen danach; das wird auf den ohnehin schlechten Gesundheitszustand von Paris noch verderblicher wirken.

*

Versailles, 12. Februar.

... Gestern besuchte ich in Montchery Madame Cornu. (Cornu war ein bedeutender französischer Maler. Seine Frau Hortense Cornu, Patenkind der Königin Hortense, war Jugendfreundin Napoleons III. und stets eine warme Anhängerin des Hauses Hohenzollern. In der Geschichte Rumäniens bzw. des Königs Karl von Rumänien spielt sie eine Rolle.) Ich fand die gute Cornu sehr verändert, furchtbar mager, blaß und zusammengeschrumpft, aber geistig noch frisch. Sie erzählte mir manches Interessante über die Konversation mit dem Kaiserpaar (Napoleon und Eugenie) kurz vor Ausbruch des Krieges, wozu aber der knapp bemessene Raum eines Briefes und die Zeit nicht ausreicht. Man sieht daraus, was übrigens schon bekannt war, daß der Kaiser den Krieg gegen seinen Wunsch geführt und in dem Wahne lebte, nur eine Art von Zweikampf, der Ehre halber, zu führen, den er nach dem ersten Erfolg französischer Waffen abbrechen zu können glaubte. Die Kaiserin hatte auch Angst vor dem Kriege.

Die Wahlen, soweit das Ergebnis bekannt, sollen friedlich und teilweise orleanistisch ausgefallen sein.

*

Versailles, 14. Februar.

... Man sagt, der Waffenstillstand sei verlängert, was auf bestimmtere Friedensaussichten schließen läßt; denn ohne solche würde man wohl kaum die Verlängerung zugestehen.

Der Ausfall der Wahlen, soweit er bekannt ist, läßt auch auf eine gemäßigte Majorität hoffen. Ueber den Zeitpunkt der Rückkehr und über die Art und Weise desselben habe ich noch nichts gehört. Der Kaiser ist noch immer unwohl und hütet seit bald 14 Tagen das Zimmer. Es scheint nur ein Hexenschuß zu sein, der aber doch schmerzlich und sehr unbequem ist.

Gerüchte sprechen von einem Attentat auf Amadeus von Spanien, wonach er, von 8 Kugeln durchbohrt, tot sein soll. Das wäre ein rasches Ende der

Digitized by Google

Dynastie. (Der König Amadeus fiel dem Attentat nicht zum Opfer, wie der Erbprinz hier meint. Im Jahre 1873 dankte er ab als König von Spanien.) Die Bestätigung der Nachricht fehlt aber noch. Was für ein schauerliches Zeugnis für den Verfall des spanischen Volkes!

*

Versailles, 16. Februar.

... Man erwartet täglich den Fall von Belfort; es sollen schon Unterhandlungen darüber im Gange sein. Man spricht jetzt von einer Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum 12. März, doch ist das bloß Gerücht.

Das große Lazarett im Schlosse hier ist ziemlich leer, da man in Paris den Transport der Verwundeten auf der Gürtelbahn zugestanden hat. Es sind nur noch 39 Verwundete hier, meist schwere, namentlich Verletzungen in der Brust oder Kniewunden, die beinahe alle tödlich sind, wenn das Gelenk durchschossen ist.

*

Versailles, 17. Februar.

... Der Waffenstillstand ist nun bis zum 24. Februar verlängert worden; man erzählt sich schon, die Friedenspräliminarien wären festgestellt, was aber wohl verfrüht ist. Die Nationalversammlung in Bordeaux soll auf 150 Republikaner ungefähr 500 Monarchisten zählen, doch nimmt man an, daß zunächst eine Art Uebergangsregierung ernannt werde, an deren Spitze Thiers sein wird.

*

Versailles, 23. Februar.

... Von Politik weiß ich Dir nur zu melden, daß Thiers gestern vom Kaiser und vom Kronprinzen empfangen worden ist. Es scheint, daß man sich bis auf die Abtretung von Metz über die Friedenspräliminarien verständigt hat; wie sie lauten, weiß ich natürlich nicht.

*

Versailles, 27. Februar.

... Der Frieden ist soeben unterzeichnet worden. „Dir verdanken wir das alles," so empfing mich der Kaiser gestern abend vor dem Diner. Diese große Nachricht wird heute schon in ganz Deutschland bekannt sein und ganz sicher unbeschreiblichen Jubel erwecken!

Die Ratifikation hat nun allerdings bis jetzt in Bordeaux noch nicht stattgefunden. Sie bleibt aber wohl kaum aus, und so ist dieser merkwürdige, großartige Krieg auch herrlich zu Ende geführt. Es scheint alles erreicht worden zu sein, was als Bedingung aufgestellt worden war. Vom 1. März an wird eine Hälfte von Paris von unsern Truppen besetzt, die nach Ratifikation die Stadt sogleich wieder zu verlassen haben. Wenn man sich in Bordeaux sehr eilt, so kann der Friede ratifiziert werden, ehe wir Paris besetzen. Bis dahin ist nun der Waffenstillstand auf 14 Tage, d. h. bis zum 12. März, verlängert worden.

Digitized by Google

Ueber die Rückkehr habe ich noch nichts gehört, doch denke ich, noch vor diesem Termin. Ich gehe nicht früher von hier, bis daß der Kaiser Versailles verlassen hat.

Freitag reiste ich mit dem Erbgroßherzog Weimar nach Orleans. Man muß $2^1/_2$ Stunden mit Wagen bis zur Eisenbahn fahren. Nach mehrfachem Aufenthalt kamen wir in dieser Stadt an, die recht belebt und interessant ist. Ein großer schöner Dom, viele alte Häuser, 3 Statuen der Jungfrau von Orleans usw. sind das Sehenswerteste. Abends fuhren wir noch nach Blois, übernachteten dort und besahen tags darauf das interessante und malerische Schloß, das teilweise von Ludwig XII., teils von Franz I. und von Gaston von Orleans erbaut ist. Der schönste Teil rührt von Franz I. her und ist ganz in Renaissancestil gehalten. In den Zimmern Heinrichs III. wurde der Herzog von Guise ermordet, dort starb auch Katharina von Medicis. Blois liegt sehr hübsch am Talrand und rechten Ufer der Loire. Wir fuhren noch nach Chambord, etwa $1^1/_2$ Meilen von Blois, und besahen dieses in seiner Art wohl einzige, großartige Schloß, das Franz I. gebaut hat. Es fällt im Innern beinahe zusammen, äußerlich ist es noch gut erhalten. Wir fuhren gestern wieder hierher zurück.

*

Versailles, 28. Februar.

... Morgen nimmt der Kaiser eine große Parade in Longchamps ab, darauf wird ein Achtel von Paris, d. h. Auteuil, Pasy und das Faubourg St. Honoré, von 30000 Mann unserseits besetzt. 11000 Mann des II. Korps, 11000 Mann vom VI. Korps und 8000 Mann vom II. bayrischen Korps, die nach 2 Tagen von andern Truppen abgelöst werden, wenn der Friedenspräliminarvertrag nicht vorher in Bordeaux ratifiziert wird.

Die Besetzung von Paris geschieht eigentlich also mehr pro forma wie tatsächlich. Es sollen übrigens Unruhen dort herrschen und neue Barrikaden erbaut sein.

*

Versailles, 2. März.

... Gestern nahm die Parade in Longchamps mit Aus- und Einrücken 7 Stunden in Anspruch. Bei Suresnes war eine Schiffbrücke geschlagen, und darüber ritten wir auf den gegenüberliegenden Rennplatz, der schönste Paradeplatz der Welt. Die 30000 Mann standen in 2 Treffen und empfingen den Kaiser mit Hurra und der Nationalhymne. Die Tatsache dieser Parade auf dem Platz war eine bedeutungsvolle, da sie den Besitz der feindlichen Hauptstadt dokumentierte. Die Truppen sahen sehr gut aus, das Wetter war günstig, wenn auch etwas kühl. Nach Beendigung des Vorbeimarsches besetzten die Truppen den ihnen zugewiesenen Stadtteil und zogen in 3 Kolonnen dort ein, wie ich höre, ohne die geringste Störung, da nur Gesindel und Straßenjungen in geringer Zahl ihrem Unmut durch Pfeifen und Schimpfen Ausdruck gab.

Digitized by Google

Ich ritt nur bis zur Pforte Maillod vor, da der Kronprinz nicht wünschte, daß wir hineinritten.

Kommt die Ratifikation der Friedenspräliminarien heute nicht hier an, so rücken morgen Teile der Garden, des sächsischen Korps und, wie man sagt, das I. bayrische Korps ein.

Ich habe noch nichts gehört über die Abreise. Onkel Ernst reist morgen oder übermorgen, der König von Württemberg ist gestern nach Ferrieres, um seine Truppen zu inspizieren.

In den ersten Tagen des Monats März kehrte Erbprinz Leopold nach Düsseldorf, geschmückt mit dem Eisernen Kreuz, zu seiner Familie zurück. Als er später Fürst wurde, blieb er, was er immer gewesen und wofür er heute noch gilt: einer der persönlich wohlwollendsten Fürsten von Hohenzollern. Wir haben in den Briefen von 1870/71 nur das ausgezogen, was auf den Krieg als solchen Bezug hat, nichts weiter. Wir hätten noch vieles anführen können von der Sorge, die er für alle die Seinigen hatte, für die Kinder — so spricht er häufig von seinem ältesten Sohne Wilhelm, seinen Eltern, seinem Vater, dem Fürsten Karl Anton, der es so sehr drückend empfand, daß er als Invalide durch sein Beinleiden oder, wie er einmal bitter selbst sagt, als „Krüppel" an der Teilnahme am Kriege gehindert war, um seine Mutter Josefine, die er zärtlich liebte, für seinen Bruder Karl, den Fürsten von Rumänien, kurz für alle Verwandte und ihm Näherstehende. Für alle ist er in der Ferne besorgt. Und er tut noch weit mehr. Es mag sein, daß viele Franzosen der Ansicht waren, als Hohenzoller stände er dem Königshause sehr nahe und habe großen Einfluß an maßgebender Stelle. Tatsache ist, daß viele Gesuche von Gemeinden an ihn kamen, um durch seine Fürbitte Erleichterungen von den ihnen auferlegten Lasten zu erlangen. Auch für Privatpersonen tat er manches Gute.

Noch eines geht aus den Briefen klar hervor, daß Ollivier, „der Mann mit dem leichten Herzen", der gerade wie sein englischer Kollege von heute, Grey, die Wahrheit stets auf den Kopf stellt, auch da gelogen hat, wo er ganz genau weiß, daß die Hohenzollern des fürstlichen Hauses nach der Thronkandidaturfrage bei dem König von Preußen bzw. dem Kaiser von Deutschland in Ungnade gefallen seien. Wir haben nicht allemal es betont, wann der Erbprinz bei dem König und später bei dem Kaiser sowie bei dem Kronprinzen zu Tisch oder abends beim Tee war. Es ist sehr häufig der Fall, und der König bzw. der Kaiser ist stets herzlich gegen ihn. Lügen, nichts als Lügen von Ollivier!

Digitized by Google

Italien und der Dreibund

Von

Dr. Benedetto Cirmeni, Mitglied der italienischen Deputiertenkammer

Vorwort

Wir werden auf die nachstehende Abhandlung eines der hervorragendsten Mitglieder der italienischen Deputiertenkammer noch eingehender zurückkommen, möchten aber jetzt schon zu den Ausführungen dieses Artikels bemerken, daß wir Deutsche selbstverständlich dem großen italienischen Volke die Entscheidung über seine Zukunft überlassen müssen.

Sehr fraglich bleibt es aber, ob die Gefahren Italiens, welche ihm für seine Küstenstädte, für seine afrikanischen Besitzungen und für die notwendige Ausbreitung seiner Mittelmeermacht durch England und Frankreich drohen, später nicht bei weitem größer als jetzt sein werden.

Trotz aller augenblicklichen Versprechungen und Verlockungen der Ententemächte bleibt Italien als starke Mittelmeermacht für England und Frankreich ein Dorn im Auge, so daß diese beiden Mächte nach dem Kriege es sicher versuchen werden, Italien immer mehr unter ihre Herrschaft zu bringen und dadurch zu einem Vasallenstaate der Entente im Mittelmeer zu gestalten.

Die Redaktion der „Deutschen Revue".

*

Die Tatsache, daß Italien an dem von seinen Verbündeten geführten Kriege nicht teilnimmt, bedeutet nicht, daß es aus dem Dreibund ausgetreten wäre. Der im Jahre 1882 geschlossene und vor jedem Verfalltermin periodisch erneuerte Vertrag bindet Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien nicht in der Weise, daß er alle drei zwingt, in jedem Falle in gleichem Sinne zu handeln, sondern er sieht gewisse Eventualitäten vor, für die er den Casus foederis bestimmt. Wie die Römer sagten: „Inclusio unius est exclusio alterius." Da in dem Vertrag die Fälle aufgezählt sind, in denen die drei Verbündeten zum solidarischen Handeln verpflichtet sind, ist es klar, daß in allen andern in dem Vertrage nicht vorgesehenen Fällen jeder Verbündete das Recht hat, sich mit den andern Verbündeten solidarisch oder nicht solidarisch zu erklären. Im Falle er sich nicht solidarisch erklärt, erklärt er, gemäß einer besonderen Klausel des Vertrages, wie sie sich in jedem Bündnisvertrag findet, seine Neutralität, und zwar seine wohlwollende Neutralität, da es nicht denkbar ist, daß das Bündnis bestehen kann, wenn einer der Verbündeten direkt oder indirekt zugunsten der Feinde der Verbündeten Partei ergreift.

Diese grundlegenden Bestimmungen des Dreibundvertrages sind mehrere Male zur Anwendung gelangt. Man braucht nicht an die beiden Fälle der

Digitized by Google

zwei Kriege zwischen Italien und Abessinien zu erinnern, da wir den neueren und wirklich typischen Fall des Krieges zwischen Italien und der Türkei haben. Als gegen Ende September 1911 Italien das Ultimatum an die Türkei richtete, erklärten sich Deutschland und Oesterreich-Ungarn nicht solidarisch mit Italien, und sobald der Italienisch-Türkische Krieg ausgebrochen war, erklärten sie ihre Neutralität, weil der im Bündnisvertrag vorgesehene Casus foederis nicht eingetreten war. Ebenso erklärte, als Ende Juli dieses Jahres Oesterreich-Ungarn das Ultimatum an Serbien richtete, Italien sich nicht solidarisch mit Oesterreich-Ungarn und gab sich die größte Mühe, den Krieg zu beschwören; als dann sein rühmliches Streben gescheitert war, proklamierte es seine Neutralität, weil der in dem Bündnisvertrag vorgesehene Casus foederis nicht eingetreten war. Wie im Jahre 1911, so hat auch in diesem Jahre die im Vertrag vorgesehene Erklärung einer wohlwollenden Neutralität das Bündnis unbeeinträchtigt weiterbestehen lassen. Der Dreibundvertrag hört wie jeder andre zeitlich begrenzte Vertrag zum Verfalltermin auf zu bestehen, wenn er nicht zur rechten Zeit erneuert wird. Das ist das natürliche Ende. Das gewaltsame Ende tritt ein, wenn der Vertrag während seiner Gültigkeit von einem der Kontrahenten unerwartet gebrochen wird. Da ein solcher Bruch nicht eingetreten ist, so besteht der Vertrag nach der Neutralitätserklärung Italiens in dem gegenwärtigen Kriege weiter, wie er weiterbestand nach der Neutralitätserklärung Deutschlands und Oesterreich-Ungarns im Italienisch-Türkischen Krieg. Alles, was Gegenteiliges in den französischen, englischen, russischen und in einigen italienischen Blättern gestanden hat, ist völlig willkürlich. Diejenigen, die sich in Deutschland und in Oesterreich-Ungarn darüber ereifern, daß ein Teil der italienischen Presse dem Dreiverband günstig gesinnt ist, haben vergessen, daß die deutsche und österreichisch-ungarische Presse während des Italienisch-Türkischen Krieges mit sehr seltenen Ausnahmen lebhaft gegen Italien eingenommen und günstig für die Türkei gestimmt gewesen ist, und zwar in dem Maße, daß mehrere Blätter ernstlich behaupteten, Italien müsse aus dem Dreibund ausgeschlossen werden und die Türkei an seine Stelle treten.

Warum ist der „Casus foederis“ nicht eingetreten? Aus verschiedenen Gründen, die ich hier zusammenfassen will. Der fundamentale Charakter des Dreibundvertrages ist defensiv. Deutschland wollte sich gegen die französische Revanche, Oesterreich-Ungarn gegen den russischen Panslawismus auf der Balkanhalbinsel, Italien gegen die Handstreiche Frankreichs wie den in Tunesien schützen. Da alle drei nicht sicher waren, ruhig leben zu können, hatten sie sich zu einem Bündnis zusammengeschlossen, um sich solidarisch zu verteidigen für den Fall, daß einer von ihnen angegriffen werde. Als im Jahre 1882 der Dreibundvertrag geschlossen wurde, machte Italien Deutschland und Oesterreich-Ungarn darauf aufmerksam, daß der Vertrag es auf dem Kontinent, nicht aber im Mittelländischen Meere schütze, weil damals die französische Flotte allein viel stärker war als die drei Flotten von Italien, Deutschland und Oesterreich-Ungarn zusammen. Daher würden die beiden verbündeten Mächte Italien im Kriegsfall

Digitized by Google

keine wirksame Hilfe gegen Angriffe der französischen Flotte leisten können, die die großen blühenden und zahlreichen Städte Italiens an den Küsten des Tyrrhenischen, des Jonischen und des Adriatischen Meeres ungestraft würde beschießen wie auch sich Tripolitaniens bemächtigen können, wie es sich schon Tunesiens bemächtigt hatte. Um diese große Lücke des Dreibundvertrags auszufüllen, wurde vereinbart, daß Italien einen Weg suchen solle, sich mit England zu verständigen, das damals noch in dem traditionellen Antagonismus zu Frankreich stand.

Diese Aufgabe zu erfüllen, glückte Italien, indem es ein besonderes Flottenabkommen mit England schloß, das, wenn es zu seiner Mittelmeerflotte noch die italienische Flotte hinzutreten ließ, mit Sicherheit in den Stand gesetzt wurde, die Vorherrschaft Frankreichs im Mittelmeer zu verhindern. So wurde der Dreibundvertrag durch das Sonderabkommen Italiens mit England ergänzt; so wurde dank Italien England dazu gebracht, mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn an dem großen Werke Bismarcks mitzuarbeiten, um zu verhüten, daß Frankreich die Revanche versuchte und Rußland sich dem Einflusse Oesterreich-Ungarns auf der Balkanhalbinsel widersetzte. So richtete während des ersten Ministeriums Crispi — Juli 1887 bis Januar 1891 —, als es den Anschein hatte, als ob von einem Tag zum andern Frankreich Italien angreifen werde, der die englische Mittelmeerflotte kommandierende Admiral einmal in Genua an den Bürgermeister der Stadt die Frage, ob der Krieg zwischen Frankreich und Italien ausgebrochen sei, weil ihm die Admiralität befohlen hatte, nach Genua schnell zu fahren.

Solange die Königin Viktoria lebte, ging alles glatt in den Angelegenheiten des Dreibundes, dem nicht einmal der Abschluß des Bündnisses zwischen Frankreich und Rußland ernste Sorgen bereitete. Mit diesem Bündnis war Frankreich zweifellos aus der Isolierung herausgekommen, zu der die Politik Bismarcks es verdammt hatte, aber Frankreich und Rußland, miteinander vereint, konnten nicht mit Aussicht auf Erfolg Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien und England entgegentreten. Der geräuschvolle Zwischenfall von Faschoda machte, indem er den französisch-englischen Antagonismus im höchsten Grade verschärfte, die englisch-italienischen Bande zu außerordentlich engen und stärkte infolgedessen die Solidarität der englischen Politik mit der Politik des Dreibunds.

Als die Königin Viktoria gestorben war und den Thron des Vereinigten Königreichs König Eduard VII. bestiegen hatte, der in Paris einen großen Teil seiner lustigen Jugendzeit und auch seines heiteren Mannesalters verlebt hatte, zog eine Wolke am englisch-deutschen Horizont auf. Wir erinnern uns alle, wie König Eduard VII. im Verein mit Delcassé persönlich eine Verschwörung anzettelte, deren Ziel war, Deutschland diplomatisch zu isolieren. Wir erinnern uns alle, daß es diesem englischen König und diesem französischen Minister in verhältnismäßig kurzer Zeit gelang, die Kluft auszufüllen, die seit Jahrhunderten England von Frankreich trennte, und jene englisch-französische „Entente cordiale" zu schließen, die im Verein mit dem französisch-russischen Bündnis eine wahre Umwälzung in der diplomatischen Welt herbeiführen sollte. Indem England sich mit Frankreich vereinigte, trennte es sich von Italien, um in das

Digitized by Google

Lager übertreten zu können, das dem Deutschlands feindlich war. Die Wiederannäherung zwischen England und Rußland, die sich durch die guten Dienste Frankreichs vollzog, vervollständigte dadurch, daß sie zum englisch-russischen Abkommen in Asien führte, das Werk Eduards VII., der so in den wenigen Jahren seiner Regierung eine große Metamorphose in der englischen Politik herbeiführte, indem er sie, die bisher mit der Politik des Dreibunds solidarisch gewesen war, in einen schroffen Gegensatz zu ihr brachte.

Infolge dieser Wandlung erhob sich wieder riesengroß die maritime Gefahr für Italien. Allerdings hatten unterdessen Deutschland und Oesterreich-Ungarn an Macht zur See bedeutend gewonnen; aber dieser Fortschritt, der Italien wohl erlaubt haben würde, der französischen Gefahr zur See entgegenzutreten, war bei weitem nicht groß genug, um es Italien zu ermöglichen, zu gleicher Zeit der französischen und der englischen Seegefahr die Stirn zu bieten. Es war klar, daß Italien der vereinigten englischen und französischen Flotte gegenüber seiner überaus langgestreckten Küsten, seiner vielen vom Meer bespülten Städte, der längs der Küsten laufenden Bahnlinien, seiner Inseln und seiner Kolonien nicht mehr sicher war. Diese von Deutschland und Oesterreich-Ungarn vollkommen anerkannte Tatsache bewog diese beiden Mächte, ihre Zustimmung zu der Erklärung zu geben, daß Italien an dem eventuellen Kriege nicht teilnehmen würde in dem Falle, daß an diesem England teilnehmen sollte. Das, was ich hier sage, wurde im Jahre 1906 öffentlich in einer Sitzung des italienischen Senats von dem damaligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf Francesco Guicciardini, ausgesprochen und wurde weder in Deutschland noch in Oesterreich-Ungarn angefochten.

Nehmen wir zu diesem Grunde noch den andern, von mir bereits erwähnten hinzu, daß der Dreibundvertrag defensiv ist, insofern er den Casus foederis für den Fall festsetzt, daß eine der verbündeten Mächte angegriffen wird, so ergibt sich klar und deutlich, daß Italien nicht verpflichtet war, an dem gegenwärtigen Kriege teilzunehmen, weil weder Deutschland noch Oesterreich-Ungarn angegriffen worden war und weil England an dem Kriege teilnahm. Der andre, von Delcassé kürzlich erwähnte Grund, daß Italien in seinen Mittelmeerabkommen mit Frankreich über Marokko und Tripolitanien sich verpflichtet hatte, nicht an einem Angriff Deutschlands auf Frankreich teilzunehmen, hat keine Bedeutung, weil der Dreibundvertrag defensiv ist und daher den Fall eines deutschen Angriffs auf Frankreich nicht in Betracht zieht, ebenso wie er den Fall eines Angriffs von seiten Italiens auf Frankreich und den Fall eines Angriffs von seiten Oesterreich-Ungarns auf Rußland nicht vorsieht. Daher hatten sich Deutschland und Oesterreich-Ungarn, die diese Verpflichtung Italiens kannten, niemals beklagt, im Gegenteil, sie waren froh, weil auf diese Weise durch die Besserung der Beziehungen zwischen Frankreich und Italien die so sehr gefürchtete Gefahr eines allgemeinen europäischen Krieges in die Ferne gerückt war.

Wir können also zum Schlusse sagen, daß, da aus mehreren Gründen der Casus foederis nicht gegeben ist, Italien das volle Recht hatte, nicht an dem

Digitized by Google

gegenwärtigen Kriege teilzunehmen, und daß es von diesem Recht mit Zustimmung seiner Verbündeten Gebrauch gemacht hat, die, da sie dieses Recht anerkennen, nicht protestiert, keine Vorstellungen erhoben und sich mit der Erklärung wohlwollender Neutralität begnügt haben.

Da Italien also durch den Bündnisvertrag nicht verpflichtet ist, am Kriege teilzunehmen, da es stark befürchtete, daß das Vorgehen Oesterreich-Ungarns gegen Serbien den Statusquo auf der Balkanhalbinsel zum Schaden des italienischen Einflusses erschüttern werde, da es sein Heer nicht vollständig bereit hatte, neuerdings einen Krieg zu beginnen, zumal einen großen Krieg, da es ferner befürchtete, daß die im Mittelmeer miteinander vereinigten Flotten Frankreichs und Englands leicht die italienischen Städte auf den langgestreckten Küsten würden beschießen, seine großen Inseln in Gefahr bringen und die Verbindung zwischen Italien und Libyen, wo der Krieg gegen die Beduinen fortdauert, abschneiden können, kurz, da Italien keine Verpflichtungen zu erfüllen und von einer Beteiligung am Krieg viel zu fürchten hatte, so hat es den einzigen Entschluß gefaßt, den zu fassen ihm übrig blieb: es hat seine Neutralität erklärt.

*

Nachschrift eines Seeoffiziers

Ohne auf die von dem Herrn Verfasser berührten Fragen politischer und diplomatischer Natur eingehen zu wollen, möchte ich, der mir gewordenen Anregung folgend, eine kurze Bemerkung anknüpfen an den wiederholten Hinweis des Herrn Verfassers, daß es mit in erster Linie auch die maritime Frage im Mittelländischen Meere gewesen sei und sein müsse, welche Italien seine tatsächlich eingenommene Haltung diktiere.

Gerade unter dem rein maritimen und marinepolitischen Gesichtspunkte betrachtet, stellen sich die Dinge erheblich anders und sehr viel günstiger im italienischen Sinne dar. Ich gehe dabei allerdings auch von der Grundlage aus, daß der innere Wert der italienischen Flotte, die Ausbildung und Schulung ihrer Besatzungen ein sehr hoher ist. Das gleiche gilt von der österreichisch-ungarischen Flotte. Der französischen Flotte geben maritime Fachleute nicht dasselbe Zeugnis. Außerdem sei auf das Urteil eines sehr intelligenten und mit den Zuständen aller Mittelmeermarinen wohlbekannten Seeoffiziers Bezug genommen, der selbst Angehöriger eines kleinen Mittelmeerstaates ist. Dieser erklärte im vorigen Jahre deutschen Seeoffizieren, er stelle obenan den Geist und die Ausbildung der italienischen und der österreichisch-ungarischen Marine, danach die kleinen Mittelmeermarinen und an letzter Stelle die französische.

Auch auf einen andern unparteiischen Zeugen sei verwiesen. Vor kurzer Zeit wurden Aktenstücke über die englisch-russischen Vorverhandlungen für den Abschluß einer Flottenkonvention veröffentlicht. Diese Konvention sollte sich auf die Ostsee sowohl wie auf das Mittelmeer ausdehnen. In dem Aktenstücke wird

Digitized by Google

die Ueberlegenheit der italienischen und österreichischen Flotte über diejenige Frankreichs als eine gar nicht zu bestreitende Tatsache hingestellt. Rußland verlangte deshalb von Großbritannien eine entsprechende britische Flottenmacht im Mittelländischen Meere. Eine Macht, die größer sei als die zurzeit dort befindliche. Dazu war und ist Großbritannien nicht imstande gewesen und ist es auch heute nicht. Bedenkt man dazu die Rücksichten, welche Großbritannien zur See auf Aegypten und die Entwicklungen in der Türkei zu nehmen hat und steigend zu nehmen haben wird, so ergibt sich, daß es für Großbritannien ausgeschlossen wäre, seine Mittelmeerstreitmacht, die an sich schon nicht genügend wäre, ganz einzusetzen, um der französischen Flotte gegen eine vereinigte italienisch-österreichische Flotte Beistand zu leisten. Hier scheint der Kernpunkt der Frage zu liegen: es handelt sich mithin um nicht mehr und nicht weniger als um den Willen und den durchdachten Entschluß Italiens und Oesterreich-Ungarns, auf ein gemeinsames Ziel hin zu kooperieren. Dieses Ziel würde die Beherrschung des Mittelländischen Meeres sein. Es kann kaum zweifelhaft sein, daß die beiden Mächte — wissen sie nur, was sie wollen — für eine erfolgreiche Durchführung dieses Kampfes gerade jetzt alle Aussichten hätten.

Die vielgefürchtete Beschießung italienischer Küstenstädte käme dann kaum in Betracht. Denn ein solcher Krieg würde nicht als Küsten- und Blockadekrieg geführt werden, sondern auf die Vernichtung der schwimmenden Streitmacht des Gegners ausgehen. Die Zufuhr des Kohlenbedarfes würde über das Festland erfolgen können.

Die Anbahnung einer maritimen italienisch-österreichischen Kooperation ist durch die Ereignisse gehindert worden. Das kann aber kein Grund sein, diesen Gedanken jetzt als erledigt beiseite zu legen. Gerade in diesem Augenblick wäre er fruchtbarer denn je. Italien ist, und ganz besonders seit seinem tripolitanischen Feldzuge — der übrigens die Leistungsfähigkeit der Marine in hellstem Lichte zeigte — auf eine starke maritime Stellung im Mittelländischen Meere angewiesen.

Der oft geäußerten Meinung, daß Italien durch eine Kooperation mit dem Dreibunde sich seine Zukunft für den Fall vollkommen zerstöre, daß der Dreibund nicht Sieger würde, ist die Frage entgegenzuhalten: Glaubt ein einsichtiger Italiener, daß eine siegreiche Tripelentente auch nur das geringste Interesse daran hätte, Italien als Mittelmeermacht stark zu sehen? Im Gegenteil, Frankreich und England würden das Mittelmeer absolut beherrschen und Italien, das nunmehr ohne jeden Rückhalt wäre, zum kleinen, abhängigen Vasallenstaat machen.

Es mag für Italien naheliegen, die hier angedeuteten Gedanken als die Väter entsprechender deutscher Wünsche anzusehen. Daher sei an unsre italienischen Leser die Bitte gerichtet, diese Gedanken nüchtern fachmännisch nachprüfen und ebenso nüchtern die politischen Schlüsse aus ihnen ziehen zu wollen.

Digitized by Google

Die moderne Atomisierung der Welt

Von

Dr. Max R. Weinstein

Der alte Demokrit oder Leukipp, oder wer zuerst die Zusammensetzung der Natur aus kleinsten Persönlichkeiten gelehrt hat, würde, wenn er unter uns weilte, seine Freude haben, zu sehen, wie seine große Idee von allen Seiten jetzt ausgebildet, erweitert und ins äußerste getrieben wird. Daß die Chemiker und Physiker sich der Atome mit schönstem Eifer bemächtigt haben, um den Aufbau der Stoffe den Erfahrungen gemäß zu erklären, weiß jeder. Es hatte sich nämlich gezeigt, daß die Vereinigung der Stoffe miteinander durchaus nur in Sprüngen vor sich geht, nicht in stetiger Folge. So unzählig viele Verbindungen die anorganische und organische Welt aus verhältnismäßig doch wenigen Elementen bildet, so sind diese gleichwohl durch endliche Strecken voneinander geschieden; keine Verbindung kann in die andre durch Benutzung andrer Verbindungen oder der Elemente auf stetigem Wege übergeführt werden. Zwischen der Verbindung Wasser und der Wasserstoffsuperoxyd gibt es keine Verbindung mit mehr Sauerstoff als im Wasser und weniger als im Wasserstoffsuperoxyd. Letzteres enthält doppelt so viel Sauerstoff als ersteres bei gleichem Besitz an Wasserstoff. Mit ebenso vielem Wasserstoff $1^1/_2$, $1^2/_3$, $1^1/_{100}$, $1^1/_{1000}$ usw. Sauerstoff als im Wasser zu verbinden ist nicht möglich. Aus solchen und ähnlichen Beispielen hat man aber geschlossen, daß, soweit die Chemie in Frage kommt, die Stoffe aus kleinsten Teilchen bestehen müssen, die für sich chemisch nicht mehr teilbar sind, die Atome. Hat Wasser auf 2 Atome Wasserstoff 1 Atom Sauerstoff, so kann die nächste Verbindung ebenfalls mit 2 Atomen Wasserstoff nur 2 Atome Sauerstoff aufweisen (oder 3 oder 4 usw.), nicht $1^1/_2$ oder $1^1/_{1000}$ usw. Mit andern Worten, es können bei den Verbindungen nur ganze Zahlen in Frage kommen, nicht Brüche; alle Verbindungen stehen unvermittelt, die unzähligen denkbaren Zwischenglieder fehlen. Der große Mathematiker Kronecker pflegte uns im Kolleg einzuschärfen, daß im Grunde die für die Naturwissenschaft in Betracht kommende Analysis die Lehre der ganzen Zahlen sei, daß die so gefürchtete Differential- und Integralrechnung nur eine aushilfsweise Näherungsrechnung bedeute. Und es haben große Physiker und Mathematiker Differenzen- und Summenrechnungen ausgebildet, die nur leider gar zu ungefüge Formeln geben.

Indessen hat die neuere Physik einen kleinen Strich durch diese an sich so bequeme Theorie der Atome gemacht, indem sie entdeckte, daß diese — wir wollen sie chemische Atome nennen — ihrerseits doch noch zusammengesetzte Dinge sind. Ein Atom Wasserstoff, das in allen chemischen Verbindungen so bestimmt als Einheit wie der Mensch im Staate auftritt, soll gleichwohl schon

Digitized by Google

eine Vielheit sein — aus Korpuskeln, wie man sagt, vielleicht aus tausend und mehr bestehen. Die physikalischen Einheiten wären hiernach bei weitem kleiner als die chemischen. Letztere würden schon Vergesellschaftungen — der Dichter Skowronnek haßt dieses Wort, es ist aber nicht zu entbehren — der ersteren bedeuten. Und man kann nunmehr einen Traum als der Erfüllung entgegengehend ansehen, den die Menschheit seit Jahrtausenden träumt, von der Umwandelbarkeit der chemischen Elemente ineinander. Denn hiernach wären die chemischen Elemente auch nur Verbindungen, vielleicht von kleinsten Teilchen gleicher Art, wie Wasser und Wasserstoffsuperoxyd beide nur Wasserstoff und Sauerstoff enthalten, aber sich grundverschieden gebärden, weil letzteres doppelt so viel Sauerstoff besitzt als ersteres. Die stoffliche Welt sollte dann nur aus einer Art von Persönlichkeiten bestehen, den eigentlichen Persönlichkeiten. Allein wo ist hier die Grenze? Gedanklich können wir schon jetzt zwischen den uns als Beispiel dienenden Verbindungen tausend und mehr Verbindungen einschalten; die Chemie hat sie noch nicht zuwege gebracht, aber als physisch möglich müssen wir sie bezeichnen, nachdem einmal erkannt ist, daß die Atome zusammengesetzt sind. Und wer bürgt uns dafür, daß die berufenen Korpuskeln nun wirklich die allerletzten Individuen sind, die wirklichen „Unteilbaren"? Bei den radioaktiven Stoffen, die auch Korpuskeln aussenden, hat man zum Erstaunen der Welt die Umwandlung des Elements Radium in das Element Helium gefunden und glaubt der Umwandlung in noch andre Elemente auf der Spur zu sein. Das würde freilich ein gewisser Hinweis sein auf die hohe Stellung der Korpuskeln. Aber einstweilen doch nur ein Hinweis. Lange vor Entdeckung dieser Korpuskeln haben Forscher schon Systeme für die Entwicklung der Elemente aus wirklichen einzigen Bausteinen der Welt ausgebildet. Die Wissenschaft muß aber noch eingehendste Untersuchungen anstellen und Entdeckungen machen, ehe sie solchen Systemen festen Untergrund verleihen kann.

Indessen eilt der Mensch hier wie überall dem unmittelbar Gegebenen weit voraus, zum Schmerz und Aerger vieler, die die Besonnenheit gar zu eng auffassen. Aus der bekannten Wirbeltheorie von Helmholtz hatte schon Lord Kelvin die Meinung gefaßt, die letzten Persönlichkeiten der Stoffe bedeuteten nichts andres als Ungleichheiten in dem alles erfüllenden Aether. Sind diese Ungleichheiten von derselben Art, vielleicht Wirbel selbst, so hätten wir nur gleiche solche Persönlichkeiten. Dann kam die folgenschwere Entdeckung der elektrischen Ladungen der Kathodenstrahlen und führte zu einer Atomisierung der Elektrizität, zu den Elektronen. Und da man Grund zu haben glaubte, diese Elektronen (negative Elektrizität) als die wirklich letzten Persönlichkeiten der Elektrizität anzusehen, und man darum ihre stofflichen Träger als die vorbezeichneten Korpuskeln annehmen mußte, warf man diese Träger, d. h. die Stoffe, beiseite und betrachtete die Elektronen als die alleinigen letzten Persönlichkeiten der Welt, die durch Vergesellschaftung und Bewegung nicht nur die Elektrizität, sondern auch alle Arten dessen, was wir Stoff nennen, bilden. So rasch hat man diesen Uebergang bewerkstelligt, daß man die außerordentlichen Schwierigkeiten, die sich ihm

Digitized by Google

von sehr vielen Seiten entgegenstellen und auf die hier nicht eingegangen werden kann, halsbrecherisch übersprang.

In einem andern Aufsatz in dieser Zeitschrift habe ich schon ausgeführt, wie rücksichtslos verwegen die moderne Wissenschaft sich durch Dickichte von Einsprüchen durchhaut. Und so hat einer unsrer größten Physiker, Max Planck, einen Gedanken mit äußerster Kühnheit in die Wissenschaft gesetzt, den der Atomisierung auch der Energie. Auch die Energie soll aus letzten Persönlichkeiten zusammengesetzt sein, für die er den leider sehr unglücklichen Namen Quanten gewählt hat. Diese Annahme führt zu einer Theorie der Energien, ganz entsprechend der Atom- oder Korpuskeltheorie der Stoffe, die sich schon als höchst fruchtbringend nicht allein für die Strahlungslehre — wofür ihr Urheber sie geschaffen hat —, sondern für die Wissenschaft überhaupt erwiesen hat. Aber da alle Vorgänge entweder mit Energieverbringung oder mit Energieumsetzung verbunden sind — ja, wie manche glauben, sogar nichts andres bedeuten als diese Verbringung oder Umsetzung von Energie —, so ergibt sich der folgenschwere Schluß, daß nicht allein in der Welt der Stoffe (und Elektrizität), sondern auch in der der Vorgänge absolute Unstetigkeit herrscht; auch die Vorgänge sind atomisiert, sie bestehen aus kleinsten Vorgängen, Vorgangspersönlichkeiten, die durch vorgangleere Abschnitte getrennt sind. Das ist etwas für uns fast Unglaubbares. Wir sollen unsre ganze Anschauung von den Vorgängen umwandeln. Dann muß es eben geschehen, meint Planck, denn man könne eine wirklich neue Idee nicht nach alten Anschauungen messen. Und letzterem muß man zustimmen.

Und ganz unvermittelt ist eigentlich die Idee der Atomisierung der Vorgänge nicht gekommen. Planck hatte für sie einen guten Grund, der zu tief in die Spezialwissenschaft führt, als daß er in einem kurzen Aufsatz hinlänglich klargelegt werden könnte. Aber die Idee erinnert auch lebhaft an die Auffassung, die einige Eleaten von den Naturvorgängen besaßen. Wenn sie z. B. die Welt der Vorgänge als Schein daraus behaupteten, daß ja jede Bewegung tatsächlich nur aus Ruhe bestände, indem der sich für uns bewegende Körper doch in jedem Punkte seiner Bahn sich aufhalte, und Aufenthalt der Ruhe gleich sei, so sahen sie wirklich die Bewegung als etwas Unstetiges an. Halteſtelle folgt auf Halteſtelle, ein Durchgehen durch die Punkte der Bahn erkannten sie nicht an; das Stetige besteht aber eben in dem Durchgehen, wie das Unstetige in dem Halten. Noch näher zu dem Planckschen Gedanken führt die im achtzehnten Jahrhundert nicht ungewohnte Annahme, daß die Zeit nicht stetig verlaufe, sondern in Sprüngen. Indem diese Sprünge als äußerst nahe aufeinanderfolgend angesehen wurden, so daß Moment auf Moment sich gibt, kam man zu einer Atomisierung der Zeit. Die Atome sind hier die Momente, denen unendlich kurze Dauer zukommt. Die Zeit bedeutet eine Reihe solcher Momente, deren jeder von dem andern durch Nichtzeit getrennt ist. Es ist für uns nicht einmal schwer, die Zeit so aufzufassen, denn unsre eigne, innerlich empfundene Zeit ist durchaus unstetig, weil unser Bewußtsein sich unstetig verhält. Ja die Stetigkeit der Zeit

Digitized by Google

wird erst unter Vermittlung der Erinnerung gewonnen, die zeitlose, d. h. für uns bewußtlose Strecken überbrückt. Deshalb ist freilich die psychologische Zeit, das ist das Bewußtsein von der Folge und dem Wechsel unsrer inneren Tätigkeiten, durchaus von der physischen Zeit, die eine Projektion jener Zeit auf die Außenwelt darstellt, indem wir die Außenwelt nur so beurteilen können wie die innere Welt, getrennt zu halten. Ueberträgt man aber die Beurteilung unsrer inneren Welt unverändert auf die Außenwelt, dann ist eine unstetige, atomistische Zeit das Entsprechende. Und wie nahe oder wie fern die Zeitatome, die Momente, folgen, kommt nicht in Frage, denn da der Zwischenraum eben zeitlos ist, hat die Dauer für ihn keinen Sinn. Alles das können wir uns an uns selbst sehr gut verdeutlichen. Der bewußtlose Zustand ist uns, mögen uns andre sagen, er habe eine Sekunde oder Tage gedauert, gleichwert; wir haben für ihn keinen Maßstab. Die etwaige Verdunkelung der Erinnerung ist nur ein sekundärer Maßstab und hängt von vielen Nebenumständen ab.

Wird aber die Zeit atomistisch angesehen, dann müssen auch alle Vorgänge, die ja in der Zeit verlaufen, atomistisch geartet sein, also Max Plancks Annahme entsprechen. Jeder Vorgang wäre eine Folge von unzähligen Explosionen, die die Vorgangsatome darstellen. Und jedes Vorgangsatom würde ein Zeitatom ausfüllen. Was nun das Erste ist: ob die Zeit atomistisch erscheint, weil die Vorgänge atomistisch geschehen, oder ob umgekehrt die Vorgänge atomistisch erscheinen, weil die Zeit atomistisch verläuft, läßt sich unzweideutig nicht entscheiden. Nach unsrer inneren Eigenheit könnte man aber geneigt sein, das erstere als das Zutreffende anzunehmen, denn unsre seelischen Vorgänge sind durchaus ständig wechselnd, jedes Halten auf einem Vorgang ist Bewußtlosigkeit. Es ist schwer, das des näheren auszuführen, wie ich es in meinem Werke „Philosophische Grundlagen der Wissenschaften" getan habe. Das scheint mir aber sicher, daß Plancks Idee von der Atomistik der Vorgänge die Physik der Psychologie außerordentlich nahe bringt, was große Bedeutung für die Auffassung der Welt und ihrer Gesetze hat. Und hier darf ich noch eine besondere Bemerkung machen.

Unsre inneren Tätigkeiten zur Herbeiführung von äußeren Tätigkeiten, z. B. Wollen, um den Körper oder Teile von ihm zu bewegen, verhalten sich nicht wie Kraft zur Leistung, sondern wie Auslösung zur Folgeerscheinung. Das Wollen bewegt den Körper nicht, sondern löst die physischen Energien der betreffenden Nerven und Muskeln aus, die die Bewegung, nun rein physisch, herbeiführen. Es sind schon von andern die lebenden Wesen wie unendlichartige Explosionsmaschinen angesehen worden, wobei die psychischen Tätigkeiten die Rolle des Funkens im Pulverhaufen spielen. Die Energien, ob psychisch oder physisch betrachtet, der auslösenden Tätigkeiten sind aber außerordentlich geringfügig im Verhältnis zu den Energien der ausgelösten Tätigkeiten, schon auf dem Gebiete der Physik und Chemie sind sie mitunter gar nicht nachweisbar in ihrer Geringfügigkeit, wofür die katalytischen Wirkungen mancher Stoffe gute Beispiele geben.

Digitized by Google

Da könnten Max Plancks Energieatome, die Quanten, manches besser verstehen lehren, nicht bloß psychisch, sondern auch physisch, soweit letzteres physisch analog behandelt werden darf. Psychisch kämen einzelne Energieatome ins Spiel, um Massenansammlungen von physischen Energieatomen auszulösen. Plancks Energieatome gewännen so eine außerordentliche Bedeutung für die Biologie im weitesten Sinne. Die vollständige Atomisierung nach allen Richtungen müßte auch auf dieses Gebiet übergreifen und so Körper und Leben in Einzelnes auflösen. Das kann um so eher geschehen, als wir ja nunmehr wissen, daß gerade in den Einzelnen so ungeheure Energien aufgespeichert sind, daß gegen ihre Menge das, was nach außen zum Vorschein kommt, nur als geringfügig bezeichnet werden kann. Die Energien aller unsrer Maschinen, Eisenbahnzüge, Schiffe usw. zusammen, und selbst im Laufe vieler Jahrzehnte, sind kaum nennenswert gegen die verborgenen Energien der Einzelnen in mäßig großen Stoffansammlungen. Das Rüstzeug ist da, und die Zeit muß kommen, wo die wichtigste unsrer Wissenschaften, eben die Biologie, von ihr Gebrauch macht.

Zuletzt von einer ganz andern und doch mit der obigen zusammenhängenden Bedeutung der Atomisierung der Natur, mit der uns die berufene und jetzt schon, wenn auch nur wegen ihrer jugendlichen, freilich sehr unheilvollen Auswüchse, fast verrufenen Relativitätslehre beschenkt hat. Diese Lehre löst radikal jeden Verband in der Natur auf. Die Welt ist nur ein Haufe von Einzelnen, Atomen, Korpuskeln, Elektronen oder wie wir diese Einzelnen nennen wollen. Kein Einzelnes steht mit irgendeinem andern Einzelnen in Verbindung, jedes Einzelne hat, wie seinen eignen Raum, so seine eigne Zeit. Und diese Eigenzeit des Einzelnen ist nicht einmal für dieses Einzelne immer von gleicher Art, sondern abhängig von dem Zustande, in dem das betreffende Einzelne sich befindet. Ruht z. B. ein Einzelnes im Raume, so besteht es in dem, was wir gewöhnlich Zeit nennen, so daß diese Zeit allen Einzelnen zukommt, wenn sie im Raum unverändert verharren. Bewegt sich ein Einzelnes im Raum, so wird seine Zeit eine ganz andre und durchaus abhängig von der Art, wie es sich bewegt, z. B. ob in gerader Linie, im Kreis, in der Ellipse usw. Stellen wir uns den Zeitverlauf eines Einzelnen zeichnerisch aus seinen Teilen zusammen, so erhalten wir eine Linie, aus den allerverschiedensten Stücken bestehend; hier erstreckt sie sich gerade, dort elliptisch, hyperbolisch, spiralig usw., so daß sie sich auch selbst durchschneidet oder beliebig in sich herumläuft oder schwingt usw. Eine wahre Unsterblichkeit in den so unendlichartigen Formen, wie sie nur der phantasiebegabteste Indier in seiner Seelenlehre geträumt hat. Aber — was nochmals hervorgehoben werden muß — kein Einzelnes steht in dieser oder in irgend andrer Hinsicht mit irgendeinem andern Einzelnen irgend in Verbindung, jedes Einzelne steht für sich allein. Diese Lehre erinnert ziemlich stark an die Leibnizsche Monadenlehre, die Monaden sind ja an sich gleichfalls einzig für sich (in se et per se) stehende Einzelne.

Woher gleichwohl die Verbände im All, z. B. die Weltsysteme, jedes Lebewesen, ja jeder Stein? Die Monadenlehre nimmt das Bewußtsein zu Hilfe.

Digitized by Google

Die Relativitätslehre bedient sich nur der Aehnlichkeit der Zustände der Einzelnen und definiert z. B. starre Verbände aus solchen Aehnlichkeiten, flüssige aus solchen usw. Noch sind die Relativitätsgelehrten nicht einmal in der Lage, die Aehnlichkeiten anzugeben, welche diese oder jene Verbände zu dem machen, was sie für uns sind. Auch der Verfasser hat sich damit für ein Verbändchen abgemüht. Geschweige, daß man zu sagen vermöchte, was diese Aehnlichkeiten veranlaßte und wodurch ihre Dauer gewährleistet ist. Es steht auch hier ungefähr so wie mit dem Bewußtsein in der Leibnizschen Monadenwelt, nur nicht entfernt mit so großen Hinweisen, wie sie der gewaltige Philosoph für seine Monaden verkündet hat. Für die Auffassung der Welt ist diese absolute Auflösung in völlig für sich stehende Einzelne das wichtigste der Relativitätslehre, wie sie wohl auch den Gipfel der Atomisierung der Welt bildet. Die Bedeutung dieser Atomisierung für die Auffassung vom Leben zu verfolgen, soll einem späteren Aufsatz vorbehalten bleiben.

Von Krieg und Politik

Von

Prof. Dr. Schiemann

Was sich in dem Monat vollzogen hat, der zwischen dem 12. September und 12. Oktober liegt, zeigt ein militärisches und politisches Bild, das seinesgleichen in der Geschichte der Menschheit noch nicht gehabt hat. Noch niemals haben so gewaltige Truppenmassen kämpfend einander gegenübergestanden, noch niemals sind Schlachten geschlagen worden, in welchen alle Errungenschaften der Technik wie der Wissenschaft in gleichem Maße von den Kriegführenden ihren Aufgaben zu Dienst gestellt worden sind, und noch niemals hat es Schlachtfelder von so ungeheurer Ausdehnung gegeben wie heute auf dem östlichen wie auf dem westlichen Kriegsschauplatze. Es ist nicht möglich, der Schlacht einen Namen nach dem Ort zu geben, an dem die Entscheidung fiel, denn sie fällt gleichzeitig auf einem ungeheuren Raum, der weit über hundert Kilometer umfaßt, und sie ist zugleich Belagerung und Feldschlacht, sie führt den Krieg unter der Erde und in den Lüften, während gleichzeitig die Marine denselben Kampf auf, über und unter dem Wasser ficht. Sie dauert nicht Tage, sondern Wochen, und stellt einen Koalitionskrieg dar, der mehr als die halbe Welt gegen Deutschland und Oesterreich-Ungarn geeinigt hat. Aber noch eines kommt hinzu, es ist zugleich ein Krieg der Lüge gegen die Wahrheit. Die berüchtigten Bulletins des ersten Napoleon erscheinen wie schwächliche Beschönigungen und Entstellungen im Vergleich zu der dreisten Verkehrung der Wahrheit in ihr Gegenteil, die bei allen Kundgebungen, die von England, Frankreich, Rußland ausgegangen sind,

Digitized by Google

die Regel geworden ist. Eine Verleumdungskampagne, um die noch schwankenden Entschließungen der neutralen Mächte zu bestimmen, ein systematisches Verfolgen aller Versuche, der Wahrheit einen Weg offen zu lassen. England hat alle Kabel durchschnitten, die nicht unter seiner Kontrolle stehen, es hat jede Zeitung beschlagnahmt, jeden Brief konfisziert, der Nachrichten enthielt, die nicht seiner Lügenfabrik entstammten, und, um ein Beispiel anzuführen, alle über englische Häfen fahrenden Reisenden neutraler Mächte darauf visitiert, ob sie nicht die gefährliche Konterbande der Wahrheit mit sich führten.

Die Folge war, daß in allen Englisch redenden Staaten, in den großen Dominien Kanada, Neuseeland, Australien, Südafrika sowie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in Südamerika die ungeheuerlichsten Gerüchte über deutsche Gewalttaten und über deutsche Niederlagen verbreitet wurden. In Neuyork glaubte man so fest an eine deutsche Invasion in der Schweiz, daß große Geldmittel bereitgestellt wurden, um die angeblich an Leben und Eigentum bedrohten Landsleute zu befreien. Man muß die während der ersten Kriegswochen in Amerika erschienenen Zeitungen mit ihren Schmähungen gegen Deutschland und speziell gegen unsern Kaiser gelesen haben, um eine Vorstellung davon zu gewinnen, wie diese englische Verleumdungskampagne gewirkt hat. Erst in letzter Zeit beginnt sich eine Wandlung bemerkbar zu machen. Die Deutsch-Amerikaner und die amerikanischen Iren sind tapfer für uns eingetreten, die aus Deutschland repatriierten amerikanischen Bürger, welche die ersten Wochen des großen Krieges bei uns miterlebt haben, wurden Zeugen für Deutschland, aber noch ist die Nachwirkung und die Weiterarbeit der englischen Intrige so stark, daß Präsident Wilson es möglich gefunden hat, das ihm zugegangene Telegramm Kaiser Wilhelms mit jener salbungsvollen und leeren Entgegnung zu beantworten, die weder warm noch kalt ist und die uns davon Zeugnis gibt, daß es an Mut fehlt, sich zur Wahrheit zu bekennen. Vielleicht lockt auch die zynische Aufforderung, die von englischer und von russischer Seite an die Vereinigten Staaten gerichtet worden ist, die Gelegenheit zu benutzen, um in Südamerika den deutschen Handel zu vernichten und den amerikanischen Handel das Erbe Deutschlands antreten zu lassen. Staatssekretär Dernburg, der zurzeit in Amerika weilt und überaus tätig und geschickt für unsre Interessen eintritt, hat jenen hinterlistigen Anschlag in einer seiner Reden ins rechte Licht gesetzt und ad absurdum geführt. Auch das soll nicht verschwiegen werden, daß einer unserer Austauschprofessoren, John W. Burgeß, mannhaft für uns eingetreten ist, und wir erwarten, daß sein Beispiel nicht ohne Nachfolge bleiben wird.

Von größerer Bedeutung könnte es freilich werden, daß die Vereinigten Staaten allmählich zur Einsicht kommen, daß die japanischen Bundesgenossen Englands nicht nur die deutschen Interessen in der Südsee schädigen und sich die deutschen Stützpunkte zu eigen zu machen bemüht sind, sondern in gleicher Weise darauf ausgehen, auch Amerika aus dem Stillen Ozean zu verdrängen. Noch ist es jedoch zweifelhaft, ob die Konzentrierung der amerikanischen Schlacht-

Digitized by Google

flotte in den Häfen der Philippinen mehr bedeutet als eine Demonstration, die den skrupellosen Staatsmännern in Tokio wenig Sorge machen dürfte, sobald sie überzeugt sind, daß der Demonstration keine Taten folgen werden. Es hat aber den Anschein, daß sie guten Grund haben anzunehmen, daß Präsident Wilson und Staatssekretär Bryan entschlossen sind, unter allen Umständen Amerika den Frieden zu erhalten. Wie weit das klug ist, dürfte sehr fraglich sein. Schon der Fall von Kiautschau, dessen heldenmütige Verteidigung gegen die verbündeten Kräfte Japans und Englands zugleich eine Verteidigung Amerikas bedeutet, würde eine ernstliche Gefährdung der amerikanischen Interessen in China bedeuten, während die Festsetzung der Japaner auf unsern Südseeinseln ganz direkt die Besitzungen Amerikas auf den Philippinen und der Samoagruppe bedroht. Nun zweifeln wir zwar nicht daran, daß, nachdem wir mit unsern europäischen Feinden abgerechnet haben, auch die Reihe an Japan kommen wird, dem eine Lektion, die es zur Bescheidenheit zurückführt, sehr not tut. Der Tag dieser Abrechnung mag noch ziemlich weit abliegen, aber er kann auch früher kommen, als wahrscheinlich ist, und auch der ferne Osten erfahren, daß diejenigen falsch gerechnet haben, die den Gedanken nicht fassen konnten, daß Deutschland der zahlreichen und so starken Feinde Herr werden könne, die es heute nicht einen nach dem andern, sondern gleichzeitig niederwirft. Der Fall von Antwerpen muß die Entscheidung in Frankreich nach sich ziehen und bedeutet zugleich eine ernste Niederlage Englands, das nunmehr ganz auf seine Seemacht und seine Insel angewiesen bleibt. Nun hat zwar England seine Bundesgenossen zu gemeinsamem Ausharren bis zum gemeinsamen Friedensschluß verpflichtet, aber es ist sehr geringe Aussicht, daß die Bundesgenossen in der Lage sein werden, ihm Wort zu halten. Den Frieden wird Deutschland diktieren, und unsre Feinde werden ihn schließen müssen, wenn ihre Kräfte ganz zusammengebrochen sind, zumal es keineswegs gegenseitige Zuneigung oder Interessengemeinschaft ist, die sie zusammengeführt hat, sondern trotz gegenseitiger Abneigung und trotz direkt entgegengesetzter Interessen, der gemeinsame Haß gegen Deutschland. Es ist wohl nützlich, auf diesen Gegensatz der Verbündeten von heute hinzuweisen. Noch im Oktober 1912 schrieb das vornehmste Organ des Moskauer Liberalismus, der „Golos Moskwy“: „Unser Hauptfeind und zugleich der Feind der gesamten Welt ist England, das nicht nur Rußland, sondern ganz Europa in einer Art Konzentrationslager gefangenhält wie einst die Buren in Südafrika.“ Im Juni 1909 aber schrieb der „Courrier Européen“, ein in Paris erscheinendes radikales, aber von der Regierung unabhängiges Blatt:

„Rußland, das, wie alle Welt wisse, von Gott geschaffen sei, um Frankreich vor einer deutschen Invasion zu schützen, habe von 1700 bis 1900 nichts getan als erobert, es habe wie ein Heuschreckenschwarm alles Land ringsum verwüstet, ohne irgendeine Kulturaufgabe zu erfüllen. Rußland werde sterben und sei bereits todkrank. Es sei ganz vergeblich, daß England und Frankreich sich bemühten, diesen Leichnam für lebendig auszugeben; die letzten Ereignisse (das Versagen

Digitized by Google

in der bosnisch-herzegowinischen Krisis) haben bewiesen, daß der Arm, auf den die Westmächte sich zu stützen dachten, kraftlos sei." Was aber die Freundschaft Englands zu Frankreich betrifft, so ruht sie auf einem Fundament unüberwindlicher gegenseitiger Antipathie und nebenher auf gegenseitiger Geringschätzung. Als 1898 Lord Kitchener dem Obersten Marchand in Faschoda darlegte, daß es für England absolut notwendig sei, die französische Flotte zu zerstören, fügte er wörtlich hinzu: „Wir in England sind alle überzeugt, daß, nachdem diese Operation einmal vollzogen ist, wir die allerbesten Kameraden sein werden." Damals hat Delcassé auf solcher Grundlage die „Kameradschaft" mit England besiegelt. Man ließ die französische Flotte verkommen und wurde Englands Vasall. Heute aber, da auf französischem Boden die Schlachten Englands geschlagen werden, mag den einsichtigen Franzosen ein Gedanke wieder lebendig werden, den Henri Moreau im März 1906 in der „Europe Coloniale et Politique" aussprach: „Eine Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland wäre nicht nur ein Ehrendenkmal für das zwanzigste Jahrhundert, sondern zugleich die größte Wohltat für die Alte Welt." Das war ganz richtig gedacht, und Deutschland hat mehr als einmal den Franzosen die Hand entgegengestreckt. Jedesmal warf sich uns ein neues Aufflammen des unversöhnlichen französischen Chauvinismus entgegen, das nach der Delcasséschen Verschwörung mit England völlig unbelehrbar dem Verhängnis entgegeneilte, das sich jetzt vollzieht.

Es gibt eine umfangreiche französische Literatur, die seit Jahr und Tag bemüht ist, den Beweis zu erbringen, daß Deutschland ein niedergehender Staat ist, und nur wenige Franzosen vermochten es, der Wirklichkeit, wie sie bei uns und bei ihnen selbst war, ins Auge zu blicken. Einer von ihnen aber hat schon 1906 in wahrhaft prophetischem Blick das Bild der Zukunft entworfen, die heute Gegenwart ist. Das war der ehemalige Minister des Auswärtigen Emile Flourens, in dessen Buch: „Das eroberte Frankreich" wir die folgende Betrachtung finden: „Frankreichs Aufgabe ist heute, den Gegnern Großbritanniens auf dem Kontinent die Spitze zu bieten, während die englische Flotte sie auf hoher See zermalmt." Die Last müsse Frankreich tragen. Ein Widerstand sei unmöglich, denn die Nation sei bereits nicht mehr imstande, sich dem englischen Einfluß zu entziehen. Doch sollte man trotz allen Prestiges, das England gewonnen habe, nicht vergessen, daß diese Macht an unheilbarer Schwäche leide. Die Allianz mit Japan, deren Zweck es war, die Grenzen Indiens zu schützen, habe dieses Geheimnis offenbart ... „England kann heute nicht anders, als es öffentlich bekennen, daß seine Großmachtstellung von der Gnade Japans abhängt ..." Im Hinblick auf den Krieg gegen Deutschland, den er infolge der englisch-französischen Entente bereits damals kommen sieht, erklärt Flourens, daß er zwar als Franzose auf den Sieg hoffe, daß es aber Pflicht sei, auch die andre Möglichkeit ins Auge zu fassen. Siege Deutschland, so bringe jeder Tagesmarsch es der Meeresküste näher, bis nach Boulogne und Calais, wo der nächste günstige Nebel abzuwarten sei, um die Pläne Napoleons zu verwirklichen. Ziehe aber Deutsch-

Digitized by Google

land in Paris ein, so werde es wie Napoleon aus den Feinden von gestern seine Alliierten machen.

Jedenfalls stehen wir vor großen Entscheidungen. An der Aisne wie an der Weichsel muß die Hauptmacht des Feindes geworfen sein, wenn diese Zeilen dem Leser vor Augen kommen. Auch die Türkei muß dann ihre endgültige Entscheidung getroffen haben, und wir zweifeln nicht daran, daß sie sich auf unsre Seite stellen wird. Ein neuer Versuch Rußlands, Rumänien zu sich herüberzuziehen, steht ohne Zweifel bevor, über den Erfolg wird die Schlacht an der Weichsel zu entscheiden haben. Mit dem Neumond endlich sind neue Unternehmungen der englischen wie der deutschen Flotte zu erwarten.

Wir haben, wie zu unserm Heere, die größte Zuversicht zur Leitung und Tatkraft unsrer Marine, die bereits den Beweis erbracht hat, daß auch der stärkere Feind sie nicht schreckt. Ueber jeder kriegerischen Unternehmung, zu Wasser wie zu Lande, sehen wir aber im Geist die Helden unsrer Luftfahrzeuge schweben, als kühne Helfer im Kampf, als untrügliche Späher und als Vorboten weiterer Taten.

Berlin, den 12. Oktober 1914.

Frankreichs Volks- und Verkehrswirtschaft und der Krieg

Von

Ministerialrat v. Völcker

I. Politische, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung

Es war bis zum Jahre 1870 keine Anmaßung, wenn Frankreich das Prädikat der „Grande nation“ für sich in Anspruch nahm. Frankreich hat politisch, wirtschaftlich und kulturell seit dem Ausgang des Mittelalters mit wenigen Unterbrechungen eine führende Stellung unter den Nationen des europäischen Kontinents eingenommen.

Das römisch-deutsche Kaisertum hatte seine universelle Bedeutung schon im dreizehnten Jahrhundert mit dem Untergang des staufischen Hauses eingebüßt. Der Kampf mit dem Papsttum, die Entwicklung der Territorialhoheit der Fürsten und in der Folge die kirchliche Spaltung hat Deutschlands politische und wirtschaftliche Kraft gebrochen.

Seitdem im Vertrag von Verdun (843) das Reich Karls des Großen auseinandergefallen war, begann die französische Nationalität sich mächtig zu entwickeln. Wohl erhoben auch in Frankreich die großen Vasallen ihr Haupt. Aber schon vom zwölften Jahrhundert an vermochte die nationale Monarchie,

Digitized by Google

gestützt auf das früher als in Deutschland entwickelte Städtetum, auf eine dem päpstlichen Stuhl gegenüber mit weitgehenden Selbständigkeiten ausgestattete Landeskirche und auf ein einheitliches, aus einer ständigen Steuer bezahltes stehendes Heer, die Herrschaft des Feudalismus zu brechen.

Nachdem in kurzen, aber blutigen Kämpfen auch die konfessionelle Einheit mit Gewalt bis auf kleine kalvinistische Reste (heute gibt es im ganzen nur etwa 600000 Protestanten) hergestellt war, bildet Frankreich seitdem geographisch, konfessionell und national eine geschlossene Einheit.

So entstand in einer Zeit, wo Deutschland durch Bruderzwist und Religionskriege sich zerfleischte, in Frankreich eine starke Zentralgewalt unter einem absoluten Königtum, unter der sich die Nation zur ersten Großmacht Europas entwickelte. Das erste Kaisertum dehnte die Herrschaft Frankreichs vorübergehend fast auf den ganzen Kontinent aus.

Schon unter Heinrich IV. und dessen vortrefflichem Minister Sully wurden in Frankreich Straßen und Brücken gebaut, mit der Herstellung eines Kanals zwischen Seine und Loire wurde der Grund zu dem großartigen Wasserstraßennetz gelegt. Landwirtschaft, Gewerbe und Handel wurden durch Beseitigung der Zollschranken innerhalb des Landes gehoben. Von Colbert unter Ludwig XIV. wurde das sog. Merkantilsystem ausgebildet, jene im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert fast von allen andern europäischen Staaten übernommene Wirtschaftspolitik, die in der Hebung von Handel und Verkehr die Quelle des Reichtums erblickt und eine günstige Handelsbilanz durch billige Beschaffung der Rohstoffe und Lebensmittel, durch Förderung der heimischen Produktion und Ausfuhr und durch Verbesserung der Verkehrswege herbeizuführen sucht. Der Wohlstand des Landes hob sich, und Frankreich wurde nach und nach zum kapitalkräftigsten Lande des Kontinents.

Der politischen und wirtschaftlichen Machtentfaltung folgte die kulturelle Hegemonie Frankreichs in Europa. Hatte die glanzvolle Epoche der Hohenstaufen den romanischen Baustil mit seiner wuchtigen Pracht in Deutschland zur höchsten Blüte entfaltet, so entwickelte seit dem Niedergang des staufischen Kaiserhauses Frankreich den gotischen Baustil und verbreitete ihn über das Abendland. Schon im dreizehnten Jahrhundert entstanden Schöpfungen wie die Kathedralen zu Amiens, Chartres und Reims, von denen die letztere wegen des übersprudelnden Reichtums und der vollendeten Schönheit ihres bildnerischen Schmuckes vielleicht den Höhepunkt der gotischen Baukunst darstellt. Auch in der Literatur ging nach der staufischen Zeit, während der die deutsche Poesie im Volksepos ihre erste große Blütezeit erlebt hatte, die Führung an Frankreich über. Die Universität Paris wird zur Hochburg der Scholastik, Frankreich zum erstenmal das Vorbild für höfische Sitte und modische Tracht im Abendlande.

Noch einmal schien es, als ob mit dem Erwachen des Humanismus und dem Wiederaufleben der Antike im sechzehnten Jahrhundert Deutschland wieder eine führende Stellung in der abendländischen Kultur erlangen sollte. Aber der

Digitized by Google

Dreißigjährige Krieg und die von ihm verursachte Verwüstung des Landes erstickten die zarte Blüte. Dagegen brach um die Wende vom siebzehnten auf das achtzehnte Jahrhundert Frankreichs „goldnes Zeitalter" an. Literatur und Wissenschaft erlebten einen neuen Aufschwung, in prunkvollen Schloßbauten wurde der französische Zweig des Barockstils geschaffen, Staatswerkstätten wurden gegründet, um Möbel und Gewebe, Bronzen und Fayencen für die prunkvolle Hofhaltung herzustellen. Die französische Sprache ist seitdem für Europa zur Hof- und Diplomatensprache und, bis zu ihrer erst in der neuesten Zeit erfolgten Verdrängung durch die englische, auch Weltsprache geworden. Auch die Stilrichtungen des Rokoko, Louis Seize und Empire verbreiten sich von Frankreich aus über ganz Europa. Voltaire, Montesquieu und Rousseau gewinnen weit über Frankreichs Grenzen Einfluß. Sie bereiten den Boden für die Revolution und für den großen Umschwung in den politischen Auffassungen, der an die Stelle des Absolutismus zuerst in Frankreich und nach und nach in der ganzen Kulturwelt die Ideen von den Rechten des Volkes, von der politischen Freiheit und von der Gleichheit der Staatsbürger vor dem Gesetze treten läßt. Die großen Reformen Napoleons auf dem Gebiete des Heerwesens, des Straßenbaues, der Gerichtsverfassung und der Verwaltung nahmen lange nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs noch ihren Siegeslauf durch die Kulturstaaten des Festlandes.

Frankreichs Größe baute sich auf Deutschlands Verfall auf. Mit Deutschlands Wiederaufrichtung setzt Frankreichs politischer Niedergang ein. In Deutschland hatte sich noch in den rauchenden Trümmern des Dreißigjährigen Krieges Preußen unter dem „Großen Kurfürsten" Friedrich Wilhelm kräftig entwickelt. Schon hundert Jahre später erhob es sich unter Friedrich dem Großen zur Großmacht. Napoleon I. warf den aufstrebenden Rivalen nieder und führte von 1806 bis 1812 Frankreich auf den Höhepunkt seiner politischen Machtentfaltung empor, von dem es dann von Preußen im Bunde mit den übrigen europäischen Großmächten in dem großen Befreiungskrieg 1813/14 jäh herabgestürzt wurde. Ein zweiter Versuch Frankreichs, sein politisches Uebergewicht wiederherzustellen, endigte mit dem Zusammenbruch in dem Kriege von 1870/71.

Wie das aufstrebende Rom die ältere phönikisch-karthagische Großmacht in drei blutigen Waffengängen niederringen mußte, so wird jetzt Deutschland seine Großmachtstellung und weltwirtschaftliche Geltung in einem dritten großen Kriege mit der romanischen Vormacht und ihren germanischen, slawischen und asiatischen Helfern wohl endgültig befestigen.

II. Frankreichs Volkswirtschaft

Frankreich, das im siebzehnten Jahrhundert das volkreichste Land der zivilisierten Welt war, steht heute mit einer Bevölkerung von 39,6 Millionen Einwohnern unter den europäischen Staaten an fünfter Stelle. An Volksdichte

Digitized by Google

steht ihm unter den Großstaaten nur Rußland nach. Auf 1 Quadratkilometer kommen in Frankreich 74, in Deutschland 120 Einwohner. Unter allen europäischen Staaten hat Frankreich auch die geringste Bevölkerungszunahme. Seine Einwohnerzahl verhielt sich zu der Deutschlands im Jahre 1870 wie 100:101, jetzt ist das Verhältnis 100:168. In den fünfundzwanzig Jahren von 1886 bis 1911 hat sich seine Bevölkerung um $2^1/_2$ Prozent, jene Deutschlands um 40 Prozent gehoben.

Am dichtesten ist die Bevölkerung, abgesehen vom Seinedepartement mit Paris, in den Industriebezirken an der nördlichen Grenze und am Mittellauf der Rhone. Die Gebiete mit der dichtesten Bevölkerung zeigen im allgemeinen auch die größte Bevölkerungszunahme. Paris und die Industriegebiete vermehren sich zehnmal so stark wie der französische Durchschnitt.

Den Kern der französischen Bevölkerung bilden die gallischen Kelten. Sie übertrugen die Kultur, die sie der vier Jahrhunderte dauernden Römerherrschaft verdankten, und die römische Sprache auf die später eingewanderten germanischen Völkerschaften: Westgoten, Burgunder, Franken und Normannen. Auf das keltische Element sind die französischen Nationaleigentümlichkeiten vornehmlich zurückzuführen: die zierliche, elastische Figur, das lebhafte, gesprächige, reizbare und kampflustige Temperament des Franzosen; sein Witz und seine Geselligkeit, sein Geschmack und seine Eitelkeit; sein unzerstörbarer Optimismus, der ihm über die schwierigsten Lagen immer wieder hinweghilft und mit dem Deutschland auch im jetzigen Kriege wird rechnen müssen. Am Tage nach dem Auszug aus Paris haben es sich die Minister, Parlamentarier und Pariser Journalisten in dem üppigen Bordeaux so wohl sein lassen, daß die gewiß auch nicht prüde südfranzösische Presse ernstlich daran Anstoß nahm. Der Franzose ist reich an Ideen und schöpferisch auf künstlerischem, wissenschaftlichem und technischem Gebiet, aber es fehlt ihm die Unternehmungslust, seine Ideen in großem Stil wirtschaftlich zu verwerten. Er weiß zu arbeiten, aber er liebt die Arbeit nicht um ihrer selbst willen, sondern als Mittel zum Genuß. Er spart, um frühzeitig von der Arbeit ausruhen zu können. Die Lebenshaltung ist bis in die unteren Volksschichten gut — wenigstens in der Hauptstadt und in den wohlhabenderen Landesteilen. Auch der Tisch des Arbeiters ist stets weiß gedeckt. Die Mahlzeit, deren verschiedene Gerichte man am liebsten in ebensoviel Gängen aufträgt, ist gut und reinlich zubereitet. Nie fehlt der Wein auf dem Tisch. Man hat seine „Salle à manger", in der kein Bett steht, und begnügt sich dafür mit Zimmern, die durchschnittlich kaum 15 Quadratmeter groß sind, und mit einer Küche, die nur 3 oder 4 Quadratmeter mißt. Heiterer Lebensgenuß und Geselligkeit sind dem Franzosen alles; seine Höflichkeit und Gefälligkeit, seine gute allgemeine Bildung und sein ausgeprägtes Verständnis und Interesse für die Politik sind ein Ergebnis der alten Kultur, deren sich das Land erfreut.

Frankreich ist die zweitgrößte Kolonialmacht der Erde. Seine vortrefflich geleitete auswärtige Politik hat seit 1870/71 auf dem Gebiet der kolonialen

Digitized by Google

Erwerbungen glänzende Erfolge erzielt. Tunis kam 1881, Marokko 1911 unter französisches Protektorat. Durch den anläßlich des Faschodafalles im Jahre 1899 mit England abgeschlossenen Vertrag fielen an Frankreich Gebiete, die aus seinem nordafrikanischen Kolonialreich ein Ganzes machten, das sich zusammenhängend vom Mittelmeer bis zum Golf von Guinea und vom Atlantischen Ozean bis zur östlichen Grenze Wadaïs ausdehnt.

Während die deutschen Kolonien nur 3 Millionen Quadratkilometer und 12 Millionen Einwohner besitzen, beträgt die Fläche des französischen Außenbesitzes 10 Millionen Quadratkilometer und seine Bevölkerung 53 Millionen, von denen drei Viertel in dem zu Frankreich so günstig gelegenen Afrika wohnen.

Am engsten ist Algier mit dem Mutterlande verbunden. Es gilt überhaupt nicht mehr als Kolonie, sondern als Provinz Frankreichs. Es hat seine Provinzialvertretung und wählt zum französischen Parlament. Wirtschaftlich ist Algier und ein großer Teil der Kolonien in den Schutzzollverband mit dem Mutterlande einbezogen.

Mit großen Mitteln hat Frankreich in den Kolonien Straßen und Bahnen gebaut und damit seinen Kolonialbesitz wirtschaftlich gehoben. Algier, das „zweite Frankreich", ist die Zukunftshoffnung der Republik, seine fortschreitende Nationalisierung das Ziel der französischen Politik. Von der schwarzen Prätorianergarde, die man in Nordafrika herangebildet hat, versprach man sich eine wichtige Verstärkung der Wehrmacht.

Von der Bodenfläche Frankreichs sind nur 19 Prozent Waldland (in Deutschland 26 Prozent). Die Waldbestände sind seit der Revolution um ein Drittel vermindert worden, sehr zum Schaden des Landes. Infolge der Abholzung ist in den gebirgigen Teilen im Süden viel Kulturboden durch Vermuhrung vernichtet und die Wasserführung der Flüsse sehr ungleichmäßig geworden.

Der Schwerpunkt des französischen Wirtschaftslebens liegt in der Landwirtschaft. Der Anteil der erwerbstätigen Bevölkerung an der Land- und Forstwirtschaft beträgt 43, in Deutschland nur 35 Prozent. Frankreich besitzt einen lebenskräftigen Bauernstand. Das Latifundienwesen hat nie in schädlicher Weise überhand genommen. Der fruchtbare Boden liefert den größten Teil der notwendigen Lebensbedürfnisse. Getreide braucht nur bei schlechter Ernte in größeren Mengen eingeführt zu werden.

Im Ackerbau überwiegt der Weizen weitaus. Der Franzose ißt fast nur Weißbrot, das in Paris viermal täglich frisch gebacken wird. Frankreich ist nach Rußland Europas größter Weizenproduzent, sein Verbrauch ist allerdings auch viermal so groß wie der Deutschlands. Aber auch die Erzeugung von Hafer und Kartoffeln und im Garonnebecken von Mais ist beträchtlich. Der durchschnittliche Hektarertrag ist in allen Fruchtarten in Frankreich geringer als in Deutschland, was wohl nur mit einer gewissen Rückständigkeit der Landwirtschaft in der Bodenmelioration und in der Anwendung künstlicher Düngung

Digitized by Google

zusammenhängen kann. Die Zuckerrübe wird im Norden stark gebaut; Frankreich steht unter den an der Zuckererzeugung beteiligten Ländern Europas an vierter Stelle, vermag aber seinen ganzen Bedarf an Zucker nicht selbst zu erzeugen.

Hochentwickelt ist die Kultur von Qualitätserzeugnissen für Tafel und Küche, vor allem der Gemüsebau und die Obstzucht. Im Südosten des Landes gedeihen auch die mediterranen Früchte und der Oelbaum; wenn der letztere auch nicht sehr verbreitet ist, so ist doch das Provenceröl wegen seiner sorgfältigen Herstellung die feinste aller Oelsorten. Paris ist einer der ersten Handelsplätze für frische Gemüse und Salate, insbesondere die sog. „Primeurs", und für feines Tafelobst, Erzeugnisse, von denen es erhebliche Mengen nach den übrigen Metropolen und nach den Weltbädern Europas exportiert. In der Rohseidenernte (Provence) steht Frankreich in Europa nach Italien an zweiter Stelle, wenn es auch den eignen Bedarf nicht zu decken vermag. Ganz außerordentlich hat sich die Kultur und Ausfuhr von Blumen entwickelt. In Wagenladungen gehen während des Winters und Frühjahrs die Blumensendungen von Nizza und der Mittelmeerküste nach den Großstädten Westeuropas.

Von der größten wirtschaftlichen Bedeutung ist der Weinbau, in dem Frankreich den ersten Platz in Europa einnimmt. Außer im Nordwesten ist er überall verbreitet. Der Wein ist das billige Volksgetränk. Die aus den Gewächsen von Bordeaux und Burgund erzeugten Qualitätsweine sind neben den Pfälzer- und Rheinweinen die edelsten Weine der Welt. Die Trauben der Champagne liefern das Material, aus dem die Schaumweine von Epernay und Reims hergestellt werden.

Die französische Viehzucht ist hochentwickelt. In der Schafzucht steht Frankreich nur Rußland und England nach. Frankreich hat einen bedeutenden Wollexport. Das Fleisch der auf den Salzwiesen der Bretagne gezüchteten Schafe („Gigot du pré salé") wird wegen seines Wohlgeschmacks besonders geschätzt. Die hochentwickelte Milchwirtschaft erzeugt die feinsten Käse- und Rahmsorten. Auch die Seefischerei, besonders der Heringsfang an der Bretagne, und die Sardinenfischerei im Mittelmeer und an der atlantischen Küste und die damit zusammenhängende Konservenindustrie, sind von großer wirtschaftlicher Bedeutung. Die Austernzucht in den Parcs aux huîtres von Courseulles und Marennes ist nicht unbeträchtlich.

Für die Großindustrie sind in Frankreich die Bedingungen wenig günstig. Der Mineralreichtum des Landes ist weit geringer als der Deutschlands.

Frankreich besitzt wenig Kohle. Es steht in der Kohlengewinnung mit 40 Millionen Tonnen im Jahre an fünfter Stelle unter den Ländern der Erde und deckt nicht seinen eignen Bedarf. Deutschland fördert über sechsmal soviel. Zwei Drittel der französischen Kohle liefern die Kohlenfelder in Flandern und im Hennegau, Ausstrahlungen des belgischen Kohlenbeckens, den Rest die Kohlenbecken im Zentralmassiv (Le Creuzot) und dessen Ausstrahlung bei Décaze-

Digitized by Google

ville, wo auch Eisenerze auftreten, endlich Pont à Mousson bei Nancy, eine Ausstrahlung des Saarbeckens.

Von weit größerer Bedeutung ist die Eisenerzgewinnung Frankreichs, das auf diesem Gebiete nur von den Vereinigten Staaten und Deutschland übertroffen wird. Europas reichstes Eisenerzlager bildet das sog. Minettegebiet, in dessen Besitz sich Frankreich, Deutschland und Luxemburg teilen. Frankreichs Anteil mit den Bezirken Briey, Nancy und Longwy ist weitaus am größten, und seine Erze besitzen den größten Eisengehalt. Frankreichs Eisenerzeugung hat im letzten Jahrzehnt einen erstaunlichen Aufschwung genommen und auch die Erzeugung Großbritanniens überflügelt. Freilich wird nur ein Teil der französischen Erze in Frankreich verhüttet. Während im allgemeinen die neuere Entwicklung mehr und mehr die Richtung genommen hat, daß die Kohle zum Eisen kommt, weil zur Herstellung von 1 Tonne Roheisen 3 Tonnen Erz, aber nur 1 Tonne Koks gebraucht werden, wandern die französischen Erze zum großen Teil zur deutschen Kohle. Die deutschen Hüttenwerke Thyssen, Gelsenkirchen, Hörde und andre besitzen einen großen Teil der französischen Kohlenfelder in Lothringen, insbesondere in dem gleich zu Anfang des Krieges von den Deutschen besetzten Briey und in der Normandie. Während sich die französische Eisenerzgewinnung von 1902 bis 1912 mehr als verdreifacht hat, hat sich die Roheisenerzerzeugung nur verdoppelt, und von dem gewonnenen Roheisen wird ein großer Teil nicht im Inlande weiter verarbeitet, sondern ausgeführt. In der Maschinenindustrie Frankreichs überwiegt der Import den Export um das Dreifache.

Wenn der Eisenbedarf weiter so zunimmt wie bisher, besteht die ernste Gefahr, daß die Erzvorräte in Europa bald dem Bedarf nicht mehr genügen werden. Frankreich besitzt in Afrika große Reserven. Seine Eisenbahnpolitik in Algier und Tunis hat mit Erfolg die Erschließung der reichen Erzgebiete dortselbst betrieben. Neben den Creuzotwerken haben auch Thyssen und Krupp algerische Minenkonzessionen erworben; hierüber gab es im heurigen Frühjahr in der Kammer erregte Debatten; man werde, so hieß es, demnächst Nancy, Belfort und Paris mit französischem Eisen bombardieren.

Der geringe Reichtum des Landes an Kohle steht einer kräftigen Entwicklung der Schwerindustrie hindernd im Wege. Immerhin besitzt Frankreich in seinen eben genannten Kohlen- und Eisenrevieren und in vielen seiner Großstädte und Hafenplätze eine blühende Eisen- und Maschinenindustrie, die allerdings den eignen Bedarf des Landes bei weitem nicht zu decken vermag. Auch im Bau und Export von Wagen, Automobilen und Flugzeugen nimmt Frankreich eine hervorragende Stellung ein.

Von weit größerer Bedeutung ist aber die französische Textilindustrie, insbesondere die Seidenindustrie; Lyon ist der erste Seidenplatz der Welt. In der Zahl der Spindeln steht Frankreich an fünfter Stelle unter den Ländern der Erde. Hochentwickelt ist die Bekleidungs- und vor allem die Modewaren- und Konfektionsindustrie, die in Paris ihren Hauptsitz hat. Die großen Mode-

Digitized by Google

geschäfte aller Weltstädte beziehen ihre Modelle zweimal im Jahre je zu Beginn der Saison aus Paris und verbreiten sie in ihren Ländern. Hier und in einer ganzen Reihe von Gebrauchs- und Luxusgegenständen („Articles de Paris"), wie Gobelins, Bijouterien, Möbeln, Leder-, Steingut-, Glas- und Porzellanwaren, Gegenständen des Kunstgewerbes, Spirituosen, Parfümerien und Seifen erzeugt Frankreich Qualitätsware ersten Ranges. Frankreich ist hier wegen seines Kunstsinns und Geschmacks einerseits und seines großen eignen Verbrauchs anderseits bisher in vielen Beziehungen tonangebend in Europa gewesen.

Frankreich ist in geringerem Grade Industriestaat und in höherem Grade Agrarstaat als Deutschland. Von seiner erwerbstätigen Bevölkerung sind 32 Prozent — in Deutschland 40 Prozent — in Bergbau und Industrie tätig.

In Frankreichs auswärtigem Handel hat in letzter Zeit eine unverkennbare Aufwärtsbewegung eingesetzt. Es betrug

	1884	1897	1913	
die Einfuhr	3,5	3,2	6,8	Milliarden Mark
die Ausfuhr	2,6	2,9	5,5	„ „
der auswärtige Handel	6,1	6,1	12,3	Milliarden Mark.

Frankreichs auswärtiger Handel blieb somit von 1884 bis 1897 völlig stabil, von da an bis 1913 hat er sich verdoppelt. Deutschlands auswärtiger Handel hat sich seit 1884 mehr als verdreifacht. Dabei ist Frankreichs Ausfuhr stärker gestiegen als die Einfuhr. Den ersten Platz in seinem auswärtigen Handel nimmt Großbritannien ein. Im übrigen ist Frankreich in seinem Außenhandel in höherem Grade auf Deutschland angewiesen als Deutschland auf Frankreich. Deutschland steht in Frankreichs Einfuhr an zweiter, in der Ausfuhr an dritter Stelle, während Frankreich in Deutschlands Ein- und Ausfuhr erst den vierten Platz einnimmt. Deutschlands Anteil an Frankreichs auswärtigem Handel ist verhältnismäßig sehr viel größer als Frankreichs Anteil am deutschen Außenhandel. Freilich konnte Deutschland seine Ausfuhr nach Frankreich von 1907 bis 1913 um 76 Prozent steigern, während die französische Ausfuhr nach Deutschland trotz der schon erwähnten, für Frankreich nicht gerade erwünschten Ausfuhrsteigerung in Roheisen sich nur um 29 Prozent gehoben hat. Schon seit längerer Zeit weisen die französischen Chauvinisten auf die steigende deutsche Einfuhr, auf die Minenkonzessionen an deutsches Kapital in Frankreich und auf das Heer von deutschen Firmen und Angestellten hin, die den französischen Landeskindern das Brot wegnehmen. Frankreich sei „eine deutsche Kolonie" geworden, heißt es, aber man übersieht, daß ohne die deutsche Einwanderung die Stagnation in der französischen Bevölkerungszunahme noch größer und der Fortschritt seiner wirtschaftlichen Entwicklung noch geringer gewesen wäre.

Wenn die von Helfferich in seiner bekannten Studie „Deutschlands Volkswohlstand 1888 bis 1913" gegebenen Schätzungen zutreffend sind, wäre Frank-

Digitized by Google

reich von Deutschland in seinem Volkseinkommen und Volksvermögen schon heute überholt, auch auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet wäre das deutsche Volk an Einkommen bereits reicher als das französische, während allerdings an Volksvermögen auf den Kopf der Bevölkerung uns Frankreich noch überlegen wäre. Es betrug:

	das Volkseinkommen		das Volksvermögen	
	im ganzen	auf den Kopf	im ganzen	auf den Kopf
in Frankreich 1908 . .	20 Milliarden M.	514 M.	230 Milliarden M.	5924 M.
in Deutschland 1908 . .	35 „ „	555 „	300 „ „	4700 „
in Deutschland 1913 . .	40 „ „	605 „		

In Deutschland wird mehr verdient, weil intensiver gearbeitet wird. Helfferich nennt Deutschland das Land der Arbeit, Frankreich das Land der Rente.

Man hat Frankreich den Bankier der Welt geheißen. Die Banque de France hat unter den großen europäischen Zentralbanken den größten Bargeldschatz. Infolge des großen Angebots an Kapitalien ist in Frankreich der Zinsfuß für langfristige Darlehen und der Bank- und Marktdiskont niedriger als in irgendeinem andern Lande der Erde. Da der starke Ueberfluß an Kapitalien im Inland nicht untergebracht werden kann, muß er in das Ausland wandern. In den Jahren 1906 bis 1911 kamen in Frankreich von der Gesamtheit aller Emissionen 78, in Deutschland nur 11 Prozent auf Auslandswerte. So beruht Frankreichs Reichtum mehr und mehr auf dem Besitz von ausländischen Obligationen und Aktien, wobei neuerdings insbesondere Rußland und die Balkanländer in den Vordergrund traten. Man stellte die Finanzkraft des Landes in den Dienst der auswärtigen Politik. Die „politique financière“ sekundierte der Politik der Diplomatie, wobei man es mit der finanziellen Kalkulation nicht übermäßig genau nahm. Als dann der Krieg ausbrach, zeigte sich die Kehrseite dieser Entwicklung. Die ungeheure Entwertung der ausländischen Papiere gehört zu den Ursachen der finanziellen Schwierigkeiten, in denen sich jetzt Frankreich allem Anschein nach befindet. Freilich wäre es verfrüht, etwa jetzt schon von einem Zusammenbruch der französischen Geld- und Kreditwirtschaft zu sprechen, dennoch scheint der nach England in Sicherheit gebrachte Fünfmilliardenschatz der Bank von Frankreich, die allerdings Ausweise schon seit Beginn des Krieges nicht mehr veröffentlicht, nicht angegriffen zu sein. Nach den neuesten Verlautbarungen des Finanzministers Ribot (1. Oktober) hätte der Goldvorrat sogar beträchtlich zugenommen. Französische Wechsel und Zahlungsmittel bewegen sich erheblich über dem gewohnten Stand. Aber immerhin fällt der Vergleich der französischen mit der deutschen Wirtschaftslage sehr zuungunsten der ersteren aus, wenn man sich die großartige finanzielle Mobilmachung Deutschlands seit der denkwürdigen Reichstagssitzung vom 4. August und das Vier-

Digitized by Google

einhalbmilliardenergebnis der Kriegsanleihe des Reichs vom 19. September, der größten Finanzoperation, die die Welt gesehen hat, vergegenwärtigt.

Auch die französischen Staatsfinanzen haben sich in den letzten Jahren merklich verschlechtert, die Ausgaben für Heer und Flotte sind immer drückender geworden. Sie betragen jetzt auf den Kopf der Bevölkerung 31,50 Mark, in Deutschland nur 24 Mark. Nach großen Kämpfen haben die Radikalen eine Steuerreform erzwungen, deren meistumstrittener Teil die 1915 einzuführende allgemeine nationale Einkommensteuer war.

Auch das Schuldenwesen Frankreichs hat sich ungünstiger gestaltet. Der jahrzehntelange Stillstand der Verschuldung hat seit 1912 sein Ende erreicht, die Regierung ist erstmals bei der 300-Millionen-Anleihe von 1912 zum vierprozentigen Typ übergegangen; die Gesamtschuld beträgt 26 Milliarden Mark, die Staatsschulden des Deutschen Reiches und der Einzelstaaten betragen nicht ganz 21 Milliarden, ihnen stehen aber 17 Milliarden Mark Anlagekapital der Reichs- und Staatsbahnen gegenüber.

III. Verkehr

Das französische Eisenbahnnetz hat einen Umfang von rund 50000 Kilometer. Es steht hinsichtlich seiner Länge unter den Eisenbahnnetzen der europäischen Staaten an dritter Stelle. Es hat sich von 1890 bis 1912 um 36, das deutsche um 71 Prozent vergrößert. Auch an Dichtigkeit und Intensität des Betriebes kommt es dem deutschen nicht gleich. In Deutschland kommen auf 100 Quadratkilometer 13,5, in Frankreich nur 9,4 Kilometer Eisenbahnen.

Im wesentlichen teilen sich, abgesehen von einigen kleineren Gesellschaften, fünf große Privatbahnverwaltungen und ein Staatsbahnsystem in das Eisenbahnnetz des Landes. Die Netze sind so eingeteilt, daß ein schädlicher Wettbewerb so gut wie ausgeschlossen ist. Das Staatsbahnnetz ist erst 1909 durch die Uebernahme der Westbahn wesentlich vergrößert worden. Die Verstaatlichung war ein Mißerfolg. Niemals hat der Regierung eine Aktion so viel Spott und herbe Kritik eingetragen, wie die Verstaatlichung der Westbahn. Zentralistisch, wie Politik und Verwaltung, ist auch das Eisenbahnwesen gestaltet. Sowohl das Staatsbahnnetz als die Privatbahnnetze, mit alleiniger Ausnahme der Südbahn, haben ihren Terminus in Paris. Von hier laufen die großen Hauptlinien strahlenförmig auseinander nach den großen Provinz- und Hafenplätzen des Landes und nach den Metropolen der Nachbarstaaten.

Die Anlage der französischen Bahnen ist gediegen, ihr Oberbau vortrefflich. Insbesondere die alten Hauptbahnen sind mit sehr günstigen Neigungs- und Krümmungsverhältnissen angelegt. Freilich die Bahnhöfe lassen die langsame Entwicklung des Landes erkennen. Während in Deutschland die große Mehrzahl der bestehenden Bahnhöfe aus der neueren und neuesten Zeit stammt und in ihrer monumentalen Erscheinung die gewaltige Entwicklung des deutschen Eisenbahnverkehrs verkörpert, sind die französischen Bahnhöfe in ihrer großen Mehr-

Digitized by Google

zahl noch so wie sie vor vierzig Jahren waren, unansehnlich, eng; selbst die großen Endbahnhöfe in Paris, deren Verkehr zum Teil jenen der größten deutschen Bahnhöfe bedeutend übertrifft, mit Wartesälen oft nicht größer als ein großes Wohnzimmer, der Straßburger Bahnhof in Paris sogar ohne Bahnhofwirtschaft; Gepäckbahnsteige kennt man nicht, Bahnsteigtunnels sind selten, Bahnsteige und Gleisanlagen viel beschränkter als bei uns.

Aber die Anlagen sind betriebstüchtig, die großen Endbahnhöfe in Paris zum Teil mustergültig, was praktische Anlage anlangt.

Die Organisation des Betriebsdienstes ist vortrefflich. Sie versteht es, mit bescheidenen Anlagen gut zu wirtschaften und versagt auch bei großen Spitzenanforderungen nicht leicht. Auch im gegenwärtigen Krieg haben die französischen Eisenbahnen bereits glänzende Proben ihrer Leistungsfähigkeit und betriebsdienstlichen Anpassungsfähigkeit abgelegt. Die höchste Stufe der Entwicklung zeigt das Eisenbahnwesen auf den großen Linien, die in der Kapitale zusammenlaufen. Hier verkehren die schnellsten Züge der alten Welt. Ein reich ausgestatteter und aus trains rapides, express, directs, semidirects und omnibus staffelförmig sich aufbauender Fahrplan gibt auch dem Bewohner der kleineren Plätze die Möglichkeit, bei Reisen auf weite Entfernungen die selten haltenden direkten Züge zu benützen. Die Provinz muß sich freilich mit wesentlich einfacheren Einrichtungen begnügen und vollends auf den abgelegenen Seitenlinien ist der Verkehr überaus dürftig bedient.

Das Fahrmaterial ist auf den Nebenlinien und auch in den Lokalzügen der großen Linien zumeist von ehrwürdigem Alter, ohne Aborte und vielfach sogar noch ohne Dampfheizung; wo es aber neu ist, ist es vortrefflich, praktisch, zeichnet sich durch großes Fassungsvermögen bei verhältnismäßig geringem Gewicht und durch einen ruhigen Lauf aus. In der ersten Klasse ist es vornehm, behaglich und macht mit seinen hellgrauen Ueberzügen und seinem stets blendend weiß gehaltenen Spitzenbelag einen überaus gediegenen Eindruck. Aber schon die zweite Klasse ist kaum besser als in England die dritte, und die dritte Klasse sticht von der deutschen dritten Klasse sehr zu ihrem Nachteil ab. Auch beim Fahrmaterial kommt zum Ausdruck, daß Frankreich wirtschaftlich weit langsamer voranschreitet als Deutschland, weshalb auch seine Eisenbahnen für die Verbesserung des Verkehrs nicht so viel aufzuwenden vermögen.

Der Personenverkehr entbehrt nicht eines gewissen plutokratischen Zuges. Es gibt sehr viele Züge, die nur die erste, und noch weit mehr, die nur die erste und zweite Wagenklasse führen. Erst in neuerer Zeit ist man mehr und mehr zur Einführung der dritten Klasse bei den Schnellzügen übergegangen, und zwar mit bestem Erfolg, zu dem allerdings die Belebung des deutsch-französischen Reiseverkehrs beigetragen hat. Die Fahrpreise sind, obwohl Frankreich einen Schnellzugszuschlag nicht kennt, höher als bei uns, und zwar ist der Unterschied am kleinsten in der ersten, am größten in der dritten Klasse.

Der Güterverkehr auf den französischen Eisenbahnen ist nur halb so groß wie jener auf den deutschen Bahnen. Die Durchschnittsfracht für das

Digitized by Google

Tonnenkilometer ist etwa gleich hoch wie in Deutschland, auch im übrigen dürften die französischen Bahnen in der Güterbeförderung hinter den unsrigen nicht zurückstehen.

Die Einnahmen sind von 1886 bis 1910 um 80 Prozent, also nicht ganz auf das Doppelte, die Einnahmen der deutschen Bahnen sind auf das Dreifache gestiegen.

Noch bis zur Jahrhundertwende war Paris in der Bedienung seines städtischen Verkehrs hinter allen andern Weltstädten im Rückstand. Seitdem hat es völlig neue Wege beschritten und im Pariser Metro eine Stadtschnellbahn geschaffen, die, was bauliche Anlage, Betrieb, finanzielle und administrative Lösung aller Einzelfragen anlangt, wohl den ersten Platz auf dem Gebiet des städtischen Schnellverkehrs einnimmt. Auch der Vorortverkehr ist gut bedient. Eine vorbildliche Neuorganisation des Vorortdienstes steht im Bereich der Staatswestbahn bevor, wo mit der Vollendung der großen Umbauten und der Einführung des elektrischen Betriebes eine dreifache Staffelung des Zugverkehrs mit eilzugmäßigem Betrieb nach den ferner gelegenen Vororten eingeführt werden soll. Der Autobus- und Droschkenverkehr hat in Paris neuerdings eine mustergültige Ausbildung erfahren. Paris steht heute in der Regelung seines Großstadtverkehrs wohl an erster Stelle unter den Weltstädten, selbst vor London, Neuyork und Berlin.

Frankreich, von drei Meeren, dem Kanal, dem Altantischen Ozean und dem Mittelmeer, bespült, besitzt an sich günstige Bedingungen für die Seeschiffahrt. Aber diese Vorteile werden zum Teil dadurch wieder aufgewogen, daß die Mehrzahl der französischen Häfen an der Reiseroute der den Kanal passierenden fremden Schiffe liegt, gegen deren Wettbewerb die heimische Schiffahrt schwer ankämpft. Im übrigen ist die maritime Entwicklung eines Landes nicht nur von seiner Seeküste, sondern vor allem auch von dem Unternehmungs- und Handelsgeist seiner Bevölkerung, seiner politischen Machtstellung und von der Blüte seiner Volkswirtschaft abhängig. Auf die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse Frankreichs ist es zurückzuführen, daß seine einst beherrschende Handelsschiffahrt trotz reicher staatlicher Subventionen in Gestalt von Bauprämien und Betriebszuschüssen sowohl von Großbritannien als neuerdings auch von den Vereinigten Staaten, Deutschland und Japan überflügelt worden ist.

Frankreich besitzt eine hochentwickelte Binnenschiffahrt. Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Wasserstraßen wurde in Frankreich früher erkannt als in irgendeinem andern Lande Europas. Schon unter Heinrich IV. und dessen Minister Sully um die Wende vom sechzehnten auf das siebzehnte Jahrhundert, dann aber vor allem unter Ludwig XIV. und der Colbertschen Merkantilpolitik hat man begonnen, die großen Flußsysteme durch Kanäle zu verbinden.

Die wichtigsten und verkehrsreichsten Wasserstraßen liegen in dem flachen und wirtschaftlich entwickelteren Norden. Zentralistisch wie das Eisenbahnnetz ist auch Frankreichs Wasserstraßensystem. Von Paris aus führen leistungsfähige Schiffahrtsstraßen nach allen Richtungen. Die Seine, auch für kleinere See-

Digitized by Google

schiffe fahrbar, verbindet die Hauptstadt mit Rouen und Le Havre, das Kanalsystem der Oise und Somme führt von Paris über St. Quentin und Amiens nach Calais und Dünkirchen einerseits und durch das Kohlen- und Industrierevier nach der Schelde und dem belgischen Kanalnetz anderseits. Der Rhein-Marnekanal verbindet die Hauptstadt mit Nancy und durch die Zaberner Lücke mit Straßburg und dem Rhein, während der Rhein-Rhonekanal die Lücke von Belfort zur Verbindung von Basel-Straßburg mit dem Süden Frankreichs benützt. Sämtliche großen Flußsysteme sind durch Kanäle miteinander verbunden. So können die Lastschiffe von einem Ende des Landes zum andern und von einem Meere zum andern, aber auch von allen Landesteilen zur Hauptstadt gelangen.

Die Länge aller Wasserstraßen beträgt 16738 Kilometer, wovon jedoch nur etwa 11000 Kilometer noch befahren werden. Die Gesamtlänge aller deutschen Wasserstraßen ist 15300 Kilometer. Aber wie der Eisenbahnverkehr so ist auch der französische Wasserstraßenverkehr nur halb so groß wie der deutsche. Der bedeutendste Binnenschiffahrtshafen ist Paris. Paris wird im Umfang seines Wasserverkehrs auch von keinem der französischen Seehäfen erreicht.

Bis in die neueste Zeit war die französische Wirtschaftspolitik den Wasserstraßen außerordentlich günstig. Neue Wasserstraßen wurden gebaut, bestehende verbessert, die Eisenbahnen wurden in der Einführung ermäßigter Wettbewerbstarife beschränkt, dagegen wurde ihnen die Anlage von Wasserbahnhöfen für den Umschlag zwischen Bahn und Binnenwasserstraße auferlegt. Ein „nationales Schiffahrtsamt" wurde gegründet, das der Entwicklung der Binnenschiffahrt in Verbindung mit dem Eisenbahnwesen dienen soll und bereits wird in wirtschaftlichen Zeitschriften vor neuen Projekten gewarnt, bei denen die Vorteile nicht mehr in dem richtigen Verhältnis zu den Kosten stehen.

Frankreich ist das Vaterland des modernen Straßenwesens. Der vorzügliche Zustand der französischen Straßen ist bekanntlich unsern Truppen im Laufe des Feldzuges schon zustatten gekommen.

Der Kraftwagen mit Verbrennungsmotor verdankt zwar deutschem Erfindungsgeist seine Entstehung, aber Frankreich gebührt der Ruhm, das Automobil ausgebildet und in den Verkehr eingeführt zu haben. Das Jahr 1895 mit dem berühmten Automobilrennen Paris—Bordeaux gilt gemeinhin als das Geburtsjahr des modernen Kraftwagens. Die französische Kraftfahrzeugindustrie hat sich seitdem außerordentlich entwickelt. Deutschland hat bis jetzt Frankreich weder in der Zahl der Kraftwagen noch in der Ausfuhr von Kraftfahrzeugen vollständig erreichen können, wenn es sich ihm auch schon stark genähert hat.

Die Erfindung des Flugzeugs baute wie die des Kraftfahrzeuges auf deutschen Versuchen und Vorarbeiten (Lilienthal) auf, aber auf französischem Boden ist das Flugzeug zum brauchbaren Verkehrsmittel ausgebildet worden, und noch heute steht die französische Flugzeugindustrie an erster Stelle.

Digitized by Google

Kugelballon und Lenkballon sind in Frankreich erfunden worden, Frankreich besitzt auch heute eine bedeutende Luftflotte, aber die deutschen Zeppeline haben sich den französischen Dirigeables halbstarren Systems an Geschwindigkeit, Fassungsvermögen und Aktionsradius weitaus überlegen gezeigt.

Abgesehen von den vortrefflichen Erkundungsleistungen der französischen Flieger hat die französische Luftflotte im Kriege bisher den großen Erwartungen, die in sie gesetzt wurden, nicht entsprochen.

Das Postwesen in den Großstädten, insbesondere in Paris, ist vortrefflich eingerichtet und der Verkehr wird rasch und zuverlässig bedient; aber die Einrichtungen in der Provinz und insbesondere auf dem flachen Lande sind den deutschen nicht gleichwertig. Frankreich hat kaum ein Drittel der Postanstalten Deutschlands, sein Postverkehr ist nur wenig über halb so stark wie derjenige Deutschlands, auch das Telegraphen- und Fernsprechnetz bleibt weit hinter dem deutschen zurück. Nur in der Länge seiner Unterseekabel ist uns Frankreich überlegen.

IV. Anzeichen des Niedergangs

Kaum zwei Menschenalter, nachdem Frankreich den Zenit seiner politischen Macht überschritten hat, begannen auch in seiner wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung deutliche Zeichen des Verfalls zutage zu treten. Die Volksvermehrung steht seit Jahrzehnten so gut wie still. Nur die Großstädte und wenigen Industriegebiete nehmen noch zu. Die Abwanderung dahin entvölkert das flache Land. Der Bauernstand, anderwärts der Jungbrunnen des Volkes, gleicht in Frankreich die geringere Geburtenziffer der städtischen und industriellen Zentren nicht mehr aus. Der Neomalthusianismus, die beabsichtigte Beschränkung der Kinderzahl, hat in Frankreich auch die Landbevölkerung bereits ergriffen.

Infolge der ungeheuren Zentralisation des gesamten Wirtschafts- und Kulturlebens in der Metropole stagniert die Entwicklung in der Provinz. In den französischen Provinzstädten ist wenig von der Industrialität, Bauluft und wirtschaftlichen Expansionskraft wahrzunehmen, die unsre deutschen Mittelstädte auszeichnet.

Der sozialhygienische Fortschritt marschiert in den französischen Städten langsamer als in Deutschland. Selbst Paris besitzt noch nicht eine einzige Schwimmhalle. Die öffentliche Reinlichkeit läßt zu wünschen übrig. Die Bevölkerung ist vielleicht nirgends so eng zusammengedrängt wie in Paris. Die großstädtische Durchschnittswohnung besitzt trotz mancher praktischer Einrichtungen nichts von der neuzeitlichen Bequemlichkeit und Hygiene, die das deutsche Miethaus auszeichnet. Aufgänge und Stiegen sind selbst in äußerlich ansehnlichen Häusern meist unglaublich eng, steil und dunkel, die freien Hofflächen sind winzig, die Wohnungsgrundrisse winkelig, die Heizanlagen veraltet, Badeeinrichtungen eine Seltenheit.

Auch das wirtschaftliche Zuwachsprozent hat seinen Höhepunkt überschritten. Noch im achtzehnten Jahrhundert war die Fruchtbarkeit des Bodens und die Blüte der Landwirtschaft die wichtigste Bedingung für den Wohlstand

Digitized by Google

eines Landes. Heute ist Volkszahl und Volkseinkommen in weit höherem Maße von der Entwicklung der Industrie abhängig und hierfür bedarf es vor allem der Kohle, die in Frankreich nur in geringer Menge vorhanden ist.

Die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der unteren Schichten haben sich in den letzten Jahrzehnten nicht merklich verbessert, während Luxus und übermütiges Wohlleben in den oberen Klassen zugenommen haben. So haben sich die Klassenunterschiede verschärft. Sie spiegeln sich wieder in der immer tiefergehenden Erbitterung der politischen Parteien gegeneinander. Die radikalen Elemente haben an Einfluß gewonnen, die Korruption in den parlamentarischen Kreisen und die Aufwühlung der Leidenschaften durch politische Skandale hat unausgesetzt Fortschritte gemacht. Journalismus und Berufsparlamentariertum — seit 1906 sind die „Ehrengelder" der Abgeordneten auf 15000 Franken erhöht — schmeicheln den Instinkten der Masse, die unfruchtbare Revancheidee tritt immer mehr in den Vordergrund. „Selbst ganz links stehende Politiker glauben sie," wie der sozialistische Parteiführer und jetzige Minister Marcel Sembat 1913 schrieb, „in Wahlzeiten nicht mehr entbehren zu können." Dabei werden die großen wirtschaftlichen und sozialen Probleme vernachlässigt.

Der Syndikalismus, der an die Stelle des gewerblichen Kampfes zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer den politischen Klassenkampf setzt und die Lahmlegung des Wirtschaftslebens mit den Mitteln des Streiks, des Boykotts und der Sabotage führt, gewinnt in der Arbeiterschaft an Boden und erstreckt sich bis in die Kreise des Verkehrspersonals und der schlecht bezahlten Lehrerschaft.

Die alles beherrschende Politik der Revanche ist an sich schon ein Symptom des Verfalls. Sie war falsch von dem Gesichtspunkte der inneren und äußeren politischen Lage Frankreichs, weil sie das demokratisch-radikale Frankreich an das autokratische Rußland, die französische Hochkultur an die russische Unkultur kettete und Frankreich in eine gefahrvolle Abhängigkeit von Rußland brachte. Der gemeinsame Feind aller westeuropäischen Nationen ist Rußland, bei dessen Vordringen nach Westen Frankreich als der hinterste und schwächste Teil erdrückt werden muß. Der Militarismus einer demokratischen Republik ist ein innerer Widerspruch, was Marcel Sembat in seinem bekannten Buche: „Faites un roi, sinon faites la paix" mit unerbittlicher Schärfe dargelegt hat.

Die Revanchepolitik war aber auch vom wirtschaftlichen Gesichtspunkt verfehlt. Welthandel und Seegeltung sind heute die Lebensinteressen, um die die Völker ihre Armeen und Flotten gegeneinander führen, nicht das inhaltslose Phantom der „Gloire". Frankreichs Niedergang beruht auf den inneren Verhältnissen von Land und Volk. An ihnen würde auch ein glücklicher Krieg nichts ändern. Frankreich ist wirtschaftlich mehr auf Deutschland angewiesen als dieses auf Frankreich. Beide Länder ergänzen sich wirtschaftlich. Seinen kulturellen Einfluß auf Deutschland konnte Frankreich durch einen Krieg nur gefährden.

Digitized by Google

Frankreichs Revanchepolitik beruhte auf einer falschen Rechnung, denn im Kampfe mit der jüngeren deutschen Kulturmacht hatte das alternde Frankreich von vornherein die geringere Gewinnaussicht. Seine führenden Männer haben um augenblicklicher Vorteile willen die Politik der Revanche verfolgt. Darin liegt ihr weltgeschichtliches Verschulden.

Frankreich wird, wie immer der Ausgang des Krieges sein mag, nicht als selbständiges Staatswesen zu bestehen aufhören. Wird aber der Krieg dem französischen Volke die Augen öffnen? Wird der fünfhundertjährige Zwiespalt, der zuerst Deutschland heimsuchte und nun Frankreich verwüstet, endlich einem dauernden Frieden Platz machen? Werden die Völker Europas erkennen, daß im Zeitalter der Weltwirtschaft und Weltpolitik die Zukunft der großen Einheit gehört, oder soll der Zustand des „europäischen Gleichgewichts" wiederkehren, diese immer wieder bis zur Explosion sich steigernde Spannung feindlicher Kräfte?

Auf Frankreich wird bei der namenlosen Erbitterung des Volkes gegen Deutschland und bei der Abhängigkeit der französischen Politik von den jeweiligen Stimmungen der Massen kaum gerechnet werden können, wenn es sich einmal um die Verwirklichung einer groß angelegten europäischen Friedenspolitik handelt. Die Zentralmächte werden daher wohl auf anderm Wege die notwendigen Garantien für einen dauerhaften europäischen Frieden schaffen müssen. Damit wird sich aber Frankreichs Schicksal wohl auch in wirtschaftlicher Beziehung vollenden.

Ernährung, Nahrungsbedürfnis und Nahrungsversorgung im Frieden und im Krieg

Von

Prof. Dr. C. A. Ewald, Geh. Medizinalrat in Berlin

In der gegenwärtigen Zeitlage kommt der „Ernährungsfrage" daheim und draußen im Felde eine ganz besondere Bedeutung zu. Zwar nährt sich der einzelne, solange er gesund ist, im allgemeinen nicht nach wissenschaftlichen Grundsätzen. Er befriedigt sein Nahrungsbedürfnis, er stillt seinen Hunger und Durst instinktiv nach den Gewohnheiten seines Landes, seiner Familie, seiner Individualität. Er ißt und trinkt so gut wie er kann, häufig leider auch so schlecht wie er muß. Hüben wie drüben sind mehr wie zu viele, die oftmals froh sind, wenn sie ihrem Hunger ein Stück trockenes Brot geben können, und glücklich, wenn sie einen Trunk reinen Wassers zur Stillung ihres Durstes finden. Aber es dürfte gerade jetzt, wo die Ernährung großer Massen mehr wie sonst im Vordergrunde des Interesses steht, der richtige Augenblick sein, einmal die Gesetze, von denen unsre Ernährung abhängt, und die wahre Größe

Digitized by Google

unsres Nahrungsbedürfnisses zu erörtern. Geht England doch mit der ausgesprochenen Absicht um, uns die Nahrungszufuhr abzuschneiden und statt ehrlichen Kampfes das feige Mittel des Aushungerns zu versuchen. Prüfen wir also, was wir zum Leben brauchen, und ob der Ertrag unsres Landes dazu ausreicht.

Die Nahrung dient einem doppelten Zweck. Sie liefert erstens das Baumaterial des Körpers und den Ersatz des durch seine Tätigkeit abgenutzten Körpergewebes, sie erzeugt zweitens durch ihre chemische Umsetzung (Verbrennung) im Körper die Wärme, deren der Organismus zur Lebenserhaltung und Kraftleistung benötigt, d. h. sie bestreitet den Energiebedarf desselben. Unsre Nahrungsmittel, so verschieden sie auch beschaffen sein mögen, lassen sich letzten Endes in wenige verhältnismäßig einfache Grundsubstanzen, die sog. Nährstoffe, zerlegen: Eiweiß, Fett, Stärkemehle und Zucker (Kohlehydrate), Mineralsalze (Kochsalz, Kalksalze u. a.). Das Bindeglied für alle diese verschiedenen Stoffe ist das Wasser, in dem sie mehr oder weniger löslich sind. Das Eiweiß baut in Verbindung mit den Salzen, von denen die Kalksalze ganz besonders zur Knochenbildung dienen, den Körper auf und ersetzt den Verschleiß desselben. Wir nehmen es teils als reines Hühnereiweiß, teils in anderer Form als Muskelfleisch, Milch- und Pflanzeneiweiß zu uns. Fette und Kohlehydrate sind leicht verbrennliche Substanzen, d. h. der in ihnen zu 44,5 resp. 76,5 Prozent enthaltene Kohlenstoff wird durch den eingeatmeten und im Blute kreisenden Sauerstoff der Luft zu Kohlensäure umgewandelt. Bei diesem Prozeß wird Wärme erzeugt, die die Ursache der Körpertemperatur ist. Da Wärme aber jederzeit in Kraft umgewandelt werden kann, so sind die Fette und Kohlehydrate die vornehmlichsten Kraftquellen unsres Körpers und ermöglichen die energetischen Leistungen desselben. Sie spielen also bei der Ernährung eine ebenso große Rolle wie das Eiweiß und dürfen keinesfalls, wie das vielfach geschieht, als minder zu bewertende Nahrungsmittel angesehen werden. Auch die Mineralstoffe oder Aschenbestandteile, so genannt, weil sie als Asche zurückbleiben, wenn wir die Organe verbrennen, sind für den Organismus absolut notwendig. Es ist unmöglich, ein Tier am Leben zu erhalten, wenn man ihm ausschließlich ein Futter gibt, aus dem die Mineralstoffe entfernt sind, und da auch ein hungerndes Tier fortdauernd Mineralsubstanzen im Harn und Kot ausscheidet, so ist die Notwendigkeit einer steten Zufuhr in der Nahrung damit erwiesen.

Eng verbunden mit den Nahrungsmitteln sind die Genußmittel. Sie sind auch aus Eiweißstoffen, Kohlehydraten, Fetten usw. zusammengesetzt, aber sie enthalten dieselben meist in viel zu geringen Mengen, als daß sie für die Ernährung in dem eben angegebenen Sinne in Betracht kommen könnten. Sie dienen wesentlich andern Zwecken. Ihr Name führt leicht zu einer falschen Vorstellung, weil wir gewohnt sind, darunter etwas Ueberflüssiges, dem Geschmackskitzel zuliebe Genossenes zu verstehen. Letzteres ist aber nur ein nebensächlicher Teil ihrer Aufgabe. Das Wesentliche ist ihre Eigenschaft, durch Geruch und Geschmack eine anregende Wirkung auf die Verdauungstätigkeit auszuüben, ein

Digitized by Google

Gefühl des Wohlbehagens zu geben und dadurch mittelbar zur Erhaltung des Körpers beizutragen. Nicht immer läßt sich eine scharfe Grenze zwischen den Genuß- oder Anregungsmitteln und den Nahrungsmitteln im engeren Sinne ziehen. So sind z. B. Zucker, Kakao, Schokolade, Kochsalz, manche alkoholische Getränke u. a. m. sowohl den ersteren wie den letzteren beizuzählen, während Kaffee, Tee, die meisten Gewürze, Tabak u. a. reine Genußmittel sind. Aber ohne Genußmittel würden wir auf die Dauer ebensowenig leben können wie ohne Nahrungsmittel. Sie sind gleich unentbehrlich und haben zu allen Zeiten und bei allen Völkern in irgendeiner Form eine bedeutsame Rolle gespielt.

Es ist nun eine alte Gepflogenheit, den tierischen Organismus mit einer Dampfmaschine zu vergleichen, die die Feuerung (Nahrungsmittel) verbraucht, um den nötigen Dampf zu erzeugen, der den Kolben in Betrieb setzt und die das Oel (Genußmittel) haben muß, um das Räderwerk der Maschine zu schmieren. Das Beispiel hinkt, wie alle Vergleiche. Denn der Organismus ist imstande, sich mit seinem Heizmaterial selbst aufzubauen, zu erhalten und etwaige Schäden zu reparieren, was die Maschine bekanntlich nicht kann. Aber sehen wir einmal zu, wieviel Feuerungsmaterial unsre Maschine täglich haben muß, damit sie ihren guten Gang geht. Zahlreiche Versuche, auf deren Geschichte und Technik hier nicht eingegangen werden kann, haben gezeigt, daß ein mittelgroßer Mann von etwa 60 bis 70 Kilogramm Körpergewicht bei mittlerer Arbeitsleistung 80 bis 90 Gramm Eiweiß, das sind 360 bis 400 Gramm Fleisch, zwischen 450 bis 500 Gramm Kohlehydrate und 55 bis 60 Gramm Fett nötig hat, um sich ausreichend ernähren zu können. Diese Gewichtsmengen der einzelnen Nährstoffe oder die ihnen entsprechenden sog. Brennwerte (Kalorien)[1]) müssen also zum mindesten in der täglichen Nahrung vorhanden sein. Bei völliger Körperruhe wird weniger, bei sehr angestrengter Arbeit mehr verbraucht. So hat jede Muskeltätigkeit zur Folge, daß der Bedarf an Kalorien sofort stark in die Höhe schnellt. Wenn man „stramm steht", steigt der Bedarf um zirka 12 Prozent, wenn man eine Stunde geht, um zirka 19 Prozent, wenn man 15 Kilometer radfährt, um 21,7 Prozent, bei einer Stunde Bergsteigen um 33 Prozent usw. Merkwürdigerweise hat die Arbeit, die am höchsten eingeschätzt wird, die geistige Arbeit, auf den Stoffwechsel gar keinen Einfluß; er wird dadurch in keiner Weise geändert, d. h. es gelten für den geistig tätigen Menschen dieselben Durchschnittsziffern für die Ernährung wie für den körperlich arbeitenden.

Ein Mann von 70 Kilogramm Körpergewicht liefert bei der Verbrennung 3 Kilogramm Asche, die sich der Hauptsache nach aus Kalk-, Natrium-, Kaliumsalzen (kohlensaurem und phosphorsaurem Kalk, Chlornatrium, schwefelsaurem Natrium u. a. m.) zusammensetzt. Da einige unsrer Nahrungsmittel, wie z. B.

[1]) Eine Kalorie ist diejenige Wärmemenge, welche notwendig ist, um 1 Liter Wasser von 20 Grad Celsius um 1 Grad Celsius zu erwärmen. 1 Gramm Eiweiß verbrannt, kann 1 Liter Wasser um 4,1 Grad erwärmen, sein Verbrennungswert ist also 4,1 Kalorien. Den gleichen Verbrennungswert haben die Kohlehydrate. Fett hat 9,3 bis 9,5 Kalorien, Alkohol 7 Kalorien usw. Die obigen Mengen entsprechen also ungefähr 3000 Kalorien.

Digitized by Google

Fleisch, Kartoffeln, Getreidemehle, sehr arm an Salzen sind, so ersetzen wir diesen Mangel durch Zugabe derselben, und zwar besonders des Kochsalzes (Chlornatrium) zur Nahrung. Dabei wird die unbedingt unentbehrliche untere Grenze von 3 bis 4 Gramm Kochsalz pro Tag meist überschritten. Wir nehmen gewöhnlich 10 bis 15 Gramm und mehr, weil uns das Kochsalz nicht nur als Nährsalz, sondern auch als Reiz- und Genußmittel dient, und um dies gleich vorwegzunehmen, ist ein Mangel desselben in unsrem an Salzlagern so reichen Lande ausgeschlossen.

Der Erwachsene hat in seinen Körpergeweben und im Blut etwa 63 Prozent seines Gewichts Wasser. Auch dies muß mit der Nahrung geliefert und der Verlust durch den Harn und andre Absonderungsflüssigkeiten, den Schweiß, die Abdunstungen in der Atemluft u. a. m., ersetzt werden. Den größten Teil decken wir durch den Wassergehalt der Speisen, Milch, Kaffee, Tee eingerechnet, den Rest, wenn wir durstig sind, durch reines Wasser oder andre Getränke, Bier, Wein, Limonaden, Mineralwasser. Bekanntlich ist aber der Durst recht oft nicht durch den Bedarf bedingt, sondern, zumal wenn er durch alkoholische Getränke befriedigt werden soll, „eine schlechte Angewohnheit", die sich überwinden läßt. Gleichviel — an Wasser und Getränken fehlt es für gewöhnlich nicht. Mit vorübergehenden Ausnahmefällen hat der Volkswirt nicht zu rechnen.

Durst- und Sättigungsgefühl, nationale und persönliche Gewohnheiten sind uns für Zeit und Häufigkeit der Nahrungsaufnahme maßgebend, und obwohl sie uns von der Wiege bis zur Bahre begleiten, wissen wir auch heute noch nicht, welche feinere Vorgänge in den nervösen Empfindungsbahnen Hunger und Sättigungsgefühl vermitteln. Es wird angenommen, daß der erstere ein sog. Allgemeingefühl sei, vielleicht aber auch im Gehirn eine bestimmte Stelle vorhanden ist, durch die das Hungergefühl ausgelöst wird, wenn das Blut an Nährstoffen verarmt und einer neuen Aufbesserung bedarf. Ueber das Sättigungsgefühl hat man in der letzten Zeit interessante Versuche angestellt. Man fand, daß es zum Teil durch den Druck bedingt ist, den der Mageninhalt auf die Magenwände ausübt. Eine alte, jedem Handwerksburschen wohlbekannte Erfahrungstatsache! Wer Hunger verspürt und nichts zu essen hat, schnürt seinen „Schmachtriemen" etwas fester. Dadurch wird ein Druck auf den Magen ausgeübt und so ein falsches Sättigungsgefühl hervorgerufen.

Die obigen Kostsätze geben aber sozusagen nur ein ideales Maß ab, welches als Anhaltspunkt und Grundlage überall da in Frage kommt, wo es sich um Massenernährung, z. B. in der Heeresbeköstigung, in Gefängnissen, in Krankenhäusern und andern großen Betrieben, handelt. Der einzelne, soweit er in seinen Ausgaben nicht zu sehr beschränkt ist, geht über jene Werte weit hinaus, und mit steigendem Einkommen und steigendem Luxus sind sie in immer breiteren Volksschichten weit überschritten worden.

Dies gilt ganz besonders für den Fleischkonsum, der in Deutschland pro Kopf im Jahr 1816 nur 13,6 Kilogramm betrug, von da ab aber bis zum Jahre 1913 in fast gleichmäßiger Steigerung (in den letzten Jahren etwas

Digitized by Google

schneller) bis auf 53,3 Kilogramm angewachsen ist, womit gesagt ist, daß der Verbrauch an Fleisch heute mindestens dreieinhalbmal so viel beträgt als vor 100 Jahren. Nun wird niemand leugnen, daß es auch damals kräftige Leute mit erheblichen körperlichen Leistungen gab — es sei nur in den jetzigen Kämpfen an die Tage der Befreiungskriege erinnert —, trotzdem so viel weniger Fleisch als heute gegessen wurde. Das gibt zu denken! Dazu kommt, daß der Verbrauch in den Städten bei weitem größer als auf dem Lande ist, obgleich die Landbevölkerung sicherlich an körperlicher Kraftleistung nicht hinter den Städtern zurücksteht. Dort 52,3 Kilogramm, hier nur 31,6 Kilogramm. Wir stehen in Berlin mit 70,9 Kilogramm an der Spitze, während z. B. in Königsberg nur 40,7 Kilogramm auf den Kopf kommen. Ja, wir haben es in Deutschland fertiggebracht, die Engländer, wie in manchem andern, so auch in dem Punkte der Fleischvertilgung zu überflügeln. Hier 52,3, dort 47,6 Kilogramm pro Kopf und Jahr, während die mäßigen Italiener mit 10,4 Kilogramm an der letzten Stelle der verschiedenen Nationen stehen. Ich will bemerken, daß ich diesen Sieg über England nicht für so besonders schätzenswert ansehe; es ist ein überflüssiger Fleischkonsum, in den wir hineingetrieben sind, aber da Fleisch unbedingt das teuerste Nahrungsmittel ist, so zeigen diese Ziffern auf das bündigste die außerordentliche Steigerung unsres Nationalwohlstandes in den letzten 100 Jahren an. Im Volksbewußtsein heißt es: Fleisch gibt Kraft, wer recht viel Fleisch essen kann, müßte auch dementsprechende Kraftleistungen vollbringen können. Daß dies aber nur in einem sehr bedingten Maße richtig ist, lehrt die Tatsache des größten Fleischverbrauchs in den Städten, dem keineswegs ein entsprechendes Mehr an Körperarbeiten entspricht. Es hat sich auch gezeigt, daß, wie schon oben gesagt, das Eiweiß nur zum Ersatz des verbrauchten Eiweißes und zum Aufbau des Organismus dient, aber mit der Kraftspendung wenig zu tun hat. Das was der Mensch mehr als nötig zu ersterem Zweck an Eiweiß zu sich nimmt, wird allerdings verbrannt, soweit es den auch im Eiweiß enthaltenen Kohlenstoff betrifft, und dient somit als Kraftquelle, die aber gegenüber den Fetten und Kohlehydraten kaum in Betracht kommt.

Endlich ein weiterer, mehr auf sozialem Gebiet liegender Umstand, der dazu beiträgt, daß das Fleisch so außerordentlich überschätzt wird und sein Konsum so stark heraufgeht. Damit wird der Punkt gestreift, der sich auf die Differenz des Eiweißkonsums auf dem Lande und demjenigen der Städte bezieht. Ich habe mich bei früherer Gelegenheit folgendermaßen ausgesprochen:[1])

„Die Städte haben im allgemeinen mehr wohlhabende Einwohner als das Land, und die wohlhabenden Leute essen teils des Wohlgeschmacks und der Abwechslung, teils des oben besprochenen Vorurteils wegen mehr Fleisch, als notwendig ist. Die weniger bemittelten Städter, die vielleicht früher auf dem Lande gelebt haben und dort einen bedeutend geringeren Fleischverbrauch hatten,

[1]) C. A. Ewald, Stoffwechsel und Diät von Gesunden und Kranken. Leipzig 1913, Quelle & Meyer.

Digitized by Google

halten es für einen Ehrenpunkt, sobald sie nach der Stadt kommen, ebensoviel Fleisch zu essen wie die Bemittelten. Sie suchen es hier wie in andern Dingen den „reichen Leuten" möglichst nachzumachen und fühlen sich auf eine höhere Stufe gehoben, wenn sie in bezug auf Vergnügen und äußere Lebensführung ihren Vorbildern nahekommen. Ob das vernünftig oder unvernünftig ist, bleibt sich gleich. Es hat aber noch niemand bewiesen, daß das Leben in der Stadt in der Tat einen größeren Fleischkonsum wie auf dem Lande notwendig macht. Dadurch nun, daß in den letzten Jahren die Abwanderung von dem Lande nach der Stadt eine sehr große war, erklärt sich auch der größere Verbrauch von Fleisch in der Stadt."

Daß man bei weniger Fleischgenuß kräftige Muskelarbeit leisten kann, zeigt das Beispiel der italienischen Arbeiter, die als kräftige, geschickte und fleißige Leute überall bekannt sind und sehr wenig Fleisch essen. Ein Zuviel von Eiweiß ist übrigens nicht nur dem Geldbeutel, sondern aus manchen Gründen auch dem Organismus von Nachteil. Es muß immer wieder gesagt werden, daß die übertriebene Bewertung des Fleisches falsch ist, und daß es mit Vorteil bis zu dem früher genannten, allerdings unentbehrlichen „eisernen Bestand" herunter durch Fette und Kohlehydrate ersetzt werden kann. Damit soll keineswegs gesagt werden, daß der Mensch rein vegetabilisch zu leben habe. Daß diese Lebensweise nicht zu empfehlen ist, hat andre Gründe. Wir können, wie wir nun einmal geartet sind, das Fleisch auf die Dauer nicht entbehren. Alle Versuche, dasselbe in der Massenernährung des Volkes durch andre eiweißhaltige Nahrungsmittel zu ersetzen, sind fehlgeschlagen, weil diesen der Anreiz auf den Appetit, die leichte Verdaulichkeit und der hohe Gehalt an Eiweiß bei verhältnismäßig geringer Masse fehlt. Von vereinzelten Ausnahmen abgesehen, hat sich die vegetarische Ernährungsweise als unzureichend für die große Menge gesunder Menschen erwiesen. Aber es ist etwas andres, ob man sich auf das Notwendige beschränkt oder einen überflüssigen Luxus treibt! Ich stehe deshalb, schrieb ich schon vor Jahren, den Klagen über die Zunahme der Fleischteuerung recht kühl gegenüber.[1]) Schränkt euren Fleischverbrauch auf ein richtiges Maß ein, und die Preise werden nach dem ehernen Gesetz von Angebot und Nachfrage heruntergehen. Das wird auch den Armen wieder zugute kommen. Diejenigen, die am meisten dem starken Fleischverbrauch das Wort reden, haben meist ein offensichtliches materielles Interesse daran.

Von dem Gesamtfleischkonsum der verschiedenen Stände fallen nach Rubner auf den Landarbeiter und den ungelernten Arbeiter 16,5 Prozent, den gelernten Arbeiter 44,8 Prozent, den niederen Mittelstand 15,3 Prozent, den Mittelstand 10,5 Prozent und die höheren Stände 12,9 Prozent. Diese Zahlen geben, worauf zu achten, nicht die absoluten Verbrauchswerte an, die im Gegenteil bei den höheren Ständen am höchsten sind (für die erste Gruppe 39 Kilogramm pro Kopf und Jahr, für die letzte 136 Kilogramm), aber sie zeigen, wie sehr

[1]) Hygiene des Essens und Trinkens. Berlin 1905.

Digitized by Google

die gelernten die ungelernten Arbeiter übertreffen, obgleich beide Gruppen an Zahl und körperlicher Leistung wenigstens gleich sind. Bei den ersteren sind eben die Ansprüche an ein gewisses Wohlleben in der Beköstigung mit dem vermehrten Verdienst auch größere geworden.

Nach den Vorschriften für die Verpflegung der deutschen Armeen im Frieden und im Kriege (1909) soll jeder Soldat für den Tag erhalten: in der Garnison zwischen 90 und 116 Gramm Eiweiß, 20 Gramm Fett, 435 bis 664 Gramm Kohlehydrate; im Manöver: Eiweiß 110 bis 140 Gramm, Fett 30 Gramm, Kohlehydrate 450 bis 764 Gramm; im Kriege: Eiweiß 130 bis 150 Gramm, Fett 40 Gramm, Kohlehydrate 460 bis 670 Gramm. Durch gelegentliche Zugabe von Speck kann das Fett noch erheblich, bis zu 138 Gramm, vermehrt werden. Aber von dem gesamten Eiweiß werden nur 33 bzw. 55 bzw. 83 Gramm in Form von Fleisch, das sind rund 150, 250 und 375 Gramm Fleisch, geliefert, das übrige wird durch Brot, Hülsenfrüchte und Kartoffeln gedeckt. Nur im Feldzuge 1870/71 wurden nach dem siegreichen Einrücken der Truppen in Frankreich für den deutschen Soldaten täglich 171 Gramm Eiweiß (darin 500 Gramm Fleisch), 230 Gramm Fett und 430 Gramm Kohlehydrate gefordert. Das sind aber Ausnahmezustände, von denen wir hoffen wollen, daß sie sich auch jetzt wiederholen mögen!

In dem mir zurzeit unterstellten Reservelazarett vom Roten Kreuz (Augusta-Hospital zu Berlin) erhalten die Mannschaften pro Tag 200 Gramm Fleisch (Rohgewicht), des Mittags und jeden zweiten Tag abends 35 bis 40 Gramm kalten Aufschnitt (Wurst, Schinken, kalten Braten u. dgl.), das sind rund 50 bis 55 Gramm Eiweiß in Form von Fleisch. Der Rest wird durch pflanzliches Eiweiß in Hülsenfrüchten, Mehl, Milch usw. und Kohlehydrate und Fett gedeckt. Dabei befinden sich die Leute sehr wohl und erholen sich prächtig.

Uebrigens treiben wir im allgemeinen auch mit dem Fett eine erhebliche Verschwendung. Wer sich die oben pro Tag angesetzten 50 Gramm Fett als Butter abwiegt, wird sehen, daß er gewöhnlich mindestens die Hälfte, wahrscheinlich noch mehr auf sein tägliches Brot streicht und der Rest lange nicht ausreicht, um das zum Kochen benötigte Fett zu decken, ganz abgesehen davon, daß viele Lebensmittel, Rauchwaren, Speck, Sahne, fetter Käse u. a., an sich schon einen hohen Fettgehalt haben und in Gegenden, wo man viel Salat ißt, auch dazu reichlich Fett (Oel, Speck, Sahne) verwendet wird. Es wird also viel mehr Fett genossen, als dem Grundgewicht entspricht. Und wieviel Fett geht nicht täglich mit dem, was auf dem Teller zurückbleibt oder sonst vergeudet wird, im Spülwasser verloren! Darin könnte fraglos durch größere Achtsamkeit und eine nicht einmal besonders schwer durchzuführende Beschränkung viel gespart werden.

Einen wichtigen und bisher nicht genügend berücksichtigten Posten in der Eiweiß- und Fettversorgung bilden die Eier. Für den Tag und Kopf der Bevölkerung werden für München 25 Gramm, für Berlin 23 Gramm angegeben (1 Hühnerei wiegt im Mittel zirka 51 Gramm), die Einfuhr nach Deutschland

Digitized by Google

betrug etwas über 1 Million Dutzend, die uns nun auch zum größten Teil abgeschnitten ist. Die Eierpreise sind deshalb schon jetzt bald bis auf das Doppelte gestiegen. Die Hühnerzucht steht in Deutschland, verglichen mit andern Ländern, z. B. Amerika, nicht auf der Höhe, sie wird zu viel im Kleinbetriebe gehandhabt und es fehlt an den großen Züchtereien, angeblich wegen des damit verbundenen erheblichen Risikos. Sollte nicht auch hier durch rationelle Einrichtungen, rechtzeitige Isolierung der erkrankten Tiere, Aenderungen in der Futterhaltung u. a. m. manches gebessert und ein größerer Ertrag erzielt werden können? Daß diese Dinge auch jetzt nicht vernachlässigt werden, ist ja sicher, es fragt sich nur, ob sie nicht trotzdem noch verbesserungsfähig sind, da doch die Tatsache des vorhandenen Defizits nicht zu bestreiten ist.

Man kann berechnen, wieviel Nährwerteinheiten für 1 Mark erhältlich sind. Es handelt sich dabei nicht um feste Werte, die selbstverständlich nach dem Marktpreis schwanken, vielmehr sind die Nährwerteinheiten darauf gegründet, daß sich der Geldwert von Fleisch, Fett und Kohlehydrate wie 5 : 3 : 1 stellt. Multipliziert man den Gehalt eines Nahrungsmittels an genannten Nährstoffen mit diesen Zahlen, so ergeben sich die Nährwerteinheiten desselben. Ich will aus einer von König zusammengestellten Tabelle nur ein paar Ziffern herausnehmen. Danach erhält man an ausnutzbaren Nährwerteinheiten für 1 Mark:

Reh	229
Blumenkohl	268
Karpfen	374
Rindfleisch (mittelfett)	595
Hühnerei	599
Kalbfleisch	616
Gans	789
Schweinefleisch (fett)	983
Butter	1125
Bohnensuppe	1316
Kuhmilch	1839
Magerkäse	1877
Hering	2127
Weizenbrot	2133
Roggenmehl	4077
Kartoffeln	4666 usw.

Es ergibt sich, daß die Nährstoffe in den tierischen Nahrungsmitteln durchweg drei- bis fünfmal so teuer bezahlt werden als in den pflanzlichen, und unter den Fleischsorten die fetten Stücke preiswerter als die mageren sind, weil sie weniger Wasser enthalten. Die Seefische sind sehr preiswert, viel weniger die Flußfische. Trotzdem finden die Bestrebungen der Seefischereivereine im ganzen und großen bei unsrer Bevölkerung weniger Anklang, wie zu wünschen

Digitized by Google

wäre. Vielleicht weil sie trotz gleichen Nährwertes ein geringeres Sättigungsgefühl wie das Fleisch hervorrufen. Unter den pflanzlichen Nahrungsmitteln stehen Hülsenfrüchte, Kartoffeln und Getreidemehle bezüglich der Preiswürdigkeit obenan. Auch Milch und Molkereiprodukte sind verhältnismäßig billige, dagegen die feineren Gemüse durchweg sehr teure Nahrungsmittel, in denen sich vielfach die Nährstoffe teurer wie im Fleisch stellen. Sie sind also weit eher als Genußmittel wie als Nahrungsmittel zu betrachten.

So viel dürfte sich aber aus den vorstehenden Ausführungen ergeben, daß in der Ernährung des Einzelnen und der Gesamtheit gegenüber den bisherigen Gepflogenheiten mancher Abstrich gemacht werden kann, ohne daß Gesundheit und Wohlbehagen darunter zu leiden hätten. Es muß eben nur mit verschiedenen Angewohnheiten des Mittelstandes und der wohlhabenden Kreise gebrochen werden, die sich im Laufe der letzten Jahre in steigendem Maße eingebürgert haben. So kann also jeder an seinem Teil dazu beitragen, den Konsum mit der Produktion ins richtige Einvernehmen zu setzen, d. h. also so zu gestalten, daß wir für die großen Massenartikel der Ernährung von der Zufuhr aus dem Ausland unabhängig sind. Wie hier kleine Ursachen große Wirkungen haben können, hat Rubner an folgendem Beispiel gezeigt: „Wenn jeder Mensch in Deutschland täglich nur 1 Gramm Butter weniger aufs Brot streicht, so macht das im Jahre einen Minderverbrauch von 25 000 Tonnen Butter. Zur Butterbereitung braucht man rund das Dreißigfache des Buttergewichtes an Milch, also 750 000 Tonnen Milch, und da eine Kuh im Durchschnitt 2500 Liter Milch im Jahre liefert, also 2,5 Tonnen, so beschäftigen wir für diese an sich so gering aussehende Verschwendung von 1 Gramm Butter pro Tag 300 000 Kühe während eines Jahres. Dabei fällt freilich auch viel Magermilch ab, die nicht völlig für das Vieh nötig ist, daher können wir auch sagen, wenn wir an Butter sparen, gewinnen wir auch wieder reichlich Milch für die ärmeren Klassen, nämlich schon bei 1 Gramm Fettersparnis pro Kopf der Bevölkerung 3000 Liter Vollmilch pro Tag, so daß man das teure Fleisch teilweise durch Milch ersetzen könnte."

Daß man für wenig Geld eine schmackhafte und auskömmliche Mittagsmahlzeit herstellen kann, beweisen unsre jetzt eingerichteten Kriegsvolksküchen, in denen für 20 resp. 30 Pfennig ein Teller Suppe ($^1/_2$ Liter) mit Einlage von Gemüsen und Fleisch nebst einem Stück Brot geliefert wird. Diese Küchen arbeiten vielfach zum Selbstkostenpreise oder mit nur geringem Zuschuß, wobei allerdings zu bemerken, daß das Personal zum Teil unentgeltlich tätig ist und daß nicht mehr wie zwischen 60 bis 70 Gramm Fleisch (Rohgewicht) auf die Portion gegeben wird.

Von verschiedenen Seiten ist nun in den letzten Wochen die Frage aufgeworfen und besprochen worden, wie sich die Ernährung der deutschen Zivilbevölkerung während des Krieges praktisch zu gestalten habe, und vor allen Dingen, wie weit wir ohne die Zufuhr aus dem Ausland bzw. bei einem sehr eingeschränkten Maß derselben mit unsern eignen

Digitized by Google

Erträgen auskommen können. Dabei ist zunächst zu bemerken, daß unsre landwirtschaftlichen Erzeugnisse in den letzten zwanzig bis dreißig Jahren in einem dauernden Aufstieg gewesen sind. Einige wenige statistische Angaben zum Beweise.[1])

Pro Hektar wurden im Durchschnitt produziert an

	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer	Kartoffeln	Wiesenheu
1891/95	12,8	9,8	12,9	10,9	84,4	44,8
1908/12	20,1	17,0	16,6	19,7	136,2	44,0

Also vielfach fast eine Verdoppelung der Zunahme. Die Zuckerrübenernte ist von 204 Doppelzentner im Jahre 1873 auf 330 Doppelzentner im Jahre 1912 gestiegen und die Ausnutzung der Rüben um etwa die Hälfte gesteigert. Die Milchproduktion hat sich innerhalb der letzten dreißig Jahre um beinahe das Doppelte gehoben. Das Rindvieh hat sich von rund 15 Millionen auf 21 Millionen Stück vermehrt, die Fleischproduktion von 533 123 Millekilo im Jahr 1883 auf 1 100 713 im Jahr 1912. Aehnliche Zahlen (688 608 : 1 757 000) ergibt der Markt für Schweinefleisch.

Das sind an und für sich sehr erfreuliche Tatsachen, die allerdings unmittelbar nichts mit der oben gestellten Frage zu tun haben, aber doch aus dem Grunde hier eine Erwähnung verdienen, weil aus ihnen hervorgeht, daß bei rationellem Betrieb selbst heute noch eine weitere Steigerung der Erträge nicht ausgeschlossen erscheint.

Stellen wir den diesjährigen Bestand, den wir bereits ausreichend überschauen können, als Guthaben ein und rechnen den zu erwartenden Verbrauch dagegen auf, so können wir nach den Ueberschlägen bewährter Fachmänner wie Gruber, Rubner, Frank, Witte, Lehmann u. a. der Zukunft mit aller Ruhe ins Auge sehen, wenn wir nur mit dem, was wir haben, sorglich haushalten. Auf Grund statistischer Ueberschläge ergibt sich, daß die deutsche Landwirtschaft die tierischen Nahrungsmittel in solchen Mengen erzeugt, daß uns der Ausschluß der Zufuhr von außen her nicht zu schädigen vermag. Wir haben genug Fleisch im Lande, um die obengenannten 360 bis 400 Gramm Fleisch pro Kopf der Bevölkerung decken zu können. Dabei ist noch folgendes zu beachten. Etwa 90 Prozent der Gesamtbevölkerung stehen nicht bei der Armee, sondern sind daheim geblieben, und darunter selbstverständlich ein großer Teil Kinder, Frauen und Greise, deren Fleischverbrauch natürlich unter der obigen Norm zurückbleibt. Schwierigkeiten macht die Beschaffung der Futtermittel. Es ist namentlich die in großen Mengen von Rußland bisher eingeführte Futtergerste — die Einfuhr betrug im letzten Jahre $3^1/_2$ Millionen Tonnen —, für die wir Ersatz schaffen müssen. Wir haben oben gesehen, daß das Ernteerträgnis in den

[1]) Diese und weitere Zahlen sind dem Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich, Berlin 1914, Puttkammer & Mühlbrecht, entnommen.

Digitized by Google

letzten vier Jahren für Getreide insgesamt, d. h. für Weizen, Roggen, Hafer und Gerste, eine fortgesetzte Steigerung von über fünf Millionen Tonnen erfahren hat. Die Produktion von Brotgetreide allein betrug in den letzten fünf Jahren durchschnittlich etwa 16 Millionen Tonnen, während die Brotnahrung der 68 Millionen Bevölkerung nur etwa 12 Millionen Tonnen und die Aussaat kaum $1^1/_2$ Millionen Tonnen erfordert. Wir sollten demgemäß ausreichende Mengen von Brotgetreide haben, wenn nicht bisher ein so großer Teil der Ernte als Viehfutter verwendet wäre, daß im Vorjahr ein Weizenimport von rund 2 Millionen Tonnen und außerdem eine Gersteeinfuhr von $3^1/_2$ Millionen Tonnen stattfand. Das fällt jetzt fort, denn der Hauptanteil der Einfuhr kam aus Rußland, und die Neutralen können, selbst wenn sie durchhalten, das Defizit nicht ersetzen. Ueber die Mittel und Wege, das fehlende Viehfutter zu beschaffen, gehen die Meinungen der Sachverständigen auseinander. Eine in München beheimatete Kommission hat vorgeschlagen, die bisher zum Bierbrauen verwendete Gerste zu Ernährungszwecken, und zwar für Mensch und Tier, zu verwerten. Ein Vorschlag, der aus der Stadt des „Bierherzens" besonders entsagungsvoll anmutet. Es wird dabei aber vergessen, daß man dem Volk nicht ohne weiteres ein Getränk wie das Bier, welches ja nicht nur Genußmittel, sondern auch in erheblichem Maße Nahrungsmittel ist — das Münchner Löwenbräu hat im Liter 360 Kalorien und zirka 32 Gramm Zucker und 59 Gramm eiweißhaltige Trockensubstanz[1]) —, entziehen kann. Damit würde mehr Schaden wie Nutzen angerichtet und Beunruhigung und Mißvergnügen in die weitesten Kreise getragen. Es ist dies aber auch nicht erforderlich.

Fassen wir zunächst den Bedarf an Roggen, der mit dem an Gerste nahezu Hand in Hand geht, ins Auge, so ergibt sich folgendes. Nach Ansicht kompetenter Landwirte reicht unsre Roggenernte vollkommen aus, wenn sie nicht in so großem Umfange wie bisher verfüttert wird. Denn im letzten Erntejahre kamen neben einem Import an Gerste, Kleie und Kraftfutterstoffen von $6^1/_2$ Millionen Tonnen noch so große Massen an Roggen zur Verfütterung, daß dieser schon im April knapp wurde. Nach der Viehzählung vom 1. Dezember 1913 beträgt Deutschlands Viehbestand rund 21 Millionen Rindvieh, $25^1/_2$ Millionen Schweine und $4^1/_2$ Millionen Pferde, zusammen 51 Millionen Stück. Da fragt es sich bei den jetzigen Ausnahmeverhältnissen, die uns die hauptsächlich in Betracht kommende russische Einfuhr abschneiden, ob man dem Menschen das notwendige Brotgetreide fortnehmen will, um das Vieh schnell fett und schlachtreif zu bekommen, oder ob man der Bevölkerung das notwendige Brot sichern und das Vieh mit weniger kraftvollen Futterstoffen, an denen es nicht mangelt, durchbringen soll. Die Beantwortung dieser Frage erscheint nicht zweifelhaft, wenn man von dem andern Ausweg, das Vieh in größerem Maße abzuschlachten, absieht, weil er in jeder Beziehung unvorteilhaft ist.

[1]) 1 Liter Kuhmilch hat 670 Kalorien, 1 Liter Magermilch 410 Kalorien.

Digitized by Google

Es ist auch bereits unter dem 11. September d. J. ein Verbot des vorzeitigen Schlachtens von Vieh für das Deutsche Reich ergangen. Man könnte aber, ganz abgesehen davon, daß man die Gerste dem Braugewerbe und den Roggen dem Vieh entziehen will, andre Maßnahmen treffen, die geeignet sind, den Ausfall an Getreideeinfuhr, den Gruber, in Billionen Kalorien ausgedrückt, zu — 11,6 veranschlagt, wenn die neutralen Staaten eingeschlossen sind, wenn sie ausgeschlossen sind zu — 7,7, zu umgehen. Dazu gehört vor allem eine bessere Ausnützung des Getreides beim Vermahlen, das bisher mit 20 bis 30 Prozent Abfall rechnete, aber leicht bis auf 95 Prozent Verwertung gebracht werden kann. Es kann ferner am Roggenmehl gespart werden, wenn es mit Kartoffelmehl bis zu 20 Prozent vermengt wird. Der Geschmack des daraus gebackenen Brotes leidet nicht wesentlich, und der Gewinn an Roggen kann als Viehfutter verwendet werden. Auch beim Backen läßt sich sparen, wenn das Brot statt mit Sauerteig, wobei eine Menge Energie als Alkohol und Kohlensäure in die Luft geht, mit dem sog. Luftbrotverfahren (Backmehle, Oetkers Backpulver, Liebigs Backmehl u. a.) hergestellt wird.

Man kann weitere Ersparnisse in dem oben auseinandergesetzten Sinne machen, vor allem auch den Abgang der Kartoffeln durch Fäulnis und sog. Veratmung erheblich verringern, wenn man die jetzt nachdrücklich im großen Maßstabe durchgeführte Kartoffeltrocknung ausnutzt. Eine solche Kartoffeldauerware, Chunos genannt, wird in Peru schon lange durch einfaches Pressen und Trocknen an der Luft hergestellt. In ähnlicher Weise werden die Kartoffeln bei uns fabrikmäßig verarbeitet und als Dauerware sowohl in Scheibenform wie als Kartoffelmehl und Kartoffelgrieß herausgebracht. Der Geschmack dieser Erzeugnisse ist von dem der frischen Kartoffeln nicht zu unterscheiden, und sie müssen sehr gut und leichtverdaulich sein, da die natürlichen Stärkekörner genau wie in den gekochten Kartoffeln zerstört (aufgeschlossen) sind. Es ist dies also ein Verfahren, welches eine weit größere Ausnutzung der Kartoffelfrucht wie bisher gestattet, wenn es in großem Maßstab durchgeführt wird, obgleich sich immer noch ein Verlust von 5 Prozent der Ernte (früher 10 Prozent) nicht verhindern läßt. Anderseits wird aber der Verbrauch für industrielle Zwecke (Stärkeindustrie, Spiritusindustrie u. a.) in diesem Jahre naturgemäß geringer wie sonst sein. Schließlich könnten durch Ausdehnung des Kartoffelbaues und der Zuckerrüben an Stelle der Körnerfrüchte beträchtliche Energiemengen gewonnen werden, indem z. B. ein Hektar Land, mit Rüben bebaut, bei 12,3 Prozent Zuckergewinnung 13,6 Millionen Kalorien gibt, während Weizenboden nur 7,8 und Roggenboden nur 5,9 Millionen Kalorien liefert.

Trotz alledem werden wir uns auf eine Erhöhung der Preise der verschiedenen Nahrungsmittel, vor allem Brot und Fleisch, aber auch Butter, Schmalz, Käse, Hülsenfrüchten usw., gefaßt machen müssen. Wie weit es angängig und zweckmäßig ist, durch staatliche Feststellung von Maximalpreisen oder durch ein Eingreifen in die Verwendung und Verteilung des Getreides, z. B. durch behördlichen Getreideankauf und Verteilung nach dem Bedürfnis, Vorsorge für die

Digitized by Google

Zukunft zu treffen, unterliegt zurzeit noch der Erwägung, die sich freilich schon reichlich lange hinzieht. Aber Vorräte schafft man damit auch nicht, man verhindert nur übertriebene Preisforderungen. Letzten Endes wird es immer und immer wieder darauf ankommen, daß jeder einzelne und durch ihn die Gesamtheit im Sinne obiger Auseinandersetzungen spart und für unser Durchkommen sorgt.

Aber es liegt außerhalb unsrer Aufgabe und Zuständigkeit, auf diese Verhältnisse, die die eingreifendsten Fragen der Landwirtschaft umfassen, des weiteren einzugehen. Dies muß den Fachleuten überlassen werden. Worauf es für jetzt ankommt, ist, auch an dieser Stelle als Ergebnis der vorstehenden Ausführungen festzustellen, daß der Plan unsrer Feinde, uns „durch nagenden Hunger niederzuringen", auf ebenso falschen Voraussetzungen beruht wie ihre Wahnidee, uns leichter Hand mit der Waffe besiegen zu können, ein Selbstbetrug, aus dem heraus sie diesen schmählichsten und niederträchtigsten aller Kriege begonnen haben!

Italien und das europäische Gleichgewicht

Von

Philipp Hiltebrandt (Rom)

Die Neutralitätserklärung der italienischen Sozialisten hat bis auf weiteres einen Strich durch die Rechnung unsrer Gegner gemacht, die durch Verbreitung erlogener Nachrichten über deutsche Niederlagen die öffentliche Meinung in Italien beeinflussen und die dortige Regierung zum Anschluß an die Ententemächte zwingen wollten.

Parteipolitisch bleibt vorläufig diese Agitation, nachdem die stärkste der Linksparteien ausgeschieden ist, auf die Republikaner und gemäßigten Sozialisten beschränkt, deren Führer Barzilai und Bissolati für ihre Mißerfolge in der inneren Politik sich auf dem Gebiete der auswärtigen zu entschädigen suchen, und von denen der letztere auf die Nachfolge San Giulianos spekuliert. Aber auch ihr Versuch, am 20. September, dem Erinnerungstage der durch den Sieg von Sedan ermöglichten Eroberung Roms, mit Hilfe der römischen Teppa die Regierung in den Kampf gegen Deutschland und Oesterreich zu reißen, ist ins Wasser gefallen.

In der Tat hätte man an der Intelligenz und dem politischen Sinne der Italiener verzweifeln müssen, wenn die Dinge einen andern Verlauf genommen hätten.

Die italienische Regierung durfte vor den Politicanti di farmacia, vor den Agitatori della piazza und den nationalistischen Fanulloni des Café

Digitized by Google

Aragno nicht die Waffen strecken, wenn sie nicht die Großmachtinteressen Italiens zugunsten eines beschränkten Irredentismus hätte preisgeben und im Innern, zumal nach den tragikomischen Vorgängen des letzten Generalstreiks, die Autorität der Monarchie und des Staates ein für allemal kompromittieren wollen.

So kann man jetzt den von Frankreich und England geschürten Pressefeldzug gegen Deutschland und Oesterreich, den ein großer Teil der italienischen Blätter noch immer mit unverminderter Hartnäckigkeit fortsetzt, mit größerer Ruhe betrachten und sich dabei mit dem römischen Sprichwort trösten: „Gl' Italiani dicono molte schiochezze ma ne fanno poche."

Seit Jahren bereits arbeiten die Publizisten der Tripelentente mit einer Reihe von Schlagwörtern gegen Deutschland. Wir sind weit davon entfernt, ihnen gegenüber in moralische Entrüstung zu verfallen, und überlassen es jedem, sich der Waffen zu bedienen, die seiner natürlichen Anlage entsprechen. Den Neutralen aber möchten wir in Anlehnung an einen von Bismarck oft gebrauchten Satz sagen: „Wenn Herr N euch etwas vorlügt, was für ihn nützlich, für euch aber schädlich ist, so ist das nicht dumm von N; es ist aber dumm von euch, wenn ihr darauf eingeht" — und sie dazu an ein bekanntes Wort Machiavellis erinnern, nach dem Dummheit auf politischem Gebiete kein bloßer Defekt, sondern geradezu ein Laster ist.

Es gehört nun wahrhaftig kein besonderer Scharfsinn dazu, um sich über die Qualität und die Tendenz der gegnerischen Presse klar zu werden. Sie behauptet das Gegenteil von dem, was den offenkundigsten Tatsachen entspricht, und verfolgt das Ziel, den Deutschen genau das unterzuschieben, was die Ententemächte selber betreiben und erstreben, um auf diese Weise die Neutralen vor angeblichen Plänen Deutschlands bange zu machen und ihre Aufmerksamkeit von der Politik der Ententemächte abzulenken.

Nirgends ist dies so klar als bei dem Schlagwort des „Pangermanismus". Die Schriften und Reden einiger einflußlosen Phantasten müssen dazu herhalten, um den gegenwärtigen Weltkrieg zu einem Kampfe des Pangermanismus zu machen. Und dabei ist der Krieg im wesentlichen ein Kampf zwischen dem germanischen Deutschland und dem — ja leider — auch germanischen England. Die germanischen Flämen sind unsre erbittertsten Gegner, und die andern germanischen Staaten, Holland, Schweiz, Dänemark, Norwegen und Schweden, sehen dem Kampfe als Neutrale zu. Anderseits kämpfen an der Seite Deutschlands 10 Millionen Madjaren und über 25 Millionen Slawen, denen man doch wahrlich keine Vorliebe für das Germanentum vorwerfen kann.

Tatsächlich existierend ist aber nicht der Pangermanismus, sondern der Panslawismus, unter dessen Flagge das Moskowitertum im gegenwärtigen Kriege die österreichisch-ungarische Monarchie zerstören, die kleineren slawischen Nationen und die Türkei sich unterwerfen, am Aegäischen und im Adriatischen Meere Fuß fassen und einen Staat errichten will, der, unter Unterdrückung geistiger und

Digitized by Google

nationaler Freiheit auf dem Absolutismus und der Orthodoxie beruhend, von Valona bis Wladiwostok und vom Nordkap bis zum Matapan reicht, und der, bei seinem unermeßlichen Reichtum an Menschen und natürlichen Bodenschätzen, so ungeheuer stark ist, daß er, wie Kuropatkin dies in seinen Memoiren auseinandergesetzt hat, schon vermöge seines bloßen Druckes allen übrigen Staaten Europas seinen Willen aufzwingen kann, was ja bereits jetzt bis zu einem gewissen Grade England und Frankreich gegenüber der Fall ist. Diese für das gesamte Europa drohende und die europäische, von Rom ausgegangene Kultur gefährdende moskowitische Hegemonie will Deutschland verhindern. Es will ferner den unter der Herrschaft des Moskowitertums schmachtenden Fremdvölkern ihre Freiheit gewinnen und den slawischen Nationen durch deren Anschluß an die Donaumonarchie zugleich die Möglichkeit zur Entwicklung ihrer nationalen Eigenart und die Teilnahme an dem Leben eines Großstaates gewähren. Eine andre Politik wäre verderblicher Wahnsinn: sie würde die slawischen Nationen, deren opferbereite Teilnahme am Kampfe uns den Sieg ermöglicht, auf die Seite Rußlands treiben und dadurch dessen Herrschaft zu einer dauernden machen.

Ebenso durchsichtig wie das Schlagwort vom Pangermanismus ist der Sinn der hauptsächlich von den Engländern verbreiteten Phrase von der deutschen Hegemonie zu Wasser und zu Lande. Durch sie sucht man die Völker über die Tatsache hinwegzutäuschen, daß England diese Hegemonie bereits besitzt und sie in der brutalsten Weise ausübt. Kraft seiner maritimen Suprematie und des skandalösen Kaperrechts, das ein Hohn auf alles Recht ist, und dessen Abschaffung Deutschland vergebens auf der Haager Friedenskonferenz immer wieder beantragte, hat es den gesamten Welthandel lahmgelegt. Die von England proklamierte Theorie des europäischen Gleichgewichts macht in Wirklichkeit den Inselstaat zur kontrollierenden Macht des Kontinents: sie bedeutet für Europa etwas Aehnliches wie für Amerika die Monroedoktrin. Denn sie bedeutet nicht etwa den Schutz der Schwachen gegen die Vergewaltigung von seiten der Starken, sondern vielmehr die Niederhaltung der lebenskräftigen und England gefährlichen Staaten zugunsten der niedergehenden und deshalb für England ungefährlichen. Keine Nation hat unter dieser Politik des Gleichgewichts so viel zu leiden wie die deutsche und die italienische. Solange Deutschland und Italien schwach und zerrissen waren, konnten sie sich des englischen Wohlwollens erfreuen, wie heute etwa Griechenland Italien gegenüber. In dem Augenblicke aber, da beide Nationen stark wurden und sie sich anschickten, die an England übergegangene Seegeltung der Hansa und der italienischen Seerepubliken wiederzugewinnen, verbündete sich England auf Tod und Leben mit Frankreich, von dem es, nachdem es ihm den Schlag von Faschoda versetzt hatte, nichts mehr zu befürchten brauchte, und die gesamte französische Flotte wurde im Mittelmeer konzentriert, um dort das von Italien bedrohte maritime „Gleichgewicht" aufrechtzuerhalten.

Mehr noch um der Erhaltung dieses Mittelmeergleichgewichts als um des Schutzes der belgischen Neutralität willen (denn was bedeutet für England das

Digitized by Google

Recht und das Wohl der Neutralen!) erklärte England an Deutschland den Krieg und zwang dadurch das mit seinen langgestreckten Küsten, an denen fast alle großen italienischen Städte gelegen sind, dem seegewaltigen England gegenüber ohnmächtige Italien, sich neutral zu verhalten; denn eine Kooperation der italienischen und deutschen Armeen hätte die sofortige und völlige Niederwerfung Frankreichs und damit desjenigen Staates bedeutet, der die Bestimmung hat, den Uebergang der englischen Seeherrschaft im Mittelmeer an Italien zu verhindern. Wenn Italien die Grande proletaria unter den Nationen geblieben ist, wenn das Volk der Renaissance, um leben zu können, genötigt ist, in aller Welt die schwersten und niedrigsten Arbeiten zu verrichten, dann verdankt es dies in erster Linie dem Umstande, daß es durch die englische Politik in seiner natürlichen Entwicklung zur herrschenden Mittelmeermacht unterbunden wird. Denn England kann einfach um seiner Selbsterhaltung willen auf dem High way nach Ostindien das Aufkommen eines Volkes, das sich jährlich um 300000 Köpfe vermehrt und deshalb auf maritime und territoriale Expansion bedacht sein muß, nicht dulden, und es könnte Italien im Falle seines Austritts aus dem Dreibunde in der Reihe seiner lateinischen Klientelstaaten nur eine Stellung anweisen, die der von Spanien, niemals aber der von Frankreich analog wäre. Man führe hiergegen nicht die Zession von Tripolis an: gerade sie war im Hinblick auf die Niederhaltung Italiens ein Meisterstreich der englischen Diplomatie. Denn indem England den Italienern das um die wertvollsten Teile des Hinterlandes und den besten Hafen der Küste beschnittene, für eine größere Besiedlung wenig geeignete Tripolis konzedierte, und sie durch die englische Presse vor einem phantastischen deutschen Okkupationsprojekt warnen ließ, erregte es bei der öffentlichen Meinung Italiens das Mißtrauen gegen das verbündete Deutschland und erweckte (ähnlich wie später durch Gewährung der mancia von Adalia) von neuem den Schein der traditionellen englischen Freundschaft und Großmut für Italien. Indem es die Unterstützung der Rebellen der Cyrenaika durch die ägyptischen Nationalisten zuließ, lenkte es deren Haß von England auf Italien ab und nötigte dieses zu einem langwierigen Kolonialkrieg um die Libysche Sandwüste, der Italien an zwei Milliarden kostete, die, wenn sie auch nur zur Hälfte auf die Verstärkung der italienischen Marine verwandt worden wären, diese zur ersten des Mittelmeeres gemacht hätten.

Diese englische Suprematie, die die Freiheit der Meere unterdrückt und das System des europäischen Gleichgewichts, das den Kontinent der englischen Kontrolle unterwirft, ihn immer neuen Kriegsgefahren aussetzt und die Entwicklung der aufstrebenden Völker unterbindet, will Deutschland beseitigen, um an Stelle der englischen Hegemonie die des von Bismarck und Crispi zur Erhaltung des europäischen Friedens gegründeten Dreibundes und an Stelle des europäischen Gleichgewichts das unter den drei europäischen Zentralmächten Deutschland, Oesterreich und Italien zu setzen.

Zweifellos werden die Engländer alles tun, um uns auf die Bahn der hegemonialen Aspirationen zu drängen, aber sie werden sich vergebens bemühen.

Digitized by Google

Wir kennen die Geschichte der Neuzeit zu gut, um nicht zu wissen, daß die drei Versuche, die in ihr gemacht worden sind, Europa eine kontinentale Hegemonie eines Staates aufzuzwingen, kläglich gescheitert sind, und daß Ludwig XIV. in Verfolgung dieses Planes sein Land der großen Revolution entgegengetrieben hat, während Karl V. in dem trübseligen Kloster von S. Juste und Napoleon I. auf dem einsamen Felsen von St. Helena geendet sind. Deutschland ist relativ nicht so mächtig wie das Weltreich Karls V. oder auch nur wie der Staat Ludwigs XIV., und es besitzt kein militärisch-politisches Genie von dem Range Napoleons I. Auch stehen dem Deutschen Reiche nationale Staaten von ganz andrer Kraft gegenüber als die, an deren Widerstand die Pläne jener drei Herrscher gescheitert sind.

Zum Glück sind wir nicht genötigt, den Kampf gegen England in der Weise Napoleons I. durch Unterwerfung des Kontinents zu führen. Denn der Deutsche Kaiser besitzt, was der große Sohn der Französischen Revolution nicht besaß: einen Thron, der nicht immer durch neue Siege gestützt werden muß — eine Marine, die für England ein ganz anders gefährlicher Gegner ist als die bei Aboukir und Trafalgar vernichtete französische — und endlich Bundesgenossen, wie sie Napoleon wohl suchte, aber nicht fand. Und auf der andern Seite hat England nicht mehr die günstige Position der napoleonischen Periode inne. Es war damals nicht in der Weise wie heute auf den Welthandel angewiesen und verfügte über eine Landmacht, die relativ stärker war als die heutige englische Armee. Es befindet sich auch nicht wie in jener Zeit einer einzigen Seemacht gegenüber, sondern muß befürchten, daß selbst bei einem Siege über die deutsche Flotte seine Suprematie an andre Seemächte übergeht, und daß bei einer längeren Bindung seiner Kräfte in Europa sein nur mit Gewalt aufrechterhaltenes Kolonialreich ins Wanken kommt.

Die dritte Anklage, die gegen uns erhoben wird, der Sieg Deutschlands bedeute den Sieg des brutalen Militarismus und der Barbarei und den Untergang der europäischen Freiheit und Kultur, ist so lächerlich, daß man über sie hinweggehen könnte, wenn sie nicht durch die französische Presse unter plumper Spekulation auf den Analfabetismo intellettuale der Leser durch jahrzehntelange Wiederholung als fixe Idee in das Bewußtsein der öffentlichen Meinung der neutralen Staaten eingehämmert worden wäre. Diese Anklage geht aus von einem Lande, dessen Republikanismus die festeste Stütze des Völker und Freiheit unterdrückenden russischen Despotismus ist — dessen Demokratie die Herrschaft gewissenloser Advokaten und Geldleute bedeutet — und dessen Sozialismus im Namen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit die italienischen Arbeiter in Frankreich verprügelt und mit England, d. h. mit jener Kaste von 25 000 Londoner Familien, im Bunde steht, die in der erbarmungslosesten Weise die gesamte Welt als ihr Ausbeutungsfeld betrachtet. Sie geht aus von einer Nation, die sich mit der Einigung des deutschen Volkes nicht zufriedengeben zu können glaubte und 44 Jahre lang in dem Wahne lebte, zwei urdeutsche Stämme „erlösen" zu müssen, aus denen sofort bei Beginn des großen

Digitized by Google

Krieges sich 90 000 Freiwillige zum Kampfe gegen die kommenden „Befreier" meldeten — von einer Nation, deren „übermenschlicher" Militarismus, wie der italienische Publizist Morelli vor einigen Monaten schrieb, den einzigen Grund für die kolossalen Rüstungen Europas bildete und eine beständige Bedrohung des europäischen Friedens bedeutete. Tatsächlich stellte der von dem Lande der Zivilisation vertretene Revanchegedanke die kulturfeindlichste Idee in Europa dar: denn er ist es gewesen, der in letzter Linie den furchtbarsten aller Kriege hervorgerufen hat.

Vergebens hatte es Bismarck abgelehnt, den Präventivkrieg gegen die chauvinistische Republik zu führen und sie zum Ersatz für Elsaß-Lothringen auf das weite Feld der Kolonien zur Befriedigung ihres Gloiredurstes hingewiesen. Vergebens hatte Kaiser Wilhelm II., den man in Frankreich jetzt als das große Tier der Apokalypse bezeichnet, sich in Liebenswürdigkeiten aller Art erschöpft, um die Franzosen zu versöhnen: der Erfolg war nur der gewesen, daß sie von Jahr zu Jahr anmaßender wurden und auf dem angeblichen Charakter von Guillaume le Timide bereits ihre politischen Spekulationen aufbauen zu können glaubten. Deutschland war und blieb das Land der Barbarei und der Force brutale: einer Aussöhnung mit ihm glaubte der französische Historiker Lavisse ein dreifaches „Jamais" entgegensetzen zu müssen. Diese Auffassung hat man in Frankreich einem Staate gegenüber, der in einzigartiger Weise das Prinzip der Disziplin mit dem der Freiheit verbindet — der in sich die stärkste Monarchie und Aristokratie mit der stärksten Demokratie vereinigt — dessen soziale Fürsorge für die unteren Klassen die „demokratischen" Staaten von England und Frankreich vergebens nachzuahmen suchen — der die Geistesfreiheit schützt, ohne die Religion zu unterdrücken — der für Kunst und Wissenschaft in Instituten, Universitäten, Schulen und Volksbibliotheken soviel tut wie kein andrer Staat, so daß in ihm auch der Aermste für wenig Aufwand teilnehmen kann an einem höheren geistigen Leben. Und dies sagt man gegen eine Nation, die ein Deutschland durchaus nicht freundlich gesinnter italienischer Gelehrter als das Cervello del mondo bezeichnet, die die größten Philosophen, Dichter und Musiker der modernen Zeiten hervorgebracht hat, die in den Natur- und Geisteswissenschaften den übrigen Nationen zum mindesten ebenbürtig gegenübersteht und die auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens, in Bankwesen, Industrie, Handel, Schiffahrt und Ackerbau alle übrigen zu überholen im Begriffe ist. Und das deutsche Volksheer, das auf dem sittlich-demokratischen Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht beruht und das sich zu einem Drittel aus Sozialdemokraten zusammensetzt, vermeint man mit dem Schlagwort „Militarismus" abtun zu können, und man glaubt gegen das deutsche Volk in Waffen die englischen Söldner, die bengalischen Reiter Indiens, die Mongolen Ostasiens, die Basuto-Kaffern Südafrikas, die Neger des Senegal, die Kosaken des Don und die Kalmücken der Wolga mobilisieren zu müssen, um — zusammen mit den über die von den Franzosen provozierte Beschießung der Kathedrale von Reims wildgewordenen Aestheten — die europäische Kultur vor den „Hunnen

Digitized by Google

des zwanzigsten Jahrhunderts" zu retten. Wenn überhaupt auf einem Gebiete, dann strebt das von dem dreifachen Drucke des Panslawismus, des Chauvinismus und des englischen Seebeuterechtes befreite Deutschland auf dem Gebiete der Kultur eine Vormachtstellung an, seiner Vergangenheit und jenem Ideale getreu, das der Begründer der deutschen Macht in der Kaiserproklamation ausgesprochen hat: „Allezeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung."

Schon heute haben einsichtige Männer in Italien erkannt, daß dessen Zukunft in kultureller Beziehung an der Seite Deutschlands zu suchen ist. Denn wie bereits die Blüte der neuen, hauptsächlich von Richard Wagner beeinflußten italienischen Musik zeigt, liegt der Fortschritt der italienischen Kultur in einer unter voller Wahrung der nationalen Eigenart erfolgenden Kreuzung mit der deutschen Kunst und Bildung und nicht in einem Nachtreten der ausgetretenen Bahnen der sog. lateinischen Schwester. Und kämen die Führer der nationalistischen Bewegung in Italien nach Deutschland, sie würden sich von neuem von der Verlogenheit der französischen und demokratischen Phrase überzeugen und mit den Augen als reale Tatsache ein dem ihrigen verwandtes moralisch-politisches Ideal verwirklicht schauen, das sie der Jugend des künftigen Italiens in ihren begeisternden Schriften und Reden verkünden, nämlich eine monarchisch-aristokratische, in einem starken Staate organisierte und disziplinierte Nation, in der ein Glied sich mit dem andern im sozialen Gedanken wie in einer großen Familie solidarisch verbunden fühlt, eine Nation, die in opferwilligem Heldenmut den aufgezwungenen Kampf gegen zwei Fronten im festen Glauben an ihre Zukunft auf sich nimmt und die bis zum letzten Manne der sicheren Zuversicht lebt, daß ihr ernster Enthusiasmus den Sieg behalten wird über den verzweifelten Fanatismus der Franzosen und die dumpfe Brutalität der russischen Massen.

Mühelos und ohne größere Opfer werden Italien wie nach den Kriegen von 1866 und 1870/71 gewaltige Vorteile aus einem deutschen Sieg erwachsen: es wird durch Verstärkung seiner Adriaposition sich eine sichere Rückendeckung gegen Oesterreich verschaffen (da Oesterreich sich hüten muß, den verhängnisvollen Fehler Bulgariens zu wiederholen), und es wird nach einer Niederwerfung Frankreichs die erste Etappe auf dem Wege zur Ausbreitung seines Einflusses im Mittelmeer gewinnen. Ob es aber wegen seines leichten Erfolges besonders glücklich zu schätzen ist? Wie im moralischen, so gilt auch im politischen Leben der Satz, daß nur das von wirklichem Werte für eine Nation ist, was mit kühnem Wagemut und unter Opfern in ehrlichem Kampfe erkauft wurde. Oftmals mußte ich in letzter Zeit an den Ausspruch eines alten italienischen Herrn, dem ich auf meinen Wanderungen in Italien in einer kleinen Stadt der Marken begegnete, denken. Als ich, von ihm über meine Eindrücke über Italien befragt, nicht umhin konnte, den wunderbaren Fortschritt, den das Land auf allen Gebieten gemacht hatte, zu rühmen, da antwortete mir der Alte,

Digitized by Google

der, frei von jedem sentimentalen Irredentismus, sich einen klaren Blick für die wirklichen und großen Interessen des italienischen Volkes bewahrt hatte: „Siamo cresciuti materialmente, ma abbiamo perduto moralmente. La nostra unità fù fatta per mezzo degli stranieri. Che ci occorre per il nostro morale politico è una grande guerra vittoriosa.“

Schmerzlose Operation mit und ohne Allgemeinnarkose

Von

Prof. Dr. Goebel (Breslau)

Der Gedanke, Operationen schmerzlos zu gestalten, ist alt. Es lag ja auch den Aerzten zu nahe, danach zu streben, die furchtbaren psychischen Aufregungen, zu denen nicht nur die Schmerzen, sondern auch der Anblick des Blutes und der verwundeten Glieder usw. führte, durch einen wohltätigen Schlaf auszuschalten. Auch der Arzt selbst kann ruhiger und überlegter operieren, wenn er nicht einen stöhnenden und sich vor Schmerzen windenden Kranken vor sich hat. Das furchtbare Wort des Celsus, „esse autem chirurgus debet ... animo intrepidus, immisericors, sic, cut sanari velit eum, quam accipit, non ut clamore ejus motus vel magis, quam res desiderat, properet, vel minus, quam necesse es, secet,“ [1]) konnte nicht eher ad absurdum geführt werden, ehe man wirklich den Kranken nicht mehr „schreien“ hörte. Lange hat man vergebliche Versuche angestellt. Schon im grauen Altertum wurden die Säfte der Mandragorawurzel (Atropa Mandragora), einer Bergpflanze Südeuropas, teils schier, teils in Wein oder auch in Dämpfen oder als Clysma zur Betäubung angewandt. Schwämme, die mit Mandragoraextrakt, Opium, Hyoscyamus, Lactuca usw. getränkt waren und vor den Mund gehalten wurden, nannte man Spongia somnifera (schlafmachend). Der deutsche Name für Mandragorawurzel ist Alraunwurzel; dieselbe hat in ihrer Form Aehnlichkeit mit einem Männchen, man sprach daher von Alraunmännchen und hing sich diese in vollkommener Verkennung der ursprünglichen Anwendung als Amulett um den Hals. Opium wurde zur allgemeinen Betäubung noch in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als die Betäubung mit Aether schon aufgekommen war, mit leidlichem Erfolge angewandt. Andre Mittel sind Cannabis indica (Haschisch), das in China lange vor unsrer Zeitrechnung bekannt war, Strammonium (in Japan), Alkohol z. B. in Form heißen Weines. Heroischere Mittel waren ein Aderlaß bis zur Ohnmacht oder hohe Dosen Brechmittel, neuzeitlichen Ansichten entsprach die gelegentliche Anwendung von Hypnose (meist unter der Form der Ablenkung der Aufmerksamkeit oder als Mesmerismus).

[1]) Zu deutsch: Der Chirurg muß grausam sein, damit er nicht, durch das Schreien des Kranken verwirrt, zu viel oder zu wenig schneidet.

Digitized by Google

Aber eine wirkliche Allgemeinnarkose wurde erst durch Einatmen betäubender Gase möglich. Auch für diesen Gedanken haben wir im Altertum und Mittelalter Vorläufer. Albertus Magnus sprach schon von einer „aqua ardens", in dem einige sogar Chloroform oder Aether sehen wollen. Pearson in Birmingham ließ im achtzehnten Jahrhundert Phthisiker (Schwindsüchtige) Aether einatmen, Thorton wandte ihn gegen lokalen Schmerz an. Davy entdeckte die schlafmachende Wirkung des Stickstoffoxyduls (Lachgases) und sagte schon, daß man es mit Vorteil bei Operationen anwenden könne. Doch war seine Wirkung bei dahin gehenden Versuchen zu inkonstant. Und doch sollte das Lachgas noch indirekt zur Entdeckung des wahren Anästhetikums führen. Horace Wells, Zahnarzt in Hartford (Connecticut), zog 1844 Zähne mit Lachgas. Als er aber seine Methode einem befreundeten Zahnarzt Morton und dem Chirurgen Warren demonstrieren wollte, versagte sie unter dem Gelächter der Zuschauer. Trotzdem wurde Morton dadurch zu eignen Versuchen angeregt. Aber auf den Rat Jacksons, der schon 1841 bis 1842 Aetherinhalationen mit schmerz- und reizmilderndem Erfolge angewandt hatte, wandte Morton Aether an und zog unter Betäubung mit diesem Mittel eine schwierige Zahnwurzel ganz schmerzlos. Daraufhin wendete der Bostoner Hospitalchirurg Warren gleichfalls auf Jacksons Empfehlung die „Aetherisation" zuerst bei einer Geschwulstexstirpation am Halse am 17. Oktober 1846 an. In Paris und London und in Berlin folgten die Chirurgen dem Beispiel. Simpson in Edinburg benutzte das Mittel als erster in der geburtshilflichen Praxis, empfahl aber dann auf Grund exakter Tierversuche das Chloroform. Letzteres verdrängte auf seinem nunmehrigen Siegeszuge den Aether fast ganz in seiner Heimat Amerika, in Frankreich und Deutschland, während — fast ein Hohn auf den Entdecker — in England der Aether als allgemeines Betäubungsmittel im Gebrauch blieb, um dann wieder in den neunziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts das Chloroform in Deutschland und fast der ganzen zivilisierten Welt zurückzudrängen.

Eine wunderbare Entdeckung! Man läßt den Kranken ein flüchtiges Gas einatmen, er schläft ein, wird ohne Bewußtsein den schwersten und schmerzhaftesten Operationen unterzogen und wacht nachher auf, ohne eine Ahnung davon zu haben, was mit ihm geschehen! Und fast jeder fragt nachher verwundert: Werde ich noch nicht operiert? Ist es wirklich wahr, ist alles vorüber?! — Wie kommt das?

Die Physiologie hatte gelehrt, daß das Blut Sauerstoff aus der Luft aufnimmt und Kohlensäure abgibt. Sie hatte auch gefunden, daß Gase vom Blute absorbiert und den Körpergeweben zugeführt werden können. So auch betäubende Gase. Das eingeatmete Gas wird vom Blut zum Gehirn geleitet und wirkt hier direkt auf die Ganglien- (Nerven-) Zellen lähmend. Und das ist nun das Wunderbare und Wirksame, daß stets zuerst das Großhirn, der Sitz des Bewußtseins, dann das Kleinhirn, das Rückenmark und zuletzt das sog. verlängerte Mark (die Verbindung zwischen Gehirn und Rückenmark) gelähmt wird. Im verlängerten Mark sitzen aber die beiden Zentren, deren Lähmung den Tod

Digitized by Google

herbeiführt, das Zentrum für das Herz und die Gefäße, d. h. für den Kreislauf, und das Zentrum für die Atmung. Die Kunst der Narkose besteht also darin, eine Lähmung des verlängerten Markes zu vermeiden und die andern Zentra, das sind die Zentra für die Empfindung (den Schmerz) und die willkürlichen Bewegungen, auszuschalten. Und zwar tritt bei der Narkose zuerst Empfindungslosigkeit, dann Bewegungsunfähigkeit ein. Haben wir die Aufhebung der letzteren nicht nötig, so kann die Narkose oberflächlicher gehalten werden, ja wir können mit jedem Betäubungsmittel, oft mit nur wenigen Tropfen, einen allerdings schnell vorübergehenden Zustand der Empfindungslosigkeit, den sog. Rausch, hervorrufen, der für kleinere, kurze Operationen genügt.

Woran merken wir aber nun bei längeren Narkosen, wieviel von dem Mittel wir geben dürfen, ohne die gefährliche, die giftige Dosis zu erreichen? Wir sehen das in erster Linie an den Augen, deren Pupillen eng sein und sich verengern müssen, wenn Licht hineinfällt; wir merken es weiter am Puls und an der Atmung, die sorgfältig zu überwachen sind. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln kommen aber doch gelegentlich Todesfälle vor, die jedoch so gut wie stets auf besonderer Empfindlichkeit des Kranken gegen die Mittel beruhen, eine Empfindlichkeit, die wir auch bei andern Medikamenten (z. B. Morphium, Opium, Aspirin, Antipyrin usw.) gelegentlich beobachten und die wir als „Idiosynkrasie" bezeichnen. Meist, und das sind die gefährlichsten Zufälle, steht das Herz zuerst still. Bei primärem Atemstillstand ist fast immer durch die künstliche Atmung eine Wiederbelebung möglich. Weil das Chloroform auf das Herz eher lähmend wirkt als der Aether, wird letzterer bei Herzkrankheiten und allen schwächenden Krankheiten überhaupt bevorzugt. Dagegen reizt es die Schleimhäute, besonders die der Luftröhrenäste und führt wohl zu einer Lungenentzündung. Deshalb bevorzugen wir umgekehrt Chloroform bei schon vorhandenen Schleimhautreizungen, z. B. Bronchialkatarrh, Lungendehnung (Emphysem), Lungen- und Kehlkopftuberkulose. Im allgemeinen aber wird, wo es irgend geht, der Aether lieber gegeben als Chloroform. Und das deshalb, weil die Dosis, die tiefe Betäubung bewirkt, und diejenige, die zum Tode führt, beim Chloroform sehr nahe beieinander, beim Aether entfernter voneinander liegen. Das will sagen, daß wir Aether auch in tiefer Narkose noch ruhig eine Zeitlang weitergeben können, ohne Gefahr zu riskieren; wir nennen das: Der Aether hat eine größere Narkosenbreite.

Bei jeder Narkose sind verschiedene Stadien zu unterscheiden: Ein Stadium des Beginns, in dem der Kranke unter Zählen ruhig das Mittel einatmet. Bei kräftigen und besonders bei an Alkoholika gewöhnten Personen schließt sich daran eine Periode der Erregung. Der Kranke hat unruhige Träume, glaubt sich überfallen, schlägt deshalb um sich, reißt dem Narkotiseur wohl die Flasche aus der Hand usw. Die Muskeln des Kinns, der Arme und Beine spannen sich an, auch die Atmung kann vorübergehend durch Anspannung der betreffenden Muskeln stillstehn, aber dann löst sich der Krampf, die Glieder fallen schlaff herab, es beginnt das Stadium der tiefen Betäubung, der Toleranz. In diesem

Digitized by Google

wird der Kranke nun so lange wie möglich gehalten, bis der Operateur sein erlösendes: „Maske fort!" spricht, und nun wacht der Kranke allmählich auf, oft auch erst nach einem vorübergehenden Erregungsstadium, jedenfalls aber meist unter einer Erscheinung, die auch im Anfang der Narkose sehr oft eintritt: unter Erbrechen. Das ist der Grund, weshalb der Arzt Wert darauf legt, den Kranken nüchtern zu narkotisieren. Denn beim Erbrechen kann dem Besinnungslosen leicht Mageninhalt in Kehlkopf und Lungen gelangen und zu Erstickungsanfällen und später zu Lungenentzündungen, den so gefürchteten Schluckpneumonien, führen. Wegen der Erstickungs- und Aspirationsgefahr dürfen die Kranken auch nichts im Munde haben, das falsche Gebiß, eventuell Kautabak, Bonbons, die den Kindern mit Vorliebe von Eltern und Tanten vor der Operation verabreicht werden, sind zu entfernen.

Zur Vermeidung einer stärkeren Erregung und auch zur Beruhigung geben wir dem zu Narkotisierenden gerne Morphium oder andre betäubende Mittel, z. B. Scopolamin, etwa eine halbe Stunde vor Beginn der Narkose.

Noch eine Menge Vorsichtsmaßregeln sind zu erfüllen. Für ordentlichen Stuhl- und Urinabgang ist vorher zu sorgen, schlechte Zähne sind, wenn möglich, vorher zu plombieren, zur Stärkung des Herzens, an das bei jeder Narkose und Operation, z. B. infolge des Blutverlustes, große Anforderungen gestellt werden, wird eventuell tagelang vorher Digitalis oder Strophanthus oder ähnliches gegeben, Mittel, welche den Herzmuskel zu kräftigen Zusammenziehungen reizen, Bronchialkatarrhe werden vorbehandelt, vor allem wird der Urin auf krankhafte Bestandteile untersucht, in erster Linie auf Eiweiß und Zucker. Denn ersteres kann uns zur Wahl von Aether statt Chloroform veranlassen, da es auf eine Erkrankung oder mindestens Reizung der Nieren hindeutet, Zucker kann wohl die Narkose ganz kontraindizieren, da Zuckerkranke Narkotika, insbesondere Chloroform, oft schwer vertragen. Es kann sich an die Narkose eine fast stets zum Tode führende dauernde Bewußtlosigkeit, das sog. Coma, anschließen. Wir müssen deshalb Zuckerkranke, wenn irgend möglich, vor der Operation diätetisch behandeln, um die Zuckerausscheidung und die Bildung giftiger Stoffwechselprodukte im Körper (Azeton und Azetessigsäure) herabzusetzen oder besser ganz zu unterdrücken.

Nun wird man fragen: Wenn Aether und Chloroform so gefährlich sind, weshalb nimmt man nicht andre Mittel? Das ist eher gesagt, als getan! Versucht haben wir genug. Zunächst hat man Mischnarkosen gegeben, z. B. die Billrothsche Mischung (Aether, Chloroform und Alkohol), dann, und das geschieht fast alltäglich, nimmt man Aether und Chloroform abwechselnd, z. B. kann gelegentlich ein langdauerndes, schweres Exzitationsstadium bei der Aethernarkose durch Darreichung einiger Tropfen Chloroform rasch überwunden werden. Setzt das Chloroform den Blutdruck dauernd herab, so daß der Puls beschleunigt und weich wird, so geben wir umgekehrt Aether, der zuerst erregend auf das Herz (und damit den Puls) wirkt.

Digitized by Google

Man macht dann auch Narkosen mit andern chemischen Mitteln: Lachgas erwähnte ich schon, ferner sind Pental, Chloral, Alkohol usw. zu nennen. Wichtig, besonders für kürzere Narkosen, ist Bromaethyl, ferner wendet man Aethylchlorid an. Aber keines hat dauernd die beiden Narcotica par excellence verdrängen können. Fast alle diese Mittel sind ja, wie Aether und Chloroform, Derivate der sog. Benzolreihe, Kohlenwasserstoffe, sind also untereinander verwandt. Chloroform hat die chemische Formel $CHCl_3$, es ist Trichlormethan, Aether $C_4H_{10}O$, beide sind sehr flüchtig, Chloroform siedet bei 61°, Aether schon bei 35° C. Sie werden zu Narkotisierungszwecken natürlich in chemisch reinstem Zustande verwandt und müssen, vor Licht geschützt, am besten in dunklen Flaschen kalt aufbewahrt werden.

Schleich, der sich um die Physiologie der Narkose große Verdienste erworben, nahm an, daß diese am leichtesten und ungefährlichsten sei, wenn der Siedepunkt des Mittels der Körpertemperatur gleich sei, er konstruierte deshalb sog. ätherische Siedegemische (aus Aether, Chloroform und Petroläther), die dieser Bedingung entsprechen. Sie haben sich aber nicht in die Praxis eingeführt.

Auch nach beendeter Narkose kann das zugeführte Gift dem Körper noch schaden. Durch Degeneration (sog. trübe Schwellung und Verfettung) der großen Unterleibsdrüsen, d. h. der Leber und der Nieren in erster Linie, können gefahrdrohende Schwächezustände entstehen, und von seiten der Lunge droht die Gefahr der Entzündung, die allerdings wohl nur zum Teil durch das Narkotikum, viel mehr durch die Operation, Herzschwäche, Blutverluste usw. bedingt ist. Deshalb müssen wir auch nach der Operation den Kranken sorgfältig überwachen, für ordentliche Durchspülung der Organe durch reichliche Flüssigkeitszufuhr sorgen, das Herz kräftigen, eine energische Lungengymnastik (durch Atemübungen, Prießnitzsche Umschläge usw.) in die Wege leiten.

Wenn trotz aller unsrer Vorsichtsmaßregeln große Statistiken bei Chloroform einen Todesfall auf etwa 2800, bei Aether einen solchen auf über 5000 Narkosen ergeben, so brauchen wir uns deshalb doch nicht zu ängstigen. Zunächst sind diejenigen, die der Narkose zum Opfer fallen, fast stets sowieso dem Tode geweiht (schwache, anämische Leute mit Herzen, die durch Infektionskrankheiten, wie Tuberkulose, Syphilis, Typhus usw. entartet sind), und dann gibt es sehr viel Operateure, die unter Tausenden und Abertausenden von Betäubungen keinen Todesfall erlebt haben.

Wir haben eben bei jedem Eingriff sehr wohl zu überlegen: Ist derselbe eine Narkose wert? Läßt sich der Krankheit halber die Gefahr der Narkose in Kauf nehmen? Ist nicht etwa der Allgemeinnarkose eine örtliche Betäubung, eine Lokalanästhesie vorzuziehen?

Und damit kommen wir zum zweiten Teil unsers Themas, der Besprechung der örtlichen Anästhesie (Schmerzlosigkeit).

Auch rein örtliche Schmerzlosigkeit suchte man schon früher durch verschiedene Mittel hervorzurufen. Die oben erwähnten „schlafmachenden Schwämme" band man z. B. auf das Operationsfeld, aber natürlich ohne Erfolg, man kom-

Digitized by Google

primierte die Nervenstämme oder schnürte die Gliedmaßen ab. Aber das war wegen Gefahr der Lähmung oder des Absterbens (Brandigwerdens) eine zweischneidige Prozedur. Wirksam war zuerst das Verfahren von Richardson, der durch Verdunstung von Aether mittels eines Zerstäubungsapparates lokale Gefrierung und dadurch Schmerzlosigkeit hervorrief. Später und auch jetzt noch wandte man das Aethylchlorid (meist unter dem Namen Kelen im Handel) an. Das Mittel wird in feinem Strahl aus Glas- oder Metalltuben auf die schmerzlos zu machende Stelle geleitet und bewirkt dort eine Kälte von — 35° C, so daß die gefrorenen Stellen nun fast schmerzlos inzidiert werden können. Es eignet sich aber nur für kleine Eingriffe, besonders bei Furunkeln.

Eine wirkliche lokale Anästhesie kam erst durch die Entdeckung der schmerzstillenden Wirkung des Kokains, des Alkaloids der Kokabohne, durch Koller in Bern (1884) zustande. Koller wies nach, daß Einträufeln einiger Tropfen einprozentiger Kokainlösung in die Augenbindehaut Empfindungslosigkeit derselben bewirkt. In der Form der Bepinselung der Schleimhäute mit meist fünfprozentiger Kokainlösung wird dies Mittel auch jetzt noch bei Operationen in der Nase, dem Rachen und Kehlkopf bevorzugt. Im übrigen aber ist es durch wirksamere und weniger giftige — denn auch das Kokain ist ein starkes Gift — Surrogate ersetzt. Von diesen nenne ich das Eukain, Tropakokain, Stovain, Alypin und besonders das Novokain. Diese Mittel sind in emsiger gemeinsamer Arbeit von Medizinern und Chemikern in den berühmten chemischen Fabriken Deutschlands, ich erwähne in erster Linie die Höchster Farbwerke von Meister, Lucius und Brüning, ferner die Firmen Riedel und Bayer, synthetisch zusammengesetzt und experimentell erforscht. Zwei Anwendungsweisen brachten die lokale Anästhesie auf die moderne Höhe. Erstens die Injektion der Mittel in stark verdünnter Lösung, so daß eine sog. Oedemisierung der Gewebe hervorgerufen wird. Hierfür haben sich in erster Linie Schleich in Berlin, Hackenbruch in Wiesbaden und Reclus in Paris verdient gemacht. Nach Schleich macht man zuerst in der Haut eine sog. Quaddel nach der andern, indem man mittels einer feinen Nadel in die Lederhaut selbst die Flüssigkeit einpreßt, so daß eine Blase entsteht. Dann geht man tiefer und tiefer und anästhesiert dadurch die unterliegenden Gewebe. Aber diese Empfindungslosigkeit ging sehr rasch vorbei, sobald die Flüssigkeit vom Blutstrom aufgesaugt (resorbiert) wird. Da führte Braun in Zwickau das sog. Adrenalin in die Lokalanästhesie ein. Dieses Mittel, auch Suprarenin, Paranephrin usw. genannt, stellt das wirksame Element der Nebennieren dar. Die Nebennieren sind kleine, am oberen Pol jeder Niere gelegene Organe. Ihr Extrakt bewirkt eine länger dauernde Zusammenziehung der Blutgefäße, so daß eine lokale Blutleere entsteht. Diese Blutleere verhindert die Resorption der eingespritzten Lösungen, so daß diese länger und intensiver und deshalb auch schon in schwächerer Konzentration wirken können. Mit einer halbprozentigen Novokain- oder Alypinlösung, der einige Tropfen einer 1‰igen Suprareninlösung — die übrigens jetzt auch synthetisch hergestellt wird — zugesetzt sind, können wir nun die Gewebe weit-

Digitized by Google

hin gefühllos machen. Das bewirken wir nicht mehr allein dadurch, daß wir die Lösung in die Gewebe selbst einspritzen (infiltrieren, daher der Name Infiltrationsanästhesie), sondern vielmehr dadurch, daß wir die Nervenstämme selbst umspritzen, gefühllos machen, so daß nun die Leitung der Schmerzempfindung unterbrochen ist (Leitungsanästhesie). So können wir z. B. den ganzen Arm oder das ganze Bein gefühllos machen, wenn wir beim Arm die zuführenden großen Nerven oberhalb des Schlüsselbeins oder in der Achselhöhle, beim Bein den Schenkelnerv in der Leistenbeuge und den Hüftnerv am Sitzbeinhöcker mit einprozentiger Novokain-Suprareninlösung umspritzen und infiltrieren. Die Technik dieser Leitungsanästhesie ist für die verschiedenen Körperregionen eine sehr subtile, und wir sind noch daran, sie weiter auszubauen.

Aber trotzdem sind wir doch jetzt so weit gekommen, daß in den großen Kliniken und Krankenhäusern sicher ein Drittel, wenn nicht mehr, selbst der großen Operationen in Lokalanästhesie ausgeführt werden. Wir kombinieren sie auch im Notfall mit kurzer Aether- oder Chloroformnarkose, mit vorheriger Morphiuminjektion usw.

Es bestehen natürlich auch gegen die Lokalanästhesie Kontraindikationen. Da ist in erster Linie der psychische Eindruck auf den Kranken zu respektieren. Wie mancher zieht einen wohltuenden Schlaf vor, der ihm die Aufregungen der Operation, der Vorbereitung, den Anblick des Operationssaales, der Instrumente, der bösen Doktoren usw. erspart! Bei gewissen entzündlichen Krankheiten, z. B. bei Zellgewebsentzündungen, kann auch die Lokalanästhesie direkt schädlich sein! Und endlich können wir manche Gewebe, besonders sehr fettreiche Stellen, doch noch nicht genügend schmerzlos machen.

Eine besondere Form der Leitungsanästhesie verdanken wir dem Genie Biers, die sog. Lumbal- oder Rückenmarksanästhesie. Bier spritzte nach dem Vorgang des Amerikaners Corning Kokain in den untersten Teil des Rückenmarkskanals und lähmte dadurch die hier austretenden Nerven so, daß nun schmerzlose Operationen an den Beinen, dem After, der Leistenbeuge, ja am Bauche ausgeführt werden konnten. Die Technik dieser genialen Erfindung ist durch zahlreiche Mitarbeiter weiter ausgebildet. Man hat die verschiedensten oben schon erwähnten Surrogate des Kokains versucht. Am meisten scheint sich Tropakokain zu bewähren, das mir auch bei den Fellachen Aegyptens sehr befriedigende Resultate ergab. Leider sind aber auch eine Anzahl Todesfälle veröffentlicht, prozentualiter viel zahlreicher, als die nach Chloroform — oder Aethernarkose. Auch kommen Nachkrankheiten (Lähmungen, Nervenschmerzen, starke Kopfschmerzen usw.) vor. Doch ist diese Lumbalanästhesie keinesfalls zu vernachlässigen und gibt bei Fällen, in denen Allgemeinnarkose nicht angebracht ist, schöne Resultate. Leider paßt sie meist nur für die Anästhesie der unteren Körperhälfte. Allerdings hat sie Jonnescu in Bukarest auch für die oberen Körperregionen mit für uns verblüffenden Erfolgen angewandt. Doch herrscht gegen diese Anwendung bei den deutschen Chirurgen noch große Skepsis.

Digitized by Google

Noch andre Methoden lokaler (Leitungs-) Anästhesie hat die moderne Zeit gebracht, ich nenne die Venenanästhesie Biers, bei der die Venen eines abgeschnürten Körperteils mit Novokainlösung durchspült werden, und die sakrale Betäubungsmethode, bei der anästhetische Lösungen in die Kreuzbeinhöhlung gespritzt werden. Aber diese Methoden werden nur vereinzelt angewandt und harren noch der weiteren Ausbildung.

Durch die Menge der neueren Methoden wird sich nur der Geübte hindurchfinden. Der Patient muß es seinem Arzt vertrauensvoll überlassen, welche Form der Betäubung in seinem Spezialfalle die angebrachteste ist. Viel ist dabei zu bedenken. Daß die alte Form der Chloroform- und Aethernarkose stets beim Arzte sowohl wie beim Publikum ihre Anhänger behalten wird, ist sicher. Es ist niemals zu vergessen, daß diese Allgemeinbetäubung, sachgemäß durchgeführt — und um eine vorsichtige, sachgemäße Narkose wird sich jeder Chirurg bemühen — doch relativ ungefährlich ist und Arzt und Patient die größte Beruhigung gibt. Allerdings brauchen wir nicht so weit zu gehen wie die Engländer, bei denen die Narkosen so gut wie ausschließlich von Spezialisten, sog. Anästhisteuren, ausgeführt werden, die kaum selbst operieren. Sicher kann der Operateur während einer Allgemeinbetäubung im allgemeinen am ruhigsten und überlegtesten operieren. Aufgeregten und feinbesaiteten Kranken kann die Ausführung der Operation in Lokalanästhesie zu einer grenzenlosen Qual werden, wenn sie auch keinerlei körperlichen Schmerz spüren. Ungeduldig fragen sie oft nach ein paar Minuten schon nach dem Ende der Prozedur. Und wenige Augenblicke erscheinen ihnen eine Ewigkeit.

„Salus aegroti suprema lex,“ [1]) das sei unsre Losung auch hier! Stets muß der Arzt individuell vorgehen, das unterscheidet ihn ja vom Kurpfuscher, der nach dem Schema handelt. Und so wird mancher die wohltuende Lethe des Chloroforms oder Aethers dort vorziehen, wo ein andrer eine Betäubung weit von sich weist, wenn er nur durch eine der neueren Methoden den körperlichen Schmerz ausgeschaltet sieht.

Die Wissenschaft und der Krieg

Von

Prof. Dr. Lammasch

In einem geistvollen Aufsatze hat ein Heidelberger Kollege schwere Besorgnis für die geistige Kultur Europas ausgesprochen. Er meint: „Die der echten Wissenschaft eignende Internationalität wird auf lange und mit verhängnisvollen Folgen geschädigt sein,“ und der „Internationalismus der europäischen geistigen Kultur und damit das gleich nach der wirtschaftlichen Austausch-

[1]) Zu deutsch: Das Wohl des Kranken ist unser höchstes Gesetz.

Digitized by Google

gemeinschaft wichtigste Band der europäischen Gesamtheit ist auf eine Generation hinaus auf das schwerste geschädigt".[1])

Diesem Pessimismus entgegenzutreten, scheint mir Pflicht.

Ganz im Gegensatz zu Tröltsch bin ich vielmehr der Ueberzeugung, daß das Zusammenarbeiten der Forscher auf allen Gebieten des Wissens sofort nach der Wiederherstellung des Friedens beginnen wird, weil es nicht länger unterbrochen sein kann. Wie Moltke am Tage nach der Schlacht von Sedan sich pünktlich zur gewohnten, durch mehrere Tage unterbrochenen Whistpartie einfand und nur sagte: „Nach diesem Inzidenzfalle setzen wir unsre Partie fort," so werden sich auch die den verschiedenen, heute kriegführenden Staaten angehörenden Gelehrten nach dem Friedensschlusse zu herkömmlicher Zeit zusammensetzen, um die durch den unliebsamen Zwischenfall unterbrochene Arbeit an dem Punkte wieder aufzunehmen, an dem sie sie hatten verlassen müssen Nur den Ort der Zusammenkunft wird man wohl vorsichtig zuerst in ein neutral gebliebenes Land verlegen, damit das Profanum vulgus sie nicht etwa störe.

Sobald der Kanonendonner verstummt ist, wird die Solidarität der menschlichen Interessen, deren Bewußtsein bei vielen während des Krieges verdunkelt worden, wieder allen einleuchtend werden.

Zwei politische Prinzipien sind es, die die Gegenwart beherrschen. Nationalismus und Internationalismus, von denen das eine der Gegensatz des andern zu sein scheint. Aber wirklich auch nur scheint. In Wahrheit ist ihre gegenseitige Durchdringung möglich, wie namentlich der Präsident der Columbia University in Neuyork, Murray Butler, in seinem Buche „International mind" und durch sein persönliches Beispiel gezeigt hat. Niemand kann wünschen, daß eine Nation ihre Geschichte, die Ruhmestitel ihrer Vorfahren oder ihre Sprache vergesse oder daß ihre Kunst aufhöre, die ihr eigentümlichen Wege zu wandeln und in öder Unterschiedslosigkeit aufgehe. Das Weltorchester muß ein vielstimmiges bleiben. Nur Flöten oder nur Trompeten wäre auf die Dauer unerträglich. Selbst wenn einmal für den kaufmännischen Verkehr oder etwa gar auch für gelehrte Mitteilungen eine Kunstsprache zu allgemeiner Geltung gelangen sollte, wird doch diese Pasilingua, wie Leibniz sie geträumt, niemals die Kraft in sich haben, das innerste Empfinden des Menschen in Gedicht und Gebet auszudrücken. Sprache des Kultus und der Lyrik wird kein Esperanto und kein Ido werden. Im innersten Herzen wird und soll jede Nation sie selbst bleiben. Aber sie darf sich doch nicht von den andern, in Freundschaft oder in Ueberhebung, abschließen, wenn sie nicht in ihrer Entwicklung erstarren will. Japan hat dies, nachdem Krämergeist zum großen Nachteil Europas die erste Bresche geschossen hatte, erkannt, und China ist im Begriff, ihm zu folgen. Ein Volk, das sich in irgendeiner Richtung mit einer chinesischen Mauer umgibt, kann sich nicht weiterentwickeln, weder räumlich noch geistig. Jede Nation hat ihre charakteristischen

---

[1]) Tröltsch, Der Krieg und die Internationalität der geistigen Kultur. Int. Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik. Oktober 1914.

Digitized by Google

Kräfte und Vorzüge, aber auch les défauts de ses vertues. Jede Nation hat auch ihre besondere Umwelt, die sie zu gewissen Tätigkeiten beruft, sie ihr erleichtert und ihr andre erschwert. Diese verschieden gerichteten Kräfte sind, wenn eine teleologische Betrachtung irgendwo am Platze ist, bestimmt, sich zu ergänzen. Arbeitsteilung und Vereinigung des getrennt Gearbeiteten zum finalen Produkt ist nicht bloß auf dem mechanischen und industriellen, sondern auch auf dem geistigen Gebiet die Methode des Fortschritts. Die Geschichte jeder Wissenschaft zeigt uns Beispiele in Fülle, wie der Gedanke, den der Forscher der einen Nation ausgesprochen, von dem eines andern Volksstammes weitergesponnen und fruchtbar gemacht wurde. Durch wie viele Köpfe verschiedener Nationen mußten die Entdeckungen und Anregungen Rokitanskys, Listers, Pasteurs und Kochs gehen, um die Erfolge zu erzielen, die wir heute bewundernd und dankbar genießen. Und heute sollte eine Nation ihre Wissenschaft isolieren wollen? Oder sich, äußerstenfalls, auf die Anregung durch das tote Wort des Buches beschränken und selbst mit diesem sich in einer trügerischen Uebersetzung begnügen statt der „feindlichen Originalsprache"? Wir sollten auf den persönlichen Verkehr in Brief und Rede verzichten, aus dem doch die wirksamsten Anregungen stammen? Gerade in den letzten Jahrzehnten war dieser Verkehr auf Kongressen jeder Art besonders gepflegt worden. Mögen auch die für jeden beliebigen „Fachgenossen" zugänglichen Kongresse keinen andern Wert als den einer Art University extension haben, so haben doch die auf engere Kreise beschränkten internationalen Institute, Gesellschaften u. dgl. auf vielen Gebieten schwere und wertvolle Arbeit produktiver Art geleistet. Die Erkenntnis des hohen Wertes dieser Art wissenschaftlicher Kollaboration hat an der Wende des Jahrhunderts zur „Assoziation der Akademien" geführt. Aus einem auf eine Anregung Mommsens und Hartels zurückreichenden „Kartell" der Akademien Wien, München, Leipzig und Göttingen durch Anschluß von Berlin, London, Paris, Washington und St. Petersburg im Jahre 1899 entstanden, hielt sie in Paris 1901 die erste ihrer Sitzungen ab, die zu einem Zentralorgan der wissenschaftlichen Forschung auf mannigfachen Gebieten der Natur- und Geisteswissenschaften geworden sind.

Es ist selbstverständlich, daß alle Untersuchungen, die sich mit dem Ganzen des Erdkörpers oder des Weltalls befassen, von verschiedenen Punkten der Erdoberfläche aus betrieben werden müssen, also von Orten aus, die sich im Gebiet verschiedener Staaten befinden. So die Untersuchungen über Erdbeben und Vulkanismus, über Meteorologie, Magnetismus, über luftelektrische Erscheinungen, über Anomalien der Schwere, Untersuchungen, die dem Zweck dienen, die Verteilung der Masse im Erdinnern zu erkennen, die Verschiedenheit der Dichte unter den Kontinenten und unter den Meeren festzustellen, über die Starrheit und das Gleichgewicht der Erdrinde, über Hebung oder Senkung von Bergketten, die Erdbeben unterworfen sind u. dgl. mehr. Zu all diesen Forschungen wie zu jenen über die Bewegung der Hunderte von neu entdeckten kleinen Planeten ist ihre Vornahme an verschiedenen, oft weit voneinander abliegenden Standorten nötig,

Digitized by Google

zu vielen von ihnen auch eine gewisse Gleichförmigkeit der angewendeten Methoden und Instrumente, die nur durch einheitliche Organisation der Arbeit erzielt werden kann. So kann auch die Messung eines Meridians, wie sie gegenwärtig hinsichtlich des 30. Längengrades östlich von Greenwich im Zuge ist, nur durch das Zusammenwirken aller der Staaten erfolgen, deren Gebiet er durchzieht. Deshalb hat die Assoziation der Akademie und haben mit ihr zusammenhängende internationale Institute diese Probleme sowie die Himmelsphotographie als solche erkannt, zu deren Lösung das Zusammenwirken der Kräfte aus verschiedenen Staaten unerläßlich oder doch überaus förderlich ist. Notwendig ist es auch, daß Institute, die an gewisse lokale Bedingungen gebunden sind, weil Forschungen der betreffenden Art eben bloß an Orten in bestimmter Lage unternommen werden können, Forschern aller Nationen zugänglich seien, so das von Dorn begründete Aquarium in Neapel, das von Mosso geschaffene Observatorium und meteorologische Institut am Col d'Olen des Monte Rosa u. a. m.

Bereits erwähnt wurde die Bedeutung, die der Gleichförmigkeit der Instrumente und Methoden zukommt, unter deren Voraussetzung allein die an verschiedenen Orten gewonnenen Resultate kombiniert, ergänzt und kontrolliert werden können. Einheitlichkeit der Methode ist namentlich u. a. für Messungen der Elastizität, für kalorimetrische Messungen, für meteorologische Beobachtungen, aber auch für chemische Analysen, die den wichtigsten hygienischen und industriellen Interessen dienen, notwendig, z. B. zur Analyse des Zuckers, künstlicher Nahrungsmittel, der Fette, des Kautschuks, des Petroleums. Internationale Vereinigungen zur Herstellung dieser Einheitlichkeit sind daher mit Bezug auf all diese Objekte geschaffen worden. Einige davon erfreuen sich ebenfalls der Patronanz der Akademien, die ihnen zum allermindesten als eine Erklärung d'utilité publique dient. Von besonderer Bedeutung für die experimentelle Wissenschaft ist in dieser Beziehung das Institut Marey in Boulogne sur Seine, das der Vergleichung physiologischer Apparate gewidmet ist. Auch in diesem Institut können alle Nationen Arbeitsplätze für ihre Angehörigen gegen Leistung eines Beitrages erwerben, und es muß sogar statutengemäß mindestens ein Drittel aller Mitglieder aus Nichtfranzosen bestehen. Neben dem angeführten Zwecke der Vergleichung hat dieses Institut aber auch den der Schaffung einer einheitlichen Terminologie für die physiologische Forschung, wie sie u. a. auch die unter Waldeyers Leitung stehende internationale Kommission für Gehirnforschung, die bekannte Brainkommission, anstrebt. Aber auch für andre Zwecke ist eine internationale Reform der teils veralteten, teils infolge der Verschiedenheit der Sprachen irreführenden Nomenklatur notwendig oder doch sehr wünschenswert; so für eine neue Mondkarte, aber auch für die Zwecke der beschreibenden Naturwissenschaften und der Technologie in bezug auf die Benennung der Farben. Auf der Petersburger Konferenz der Akademien im verflossenen Jahre wurde hervorgehoben, wie nicht bloß die Inkongruenz der die farbenbezeichnenden Ausdrücke in den verschiedenen Sprachen (das deutsche Wort „rot“ soll einen andern Umfang haben als die beiden entsprechenden russischen Worte), sondern auch die

Digitized by Google

allzu individuelle Abschätzung der einzelnen Nuancen durch die verschiedenen Beobachter und die Vergleichung mit Objekten, deren Farbenschattierung aber selbst nicht immer die gleiche ist („mausgrau", „zitronengelb") nur allzu leicht irreführen kann. Deshalb wurde die Schaffung einer gleichmäßig geltenden „Chromotaxie" gefordert. Wie wertvoll selbst in diesen scheinbar geringfügigen Aeußerlichkeiten die Einheit des Ausdruckes ist, zeigt die Probe auf das Gegenteil mit den in England leider noch immer so hartnäckig festgehaltenen nationalen Maß- und Gewichtseinheiten und der Fahrenheit-Thermometerskala.

Auch auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften ist das Zusammenarbeiten der Fachmänner verschiedener Staatsgebiete nach einheitlichen Grundsätzen für die Lösung gewisser Probleme notwendig, mag auch hier diese Notwendigkeit nicht auf den ersten Blick so einleuchten wie im Falle der Naturwissenschaften. Das Riesenwerk der Herausgabe der sämtlichen gedruckten und bisher auch noch ungedruckten Werke, Manuskripte und Briefe des letzten völlig universellen Geistes, Leibniz, in etwa 140 Bänden hat die Assoziation der Akademien nicht bloß deshalb in die Hand genommen, weil jene Manuskripte und Briefe in den verschiedensten Bibliotheken verstreut sind, sondern aus dem inneren Grunde, weil heute in keinem einzelnen Staat Fachmänner für alle von Leibniz umfaßten Gebiete des Denkens zur Verfügung stünden, die der Größe dieser Aufgabe gewachsen wären. In ähnlicher Weise ist zur Edition der Werke Eulers das Zusammenwirken der Mathematiker verschiedener Staaten notwendig. Ohne eine solche Kollaboration könnten auch das Reallexikon des Islam, die Sammlung der griechischen Urkunden des Mittelalters, die über die ganze Welt verstreut sind, wenn auch die vielleicht wichtigsten sich in den Klöstern von Patmos und des so schwer zugänglichen Berges Athos befinden, die Ausgabe der Mahabharata nicht zustande kommen. Je ferner das Objekt des Studiums dem Weltgetriebe der Gegenwart liegt, je „unpraktischer" es nach dem Urteile der Menge ist, desto geringer ist begreiflicherweise in jedem einzelnen Staate die Zahl der Forscher, die sich ihm widmen, desto unvermeidlicher daher die Beteiligung der Fachgenossen in verschiedenen Ländern. So konnte selbst Großbritannien, trotz seines Kaiserreiches in Indien, so konnte selbst Oxford der Mitwirkung unsres Max Müller nicht entbehren. Geradezu unmöglich wäre das für Religions-, Welt- und Kulturgeschichte gleichmäßig bedeutsame Werk der Wiederherstellung des ursprünglichen griechischen Textes der Bücher des Alten Testaments (der Septuaginta) ohne das Zusammenwirken von Gelehrten, die außer der griechischen noch einer der andern hierfür in Betracht kommenden Sprache, der armenischen, koptischen, äthiopischen, syrischen oder arabischen, kundig sind.

Nur Beispiele sind all dies. Wer mit der Organisation der internationalen wissenschaftlichen Arbeit vertraut ist, würde sicherlich bessere finden. Mögen auch manche der 613 von Eykmann[1]) für das Jahr 1911 aufgezählten inter-

[1]) L'internationalisme scientifique, La Haye, van Stockum et fils 1911, ein Werk, dem ich viele der angeführten Daten entnommen habe, soweit ich sie nicht in den Actes

Digitized by Google

nationalen wissenschaftlichen Vereinigungen nicht gerade unentbehrlich sein, viele unter ihnen sind gewiß mächtige Hebel des Fortschrittes der Wissenschaft.

Das eminent praktische Interesse, das einzelne medizinische oder naturwissenschaftliche Forschungen bieten, hat die Staatsregierungen veranlaßt, sich sogar auf regelmäßig wiederkehrenden diplomatischen Konferenzen oder durch Errichtung von offiziellen „Bureaus" damit zu beschäftigen. Eine Reihe von internationalen Sanitätskonferenzen hat seit 1859 die Ergebnisse der medizinischen Wissenschaften, insbesondere der Hygiene zur Abwehr der Einschleppung von Cholera, Pest und Gelbfieber zu verwerten gesucht; Verträge der Staaten und aus Aerzten der verschiedenen Mächte zusammengesetzte Bureaus dienen diesem Zwecke. Auf Anregung des preußischen Generals Bayer wurde das internationale geodätische Bureau in Potsdam geschaffen; der Initiative der italienischen Regierung ist das internationale Agrikulturinstitut in Rom zu danken, und den Anregungen des Institut de France entstammt die Kommission zur Ueberwachung des metrischen Systems in Paris. Diese „Bureaus" und Institute, die ihre wissenschaftlichen Forschungen und deren Ergebnisse auch wichtigen praktischen Zielen dienstbar machen — das Meterbureau der Industrie, besonders der Textilindustrie, das Agrikulturinstitut z. B. der Bekämpfung von Pflanzenkrankheiten — sind derart organisiert, daß sie ihre amtliche Tätigkeit, selbst wenn sie durch den Krieg unterbrochen sein sollte, sofort nach dem Friedensschlusse wieder aufzunehmen verpflichtet sind. Die Verträge, durch welche diese Institute errichtet sind, sind ja durch den Krieg nicht aufgelöst.[1]) Und die freien wissenschaftlichen Vereinigungen werden nicht anders können. Sobald der normale Zustand des Friedens unter den Staaten wiederhergestellt ist, werden sie ihre Arbeit fortsetzen, weil sie dies zum gemeinen Wohle der Menschheit tun müssen. Aber auch schon während des Krieges sollten Forscher, die bisher nur den Wetteifer ihrer Berufsarbeit gekannt haben, nicht demonstrativ die Bande zerreißen, die den einen oder andern von uns mit Universitäten eines vorübergehend feindlich gewordenen Staates verknüpfen, besonders dann nicht, wenn auch an diesen Universitäten, wie in Oxford und Cambridge, eine Anzahl unserer Kollegen den gewiß nicht gering anzuschlagenden moralischen Mut gehabt hat, sich offen gegen den Krieg auszusprechen oder wie der Kanzler der Universität Manchester, Viscount Morley, wegen desselben aus dem Ministerium auszutreten. Selbst wenn der eine oder der andere, auf dieser oder auf jener Seite, während des Krieges unüberlegte, unfreundliche oder gar feindselige Aeußerungen über die

---

de l'association internationale des Académies über ihre fünf bisher abgehaltenen, alle drei Jahre wiederkehrenden Sitzungen finden konnte.

[1]) Allerdings behauptete unter anderen ein Schriftsteller des Namens Tröltsch vor mehr als 100 Jahren, daß der Krieg alle Verträge auflöse (C. W. von Tröltsch, „Versuch einer Entwickelung der Grundsätze, nach welchen die rechtliche Fortdauer der Völkerverträge zu beurteilen ist". Landshut 1808). Heut ist diese Anschauung jedoch fast allgemein aufgegeben und wird sie jedenfalls auf Verträge des oben bezeichneten Inhaltes nicht ausgedehnt.

Digitized by Google

andere Kriegspartei getan haben sollte, ist es zu wünschen, daß über solche Aeußerungen nach Wiederherstellung des Friedens der Schleier des Vergessens gebreitet werde, wie ja jeder moderne Friedensschluß selbst für viel schwerere Delikte die Amnestieklausel enthält. Für die Wissenschaft, soweit sie nicht etwa eine Anwendung für den Kriegszweck finden kann, gilt ganz besonders das Wort Schillers im „Wallenstein“:

„Hört der Krieg im Kriege nicht schon auf,
Woher soll Friede kommen?“

Einige Bemerkungen zur Erneuerung unsrer Handelsverträge

Von

Wirkl. Geheimrat Dr. v. Koerner

Vor Ausbruch des Krieges beschäftigte die Gestaltung der handelspolitischen Verhältnisse nach dem 31. Dezember 1917 sowohl bei uns wie in andern Ländern die Regierungen und die beteiligten Kreise der Bevölkerung auf das lebhafteste. In mehreren Staaten waren besondere Kommissionen eingesetzt worden, die die Wirkungen der bisherigen Verträge und die für den Abschluß neuer Verträge zu berücksichtigenden Gesichtspunkte prüfen und Vorschläge für diesen machen sollten. Auch in Deutschland hat man sich schon seit längerer Zeit mit der Prüfung der im Falle des Ablaufs der Tarifverträge eintretenden Sachlage und der dadurch bedingten Maßregeln befaßt. Wenn nun auch infolge des Krieges für den Augenblick die handelspolitischen Fragen in den Hintergrund getreten sind, so wird die Notwendigkeit ihrer Erörterung doch früher oder später sich wieder geltend machen, und es erscheint daher auch unter den dermaligen Verhältnissen nicht zwecklos, sich zu vergegenwärtigen, wie es mit der weiteren Entwicklung der Handelsvertragsfrage steht.

Der Krieg hat unsre Handelsverträge mit Rußland, Belgien, Japan, Serbien und Montenegro zu einem vorzeitigen Ende gebracht und die unbefristete Meistbegünstigungsklausel mit Frankreich in Art. 11 des Frankfurter Friedens-aufgehoben. Für das künftige handelspolitische Verhältnis zu diesen Staaten wird der Verlauf des Krieges und sein Ergebnis derart maßgebend sein, daß man sich zurzeit noch kein Bild davon machen kann, ob und auf welcher Grundlage die bisherigen Vereinbarungen erneuert werden können. Wenn der Ausgang des Krieges für uns günstig ist, so werden wir nicht unterlassen dürfen, die Friedensbedingungen so zu gestalten, daß die Vormachtstellung des englischen Welthandels von uns erfolgreich bekämpft werden kann, daß unsre Wareneinfuhr nach Frankreich nicht mehr solchen Erschwerungen ausgesetzt ist wie bisher, daß uns das russische Absatzgebiet offen bleibt und daß wir nicht verhindert

Digitized by Google

sind, mit den politisch und wirtschaftlich uns näherstehenden Ländern besondere Vereinbarungen zu treffen, welche uns einen engeren wirtschaftlichen Zusammenschluß mit diesen Ländern ermöglichen.

An der Geltung unsrer Handelsverträge mit denjenigen Staaten, welche nicht zu unsern Kriegsfeinden gehören, hat der Ausbruch des Krieges nichts geändert. Sie bleiben in Kraft, bis sie auf dem vertragsgemäßen Wege gekündigt werden. Was insbesondere unsre Tarifverträge anlangt, so sind die Verträge mit Italien, Rumänien, Schweiz, Schweden und Bulgarien bis zum 31. Dezember 1917 fest abgeschlossen, sie erreichen mit diesem Termin ihr Ende aber nur dann, wenn sie ein Jahr vorher gekündigt werden. Erfolgt keine Kündigung, so laufen sie ohne zeitliche Beschränkung mit der Möglichkeit einjähriger Kündigung weiter. Dies gilt auch von dem Vertrage mit Oesterreich-Ungarn, sofern er nicht für den 31. Dezember 1915 gekündigt wird. Der Vertrag mit Griechenland kann seit dem 2. März 1895 von beiden Teilen jederzeit mit einjähriger Frist gekündigt werden. Der Vertrag mit Portugal, der auf deutscher Seite nur ein Meistbegünstigungsvertrag ist, auf portugiesischer Seite aber Tarifzugeständnisse enthält, läuft, da er am 4. Juni 1914 nicht für den 4. Juni 1915 gekündigt worden ist, zunächst bis 4. Juni 1918 und von da an auf einjährige Kündigung.

Ob und wann von den bestehenden Kündigungsrechten Gebrauch gemacht werden wird, ist nicht vorauszusehen. Aber auch dann, wenn von dem einen oder andern Vertragsstaate eine Aenderung der bis zum 31. Dezember 1917 fest abgeschlossenen Verträge für notwendig angesehen werden sollte, ist nicht wahrscheinlich, daß diese Verträge wirklich am 31. Dezember 1917 ablaufen werden. Denn es wird nicht möglich sein, sie bis dahin durch neue zu ersetzen. Der Abschluß von Tarifverträgen wird infolge der erhöhten Bedeutung, welche die dabei vorkommenden Fragen immer mehr erlangen, und bei der Kompliziertheit der neuen Zolltarife immer schwieriger und erfordert immer mehr Zeit. Die Verhandlungen über die jetzigen Verträge begannen Anfang August 1903 in Petersburg, und erst im Februar 1906 war es gelungen, mit Rußland, Italien, Belgien, mit der Schweiz, Rumänien, Serbien und Oesterreich-Ungarn zum Abschluß zu kommen. Die Verhandlungen mit diesen sieben Staaten haben also, obwohl sie zum Teil gleichzeitig geführt wurden, zweieinhalb Jahre in Anspruch genommen. Es ist dies auch ganz natürlich, wenn man erwägt, wie viele einzelne Punkte bei einem größeren Tarifvertrage zu erledigen sind, von denen die meisten eine wiederholte Besprechung erfordern, ehe Uebereinstimmung zwischen den Parteien herbeigeführt ist. Man wird daher nicht annehmen können, daß neue Verträge in kürzerer Frist abgeschlossen werden könnten, vielmehr wird man eher davon ausgehen müssen, daß die Verhandlungen noch mehr Zeit erfordern werden. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die Zahl der Personen, die für solche Verhandlungen verwendet werden können, in allen Ländern eine begrenzte ist, und daß die einzelnen Verhandlungen vielfach voneinander abhängig sind, so daß man den einen Vertrag nicht eher zum Abschluß bringen kann, als bis ein andrer fertig oder wenigstens

Digitized by Google

bis zu einem gewissen Punkte vorgeschritten ist. So mußten z. B. im Jahre 1904 die Verhandlungen mit Rumänien für längere Zeit sistiert werden, weil vor ihrem Abschluß einzelne Fragen mit andern Ländern entschieden sein mußten. Aus diesen Gründen ist die Möglichkeit, die Verhandlungen mit mehreren Staaten gleichzeitig zu führen, sehr beschränkt. Die Frist eines Jahres — des Kündigungsjahres vom 1. Januar bis 31. Dezember 1917 — wäre daher sowohl für uns wie für andre Staaten, welche eine Mehrzahl von Tarifverträgen abgeschlossen haben, voraussichtlich nicht genügend, um neue Verträge zu schließen. Es würde vielmehr, wenn die Verträge gekündigt werden sollten, wohl kein andrer Weg möglich sein als der, der bei den geltenden Verträgen eingeschlagen worden ist, d. h. man würde die jetzigen Verträge während der Verhandlungen und bis zu ihrem Abschluß stillschweigend weiterlaufen und erst nach der Fertigstellung neuer Verträge diese an die Stelle der alten treten lassen. Wird dieser Weg gewählt, so würde eine Kündigung der bestehenden Verträge überhaupt nicht erfolgen, wie denn auch die bis 1902 laufenden Verträge seinerzeit nicht gekündigt, sondern bis zum Inkrafttreten der neuen Verträge stillschweigend verlängert worden sind. Dieses Verfahren hat den großen Vorteil, daß keine Unterbrechung der vertragsmäßigen Beziehungen entsteht und die mit einer solchen verbundenen Nachteile und Verluste vermieden werden.

Ob der Verlauf des Kriegs einen Anlaß bieten wird, mit Oesterreich-Ungarn oder einem anderen der neutralen Vertragsstaaten vor dem Jahre 1917 wegen Aenderung der jetzigen Verträge in Verhandlung einzutreten, läßt sich noch nicht beurteilen. Ein solcher Anlaß würde z. B. gegeben sein, wenn der Krieg einen engeren wirtschaftlichen Zusammenschluß des Deutschen Reichs mit Oesterreich-Ungarn zur Folge haben sollte. Abgesehen hiervon ist nach den von maßgebenden Stellen bisher erfolgten Aeußerungen nicht anzunehmen, daß unsererseits die bestehenden Verträge werden gekündigt werden, da sie sich im ganzen bewährt haben, die in ihnen vorkommenden Unstimmigkeiten nicht von wesentlicher Bedeutung sind und auch neue Verträge sich voraussichtlich nicht allzu weit von den bisherigen entfernen würden.

Ein engerer wirtschaftlicher Zusammenschluß Deutschlands mit dem einen oder anderen Staate würde vielleicht zu gewißen Modifikationen der Meistbegünstigungsklausel führen müssen. Diese Klausel gehört ohnehin zu den am meisten umstrittenen Fragen bei den bisherigen Erörterungen über die Erneuerung unserer Tarifverträge. Kaum irgendeine andre Bestimmung hat eine so verschiedenartige Beurteilung erfahren wie sie. Es ist das erklärlich, weil sie sicher neben großen Vorzügen, welche zu ihrer fast allgemeinen Anwendung geführt haben, gewisse Nachteile mit sich bringt, die nicht bestritten werden können. Daß Zugeständnisse, die man einem andern Staate gegen entsprechende Gegenleistungen gewährt hat, einem dritten Staat ohne jede Gegenleistung zufallen sollen, und daß deshalb ein Zugeständnis, das man einem Staate gemacht hat, vermöge der Meistbegünstigung eine ganz andre Bedeutung gewinnen kann, als es dem Staate gegenüber besitzt, dem es gemacht ist, sind Nachteile,

Digitized by Google

die vielfach als solche empfunden werden und den Abschluß von Tarifverträgen erschweren. Es fehlt daher nicht an Stimmen, welche den Abschluß von Meistbegünstigungsverträgen in Verbindung mit Tarifverträgen verwerfen und durch sog. Reziprozitätsabreden ersetzen möchten. Unter solchen denkt man sich die in einigen amerikanischen Verträgen enthaltene Bestimmung, daß dem Gegenkontrahenten Zugeständnisse, die man einem dritten Staate gegen Entgelt macht, nicht ohne weiteres, sondern nur gegen entsprechende Gegenzugeständnisse zufallen sollen. Bei oberflächlicher Betrachtung scheint eine solche Reziprozitätsabrede ganz natürlich und verständig. Bei näherer Betrachtung ergibt sich aber, daß sie, namentlich bei Ländern, die wie Deutschland eine größere Anzahl von Verträgen abgeschlossen haben und abzuschließen veranlaßt sind, zu Verhältnissen führen muß, welche für Handel und Verkehr sehr unzweckmäßig und nachteilig sind. Denn abgesehen davon, daß es kaum möglich ist, die Gleichwertigkeit der von zwei Staaten für dasselbe Zugeständnis angebotenen Gegenzugeständnisse mit einiger Sicherheit festzustellen, muß die Reziprozitätsklausel zu einem Zustande fortgesetzter Verhandlungen und deshalb fortdauernder Unsicherheit und zu immer weiter gehenden Zugeständnissen führen. Denn macht der Gegenkontrahent, mit dem man eben abgeschlossen hat, einem dritten Staate Zugeständnisse, die über das hinausgehen, was man selbst erlangt hat, so muß man, um dieser Zugeständnisse ebenfalls teilhaftig zu werden und eine nachteilige Differenzierung gegenüber dem dritten Staate zu vermeiden, von neuem mit dem Gegenkontrahenten in Verhandlungen eintreten und neue Zugeständnisse machen, um die Gleichstellung gegenüber dem dritten Staate zu erreichen. Wenn man sich dies auf eine Mehrzahl von Staaten angewendet denkt, so ist klar, daß der wesentliche Zweck der Tarifverträge, die Herstellung stabiler Verhältnisse, für den Warenaustausch völlig vereitelt werden muß. Die Stabilisierung der Absatz- und Bezugsbedingungen ist im allgemeinen von größerer Bedeutung als die Höhe der Zollsätze an sich.

Die allgemeine Meistbegünstigung sichert die gleiche Behandlung mit den konkurrierenden Auslandsstaaten ohne weitere Verhandlung und ohne weiteres Zugeständnis. Dieser Vorteil ist ein so überwiegender und so gewichtiger, daß ihm gegenüber die Nachteile dieser Klausel nicht in Betracht kommen. Dies gilt besonders für Deutschland und seine hochentwickelte Industrie. Wo diese unter gleichen Bedingungen mit den Industrien dritter Staaten in Konkurrenz treten kann, wird sie dies fast immer mit Erfolg tun können. Gegen Konkurrenten, die durch bessere Einfuhrbedingungen begünstigt sind, kann auch sie auf die Dauer den Wettbewerb nicht oder nur mit Verlust durchführen, sofern nicht besondere Verhältnisse, z. B. besonders günstige Frachtverhältnisse, ausnahmsweise einen Ausgleich gewähren. Gerade aus diesem Gesichtspunkte, der Notwendigkeit gleicher Bedingungen mit den konkurrierenden Staaten des Auslandes, sind deshalb auch die Vertretungen unsrer Industrie und unsers Handels ganz überwiegend für die Aufrechterhaltung des Prinzips der allgemeinen Meistbegünstigung eingetreten.

Digitized by Google

Zur Verhütung oder Abschwächung der Nachteile der allgemeinen Meistbegünstigung ist von mancher Seite empfohlen worden, die Tarife möglichst zu spezialisieren und jedem Staate nur solche Zugeständnisse zu machen, an denen er das ausschließliche oder überwiegende Interesse hat, nicht aber auch Zugeständnisse, an welchen dritte Staaten in erheblichem oder gar überwiegendem Umfang interessiert sind. Die Spezialisierung des Tarifs ist gewiß geeignet, die Wirkungen der Meistbegünstigung einzuschränken. Sie hat aber auch ihre Grenzen, welche in der Erschwerung der praktischen Anwendung allzusehr spezialisierter Tarife gegeben sind. Nachdem alle neuen Tarife und namentlich auch der deutsche in der Spezialisierung schon sehr weit gegangen sind, wird in dieser Richtung viel weiter nicht gegangen werden können, ohne für das interessierte Publikum und für die Zollverwaltung die Kenntnis des Zolltarifs und seine Anwendung allzusehr zu erschweren. Selbstverständlich muß bei den Verhandlungen mit andern Staaten vermieden werden, den Zugeständnissen einen Umfang zu geben, welche über das durch die Sachlage gebotene Maß hinausgehen. Deshalb ist auch bei den Verhandlungen über die geltenden Tarifverträge, soweit irgend möglich, vermieden worden, im deutschen Zolltarif sog. Sammelpositionen, d. h. Positionen des Zolltarifs, welche größere Warengruppen in sich schließen, zu binden oder im Zoll herabzusetzen. Aber freilich wird es nicht immer möglich sein, Forderungen des Gegners abzulehnen, welche sich auf größere Warengruppen richten, vielmehr hängt dies von der Gesamtlage der Verhandlungen, dem Nachdruck, mit dem der Gegner seine Forderungen vertritt, und den Mitteln ab, die ihm zur Durchsetzung seiner Forderungen zu Gebote stehen.

Ebenso selbstverständlich ist für alle Tarifverhandlungen, daß möglichst nur solche Zugeständnisse gemacht werden sollen, von welchen überwiegend oder womöglich ausschließlich der Gegenkontrahent Vorteile hat, nicht aber auch andre meistbegünstigte Staaten. Diese Regel ist so sehr von selbst gegeben, daß die Prüfung der Frage, ob an einer Forderung, welche der Gegenkontrahent stellt, auch wirklich dieser und nicht etwa ein dritter Staat das größte Interesse hat, wohl kaum unterlassen werden wird. Sie ist bei den Verhandlungen über die geltenden Tarifverträge von deutscher Seite stets eingehend erfolgt. Aber es hat sich gezeigt, daß mitunter ein Staat aus parlamentarischen, wirtschaftlichen oder innerpolitischen Gründen auf ein Zugeständnis entscheidenden Wert legt, obwohl er ziffernmäßig ein geringeres Interesse an dem betreffenden Artikel hat als ein dritter Staat. Es kann daher sehr wohl vorkommen, daß man, wenn man anders den Vertrag nicht will scheitern lassen, genötigt ist, ein Zugeständnis zu machen, von dem man wohl weiß, daß ein dritter Staat größere Vorteile von ihm hat als der Gegenkontrahent. So legte z. B. Schweden auf eine Ermäßigung des deutschen Zolles für Gummischuhe ein so wesentliches Gewicht, daß diesem Verlangen schließlich, um den Vertrag zum Abschluß zu bringen, nachgegeben werden mußte, obwohl auf deutscher wie auf schwedischer Seite sehr wohl bekannt war, daß von diesem Zugeständnis Rußland einen größeren Nutzen haben würde als Schweden. Deshalb ist der Gedanke, der von einigen Seiten

Digitized by Google

angeregt worden ist, vor Beginn der Verhandlungen über neue Verträge festzulegen, welche Zugeständnisse für den einen oder andern Staat gemacht werden dürfen, um die vorhandenen Kompensationsobjekte möglichst auszunutzen, zwar insoweit prinzipiell richtig, als nach Möglichkeit vermieden werden muß, einem Staate Zugeständnisse zu machen, an denen ein dritter, meistbegünstigter Staat das größere Interesse hat. Aber ausnahmslos durchführen läßt er sich nicht. Denn wenn ein an sich wertvoller und nützlicher Vertrag nicht anders als unter Durchbrechung jenes Prinzips bezüglich eines oder einiger Artikel zustande gebracht werden kann, so wird eben abgewogen werden müssen, ob es richtiger ist, den Vertrag scheitern zu lassen oder ein Zugeständnis mit der Wirkung zu machen, daß ein dritter Staat den größeren Nutzen davon hat. In solchen Fällen wird die Entscheidung wohl meist dahin ausfallen, daß man einen sonst vorteilhaften oder wirtschaftlich notwendigen Vertrag deshalb allein nicht scheitern läßt.

Wenn hiernach auf die allgemeine Meistbegünstigung auch in zukünftigen Verträgen grundsätzlich nicht wird verzichtet werden können, so ist doch denkbar, daß der Wunsch, mit einzelnen Staaten in ein näheres wirtschaftliches Verhältnis zu treten als mit andern, zu Beschränkungen der Meistbegünstigung den letzteren Staaten gegenüber führen kann. Hierauf wird schon bei den Friedensverhandlungen Rücksicht genommen werden müssen.

Welchen Schaden haben die Franzosen von jeher Elsaß-Lothringen zugefügt?

Von

M. v. Köller

„Prenez garde, la France s'ennuie!“ rief der Dichter und Staatsmann Lamartine im Jahre 1847 von der Tribüne der französischen Nationalversammlung herab den Ministern des Bürgerkönigs Louis Philipp zu. Die höheren Stände jener Tage fühlten und sprachen es offen aus: „Das Land bedarf einer Regeneration!“, und durch ganz Frankreich schallte der Ruf: „Vive la réforme!“

Wie oft im Laufe der Jahrhunderte hat das französische Land einer Regeneration bedurft! Wie oft ist das „Vive la réforme!“ Weck- und Deckruf zugleich gewesen, wenn es wieder einmal galt, die langweilig gewordenen bestehenden Formen umzustürzen, um der immer gärenden Erregbarkeit der Franzosen neuen Reiz gewährende Phantasmagorien vorzuspiegeln!

Lamartine, in dessen echt französischer Natur die Leidenschaftlichkeit des Politikers die Harfenklänge des Dichters übertönte, hat seine Landsleute gekannt.

Digitized by Google

„Prenez garde, la France s'ennuie!“ — der Franzose will keine stabile friedliche Hausordnung — er will Affekte, Leidenschaftskräfte, die immer von neuem Veränderungen und Katastrophen heraufbeschwören und entwickeln. Er gleicht dem Morphinisten, der erschlafft, wenn die Wirkung seines Stimulus verfliegt. Das ist Frankreichs Schuld — die Schuld, die sein eignes Schicksal ist — die Schuld aber auch, die Elsaß-Lothringen endlose Unruhe, äußeren und inneren Schaden gebracht hat von Urzeiten her.

Schon im vierzehnten Jahrhundert bedrängten einzelne französische Abenteurer mit Hilfe englischer Söldnerheere das in seiner deutschen Nationalität fest wurzelnde Elsaß. Erbstreitigkeiten zwischen französischen Rittern und habsburgischen Landgrafen gaben den Anlaß zu den mittelalterlichen Vorspielen der großen Invasionen, denen das Elsaß unter Ludwig XIV. hilflos in die Hände fiel.

Nachdem im Jahre 1431 die Jungfrau von Orleans verbrannt worden war, fanden sich 1439 englische Söldnerscharen, die, durch das schöne Land angelockt, im Elsaß Kriegsbeute suchten und, von den Franzosen, die froh waren, die lästigen Gäste loszuwerden, begünstigt, dem Grenzlande schwere Not und Verwüstungen brachten. Kaum hatten die Elsässer sich dieser aus Frankreich kommenden Friedensstörer entledigt, als die durch den alten Feldhauptmann v. Armagnak gebildeten Scharen, die sog. „Armagnaken“, in das Land kamen und in Begleitung von mehr als sechshundert Frauen zu Pferde drei Wochen lang plündernd und raubend die blühenden Gefilde am Fuße der Vogesen durchzogen. In diesem Heere war die Ritterschaft von ganz Frankreich vertreten und übte auf Ritter und Adel und auf alles, was vornehm und „apart“ sein wollte im Elsaß die größte, schädlichste Anziehungskraft aus. Bürger und Bauern in ihrer deutschen Nationalität haßten diese Welschen, aber der Adel mit seinem Anhang ahmte die fremden Sitten in Tracht und Gewohnheiten nach — die erste Suggestion französischer Kulturäußerungen auf die deutsche Natur der Eingeborenen, die erste Scheidung zwischen deutscher Biederkeit und französischem Wesen.

Einem Deutschen, Herrn Hans v. Finstringen, gebührt der traurige Ruhm, den Armagnaken die Wege durch die Vogesen in das Elsaß gewiesen zu haben, dessen bürgerlich deutsche Art er haßte. Der damalige Bischof von Straßburg soll ihm die nachgesuchte Zustimmung nicht versagt haben. Hier finden sich die feinen Wurzeln der Schädlinge, die den festen Grund und Boden elsässischen Deutschtums gelockert haben. Sie führen in die Länderbegehrlichkeit Frankreichs — in den der einfachen deutschen Natur überdrüssigen, nach französischer Sitte und Mode trachtenden altdeutschen Sinn — und in eine kirchliche Art Politik, die gern zwei Eisen im Feuer hatte.

Der Pfalzgraf Ludwig vom Rhein gab den französischen Eindringlingen die Rückkehrwege nach Frankreich frei. Auf ihre Berichte sollen am Königshofe in Paris die ersten Gelüste nach dem Besitz der herrlichen, reichen, unbeschützten Ostgrenze des französischen Reiches zurückzuführen sein.

Digitized by Google

Die Armagnaken sind unter dem Dauphin von Frankreich, Ludwig XI. — zur Zeit der Kämpfe mit den schweizerischen Eidgenossenschaften — wieder in das Elsaß gekommen; ihre Männer sind 1445 wieder vertrieben worden, aber die Saat ihrer Art ist geblieben und aufgegangen.

Die zurückkehrenden Armagnaken wurden von König Karl VII. neu organisiert und bilden den Grundstock der stehenden Heere Frankreichs.

Bei den inneren Kämpfen, welche das Elsaß im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert beunruhigten, hat die französische Regierung niemals aufgehört, die Gelegenheiten, die sich ihr boten, zur Einmischung in die Verhältnisse des Grenzlandes auszunutzen.

Von den Eroberungszügen des in der Schlacht bei Nancy 1477 gefallenen Herzogs Karl des Kühnen von Burgund erhoffte Frankreich eine Verwelschung der deutschen Grenzgebiete. Diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Die Elsässer bewahrten ihre Selbständigkeit. — In dem sog. „Bundschuh" entwickelte sich 1493 eine vollständige Verschwörung unter Bürgern und Bauern, deren Ziel die Befreiung von den bestehenden, beide Stände schwer belastenden Gesetzen war. Die Bewegung wurde von den herrschenden Klassen unterdrückt, aber der Haß gärte im stillen weiter gegen die geistlichen und weltlichen Gerichte und auch gegen die Juden, unter deren Wucher Bürger und Bauern zu leiden hatten. Mitten in diese Revolutionsatmosphäre kam Luthers Lehre von der evangelischen Freiheit, und die furchtbaren Bauernkriege begannen, in denen die Elsässer ihren deutschen Sinn bewiesen durch das Zusammengehen mit den deutschen Nachbarstämmen am Rhein. Sie stritten gemeinsam gegen die Vorrechte jeglichen Standes.

Der Stadtrat von Straßburg übernahm im Elsaß die Vermittlerrolle zwischen Bauern und Herren, hoffend, die Unruhe im Lande ohne fremde Hilfe schlichten zu können, aber Herzog Karl von Lothringen, begleitet von französischer Ritterschaft, rückte gegen Zabern vor. Er schlug die Bauern in blutiger Schlacht, überließ dann aber das Elsaß der eignen Weiterentwicklung.

In den den Dreißigjährigen Krieg vorbereitenden Religionskämpfen des sechzehnten Jahrhunderts haben Straßburg und seine Reformatoren die den Elsässern über alles wichtige „Selbständigkeit" gerettet, auch durch die schweren Zeiten des Schmalkaldischen Krieges hindurch, unter fortwährenden Schwankungen zwischen deutscher und französischer Beeinflussung.

Der tapfere Hauptmann Schärtlin, der Führer der schmalkaldischen Bundestruppen in Straßburg, verließ schließlich im Unmut über die ruchlose Politik seiner Heimat das Elsaß und trat in die Dienste König Heinrichs II. von Frankreich. Dieser nahm die damit angeknüpften Beziehungen bereitwilligst auf und baute dadurch den zu seines Vaters Franz I. Zeit systematisch vorbereiteten Plan, das Elsaß, vor allem Straßburg, zu gewinnen, weiter aus.

Es ist von großem Interesse, die strategischen, auf den Charakter der Elsässer genau zugeschnittenen Maßnahmen zu verfolgen, mit denen die französische Diplomatie in Beharrlichkeit und Geduld, mit Güte und Strenge die Elsässer und auch die Lothringer in das gestellte Garn lockte und schließlich darin festhielt.

Digitized by Google

Die Aufrechterhaltung der freien Verfassung stand dem Magistrat der Stadt Straßburg und dem ganzen Elsaß auch damals höher als alles andre. Die Sympathie des Landes wandte sich bald nach Frankreich, bald nach Deutschland, je nach dem eignen Bedarf. Je schwächer das deutsche Kaisertum wurde, je folgewichtiger lockte Frankreich, und im Gefühl der eignen Hilfsbedürftigkeit folgte das Elsaß dem Zug nach dem Westen. Nach der Reformation war die Straßburger Staats- und Kirchenpolitik eine durchaus protestantische, und die geschickte Leitung der bedeutenden Männer jener Zeit, wie Zell, Capito, Buzer, Sleidan und Johann Sturm, P. Sturmeck führte ein gedeihliches Regiment, bis die Gegenreformation die Freiheit der protestantischen Welt auch im Elsaß wieder einschränkte und Kämpfe und Unruhe Stadt und Land von neuem bestürmten.

Die Regierung in Straßburg, durch Todesfälle und mehr und mehr zunehmende finanzielle Verlegenheit geschwächt, erkannte die eigne Hilflosigkeit, die wachsende Macht Frankreichs und die zunehmende Schwäche Deutschlands. Die Neigung, sich unter den Schutz der französischen Krone zu stellen, gewann immer neuen Boden. Diese Stimmung benutzte Ludwigs XIII. großer Kanzler, der Kardinal Richelieu, zu Frankreichs Gunsten. Er veranlaßte die Schweden, auch nach dem Elsaß zu kommen, um dadurch in dem Grenzlande den Glauben zu erwecken, daß Ludwig XIII. die dort hart bedrängten Protestanten gegen den katholischen Deutschen Kaiser schützen wolle. In Wahrheit aber kam es ihm nur darauf an, die elsässische Bevölkerung für Frankreich zu stimmen, die deutsche Kaisermacht zu schwächen und die schließliche Annexion des Elsasses einzuleiten. Religion und Politik waren ihm nur Mittel zu Zwecken der Macht. Nur im Anschluß an Frankreich konnte und sollte die Zukunft der Grenzländer sichergestellt sein, und die Tatsachen der Zeit sprachen dafür.

Als Richelieu 1642 starb, konnte er die Beruhigung mit in das Grab nehmen, daß das Elsaß in der Hauptsache seine Hoffnungen auf Frankreich gründete. Sein Nachfolger Mazarin setzte diese Politik fort unter Ludwig XIV., der Richelieus Werk vollendete.

Ludwig XIV. erfüllte die Hoffnungen, welche die Elsässer auf ihn gesetzt hatten, in keiner Weise. Er versprach zwar immer von neuem, ihre „Selbständigkeit" zu schonen, wußte aber sehr wohl, daß er die günstigen Konstellationen der Zeit kurzerhand benutzen mußte, um sein Ziel zu erreichen. Die Verträge des Westfälischen Friedens 1648 wurden von den französischen Diplomaten dementsprechend ausgelegt, und ein Teil des Grenzlandes nach dem andern kam in die militärische Gewalt Frankreichs.

Wenn man im Elsaß sich noch täuschen ließ und hoffte, der Provinz würde wenigstens ihre administrative Selbstverwaltung erhalten bleiben, so wurden diese Illusionen gründlichst zerstört durch den 1657 in Metz eingesetzten obersten französischen Gerichtshof und durch das im Jahre 1662 eingeführte Einwanderungs- und Kolonisationsgesetz, bei welchem schon mit kluger Berechnung die Katholiken überall begünstigt wurden, wodurch Frankreich sich im Innern der Reichslande einen mächtigen Bundesgenossen sicherte. Ein Hilferuf nach dem

Digitized by Google

andern erging an das deutsche Reich, ohne irgendwelchen Erfolg, so daß den Elsässern schließlich nichts andres übrig blieb, als sich der französischen Macht zu beugen.

In einer alten Chronik steht zu lesen: „Anno 1673 hat uns Gott doch gestrafft mit den Franzosen." Es wurde als schwere Demütigung empfunden, daß die freie deutsche Reichsstadt Straßburg sich von dem König von Frankreich Gesetze vorschreiben lassen mußte. Eine Erbitterung, die zum Aufstand führte, hatte keinen andern Erfolg, als daß Ludwig XIV. die sogenannten Reunionskammern in Metz einführte — eine Art Gerichtshof, welcher die Ansprüche des Königs, die ihm angeblich nach den Friedensschlüssen der letzten Jahre zustanden, zu legalisieren hatte. Da niemand die Macht besaß, sich diesen unerhörten Anmaßungen durchgreifend zu widersetzen, so ließ Ludwig XIV. die Aussprüche der Reunionskammern mit Gewalt durchführen.

Der General Louvois erschien mit großer Macht vor Straßburg, und die Stadt — aller Hilfsmittel von außen und auch von innen beraubt — öffnete dem neuen Herrn am 30. September 1681 die Tore. Damit wurde Straßburg und das ganze Elsaß eine französische Provinz. Die Entrüstung des alten Römischen Kaiserreichs Deutscher Nation war groß, aber die ottomanische Invasion bedrohte Wien, und der deutsche Kaiser gehorchte der Not seines eignen Landes, als er im Frieden zu Ryswijk 1697 den König von Frankreich als Landesherrn von Elsaß-Lothringen und den Rhein als die Landesgrenze anerkannte.

Sobald der Friede rechtskräftig geworden war, änderte Ludwig seine Maßnahmen. Nachdem ihm, seinen Anordnungen gemäß, in Straßburg gehuldigt worden war, ließ er von dem Franzosen Vauban die Zitadelle der Stadt und andre Grenzstellungen gegen Deutschland bauen. Man hielt dieselben dazumal für uneinnehmbar!

Den vielen Fürsten, Städten und Privatleuten im Lande beließ er ihre unzählbaren Privilegien und Sonderrechte, ihre Religion, ihre Sprache, mit der im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert durch die zentrale Macht in Paris so beliebt gewordenen Direktive: „Il ne faut pas toucher aux choses d'Alsace." So blieben die Elsässer einstweilen militärfrei, die Schulen wurden als Privatsache angesehen. Dem Volk blieb die wohltuende Illusion erhalten, daß eigentlich nichts geändert sei, und das neue Regiment faßte immer festere Wurzel, weil es keine Reibungen provozierte.

Nur auf religiösem Gebiet gab es, als Ludwig XIV. alt geworden war und die Tröstungen der Religion in Anspruch nehmen zu müssen glaubte, nach Aufhebung des Ediktes von Nantes, 1685, schwere Verfolgungen für die Protestanten, und viele Elsässer — man sagt 13- bis 15000 — verließen ihres Glaubens wegen das heimatliche Land.

Unter Ludwig XV. wurde die neue Provinz durch die spanischen Erbfolgekriege einerseits und dreißig Jahre später, 1744, durch die Sukzessionsfrage in Oesterreich in Mitleidenschaft gezogen. Eine alte französische Chronik schreibt darüber sehr originell: „On vint troubler la tranquillité des Alsaciens, aux-

Digitized by Google

quels il était tout à fait indifférent, qui gouvernerait en Autriche, le Bavarois ou le Toscan, mais, comme le roi Louis XV était d'un autre avis, le peuple innocent fut cruellement éprouvé."

Als Ludwig XV. 1774 starb, gärte in Frankreich schon der revolutionäre Explosionsstoff, und Ludwigs Wort: „Après nous le déluge", ging seiner grauenvollen Erfüllung entgegen.

Auch in Elsaß-Lothringen regten sich die alten traditionellen Freiheitsgelüste, hoffend, in der allgemeinen Umwälzung wieder mehr Selbständigkeit davonzubringen.

Obwohl die Enttäuschung in der Beziehung groß gewesen sein muß — denn man weiß, was die Revolution und das Pariser Regime des einstmaligen deutschen Studenten in Bonn, des Generalanklägers Eulogius Schneider, dem Lande für Ströme von Blut gekostet haben — so war doch ein starkes, unausgesprochenes Einverständnis in der „elsässischen Volksseele", wie der in abstrakte Unklarheit sich verhüllende moderne Ausdruck für die Sondermenschen des Grenzlandes noch bis jetzt lautete, mit dem französischen Liberté, Egalité, Fraternité.

Das alte deutsche Land war verwelscht, das historische Unrecht vollendet. Die französische Moral, die Göttin der Vernunft, der Kulturübermensch waren die idealen Begriffe, die Volk und Land immer fester an Frankreich banden. Der Sinn dafür, daß dem urgermanischen Gebiet aus dieser Koalition „Schaden" erwachsen müsse, war erstorben, und die äußeren Wahrnehmungen sprachen zugunsten Frankreichs.

Als im Kriege 1870/71 die französische Kaiserkrone des letzten Napoleon der Republik in die Hände fiel, büßte Elsaß-Lothringen den Schaden. Der Krieg unsrer Tage hat dem Lande gezeigt, was den Franzosen die alte Provinz noch gilt.

„Acht Tage ihrer Anwesenheit im Lande haben besser germanisiert als die ganze vierundvierzigjährige Zeit deutscher Verwaltung," sagte eine elsässische Zeitung.

Unsre Heere stehen im Herzen Frankreichs! Zum drittenmal in den letzten hundert Jahren.

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld!

Digitized by Google

Echtes Völkerrecht

Von

Prof. Dr. Th. Niemeyer (Kiel)

Was ist Völkerrecht? Gibt es noch Völkerrecht? Gab es je Völkerrecht? So schwirren die Fragen aufrichtig Belehrung Heischender.

Macht ist Recht! Völkerrecht ist Aberglauben, Heuchelei, Papier! So lassen sich die über Belehrung Erhabenen vernehmen.

Was wir im Völkerrecht erreicht hatten, ist zusammengebrochen, der Weltkrieg hat es zertrümmert! So klagen Aufrichtige.

Wenige nur stehen, unbeirrt durch die Weltkrisis, in dem positiv gegründeten Glauben an Gegenwart und Zukunft des Völkerrechts.

Wenn die Meinungen so ganz und gar auseinandergehen, so kann man den Versuch einer Verständigung und Aufklärung nur dann mit einiger Aussicht auf Erfolg unternehmen, wenn man, um ein modernes Bild zu gebrauchen, mit dem Luftschiff so hoch hinaufsteigt, daß der ganze Bereich zu überschauen ist, in welchem die auseinanderlaufenden Meinungen sich bewegen.

Der Versuch soll hier gemacht werden.

Der Höhenblick auf die Wirklichkeit der völkerrechtlichen Vorgänge lehrt uns zunächst, daß man elementar unterscheiden muß: Bruch des Völkerrechts und Zusammenbruch des Völkerrechts.

Jedes Recht und jeder Rechtssatz wird täglich gebrochen. Die Vorschriften des bürgerlichen und des Strafrechts, des Prozeßrechts und des Staatsrechts, des Kirchenrechts und des Völkerrechts werden täglich hundert- und tausendfältig übertreten. Schulden bleiben unbezahlt, Diebstähle unbestraft, Formvorschriften unbefolgt, Rechtsgarantien uneingelöst. Auch Mord, Totschlag, Brandstiftung, Raub sind an der Tagesordnung, obwohl sie verboten und schweren Strafen unterworfen sind. Niemand aber sagt, daß die Rechtsordnung zusammengebrochen sei, weil solche Rechtsbrüche in großer Zahl und Häufigkeit sich ereignen. Man sagt auch nicht, daß Rechtsvorschriften deswegen nutzlos und sinnlos seien, oder daß ihre Aufstellung deswegen heuchlerisch sei, weil sie häufig und ungestraft übertreten werden. Man weiß, daß die Rechtsvorschriften bestimmt sind, vor allem vorbeugend zu wirken, und man weiß, daß sie diese Bestimmung erfüllen, auch wenn sie sehr häufig übertreten werden, und obwohl man die Fälle nicht zählen kann, in denen sie durch ihre vorbeugende Kraft die Uebertretung verhindert haben.

Trotz der Verletzungen sagen wir, daß die Vorschriften gelten. Wir sagen es, indem wir die Nichtbefolgung eben als Verletzung bezeichnen.

Etwas andres ist der Tatbestand der Nichtgeltung angeblicher, von irgendeiner Seite als geltend angesprochenen Rechtsvorschriften. Und dieses ist der Tatbestand, den die jetzt laut und sicher auftretende öffentliche Meinung

Digitized by Google

bewußt oder unbewußt im Auge hat, wenn sie das Völkerrecht in Bankerott erklärt. Ließ doch ein juristischer Schriftsteller jüngst drucken: „Das ganze Völkerrecht ist das Papier nicht wert, auf das es geschrieben und gedruckt ist, es ist papiernes Recht."

Papierenes Recht gibt es auf allen Gebieten des Rechts. Es gibt zahlreiche geschriebene und gedruckte Vorschriften, die niemand befolgt. Entweder sind sie überhaupt niemals befolgt worden oder ihre Befolgung ist außer Uebung gekommen. Der letztere Fall kommt nicht nur als langsames Absterben, sondern auch als gewaltsames Zusammenbrechen vor. Jede siegreiche Revolution, jeder erfolgreiche Staatsstreich, jeder sonstige Verfassungssturz macht das bisher geltende Recht zum papierenen Recht. Theoretisch gilt das alte Recht weiter. Aber wie das deutsche Rechtssprichwort sagt: „Recht ist nicht, was verrückt (d. h. von der Stelle gerückt) ist; Recht ist, was gilt." Und so ist es nach der herrschenden öffentlichen Meinung heute mit dem Völkerrecht, das durch die Windsbraut der Gegenwart hinweggefegt und vernichtet sein soll.

Also nicht nur als Bruch, sondern als Zusammenbruch des Völkerrechts wären nach der Meinung vieler die Geschehnisse zu deuten, welche sich augenblicklich zur Entrüstung bald dieser, bald jener Kriegspartei und der Neutralen vollziehen — beinahe zur Genugtuung jener, welche schon immer dem Völkerrecht das Dasein abgesprochen hatten.

Aber kurzsichtig und irrig wie die Leugnung des Völkerrechts ist auch die Theorie des Zusammenbruchs.

Was die Gegenwart uns auf dem Gebiet des Völkerrechts beschert, ist etwas ganz andres als Zusammenbruch. Viel eher darf man es ansehen als die Reinigung des Völkerrechts von unechten Bestandteilen, während das echte Gold des Völkerrechts in diesem Feuer erst recht klar wird.

Das klingt vielleicht absurd und ist etwas andres, als was Zeitungsleser heute aus dem Munde eines Vertreters des Völkerrechts erwarten. Aber gerade deswegen muß es schon jetzt gesagt werden, obwohl erst nach dem Friedensschluß alles Material vorgelegt werden kann, worauf die völkerrechtbejahende Ansicht sich positiv stützen kann.

Daß die Grundlagen des Völkerrechts bestehen geblieben sind, kann nur leugnen, wer leugnen will.

Freilich muß man sich von einem Irrtum bekehren, der von jeher den Kredit des Völkerrechts beeinträchtigt hat, den man aber leicht erkennt, wenn man den Höhenflug unternimmt, der uns den Zustand der Staatenbeziehungen im übersichtlichen Grundriß zeigt.

Der Irrtum besteht darin, daß man an ein allgemeines und absolutes Völkerrecht glaubt, welches alle existierenden Staaten gleichmäßig umfaßt. Ein solches Völkerrecht gibt es nicht. Nur bestimmte Staaten bilden die Völkerrechtsgemeinschaft. Wer nicht teilnehmen will, bleibt ausgeschlossen. Bevor Japan sich modernisierte, war es ausgeschlossen; seit den neunziger Jahren ist es zu

Digitized by Google

vollem Recht und zu voller Pflicht rezipiert. Die Türkei ist 1856 ausdrücklich rezipiert worden. Abessinien ist noch nicht aufgenommen.

Aber es gibt auch Abstufungen in der Mitgliedschaft. China ist in den fünfziger Jahren zunächst mit einem äußersten Minimum von Rechten und Pflichten in völkerrechtliche Beziehungen zu den europäischen Staaten getreten. Später sind diese Beziehungen vervielfältigt und gesteigert. Aber auch heute ist die Mitgliedschaft Chinas eine solche zweiten oder dritten Grades. Auch die Türkei ist nicht in allen Beziehungen vollberechtigtes Mitglied. Bekanntlich ist z. B. die Stellung der Christen durch Staatsverträge (die sog. Kapitulationen) derart geregelt, daß die Türkei mit Recht darin den Ausdruck geminderter Völkerrechtsstellung erblickt.

Die Wahrheit ist also die, daß es Völkerrecht nur in demjenigen Maße gibt, in welchem die Staaten sich einig sind, und diese Einigung erfolgt in Abstufungen.

Der Staatenkonsens ist die Grundlage, die Bedingung und die Maßgabe des Völkerrechts.

Die Erkenntnis dieses Verhältnisses ist von unmittelbar praktischer Bedeutung. Die eigentümliche Beweglichkeit und Empfindlichkeit völkerrechtlicher Sätze und Einrichtungen, welche nicht nur auf Laien, sondern auch auf einseitig privatrechtlich geschulte Juristen befremdend wirkt, ist mit dem Prinzip des Staatenkonsenses gegeben und wird durch dieses erklärt.

Spinoza leugnete das Völkerrecht, weil es nur gelte, wenn und soweit die Staaten es wollten.

Auch wir wissen, daß Völkerrecht nur gilt, soweit die Staaten es wollen. Aber wir wissen zugleich, daß das wohlverstandene eigne Interesse der Staaten sie zwingt, Völkerrecht im Frieden und im Kriege zu wollen.

Nur das so gewollte und so geltende Völkerrecht ist echtes Völkerrecht.

Recht ist nicht, was verrückt ist; Recht ist, was gilt.

Der gegenwärtige Krieg hat uns gelehrt, Grenzen des Völkerrechts zu erkennen, die uns vorher nicht bekannt waren; wenigstens nicht in den Einzelheiten und nicht in dem vollen Licht der Tatsachen. Wir wußten allerdings eines, daß nämlich Not kein Gebot kennt, daß Kriegsräson über Kriegsmanier geht. Aber wir wußten nicht, was das im einzelnen in einem Kriege bedeutet, der mit modernen Kampfmitteln geführt wird, und in einem Weltkrieg. Was moderne Sprengstoffe und Kanonen, Minen und Torpedos, Fernsprechwesen, Maschinengewehre, Automobile, Unterseeboote und Flugschiffe, was ferner das Nachrichtenwesen bei der heutigen internationalen Mischung der Bevölkerung, was die internationalen Schiffahrts- und Handelsverhältnisse im Kriege bedeuten, das konnten wir ahnen, aber nicht wissen. Und vollends welche Verhältnisse ein europäischer, ein Weltkrieg schafft, davon hatten wir trotz der vielfältigen Beschäftigung mit diesen Fragen keine Vorstellung.

Die Furchtbarkeit der Waffen und die unerbittliche Notwendigkeit, sie auszunutzen, treten uns gleichzeitig in niederschmetternder Ueberzeugungskraft vor

Digitized by Google

Augen. Die in den letzten Jahrzehnten immer wieder versuchte Beschränkung der eigentlichen Mittel der Kriegführung hat sich in der Hauptsache als unmöglich gezeigt. Künftig werden diejenigen guten Stand haben, welche in der ungehemmten Furchtbarkeit des Krieges die beste Sicherung des Friedens erblicken. Wenn es zwischen den Weltmächten jemals wieder zu einem Kriege kommt, so wird man wissen, daß nur wenige Beschränkungen der Kriegsmittel durchführbar sind, nämlich nur solche, welche durch das gegenseitige Interesse geboten sind. Dazu gehört wohl das Verbot der Dumdumgeschosse. Hier haben wir echtes Völkerrecht. Die Uebertretung des Verbotes ist ein Völkerrechtsbruch, den das solidarische Interesse der Kulturstaaten nicht mehr verträgt und der sich an dem Uebertreter selbst rächt. Auf Luftschiffe aber, auf Bomben aus solchen, auf Unterseeboote und auf Minen wird kein Ehrlicher vertragsmäßig verzichten können.

Etwas andres ist es mit den indirekten Mitteln des Krieges. Mancher ist geneigt, auf Grund der gegenwärtigen Erfahrungen den Wirtschaftskrieg für unentbehrlich und unverzichtbar zu halten. Wahrscheinlich aber wird die Schlußbilanz das Gegenteil ergeben.

Auch wie es mit Seebeuterecht und mit dem Recht der Konterbande steht, läßt sich noch nicht übersehen. Wenn aber die bisherigen Eindrücke nicht trügen, so bestätigt — überraschend für viele — dieser Krieg die Ansicht, daß diese beiden alten Rüststücke des Seekrieges völlig entbehrlich sind und die an sie geknüpften Erwartungen und Befürchtungen sich nicht erfüllt haben. Sie sind kleinlich und gehässig, ohne wesentlich zu nutzen.

Die Genfer Konvention und die meisten Bestimmungen der Haager Konventionen, ja sogar die nicht ratifizierte Londoner Deklaration haben sich hingegen bewährt. Die gemeldeten Verstöße sind nicht zahlreich, die Funktionen jener Verträge haben sich in allem wesentlichen durchgesetzt.

Brüche des Völkerrechts sind vorgekommen. Einen Zusammenbruch des Völkerrechts haben wir nicht.

Schon die Tatsache, daß auf die — wirklichen und angeblichen — Verletzungen des Völkerrechts die öffentliche Meinung, übereinstimmend mit den Regierungen, so sehr empfindlich reagiert, spricht für die Geltung und das Fortbestehen des Völkerrechts. Zudem lassen die Klagen über die — freilich zahlreichen, aber doch nicht zahllosen Fälle von — Völkerrechtsverletzungen den Tatsachenschluß zu, daß Befolgung der völkerrechtlichen Vorschriften die Regel bildet, Verletzung die Ausnahme. Die genauere Feststellung der Tatsachen ist in vielen Fällen jetzt nicht möglich, läßt sich aber doch so weit bereits treffen, daß die meisten Staaten die meisten Völkerrechtsgrundsätze anerkennen und sorgfältig beobachten. Kein Staat aber — und dies ist das wichtigste — hat die Stirn gehabt, das Völkerrecht überhaupt oder die Verbindungskraft der Verträge grundsätzlich in Abrede zu stellen.

Man muß übrigens die Handlungen der Staaten und die Handlungen einzelner auseinanderhalten. Wenn die französische Regierung zugelassen hat,

Digitized by Google

daß Dumdumgeschosse in staatlichen Anstalten hergestellt und aus diesen an Soldaten ausgegeben oder verwendet sind, so liegt ein Völkerrechtsbruch Frankreichs vor. Wenn aber französische Soldaten Gewehrgeschosse abgeplattet und verwendet haben, ohne daß daran Organe des Staates beteiligt sind, so verstößt dies zwar gegen das Völkerrecht und die französische Regierung ist haftbar; aber man würde nicht von einem Völkerrechtsbruch der französischen Republik sprechen dürfen.

Zu unterscheiden von allen andern völkerrechtlich bedeutsamen Vorgängen des Krieges ist der Zusammenbruch der belgischen Neutralisierung. Hier ist in der Tat ein Stück der alten Völkerrechtsordnung in die Brüche gegangen. Der deutsche Einmarsch war dafür nicht die Ursache, sondern das Symptom. England und Frankreich hatten mit Belgien das Grab dieser Neutralität längst gegraben. Deutschland sollte in dem Leichentuche dieser Neutralität bestattet werden. Nicht in der Verachtung der belgischen Neutralität, sondern in der militärischen Promptheit, mit welcher dem beabsichtigten Neutralitätsbruch des Feindes begegnet wurde, war Deutschland seinen Feinden überlegen. Alle Regierungen Europas, voran diejenigen von England, Frankreich und Belgien, wußten und wollten, daß in einem deutsch-französischen Kriege die belgische Neutralität an Frankreich geopfert werden sollte. Man spielte aber allerseits Verstecken, nur die Frage, wer zuerst einmarschieren würde, war noch ungewiß. Belgiens Neutralität hatte längst aufgehört, echtes Völkerrecht zu sein. Und Belgien kannte die Unechtheit seines Neutralitätsrechtes und hat seine eigne Unaufrichtigkeit blutig gebüßt. Ihm ist sein Wille geschehen.

In einem juristischen Blatt las man jüngst: „Auch nach Beendigung des gegenwärtigen Krieges wird man es für verlorene Mühe halten, wieder das Kartenhaus des Völkerrechts aufzubauen, wieder in einseitigen Grundsätzen oder in internationalen Verträgen festlegen zu wollen, was die rücksichtslose Eigensucht des Einzelstaates im Fall des Zusammenstoßes schonungslos und ohne Gewissensbedenken über den Haufen rennt."

Hieran ist so viel wahr, daß man keine Kartenhäuser bauen wird, sondern haltbare Mauern. Der Wert des Gebäudes wird nicht so sehr in der Höhe und Weite der Gedanken als in der positiven Würdigung der Erfahrungen und in der Beschränkung liegen, welche Gewähr dafür gibt, daß künftig nur echtes Völkerrecht gebaut und gelehrt wird.

Digitized by Google

Die italienische Neutralität[1]

Von

T. Galimberti (Rom)

Es gibt zwei Geschichten: die eine ist die, welche wir in den Büchern lesen, die andre jene, die dem Buche des Lebens angehört. Die erstere ist die, welche alle kennen oder kennen können, die andre ist wenigen bekannt und den meisten unbekannt, aber sie ist die wirkliche.

Ich bin z. B. ohne Rücksicht auf Urkunden, diplomatische Bände und Zeitungen der Ueberzeugung, daß der gegenwärtige Krieg gegen den Willen derer, die ihn führen, ausgebrochen ist. Serbien riß Rußland mit und dieses Deutschland nebst Frankreich und England.

Daß Wilhelm II. den Krieg nicht wollte, wenn er auch bereit war, ihn durchzukämpfen, wird durch die Tatsache bewiesen, daß er, wenn sein Sinn danach gestanden hätte, ihn schon früher hätte führen können: während des Burenkrieges oder des Russisch-Japanischen Krieges, als England und Rußland sich in großen Schwierigkeiten befanden. Trotzdem sprach man in England von eigennützigen Plänen, mit denen er sich getragen haben sollte; und seine Intervention bei dem Frieden mit Rußland wurde der Sauerteig für den gegenwärtigen Krieg Japans mit Deutschland.

Ueberdies würde er einen günstigeren Augenblick gewählt haben und nicht eine Zeit, wo eine der Dreibundsmächte einen äußerst kostspieligen und mühevollen Krieg hinter sich hatte, durch den sie noch heute in Libyen nicht wenig in Anspruch genommen ist.

Er würde darauf bedacht gewesen sein, den alten Dreibundvertrag zu ändern, der zu dem Zwecke geschlossen war, gute Beziehungen zwischen Italien und Oesterreich zu erhalten und den Revanchegeist Frankreichs zu zügeln, aber nicht die orientalische Frage in Betracht zog, aus der der gegenwärtige Krieg entstanden ist — den alten Dreibundvertrag, der noch immer derselbe war, den ehemals Deutschland und Oesterreich geschlossen hatten, und der so wenig aggressive Tendenzen hatte, daß Bismarck seinerzeit einen andern derartigen Vertrag mit Rußland hatte schließen können für den Fall, daß Oesterreich, statt angegriffen zu werden, seinerseits angreifen sollte.

Der Dreibundvertrag, den ich genau kenne, verpflichtete Italien in keiner Weise, in diesem Kriege, der durch Oesterreichs Vorgehen gegen Serbien offensiven Charakter erhalten hatte, an die Seite seiner Verbündeten zu treten. Das

[1] Anmerkung der Redaktion. Vorstehender Artikel von Galimberti, dessen Manuskript uns erst sehr spät für das November-Heft zuging, wird ebenso wie die Abhandlung von Cirmeni für unsre Leser und für weitere Kreise von besonderem Interesse sein. Wir beziehen uns auch bei diesem Artikel auf das Vorwort der Redaktion zu Cirmenis Abhandlung.

Digitized by Google

ist so sicher, daß Italien sich erbot, den Vertrag zu veröffentlichen, um die ganze zivilisierte Welt zum Zeugen dafür aufzurufen.

Für Italien war die Lage jetzt dieselbe wie im Jahre 1870. Es verdankte damals Frankreich die Eroberung der Lombardei und die Abtretung Venetiens. Die Beziehungen zwischen den beiden Höfen von Paris und Florenz waren (durch verwandtschaftliche Bande) sehr eng. Groß war daher der Wille unsers Königs, Frankreich gegen Preußen zu Hilfe zu kommen; Quintino Sella mußte ihm nicht wenig Widerstand leisten und pflegte später zu dem Re Galantuomo, der seine Politik die eines „Kleiderhändlers" nannte, zu sagen, wenn er diese Politik nicht befolgt hätte, so würde Viktor Emanuel den Rosenkranz in der Kapelle von Chislehurst gebetet haben.

Eine Intervention von unsrer Seite war damals außerordentlich gefahrvoll; lange Verhandlungen gingen bis ins Lager an der Maas, und der römische Knoten wurde der Laufknoten des Kaiserreiches und des Kaisers.

Wie heute Frankreich und England mit Mahnungen, Schmeicheleien und Bitten um unser Eingreifen warben, so suchte uns damals Deutschland mit den gleichen Mitteln zur Neutralität zu bestimmen. Mommsen veröffentlichte in der „Perseveranza" seinen berühmten Brief an die Freunde Italiens, und Bismarck verhandelte mit der italienischen Linken und mit Mazzini sogar über die Mittel und Wege zu einem Aufstand im Falle eines Krieges für das Kaiserreich und gegen Preußen.

Der Mittelsmann für die demokratische und republikanische Partei Italiens war damals der Abgeordnete von Bergamo, Francesco Cucchi. Ein Mann, der dem Vaterlande außer seinem Arm seinen ganzen Besitz gab und so bescheiden wie unter den Tätigsten der „Aktionspartei" der Tätigste war.

Er wurde von dem damaligen Grafen Otto v. Bismarck in seinem Schlosse herzlich empfangen und erzählte mir, daß der große Staatsmann für Italien als das alte Mutterland der Künste und Wissenschaften wenig übrig habe. Der künftige Fürst, der in seinen biblischen Vergleichen mit Italien auf die Hunde und die Raben zurückgriff und den General Lamarmora (der Venetien vor dem Kriege von 1866 als Preis für unsre Neutralität ohne Krieg hätte haben können, aber nicht haben wollte) vor dem ganzen Reichstag „einen von den Franzosen bezahlten Scharlatan" nannte — der zukünftige Fürst, sage ich, hatte keine Begeisterung für uns. Das einzige Mitglied seiner Familie, das für uns Sympathie empfand, war sein Schwiegersohn Graf Rantzau. Die Tochter sekundierte aus Liebe zu ihrem Gatten, und um die geliebte Tochter nicht zu kränken, zwang sich der „eiserne Kanzler", zuzustimmen.[1])

---

[1]) Erst später, als die deutsche Einheit eine vollendete Tatsache war, erblickte Fürst Bismarck etwas mit dieser Einheit Gleichwertiges in der Italiens (wie noch unlängst Fürst Bülow treffend bemerkte), und der Minister Mancini sagte in der italienischen Kammer:

„Ich will keine Indiskretion über Gespräche begehen, die ich in den letzten Jahren mit dem hervorragendsten Staatsmann Preußens gehabt habe, auf den die Augen von ganz Europa gerichtet sind; aber ich kann versichern, ohne indiskret zu sein, daß der große Mann

Digitized by Google

Also auch im Jahre 1870 und nachher sprach man von Undankbarkeit unsrer Nation; aber die Zeit hat uns Gerechtigkeit gebracht. Italien war nicht verpflichtet, sich Frankreich in einem Kriege anzuschließen, der von ihm provoziert erschien, und um so weniger, obendrein noch auf die eigne Hauptstadt, auf Rom, zu verzichten.

So konnte Italien heute nicht einen Vertrag gegenseitiger Verteidigung gegen den Angriff andrer, einen Bund für den Frieden in einen Bund für den Krieg umändern. Mit welchem Ziel? Zu welchem Zweck? Was der Dreibund wollte, was er bedeutete, haben fünfunddreißig Friedensjahre bekundet; aber was dieser Krieg von seiten der Zentralmächte bezweckte und bezweckt (zumal in den Beziehungen zu Italien), weiß man noch immer nicht.

Italien hat mit seiner Neutralität den Verbündeten 200000 Mann weggenommen, die sich jetzt an den Ufern der Aisne und der Oise befinden würden; auf der andern Seite hat es in Galizien 150 Bataillone mehr gegen die Russen verwendbar gemacht und mit seinem Beispiel auf Rumäniens Neutralität eingewirkt, d. h. eine weitere halbe Million Soldaten gegen Oesterreich abgezogen, die heute in Siebenbürgen lagern würden.

Dazu kommt, daß Italien, das den Dreibund als Friedensvertrag zum Schutz des Friedens immer wieder erneuert hat, ihn wohl kaum erneuert haben würde, wenn er in einen Offensivvertrag zum Zweck eines Krieges gegen den Dreiverband verwandelt worden wäre.

Italien wird bis zum Halse vom Meer bespült; auf eine seiner Flanken ist wie eine Pistole Biserta gerichtet; Sizilien ist bedroht von Tunis und von Malta her, und die Kolonie Libyen ist wie mit einer Zange zwischen den Schraubstock Frankreichs und Englands geklemmt, das als Herr des Isthmus von Suez und des Kaps die Kolonie Erythrea, in der Rußland einen so großen Einfluß auf das ihm religiös nahestehende Abessinien ausübt, auch von aller Verbindung mit dem Mutterlande abschneiden würde.

Ehe es all den äußerst ernsten Gefahren einer derartigen Lage die Stirn bietet, mußte das italienische Volk mindestens wissen, welche Vorteile es davon haben würde. Denn wenn schon unser Sprichwort wahr ist: Chi non risica, non rosica (Wer nicht wagt, nicht gewinnt), so ist doch auch das wahr, daß man nicht viel wagt, um wenig oder nichts zu bekommen.

Der Dreibund hatte so wenig Aggressives z. B. England gegenüber, daß Francesco Crispi ihn nicht ohne eine englische Gegenversicherungspolice erneuerte; und als man im Jahre 1888 einen Handstreich Frankreichs auf Spezia befürchtete, fuhr sofort das englische Geschwader hilfsbereit nach Genua.

Jetzt speien Republikaner und Reformsozialisten Feuer und Flamme gegen Oesterreich, und die revolutionären Sozialisten wollen die Verantwortung nicht

---

die Einheit Italiens und die Einheit Deutschlands nicht etwa als zwei Fragen, sondern als eine einzige Frage, als zwei Seiten derselben Frage, und es für unmöglich ansah, sie zu trennen und die eine zu bekämpfen, ohne auch die andre zu schädigen und zu verleugnen."

Digitized by Google

übernehmen, das Land in einen solchen Krieg zu treiben, würden sich ihm aber nicht widersetzen, vielmehr ihn im Grunde mit Begeisterung führen.

Die Presse in ihrer großen Mehrheit ist ganz für den Dreiverband eingenommen, besonders für Frankreich, dem gegenüber Italien jede Beleidigung vergessen hat und immer vergißt, während sie niemals Magenta und Solferino vergessen hat.

Doch das ganze Land vertraut darauf, daß die Regierung, auf die es sich bis jetzt vollständig verlassen hat, die beste Lösung finden wird.

Den Versprechungen des Dreiverbandes gegenüber, uns Trient, Triest, Dalmatien, Valona zu geben unter der Bedingung, daß wir hingehen und sie uns holen, sind wir skeptisch geblieben. Doch gegenüber unserm Schicksal in den Alpen wie im Adriatischen Meer können wir es nicht auch bleiben.

„Alpes vice muri tuentur Italiam," predigte der alte Cato, und Italien kann auf keinen Fall auf seine natürlichen Grenzen und auf das Meer von San Marco verzichten.

Im Adriatischen Meer späht, seit die Türken daraus verschwunden sind, die Ostküste zu unserm Ufer herüber, und Italien kann nicht zugeben, daß das venetianische Meer ein österreichischer oder slawischer oder griechischer See werde.

Wenn wir dort zusammenbleiben sollen, müssen wir genau wissen, wer der am wenigsten unbequeme Nachbar und wer der sicherste Freund sein wird.

Dieses Jahr 1914 gleicht in vielem dem Jahre 1814, in dem die moskowitischen Massen sich gegen das napoleonische Kaiserreich stürzten. Leidenschaftliche Aufwallungen des Nationalgefühls, vaterländische Racheforderungen, Völkerideale unter schmutziger Gier, finstern Spekulationen, Enttäuschungen und Verrätereien häufen sich, türmen sich, und die Zukunft ist so ungewiß wie dunkel.

Im Jahre 1815 verblieb der Erfolg nicht dem Genius Napoleons noch dem Ungestüm Blüchers noch der Zähigkeit Wellingtons, sondern der schlauen Geschicklichkeit Metternichs.

Napoleon wurde nicht bei Waterloo besiegt, sondern in dem böhmischen Schloß der Colloredo zu Opotchno durch den Vertrag zwischen dem Kaiser Alexander und dem Minister Franz des Ersten. Forsan et haec olim meminisse iuvabit . . .

„Vorwärts Italien!" ruft es aus jedem Lager; aber für wen und für was? „Die Welt wird nicht mit Vaterunsern regiert," schrieb einer unserer größten Geschichtsschreiber; und die Kriege werden nicht ohne ein ganz klares Ziel geführt, das vom Volke, das sie führen und bis zum Ende durchkämpfen muß, völlig verstanden wird.

„Für den Augenblick" würde Italien (es wird gut sein, wenn man das weiß) sich nur dann dazu bringen lassen, ins Feld zu ziehen, wenn es sich um einen Krieg zur Wiedergewinnung eines Gebietes handelte. Nur ein solcher Krieg würde unser ganzes Volk auf den Füßen finden, bereit wie im Jahre 1859 und wie 1866, zu kämpfen und zu sterben. Und welches andre Volk in unsrer Lage würde anders handeln?

Digitized by Google

Der Dreibund bedeutete für uns einen Schutz. Den Schutz des heimatlichen Herdes, den Schutz unseres Gebietes, und dieses Ideal gegenseitigen Schutzes zu verteidigen, würde man jeden guten Italiener bereit gefunden haben, ganz Italien bereit dafür bis zum letzten Opfer.

Jetzt könnten wir einzig und allein für die Verteidigung unserer heiligsten Interessen den Degen ziehen, oder wenn Italien von irgendeiner Seite bedroht würde.

Deswegen hat sich die ganze Nation um ihre Regierung geschart, von dem Vertrauen beseelt, daß sie die Interessen des Vaterlandes wohl und zur rechten Zeit zu schützen wissen wird. „Amicus Plato, amicus Cicero, sed magis amica Patria.“

Episode aus der Kreuzfahrt S. M. S. „Vineta“ 1904/05

Den Erinnerungen nacherzählt

von

Kapitän zur See z. D. Pindter

Im Kriegsjahr 1904 an der afrikanischen Küste vor Swakopmund. November, Sonntagmorgen. Dichter Nebel auf dem Ozean, tiefe Stille über dem Wasser, nur unterbrochen zeitweise durch die Nebelsignale der Schiffsglocken auf den zahlreichen Dampfern, die dort verankert liegen und Truppenverstärkungen mit Kriegsmaterial herausgebracht, gelöscht haben oder auf Entladung warten.

Bei ihnen verankert unser Kriegsschiff, der große Kreuzer „Vineta“, nach Afrika beordert nach langer Kreuzfahrt an der amerikanischen Küste, um in den ernsten Zeiten als größeres Schiff hier die Flagge zu zeigen und um im Kriegsgebiet die Unternehmungen des Befehlshabers des Expeditionskorps nach Erfordernis und Möglichkeit zu unterstützen.

Vor Swakopmund wird erwartet der gerade fällige Dampfer „Gertrud Woermann“, der mit Verstärkungstruppen, Kriegsmaterial usw. auch einige Fähnrichs zur See und Ausrüstung für das Schiff hinausbringen soll. An Bord des Kreuzers der Dienst des Sonntagsmorgens, Anlegen der letzten Hand an Reinigung und Schmuck des Schiffes vor dem Gottesdienst; ruhig und leise arbeitete die Mannschaft, beeinflußt durch die Stille auf dem Ozean, sich den Gedanken hingebend an den Totensonntag, an die Angehörigen in der fernen Heimat, von denen sie manchen Teuren nicht wiedersehen sollten.

Da, in diese friedvolle Ruhe ertönt plötzlich der helle Anruf des Signalpostens der Wache „Boot ahoi“, Ruderschläge nähern sich dem Schiff, ein kleines Boot legt an am Fallreep, ihm entsteigen ein lang aufgeschossener Fähnrich zur See und ein Offizier der Woermannlinie, die schleunigst unsern ersten Offizier

Digitized by Google

zu sprechen begehren. Kurz darauf erklingen schon die schrillen Pfiffe der Bootsmannspfeifen durch das Schiff, alle Mann an Deck auf die Stationen rufend — etwas Besonderes muß es sein, was diese ungewöhnliche Unterbrechung des Sonntagsdienstes notwendig macht. Die Kommandos zum möglichst schnellen Dampfaufmachen, zum Bereitmachen sämtlicher Boote zum Aussetzen, zum Mannen der verfügbaren Trossen, Leinen und sonstiger Geräte, zum Ankerlichten werden schnell gegeben. Emsigste Tätigkeit überall, Betrieb und Gelauf an Stelle der Ruhe, ein jeder eifrigst bemüht, seine Verrichtungen so schnell als möglich auszuführen, mit dem Pflichtbewußtsein und der Gewandtheit, die eine alte, seebefahrene Besatzung auszeichnen soll.

Eile tut aber auch bitter not. Die beiden an Bord Gekommenen haben gemeldet, daß der Dampfer „Gertrud Woermann" etwa sechs Seemeilen nördlich von Swakopmund in der Nacht auf Felsenriffe gelaufen und vollständig leck sei. Sofortige Hilfe sei erforderlich. An Bord wären etwa 15 Offiziere, 300 Mann Expeditionstruppen, 10 Fähnrichs zur See, einige Farmerfamilien mit Kindern, 200 Pferde und viel Kriegsmaterial.

Nach kaum fünfzig Minuten geben die Wasserrohrkessel der „Vineta" den nötigen Dampf, die Anker werden gelichtet und hinein geht es in den dicken Nebel zum Rettungswerk — ein gewagtes Unternehmen an dieser gefahrvollen Küste mit wenig bekannten Strömungen, das alle Umsicht und Aufmerksamkeit des energischen Kommandanten erforderte.

Langsam, vorsichtig, genau nach der Uhr werden die einzelnen Seemeilen abgelaufen, fortwährend die Tiefen mit dem Lot gemessen, heulend ertönen die Nebelsignale durch den Nebel, auf der Brücke gespannteste Aufmerksamkeit auf jeden Ton von außen.

Endlich nach langem, bangem Horchen und Warten ein kurzer Knall, noch einmal und dann wiederholt, Infanteriesalven weisen uns die Richtung der Gestrandeten; sie haben unsern Ruf gehört und antworten mit ihren Mitteln. Mit welchen Gefühlen mögen sie die Zeichen der nahenden Rettung an Bord des Dampfers begrüßt haben.

Auf die Richtung wird zugehalten, vorsichtig wird weiter gedampft bis zur geringsten zulässigen Wassertiefe, dann fällt der Anker; noch aber ist nichts zu sehen, also heißt es ruhig warten. Bald darauf dringt die Sonne durch, allmählich hebt sich der Nebel, und in etwa 2000 Meter Entfernung wird inmitten schwarzer Klippen hoch aus dem Wasser ragend der gestrandete Dampfer sichtbar. Um Mitternacht hatte man an der Küste Feuer bemerkt, vielleicht entzündet zur Täuschung von unsern heimtückischen Feinden, hatte sie für die Lichter von Swakopmund angesehen, darauf zugehalten und war so mit großer Fahrt auf die Klippen aufgelaufen.

Von Abschleppen konnte keine Rede sein; es werden daher von „Vineta" alle Boote zu Wasser gebracht und zum Dampfer entsandt, an Bord selbst alles vorbereitet zur Aufnahme der Gestrandeten. Auf dem Dampfer werden die erforderlichen Meldungen entgegengenommen, Anweisungen gegeben, und bald

Digitized by Google

bringen die Boote die Gestrandeten mit Gepäck und Ausrüstung zur „Vineta“; hagere, gebräunte Gestalten mit ernsten Mienen in braunem Khaki mit Gewehr und Tornister, teilweise Kriegshunde führend, die Offiziere und unsre Fähnrichs zur See, verschüchterte Farmerfrauen mit ängstlich blickenden Kindern, denen man noch die überstandenen Schrecken der Nacht ansah, Dampferpersonal betraten das Deck.

Doch bald sind sie alle untergebracht, ein kräftiges, warmes Sonntagsessen, das mit den Hilfsmitteln des großen Kreuzers schnell hergerichtet war, wird verabfolgt, die Stimmung bessert sich mehr und mehr, und bald wird Freundschaft mit unsern wackern Leuten geschlossen.

Noch eine kleine erinnerungswürdige Szene.

Als die Offiziere sich unsern Schiffsoffizieren vorstellen, umarmt plötzlich einer unsrer Wachoffiziere einen der an Bord gekommenen Kameraden der Armee, freudiges, herzliches Begrüßen folgt, zwei Brüder im Dienst des Kaisers feiern unverhofftes Wiedersehen unter solchen Umständen im fernen Lande.

Vom Gepäck und Kriegsmaterial wird noch so viel dem Dampfer entnommen, als die Umstände es zulassen. Die Arbeit gestaltet sich aber recht schwierig, weil die Laderäume bereits zum Teil unter Wasser standen und kein Dampf zur Bedienung der Heißwinden mehr vorhanden war, da die Feuer der Kessel ausgeschlagen waren. In eigenartiger Weise werden die Pferde gerettet; sie werden teils auf Flöße gesetzt, zum andern Teil einzeln mit den Ladebäumen in das Wasser gefiert und ihrem Instinkt wird dann überlassen, den richtigen Weg durch die Klippen zum Dünenstrande zu finden. Hier werden sie von herbeigerufenen Mannschaften des Etappenkommandos Swakopmund eingefangen. Nur ein einziges Tier fand hierbei den Tod in den Fluten.

S. M. S. „Vineta“ mußte rechtzeitig die Arbeiten abbrechen, um die Geretteten noch vor Einbruch der Dunkelheit in Swakopmund an Land zu setzen. So wird denn gegen 4 Uhr Anker gelichtet und diesmal mit voller Fahrt nach Swakopmund zurückgedampft. Hier fand dann nach herzlichem Abschied die Ausschiffung statt. Zum erstenmal betreten jetzt die Kameraden vom Expeditionskorps den unwirtlichen Boden Afrikas und ziehen ihrem Schicksal entgegen, das für so manchen von ihnen verhängnisvoll wurde, gingen sie doch bald ab nach dem Südgebiet, in dem soeben der blutige Aufstand der Hottentotten ausgebrochen war.

Unser Kreuzer geht zurück zur Strandungsstelle und setzt im Verein mit dem hinzugezogenen Woermanndampfer die Löscharbeiten fort. Doch bald macht die Dunkelheit dem ein Ende. Glutrot sinkt im fernen Westen die Sonne in die Fluten, leise Dünung bewegt den Ozean; des Südens Sterne strahlen auf, weihevolle Stille ringsherum, kein Spiel, kein Gesang der Mannschaft, jeder geht seinen ernsten Gedanken nach. Ein ereignisvoller Tag naht seinem Ende, unvergeßlich für jeden, dem es vergönnt war, mit seinen Kräften am Rettungswerk mitwirken zu können.

*

Digitized by Google

Für den Leser, den das weitere Geschick des Dampfers interessiert, sei bemerkt, daß noch einige Tage die Löschungsarbeiten fortgesetzt und Teile der Ausrüstung geborgen werden konnten, wenn auch unter großen Schwierigkeiten und aufopfernder Tätigkeit der Mannschaft. Am vierten Tage trat stürmisches Wetter ein, hohe Dünung fegte über den Ozean und die Brandung konnte ihr Zerstörungswerk vollenden.

Mehr Haushaltsunterricht!

Von

Arnold Sachse

Ueber die Notwendigkeit der Einführung des Haushaltsunterrichts in den Bildungsgang der weiblichen Jugend ist schon viel geredet und geschrieben worden. Solange aber der Haushaltsunterricht noch so vereinzelt unter den Bildungsgelegenheiten dasteht, wie leider heute noch immer in Deutschland, ist eben noch nicht genug darüber verhandelt worden. Wenn auch alle Kreise, die sich mit Volksgesundheit und Volkswirtschaft beschäftigen, von jener Notwendigkeit durchdrungen sind, so gilt es doch, immer von neuem die breiten Schichten des Volkes darüber aufzuklären, welche soziale Bedeutung dieser noch kaum dreißig Jahre alte Unterrichtszweig besitzt und wie die seiner Einführung entgegenstehenden Schwierigkeiten überwunden werden können.

Lohnerhöhungen allein helfen dem deutschen Arbeiter nicht zu einer besseren Lebenshaltung. Wichtiger ist noch die Erziehung der Arbeiterfrauen zu einer sparsamen und gesunden Haushaltsführung. Die Arbeiterfrau muß es lernen, auch wenn die Einnahmen nicht erhöht und die Ausgaben in ihrer absoluten Höhe nicht verringert werden können, durch bessere, zweckmäßigere Anlegung der Ausgaben das Wohlbefinden der Familie zu steigern. Es ist anerkannt, wie sehr es den Arbeiterfrauen an der Befähigung dazu noch mangelt. Sehr viele Frauen können ihrem Manne kein behagliches Heim schaffen, weil sie die Speisen nicht schmackhaft zuzubereiten, mit den gewährten Mitteln nicht auszukommen, die Wäsche und das ganze Hauswesen nicht richtig zu besorgen verstehen. Wenn der Mann aushäusig ist und dem Alkoholgenuß huldigt, so haben allerdings auch ungünstige Wohnungsverhältnisse daran schuld. Das schlimmste dabei ist, wenn mehreren Familien, wie das heute noch häufig auch in kleineren Orten der Fall ist, ein und dieselbe Feuerstelle gehört. An solchem Hemmnis muß auch das Können der tüchtigsten Hausfrau scheitern. Hier müssen andre Mittel angewendet werden, um das Uebel abzustellen. Im großen und ganzen aber muß es möglich sein, durch hauswirtschaftliche Erziehung der weiblichen Jugend zu helfen. Aber nur ein geringer Bruchteil der weiblichen Jugend in Deutschland genießt solche Erziehung. Darum muß die Losung sein: Mehr Haushaltsunterricht!

Digitized by Google

Es ist damit in den letzten Jahrzehnten sehr viel besser geworden. Das soll dankbar anerkannt werden. Verschiedene Wege sind versucht worden. Viele pädagogische Fragen über die beste Einrichtung des Unterrichts, die beste Ausbildung des Lehrpersonals sind noch offen. Aber es sind doch Erfahrungen gemacht worden, die Richtlinien angeben für die künftige Entwicklung. Davon soll hier gesprochen werden.

Die erste Frage ist, wie soll man an die Bevölkerungskreise herankommen, die der Hilfe am meisten bedürfen? Da hat es sich denn gezeigt, daß es auf dem Wege der Freiwilligkeit nicht geht. Das haben die edelmütigen Frauen erfahren, welche junge Arbeitsmädchen, Ladnerinnen und andre Arbeiterinnen eingeladen haben, zu ihnen zu kommen, um Unterricht im Kochen und in Hausarbeit zu erhalten. Sie haben wenig Zuspruch erfahren, und die zuerst erschienenen Mädchen sind zum großen Teil wieder fortgeblieben. Sobald die Mädchen aus der Schule entlassen sind, sollen sie mitverdienen. Es ist keine Zeit dazu da, um noch etwas außerhalb des brotbringenden Berufes zu lernen. Vielfach sind es die Arbeitgeber, welche sich weigern, den jungen Mädchen die erforderliche Freizeit zu gewähren. Es muß aber auch rühmend hervorgehoben werden, daß es heute bereits Fabrikherren im Osten wie im Westen gibt, die ihren Fabrikarbeiterinnen Haushaltsunterricht in musterhaft eingerichteten Küchen, Wasch- und Plättstuben erteilen lassen und einen wohltätigen Zwang zur Benutzung dieser Einrichtungen ausüben. Die Preußische Bergverwaltung nimmt hier eine führende Stellung ein. Aber wenn auch die Gelegenheit geboten wird, hält die jungen Mädchen häufig die natürliche Trägheit, der Mangel an Einsicht, Vergnügungssucht und Leichtsinn von ihrer Benutzung zurück. Die Erfahrungen, welche früher mit der Einrichtung freiwilligen Haushaltsunterrichts für schulentlassene Mädchen gemacht worden sind, waren im allgemeinen betrüblich. Es ist neuerdings damit besser geworden. Vielerorten ist das als ein Verdienst der Wanderhaushaltsschulen anzusprechen. Freilich wenden sich diese Schulen an die besseren bürgerlichen und die Handwerkerkreise. Aber deren Beteiligung hat doch auch auf weitere Kreise beispielgebend gewirkt. Ihre Einführung hat zuerst im Kreise Dillenburg im Jahre 1891 stattgefunden und ist dem damaligen Landrat Fromme zu verdanken. Der Landrat Schepp in Siegen folgte nach und gab eine Broschüre heraus, die den Gedanken in weitere Kreise trug. Jahrzehnte hat es gedauert, bis sich der Staat der Sache annahm. Heute aber ist sie im Schwange, und allein in Preußen sind annähernd hundert Wanderhaushaltsschulen eingerichtet. Die Kreise haben Lehrerinnen angestellt, die mit dem gesamten Küchengerät von einem größeren Ort zum andern wandern und an jedem in sechs bis acht Wochen die jungen Mädchen der Gegend, welche sich melden, in der Haushaltsführung unterrichten. Die so ausgebildeten Mädchen sind die besten Werberinnen für neue Schülerinnen. Aber einmal sind diese Kurse noch lange nicht in allen Kreisen eingeführt, dann sind sie nur von kurzer Dauer, und sie erfassen nur die einsichtigeren Bevölkerungskreise. Sie helfen wohl, aber sie lösen die große soziale Aufgabe nicht.

Digitized by Google

Wenn denn auf dem Wege der Freiwilligkeit nicht weiterzukommen ist, so muß der wohltätige Zwang angewendet werden, der in der Form der Volksschulpflicht und der Wehrpflicht dem deutschen Volke zu unendlichem Segen gereicht ist. Die Volksschulpflicht schließt aber im allgemeinen mit dem vollendeten vierzehnten Lebensjahre, die Wehrpflicht beginnt mit dem achtzehnten Lebensjahre. Dazwischen klafft eine Lücke, die sicherlich einmal durch die allgemeine Fortbildungsschulpflicht ausgefüllt wird. Wir sind von diesem Ziele noch weit entfernt, wenn auch in neuerer Zeit erfreuliche Fortschritte dahin gemacht sind. Zu der Zeit aber, als man sich darüber schlüssig werden mußte, ob man auf den hauswirtschaftlichen Unterricht der großen Masse der weiblichen Bevölkerung verzichten oder ihr diese Wohltat angedeihen lassen wollte, da war man von der weiblichen Pflichtfortbildungsschule so weit entfernt, daß man sie für ein positives Schaffen überhaupt nicht in Betracht ziehen konnte. Und so war es natürlich, daß man die Volksschule dem Haushaltsunterricht dienstbar zu machen suchte. Es gelang auch rasch genug, die Unterrichtsverwaltung von dem Nutzen des neuen Urterrichtszweiges zu überzeugen. Zunächst wurde er als freiwilliges Fach, aber doch mit einem gelinden Druck eingeführt, indem die Mädchen, welche sich nicht am Haushaltsunterricht beteiligen wollten, derweilen an andern Kursen teilnehmen mußten. Der neue Unterricht aber fesselte die Mädchen so sehr, daß sie es vorzogen, ihn zu besuchen. Deren Mütter verspürten bald den praktischen Nutzen des Unterrichts in der Hilfe ihrer Töchter im Haushalt, und da sie sie während der Schulzeit doch entbehren mußten, so war es ihnen willkommen, wenn sie eine Ausbildung für den Hausfrauenberuf in der Schule mit erhielten. Wo auch der Haushaltsunterricht eingeführt ist, nirgends ist er auf Widerstand gestoßen. So konnte die preußische Unterrichtsverwaltung unbedenklich dazu übergehen, den Haushaltsunterricht da, wo er eingeführt ist, für ein Pflichtfach der Volksschule zu erklären. Da, wo die Einführung erreicht ist, kann kein Mädchen mehr der Pflicht, etwas vom Haushalt zu lernen, entzogen werden. Das Problem, auch diejenigen Bevölkerungsschichten heranzuziehen, welche sich freiwillig nicht dazu verstehen würden, ist theoretisch gelöst. Aber die Durchführung unterliegt sehr großen Schwierigkeiten, die nicht allein, wenn auch in der Hauptsache, finanzieller Natur sind. Und es tritt die Frage auf, ob denn die in der Volksschule gewährte Ausbildung ausreichend ist.

Mit der letzteren Frage wollen wir uns zuerst beschäftigen. Jetzt werden die Mädchen in der Volksschule da, wo der Haushaltsunterricht eingeführt ist, in der Regel nur während ihres letzten Schuljahres in je vier Stunden wöchentlich im Haushalt unterrichtet. Mehr läßt sich auch schwerlich erreichen. Denn früher sind die Mädchen weder körperlich kräftig noch geistig weit genug vorgeschritten, um mit Erfolg Haushaltsunterricht zu erhalten. Auch können dem Haushaltsunterricht in Rücksicht auf die zahlreichen andern Fächer, die um der gleichmäßigen körperlichen und geistigen Ausbildung der Mädchen willen nicht vernachlässigt werden dürfen, schwerlich mehr Wochenstunden eingeräumt werden.

Digitized by Google

Es kann also in der Volksschule nur ein Anfang gemacht werden. Aber wenn man auch anfänglich den Volksschulunterricht im Haushalt nur als einen Notbehelf angesehen hat, weil man anders an die bedürftigsten Volksschichten nicht herankommen konnte, so hat man sich doch davon überzeugt, daß die Mädchen des letzten Schuljahres sehr wohl mit Nutzen diesen Unterricht genießen können. Und man möchte ihn schwerlich heutzutage missen da, wo er einmal eingeführt ist, weder seitens der Eltern, noch seitens der Schulmädchen, noch seitens des Lehrpersonals. Das Schulmädchen lernt Lust und Liebe zur Haushaltsführung. Die im Schulunterricht empfangenen Lehren sind ein Samen, der häufig erst aufgeht, wenn das Mädchen selbst eine Familie gründet. Für die Mädchen aber, welche in irgendeine dienende Stelle in einer Familie nach dem Schulbesuch eintreten, ist es eine wertvolle Empfehlung und Hilfe. Der Haushaltsunterricht in der Volksschule sollte auch dann nicht aufgegeben werden, wenn es gelungen ist, ihn im Fortbildungsschulalter als Pflichtfach für die Mädchen einzuführen. Daran dürfte überhaupt nur dann gedacht werden, wenn sich die Fortbildungspflicht auf alle Mädchen erstreckte. Aber die Erreichung dieses Zieles liegt noch in weiter Ferne. Wir können es daher nicht gelten lassen, wenn Gemeinden sich der sozialen Pflicht der Einführung des Haushaltsunterrichts in der Volksschule damit entziehen wollen, daß sie behaupten, es vorzuziehen, diesen Unterricht in der weiblichen Fortbildungsschule einzuführen. Die Reichsgewerbeordnung gibt nur die Möglichkeit, zwingt aber noch nicht zur Einführung weiblicher Fortbildungsschulen. Auch die Einführung des Fortbildungsunterrichts für die männliche Jugend ist in weitem Umfange noch in das Belieben der Gemeinde gestellt, und mit der Einführung der weiblichen Pflichtfortbildungsschule ist in Preußen erst ein schwacher Anfang gemacht. Auf dem seit 1900 eröffneten Gebiete der ortsstatutarischen Regelung der Fortbildungsschulpflicht für weibliche Handlungsgehilfen und -lehrlinge ist man bereits weiter gekommen. Es ist hocherfreulich, daß sich der preußische Handelsminister in dem Streite über die Einführung von Haushaltsunterricht in den Lehrplan der kaufmännischen und gewerblichen Pflichtfortbildungsschulen unumwunden auf den Standpunkt derer gestellt hat, welche die Ausbildung für den doppelten Beruf im Geschäft und in der Familie verlangten. Er hat 1913 angeordnet, daß der Haushaltsunterricht bei Errichtung solcher Anstalten als verbindliches Fach aufzunehmen ist. In ähnlicher erfreulicher Weise ist der bayrische Kultusminister bei der im Jahre 1913 erfolgten Reform des Fortbildungsschulwesens vorgegangen. Die süddeutschen Staaten und das Königreich Sachsen besitzen schon lange die Pflichtfortbildungsschule für Knaben und in gewissem Umfange auch für Mädchen. Nach den neuen Verordnungen erstreckt sich in Bayern die Schulpflicht für Knaben und Mädchen auf zehn Jahre, vom vollendeten sechsten Jahr ab, davon sind die drei letzten Schuljahre der Fortbildungsschulpflicht gewidmet. Diese kann entweder in der Volksfortbildungsschule, welche mindestens 140 Unterrichtsstunden im Schuljahr umfaßt, oder in der Berufsfortbildungsschule, welche mindestens 240 solcher Stunden umfaßt, erledigt werden. Nun kann die Zahl der Unterrichtsstunden

Digitized by Google

in einer Berufsfortbildungsschule für Mädchen in Gemeinden, in denen für Mädchen die Pflicht zum Besuch einer besonderen Schulabteilung mit Haushaltsunterricht für das achte Schuljahr eingeführt ist, auf 100 herabgemindert werden. Es wird also gewissermaßen eine Prämie auf die Einrichtung von Haushaltsunterricht in der Volksschule gesetzt.

Nach alledem scheint es richtig, zunächst unverrückt das Ziel im Auge zu behalten: in allen Volksschulen, in denen es möglich ist, den Haushaltsunterricht einzuführen. Aber wo sind die Grenzen der Möglichkeit? Der Haushaltsunterricht erfordert erhebliche Aufwendungen. Sie sind sächlicher und persönlicher Art. Die sachlichen sind nicht erledigt mit der Beschaffung eines Küchenraumes, einer Speisekammer und der zugehörigen Ausstattung, wie Herden, Möbeln und Geschirr, sondern es kommen die laufenden Kosten für die Beschaffung des Speisenmaterials hinzu. Diese Kosten richten sich nach den Preisverhältnissen des Ortes. In einer kleinen Stadt des Westens werden auf das Kind und die Tagesmahlzeit 17 Pfennig, in einer wirtschaftlichen Frauenschule in der Nähe 19 Pfennig gerechnet. Das macht für 16 Mädchen, die gemeinsam einmal in der Woche unterrichtet werden (diese Zahl 16 hat sich in Erfahrung als die richtige Höchstzahl für gemeinsamen Unterricht erwiesen), bei 40 Schulkursen im Jahre eine Ausgabe von 108.80 Mark oder 121,60 Mark, und für die jeden Tag mit 16 Mädchen besetzten Schulkurse 652,80 Mark oder 729,60 Mark. 16 Mädchen im letzten Schuljahr entsprechen einer Bevölkerung von etwa 1800 Seelen. Die persönlichen Kosten bestehen im Gehalt der Haushaltslehrerinnen, von denen man eine auf 96 Mädchen des ersten Schuljahrs rechnen muß.

Die Haushaltslehrerinnen gelten in Preußen als technische Lehrerinnen und werden dementsprechend besoldet. Es versteht sich von selbst, daß jede Gemeinde wünscht, daß die in ihr angestellten Lehrkräfte voll beschäftigt sind. Wenn nun eine Haushaltslehrerin nicht 6 Kurse zu 16 Mädchen gerechnet, d. h. an jedem Tag einen, zu versorgen hat, sondern nur wenige Mädchen vorhanden sind, so muß darauf Bedacht genommen werden, sie neben dem Haushaltsunterricht mit anderm Unterricht zu beschäftigen. Sie muß also für andern Unterricht ausgebildet sein. Herkömmlich haben sich die Haushaltslehrerinnen, um eben vielseitiger verwendbar zu sein und darum leichter Anstellung zu finden, noch in andern technischen Fächern, im Turnen und in der Handarbeit oder in einem dieser Fächer ausbilden lassen. Der Gründlichkeit der Ausbildung schadet die Vielseitigkeit in der Regel. Es kann nicht als Vorzug angesehen werden, wenn eine Lehrerin eine drei- oder vierjährige Ausbildungszeit zum Zwecke der Erreichung einer möglichst vielseitigen Ausbildung in ziemlich heterogenen Fächern verwandt hat. An sich hat das Turnen mit der Hauswirtschaft nichts zu tun, und es kann ein Mädchen ausgezeichnet tüchtig in der Haushaltung sein, ohne die Fähigkeit oder die Kraft zum Turnen zu besitzen. Ueberhaupt lehnt sich der hauswirtschaftliche Unterricht mehr den wissenschaftlichen Fächern als den übrigen technischen an. Die Hauswirtschaftslehrerin muß in Physik und Chemie gründlich

Digitized by Google

beschlagen sein, muß auch eine gewisse rechnerische Gewandtheit besitzen. Sie braucht eine besondere Kraft zu disponieren. Es ist gewissermaßen ein Verwaltungsfach neben dem Lehrfach, das sie beherrschen muß. In der Mitteilung dieser besonderen Fähigkeiten und Kräfte liegen erziehliche Momente von nicht minderer Bedeutung als bei der wissenschaftlichen Lehrerin.

Die Frage erscheint wohl der Erwägung wert, ob man nicht einen falschen Weg eingeschlagen hat, als man die Haushaltslehrerin als technische Lehrerin eingereiht hat, ob es nicht richtiger wäre, den Haushaltsunterricht mit dem Fache der wissenschaftlichen Lehrerin zu verbinden. Wenn jetzt ein anderthalb bis zweijähriger Lehrgang für die Ausbildung der Haushaltslehrerin nötig ist, so wird diese Ausdehnung für die wissenschaftliche Lehrerin nicht erforderlich sein, denn die allgemeine pädagogische Ausbildung genießt diese bereits in der Lehrerinnenbildungsanstalt, und der ganze naturwissenschaftliche Unterricht in dieser Anstalt ließe sich sehr wohl so gestalten, daß er das praktische Ziel der zukünftigen Haushaltslehrerin verfolgt. Für die große Mehrzahl der Lehrerinnen, die später doch heiratet und dem Erwerbsberufe untreu wird, wird viel gewonnen, wenn auch die Lehrerinnenbildungsanstalt auf den zukünftigen Beruf der Hausfrau Rücksicht nimmt. Freilich läßt sich auch viel gegen diesen Vorschlag einwenden. Und ohne eine geringe Vermehrung der Ausbildungszeit, vielleicht von drei auf dreieinhalb Jahre bei der Volksschullehrerin, wird es nicht ausführbar sein. Aber die Verwendungsmöglichkeit der Lehrerin wird damit auf dem Lande und in der kleinen Stadt außerordentlich verbreitert und zwar auf echt weiblichem Gebiet. Jetzt ist die Ausbildungsweise der Haushaltslehrerin in vieler Beziehung unbefriedigend, namentlich unterliegt die Ausbildung an den Frauenschulen schweren Bedenken, die hier aber nicht weiter erörtert werden sollen. Ebenso unterliegt die jetzt erlaubte Verbindung der drei Prüfungen der Haushaltslehrerin, der Handarbeits- und Turnlehrerin solchen Bedenken. Sehr beachtenswert erscheint der Weg, den man zur Einführung des Haushaltsunterrichts kürzlich in Oesterreich eingeschlagen hat. Dort, wo es wegen der Anschauungen innerhalb der katholischen Kirche sehr viel mehr Lehrerinnen gibt als bei uns in Preußen, ist der Boden für die Einrichtung des Haushaltsunterrichts besser vorbereitet als bei uns. Auch auf dem Lande sind in den Mädchenmittelschulen und vielfach auch in den Unterklassen Lehrerinnen angestellt, darum konnte der österreichische Kultusminister 1912 mit der Einführung des Koch- und Haushaltsunterrichts an den allgemeinen Volks- und Bürgerschulen vorgehen. Er verordnete: der Koch- und Haushaltsunterricht kann an allen jenen öffentlichen Mädchenschulen als unobligater Unterrichtsgegenstand eingeführt werden, hinsichtlich deren die Errichtung und dauernde Erhaltung der Schulküche, sowie die Remunerierung der mit dem Unterricht zu betrauenden Lehrerin und die Versehung mit dem nötigen Rohmaterial für das Kochen seitens der lokalen Faktoren (Land, Bezirk, Gemeinde, Vereine, Elternvereine oder Private) sichergestellt erscheint. Er verordnete weiter, daß dieser Unterricht in der Regel von der Klassenlehrerin erteilt werden solle, weil diese Gelegenheit habe, beim Klassenunterricht

Digitized by Google

in einzelnen Gegenständen, namentlich im Rechnen, in der Naturgeschichte und der Naturlehre, den praktischen Unterricht durch theoretische Unterweisungen zu ergänzen und darauf Bezug zu nehmen. Ausnahmsweise könne dieser Unterricht andern Lehrerinnen, darunter auch den Handarbeitslehrerinnen, anvertraut werden, wenn lokale Verhältnisse eine andre Anordnung nicht gestatten. Weiter wurden staatliche Ausbildungskurse für Lehrerinnen, welche an den allgemeinen Volks- und Bürgerschulen mit dem Koch- und Haushaltsunterricht betraut werden sollten, eingerichtet. Zweifelsohne wird es nicht möglich sein, in diesen Kursen völlig ausgebildete Haushaltslehrerinnen zu erziehen. Aber so wenig es möglich ist, den Handarbeitsunterricht auf dem Lande überall durch völlig ausgebildete Lehrerinnen erteilen zu lassen, so wird dies auch für den Haushaltsunterricht wenigstens zuerst nicht möglich sein, und doch wird man es, wie in Preußen bei Handarbeitsunterricht, nicht für unnützlich halten, dann auch mit geringerwertigen Lehrkräften den Anfang zu machen. Wie es später in Oesterreich gemacht werden soll, ob man etwa damit umgeht, die wissenschaftlichen Lehrerinnen auch im Haushaltsunterricht auszubilden, ist uns nicht bekannt, ebensowenig, in welchem Umfange nun in Oesterreich der Haushaltsunterricht eingeführt ist.

In Preußen müßte, ebenso wie es in Oesterreich geschehen ist, wenigstens für die erste Einrichtung der Schulküchen staatliche Beihilfe in Aussicht gestellt werden, um die Gemeinden aufzumuntern, mit der Einführung des Haushaltsunterrichts in den Volksschulen vorzugehen. Das Ziel ist kaum von geringerer sozialer Bedeutung als das der Pflege der Leibesübungen, auf die auch aus Jugendpflegefonds bedeutende staatliche Mittel zur Verfügung gestellt werden. Die Gemeinden würden williger sein, wenn der Staat ihnen zur Einrichtung der Schulküchen dieselbe Summe zur Verfügung stellte, die sie selbst aufwenden wollen. Dann wird es gelingen, den Haushaltsunterricht an sehr vielen Orten einzuführen, an denen persönliche oder räumliche Schwierigkeiten schon jetzt kein unbedingtes Hindernis sind. Eine Statistik über die Verbreitung des Haushaltsunterrichts in den Volksschulen scheint es noch nicht zu geben. Sie würde aber zeigen, daß dieser Unterricht erst an sehr wenigen Orten eingeführt ist und an zahlreichen Orten fehlt, an denen er nicht nur wegen der Zusammensetzung der Bevölkerung ein dringendes Bedürfnis wäre, sondern auch bei besserer Kenntnis von seiner Nützlichkeit und von den Vorbedingungen seiner Einrichtung seitens der maßgebenden Instanzen sehr wohl ins Leben gerufen werden könnte. Während in den Städten sich geeignete Räumlichkeiten in Häusern, die im Eigentum der Gemeinde stehen, meist herrichten lassen, ist die Raumfrage auf dem Lande, ganz abgesehen von den finanziellen Schwierigkeiten, oft ein unüberwindliches Hemmnis. Es sollte kein größeres Volksschulhaus mehr gebaut werden, in dem nicht im Erdgeschoß Räume für eine Schulküche vorgesehen würden, auch wenn es nicht sogleich möglich ist, den Haushaltsunterricht einzurichten. Die Zeit wird hoffentlich nicht mehr fern sein, wo man diesen Unterricht als einen unentbehrlichen Zweig der Erziehung des weiblichen Geschlechts ansehen wird. Mag man jetzt hier seine Einführung in den Volksschulunterricht, dort in

Digitized by Google

die Fortbildungsschule erstreben, das Ziel muß sein, mehr Haushaltsunterricht einzuführen und für die Zukunft in der Volksschule den einführenden, in der Fortbildungsschule den abschließenden Haushaltsunterricht zu erteilen.

Der Winter als Feind aller Armeen, welche auf ihn nicht genügend vorbereitet sind

„Man könnte auch eine Taktik der Jahreszeiten schreiben, so gut wie eine solche der Waffen, Terrains (Gebirgskrieg usw.)," bemerkte der bekannte General v. Schlichting vor etwa dreißig Jahren. Der Ausspruch bezieht sich auf die kurze Tageszeit, in welcher einschließlich der Dämmerung nur zehn Stunden Tageslicht zur Verfügung stehen, während es im Hochsommer zwanzig Stunden sind. Hierzu kommt die Verringerung der Marschgeschwindigkeit durch Schneefall und die verschlechterten Wege. Bewegung außerhalb gebahnter Straßen wird gelegentlich unmöglich, ist sogar für den einzelnen Reiter in den gefrorenen Sturzäckern und Kartoffelfurchen sehr schwierig. Die Wege werden äußerst glatt; Artillerie, Fahrzeuge müssen in unebenem Gelände von Menschenhänden die Berge hinaufgezogen werden. Die Pferde ohne Eisnägel und Stollen stürzen bei der Glätte, und manche erheben sich nicht wieder. Kalter, entgegenkommender Wind erschwert das Vorwärtskommen. Die Notwendigkeit, die Truppen nachts unter Dach zu bringen, bedingt verlängerte Märsche nach Abschluß der Tagesleistung und nochmalige bei deren Beginn, erhöht also die Anstrengung. „Die schnellen Vereinigungen aus großer Entfernung sind im Winter ausgeschlossen. Man muß mit dem Trennen der Heeresmassen vorsichtiger sein, sie enger zusammenhalten, eine Rücksicht, welcher die Notwendigkeit der Unterbringung entgegensteht." („Volk in Waffen" von Freiherr von der Goltz.) Die Einflüsse des Winters machen sich auch im Gefecht geltend. Der späte Aufbruch des Angreifers, die Marschverlangsamung durch winterliche Beschaffenheit der Anmarschwege, die Schwierigkeit und Verzögerung der Bewegung durch den Boden im Entwicklungsraum, der „schleppende" Gang im Angriff, die Kürze der Zeit für einen solchen — das alles stärkt den Verteidiger. „Schlechte Truppen dürfen es eher wagen, die guten stehenden Fußes zu erwarten, um sich mit ihnen zu messen." Die früh einsetzende Dunkelheit hindert den Angreifer an der vollen Durchführung seiner Gefechtsabsicht und ebenso an der Ausnutzung des Erreichten durch energische Verfolgung. Nachtgefechte werden häufig. Der Verteidiger sucht wiederzubekommen, was am Tage ihm genommen ward, der Angreifer sucht in der langen Dunkelheit zu gewinnen, was am Tage ihm versagt blieb. Auch der Erwärmung wegen wird man nachts unternehmender. Auch alle Arbeiten im gefrorenen Boden sind erschwert. Das bezieht sich auf fortifikatorische Anlagen und auf alle Arbeiten im Etappengebiete (Telegraphenanlage usw.).

Digitized by Google

In weiser Erkenntnis dieser Verhältnisse empfahl der heutige Generalgouverneur von Belgien schon vor Jahrzehnten „warme, in der Armee sonst nicht gebräuchliche Winterkleidung, Material für Barackenbau, Lager von Doppelzelten usw. in Masse bereitzuhalten. Sie müssen auf den Etappenlinien dem Heere nachgeführt werden, um für den Notfall verfügbar zu sein". Wer sich für diese Verhältnisse interessiert, möge die Geschichte des Feldzuges in Rußland von 1812 studieren. Er wird erkennen, in welchem Grade der Winter die Operationen der Armeen erschwert.

Aber nicht nur die Tätigkeit der Gesamtheit wird durch die kalte Jahreszeit beeinflußt, sondern auch der einzelne Soldat kann in die Lage kommen, recht erheblich unter ihren Einwirkungen zu leiden. Solchen ungünstigen Einflüssen kann auf verschiedene Art entgegengewirkt werden. Bekanntlich leidet der Mensch bei leerem Magen schon in normalen Verhältnissen leicht unter Frostgefühl. Gute Ernährung also ist bei Kälte ein Vorbeugungsmittel. Deshalb ißt der Nordländer mehr als der Südländer. Für den Soldaten im Felde ist ausreichende Kost eine gerade bei Kälte höchst wichtige Sache. Wärmende Getränke, auch solche mit Alkoholzusatz, sind empfehlenswert. Selbst der Antialkoholiker wird von seinen Abstinenzforderungen vielleicht unter dem Gesichtspunkt abgehen, daß der Alkoholgenuß im Winter unter gewissen Umständen und in mäßiger Menge das kleinere Uebel ist. Eine andre Art, sich gegen Kälte zu wehren, gewährt die wärmende Bekleidung durch Unterzeug. Deshalb ist der bequeme, nicht knappe Sitz der Felduniform eine Notwendigkeit. Wollene oder baumwollene (Lahmann) Hemden, Unterjacken, Unterbeinkleider, Strümpfe, Puls- und Kniewärmer gehören dazu. Wessen Haut nur Leinen verträgt, mag die wollene Unterjacke, das wollene Hemd über dem leinenen tragen. Es wirkt dann nicht durch Reibung, nützt aber auch. Sehr wichtig ist ein warmer Fuß. Zu einem solchen verhilft das Einschlagen in Löschpapier oder weiche Zeitungen. Auch hier ist der Bewegung wegen ein weiter Stiefel erforderlich. Er gestattet auch die Einlage einer Filz- oder Strohsohle. Auch das Auflegen einer Gummisohle tut gute Dienste. Der Reiter wickelt den Steigbügel in Stroh oder legt eine Filzsohle in den Bügel. Neuerdings werden Fußschutzkappen beim Berittenen verwendet. Schließlich sind warme Handschuhe, Ohrenklappen, Baschliks, Kapuzen sehr nötig.

Namentlich denjenigen Kreisen der Bevölkerung, welche bemittelt sind, bei einem unglücklichen Kriege am meisten zu verlieren haben und wenige oder keine Familienangehörigen im Felde besitzen, erwächst die Möglichkeit und die Aufgabe, ihren Pflichten gegen die Gesamtheit dadurch zu genügen, daß sie in erhöhtem Grade sog. Liebesgaben in Gestalt von erwärmenden Gegenständen oder die Mittel zur Anschaffung solcher bereitstellen. Man glaube ja nicht, daß ihrer nur die Truppen in Rußland benötigen! Wir Alten, die wir vor vierundvierzig Jahren in Frankreich waren, wissen, daß es auch dort höllisch kalt sein kann. Erschwerend kommt hinzu, daß gerade in Frankreich das landesübliche Kaminfeuer auch dann nur spärliche Gelegenheit, sich zu erwärmen, bietet, wenn man ein Wohnhaus zur Unterbringung zur Verfügung hat.

Digitized by Google

Die Rumänen in der europäischen Völkergemeinschaft[1]

Von

Demeter A. Sturdza, kgl. rumänischer Ministerpräsident (†)

Die Rumänen (in ihrer Sprache Români, von Fremden Walachen genannt) bilden einen bedeutenden, im Gebirgsstock der Karpathen und am unteren Donautal wohnenden, bis tief in die Balkanhalbinsel am Pindus und Nordgriechenland reichenden romanischen Volksstamm, der seinen römischen Ursprung unzweifelhaft durch Sprache, Typus, Charaktereigenschaften, Gewohnheiten sowie Sage aufweist.

Gibbon sagt, daß die Rumänen mit Recht von den römischen Kolonisten Trajans sich abgestammt wähnen und von den sie umgebenden Völkern abgesondert leben, und Ranke bekräftigt, daß „die Rumänen die Nachkommen der Menschen sind, welche Trajan aus allen Ländern der römischen Herrschaft nach Dazien verpflanzte".

Der 11 000 000 Seelen zählende rumänische Volksstamm verteilt sich folgendermaßen: 6 100 000 in Rumänien, 2 870 000 in Oesterreich-Ungarn, 1 000 000 in Bessarabien, 800 000 in Mazedonien, Epirus und Albanien, 150 000 in Serbien, 50 000 in Bulgarien und 30 000 in Nordgriechenland.

Die Rumänen bilden den letzten gegen Osten vorgeschobenen Posten der westeuropäischen Völker.

Zieht man vom Nordkap nach Triest eine Europa in zwei Teile scheidende Linie, so umfaßt die westliche Hälfte die germanisch-romanischen Völker und die mit denselben durch Geschichte und Existenznotwendigkeiten verbundenen Griechen, Ungarn, Letten, Finnen, Albanesen und Türken, während die östliche Hälfte von den slawischen Völkern eingenommen wird, deren Führerschaft Rußland beansprucht.

Die Völker der westlichen Hälfte bilden einen die allgemein menschliche Kultur tragenden Kern von 188 Millionen ziemlich gleichzähligen Germanen (94 Millionen) und Romanen (91 Millionen), welche über die erwähnte Nordkap—Triestlinie nach Osten drei mächtige Arme, die Slawen vom Mittelländischen Meere und der Ostsee abwehrend, aussenden, und zwar — einen nördlichen Arm (17 1/2 Millionen) gebildet von Skandinaviern, Finnen und Letten — einen südlichen Arm (10 1/3 Millionen), gebildet von Griechen, Albanesen, Mazedorumänen und Türken — und einen mittleren (18 3/4 Millionen), gebildet durch Rumänen (10 1/4 Millionen), Ungarn (6 1/2 Millionen) und Deutsche (2 Millionen).

[1] Anmerkung der Redaktion. Den vorstehenden Artikel hatte der leider kürzlich verstorbene Verfasser uns wenige Tage vor seinem Ableben zugehen lassen. Wir werden zum Andenken an diesen hervorragenden Staatsmann noch weitere Veröffentlichungen in der „Deutschen Revue" veranstalten.

Digitized by Google

Die slawischen Völker der östlichen Hälfte zerfallen in zwei Gruppen, die nördliche (87¾ Millionen), durch Polen und Tschechen keilförmig in die germanisch-romanische Welt eindringend, und die südliche (10 Millionen), welche durch die kräftige Gruppe der Rumänen, Ungarn und Deutschen von der russischen Umwerbung getrennt und immer mehr für die westeuropäische Kultur gewonnen wird.

In der mittleren Gruppe der Kulturvölker gewinnt das rumänische Element durch seine kompakte Aufstellung im Königreich Rumänien und durch sein Vorschieben bis ans Schwarze Meer die erhöhte Bedeutung einer Hauptwehr gegen das russisch-slawische Drängen nach Süden. Rußland ist nach Niedergang des Türkentums in Europa nicht sowohl durch seine Bevölkerungsmasse und die Gesamtzahl der Slawen (234½ Millionen Westeuropäer gegenüber 97¾ Millionen Slawen) gefährlich geworden, als durch den Druck dieser Masse auf den südöstlichen Teil Europas, den Karpathen und Balkanländern, die es seiner Machtsphäre einverleiben will, weil sie, allerseits von der Aktion der die außerrussischen Slawen kunstvoll und beständig bearbeitenden russischen Diplomatie umgeben, für widerstandsunfähig gehalten werden. Ein weiterer Umstand zwingt die Russen, ihre Bewegung nach dem östlichen Becken des Mittelmeeres zu verlegen, nämlich die Unmöglichkeit, die enggeschlossene Phalanx der Deutschen an der Oder, der Elbe und den nördlichen Karpathen zu durchbrechen.

So bilden die Rumänen den stählernen Riegel, der den Russen das Tor nach Konstantinopel verschließt, und so nimmt das Königreich Rumänien eine wichtige Stellung in der gegenwärtigen europäischen Staatenbildung ein, die am klarsten hervortritt, wenn man sich das russische Vordringen nach Süd und West, durch ein slawisiertes oder russifiziertes Rumänien befördert, denken würde.

Zur größeren Veranschaulichung diene folgende Tabelle:

Westeuropäische Völker											Slawen	
Zentralgruppe			Skandinavische Gruppe		Donaugruppe			Balkangruppe			Nord	Süd
188 Mill.			17½ Mill.		18¾ Mill.			10⅓ Mill.			87¾ Mill.	10 Mill.
Romanen	Germanen	Verschiedene	Skandinavier	Finnen, Litauer, Letten	Rumänen	Ungarn	Deutsche	Türken	Griechen	Rumänen, Albanesen	Russen, Polen, Tschechen	Bulgaren, Serben, Kroaten
91	94	3	9	3½	10¼	6½	2	4¾	3	2½		
234⅓ Millionen (70%)											97¾ Mill. (30%)	
57%			5%		5%			3%			27%	3%

Digitized by Google

Die Rumänen haben am Ende des neunzehnten Jahrhunderts dieselbe Bedeutung wie die im Jahre 104 in Dazien eingeführten römischen Kolonisten, die nach Ranke „historisch deshalb von großer Wichtigkeit wurden, weil sie den halbnomadischen Bewegungen in den Regionen jenseits der Donau eine feste Grenze entgegensetzen".

Dieser wichtigen historischen Stellung wegen ist dieser Volksstamm von jeher stark angefeindet und gerade seine Eigenheit von den Slawen in Frage gestellt worden.

Die rasche Entwicklung der Rumänen wäre unmöglich gewesen, wenn eine Rassenverschiedenheit dieselben von den Kulturvölkern des Westens getrennt hätte. Diese Rassenverschiedenheit ist es aber, welche mit der geographischen Stellung den Rumänen eine über ihre Zahl wachsende Bedeutung in der europäischen Welt einräumen.

Bukarest 1893.

Frankreich und Italien in Afrika

Vor dem gegenwärtigen Kriege war in der Presse, und zwar nicht nur in der deutschen, die Rede davon, wie in einem Kriege Dreibund gegen Zweibund oder Dreiverband Italien sich gegen Frankreich betätigen werde. Man war zu der Vermutung gekommen, daß Italien nicht in Europa, in den Alpen zwischen Riviera und Montblanc sich an den französischen Befestigungen verbluten, auch nicht durch das verbündete Oesterreich (Tirol) Armeekorps nach dem Oberrhein entsenden, sondern daß es, unter Sicherung der Apenninenhalbinsel selbst, vom neu erworbenen Tripolis aus gegen die afrikanischen Besitzungen Frankreichs vorgehen werde. Daher werde die Seeherrschaft auf dem Mittelmeer noch wichtiger. Mit einem großangelegten Einbruch in Algier und weiter in westlicher Richtung bis Marokko werde das XIX. französische Korps in Nordafrika festgelegt und würde auch die braune Armee gehindert, auf den europäischen Schauplatz überzutreten. Damit werde Deutschland wirksam entlastet. Ob die Franzosen solchem Verhalten Italiens gegenüber an dem geflügelten Wort: das Haus (Frankreich) stehe ihnen näher als der Garten (Marokko) festhalten und wirklich die oben bezeichneten Heeresteile nach Europa überführen würden, bliebe abzuwarten. Das ist tatsächlich ja nun anders gekommen. Mit diesen Kombinationen steht aber das Verhältnis Frankreichs zu Italien in Afrika im allgemeinen in gewisser Beziehung. Es unterliegt keinem Zweifel, daß auf französischer Seite die Absicht vorliegt, Tripolis von Inner- (Zentral-) Afrika abzuschneiden. Ueber all den näherliegenden, spannenden Ereignissen der letzten drei Vierteljahre ist folgendes Ereignis in Europa nicht nach Bedeutung gewürdigt worden. Der Kommandant des französischen Tschadgebietes, der Oberst Largeau im Fort Lamy (100 Kilometer südlich des Tschadsees), welcher sich schon lange mit dem Gedanken beschäftigte, das Land Borku (etwa 600 Kilometer südlich der Südgrenze von Tripolis) einzunehmen, hatte Befehl seiner Regierung, im geeignet erscheinenden Augenblick zu handeln. Vom Besitz des Landes Borku erwartete man nämlich die Sicherung der französischen Gebiete im Norden, Westen und Zentrum Afrikas, und ferner, daß damit den Einfällen der Senussi in die französischen Länder am Tschadsee ein Ende gemacht werde. Seit Besetzung von Tripolis durch die Italiener erschien die Einnahme des Landes Borku der französischen Regierung auch als eine politische Notwendigkeit, die sich aus gewissen Abmachungen von 1899 ergab. Die Nachricht von der Niedermetzelung eines Detachements (Grammont) durch die Räuber von

Digitized by Google

Borku bestimmte den Obersten Largeau, vorzugehen, und am 27. November 1913 besetzte er mit seinen Senegalschützen die Landeshauptstadt Aïn-Galakka (nicht Galata, wie es damals in den Telegrammen hieß). Aïn heißt arabisch Quelle. Der Ort liegt unter dem 18. Grade nördlicher Länge und östlicher Breite, etwa 700 Kilometer nordöstlich des Zipfels von unserm Kamerun, der an den Tschadsee stößt. Eingeschlossen von den Italienern (Tripolis) im Norden und den Franzosen (Französisch-Kongo) im Süden, hatten die Senussi von Borku und Tibesti im April 1911 die türkische Flagge gehißt, während sie bis dahin die türkische Oberhoheit nicht anerkannten. Diese Senussi sind eine fanatische religiöse Sekte, die von den andern Völkerschaften verehrt wird, von denen sie Opfergaben erhält. Sie lebte früher in der Oase Kufra und hat sich aus der unfruchtbaren Lybischen Wüste in die fruchtbaren Gegenden von Borku gezogen, „in den Garten und Kornspeicher der Senussi". Es ist das ein ebenes Land, das sich am Fuße einer Felsenkette ausbreitet, durch welche es gegen die klimatischen Einflüsse der Lybischen Wüste geschützt wird. Weizen, Gerste, Datteln, Salz sind im Ueberfluß vorhanden. Von den saftigen Kräutern leben riesige Hammel- und Rinderherden. In Borku sammelten die Senussi ihre Sklavenherden aus dem südwestlich, nach dem Tschadsee zu, gelegenen Lande Kanem und bis vom Kongo her. Sie schützten die Karawanen, die sich unter ihre Obhut stellten und die von ihnen Zucker und die vom Norden stammenden Webereien gegen Federn, Elfenbein, Felle und oft auch gegen Sklaventransporte austauschten. In schlechten Jahren unternahmen sie Raubzüge nach Zentralafrika. Borku ist für diese kriegerische Genossenschaft so wichtig, daß die Franzosen auf ihr erneutes Vorgehen gefaßt sein müssen, weil sie ihnen jetzt die Lebensmittel entzogen haben, denn der Senussi Sprichwort heißt: „Kufra ist mein Herz, Borku mein Bauch."

Oberst Largeau hatte am 15. Oktober 1913 Mao (140 Kilometer nördlich des Tschadsees, die Orte sind sämtlich auf jedem leidlich guten Atlas zu finden) verlassen, am 27. November nachts die Senussi in Aïn-Galakka überrascht und nach blutigem Straßenkampf, in welchem 3 Offiziere, 15 Mann blieben, 1 Offizier 22 Mann verwundet wurden, mit Tagesanbruch besetzt. Mit welchen Schwierigkeiten die Nachrichtenübermittlung zu kämpfen hatte, geht daraus hervor, daß der Bote zur Bewältigung der 500 Kilometer bis Abeschr (südöstlich Galakka) dreizehn Tage gebraucht hatte, während die Weitergabe nach Paris durch Radiotelegramm am 10. Dezember erfolgen konnte. Der Oberst verfolgte die Flüchtlinge über Guro bis Tekro (Brunnen 300 Kilometer nördlich Galakka), von wo der Wüstenweg nach den Kufraoasen führt, und ließ bei seinem Rückmarsch Besatzungen zurück. Nunmehr — so triumphiert man — ist das französische afrikanische Reich geeinigt. Der schwierigste Teil (Tschad, Borku, Tibesti) ist „pazifiziert" und „die Sklavenhändler können sich nicht mehr mit Menschenfleisch auf Kosten der uns treu ergebenen Völkerschaften versorgen" — sagt „La France Militaire", „da auch die großen Sklavenmärkte in Bengasi (Cyrenaika) und Tripolis durch die Italiener geschlossen sind". Das Werk, das Italien im Norden, Frankreich im Süden unternommen haben, wirkt zusammen, und wie die italienischen Unternehmungen zur Besetzung der Cyrenaika einen Teil der Senussi nach Norden abgezogen haben, so erleichtert die Besetzung von Borku durch die Franzosen die Pazifikation des Südens von Tripolis, wo übrigens noch am 29. Juni ein Kampf zwischen den Senussi und der Kolonne des italienischen Generals Cantore — zu der ersteren Nachteil — stattgefunden hat. Den Italienern dürfte es nicht vorteilhaft sein, daß die Besetzung von Borku durch die Franzosen den alten Handelsweg vom Tschadsee über Oase Kauar nach Tripolis auf Tunis ablenken wird. Die von den Franzosen projektierte Saharabahn von Biskra nach dem Tschadsee (2400 Kilometer) am Ahaggargebirge vorbei, für welche Studien an Ort und Stelle bereits gemacht wurden, würde auch zu dieser Ablenkung beitragen. Italienischerseits soll die Kolonne des Obersten Pantone, welche im März 1914 von Misda in Tripolis auf Rhat (Ghat) sich in Bewegung gesetzt hat, offenbar für die alte Straße auf Tripolis wirken.

Obige Mitteilungen werden durch die Nachricht des „Matin" gestützt, daß Frankreich beabsichtige, für Zentralafrika eine selbständige Regierung einzurichten, welcher die

Digitized by Google

Länder Borku und Tibesti zugeteilt werden sollen. Diese Regierung soll Autonomie in finanzieller und ökonomischer Beziehung erhalten und — ähnlich wie Marokko — einem Militärgouverneur unterstellt werden. Die südliche Grenze dieser großen Provinz soll bis an den Tschadsee reichen, die nördliche über die Oase Bilma hinausgehen. Diese aber liegt, wie die vorher genannte Oase Kauar, an der alten Handelsstraße nach Tripolis. Es wird den Franzosen nicht schwer sein, auf diese Art sie zum Nachteil der Italiener zu unterbinden.

Der vorläufig interimistische Generalgouverneur für Borku—Ennedi (südöstlich Borku) hat im Einverständnis mit dem Obersten Largeau, dem Kommandeur des französischen Tschadgebietes, welcher Aïn-Galakka im November vorigen Jahres einnahm, eine Gebietseinteilung vorgenommen. Die Länder Borku—Ennedi erhalten Faya als Hauptort, für Ennedi ist als Sonderhauptort N'Du bestimmt. Zur Feststellung der Grenze zwischen Französisch Aequatorialafrika und Italienisch Südtripolis findet seit 20. Juli eine vorbereitende Konferenz beiderseitiger Missionen in Bern statt. Für Frankreich nehmen Hauptmann Nièges und der Geologe Professor Gautier teil. Vom 1. Dezember ab tritt die Kommission an Ort und Stelle zusammen. Französischerseits soll sie 15 Mitglieder — darunter 11 Offiziere — umfassen. 350000 Franken soll das Parlament bewilligen. Die Feststellung der Grenze geschieht auf Grund eines französisch-italienischen Uebereinkommens von 1898 bzw. 1899 über die beiderseitigen Aktionssphären. Die Grenze folgt, am 30. Breitengrade südlich der Oase Ghadames beginnend, der Grenze von Fessan, läßt die Oasen Ghat und Mursuk bei Italien, die Oase Djanel bei Frankreich, folgt dem Wendekreis des Krebses und stößt in der Libyschen Wüste an Aegypten. Die Tätigkeit der Grenzkommission wird sich auf 2000 Kilometer Luftlinie erstrecken. Hierzu ging durch die Zeitungen folgende Nachricht:

Frankfurt a. M., 7. Oktober.

Die „Frankfurter Zeitung" meldet aus Rom: Aus einem Privatbriefe aus Tripolis geht hervor, daß eine französische Kolonne in den ersten Septembertagen die Oase von Barkat oder Barracat, 10 Meilen südlich der Oase Ghat, die auf allen Karten als zu dem tripolitanischen Hinterlande gehörig verzeichnet wird, besetzt hat. Für die schwebenden Verhandlungen zwischen Frankreich und Italien wegen der Abgrenzung von Tripolis kann dieser französische Schritt von Bedeutung werden.

Literarische Berichte

Der Deutsche Krieg. Politische Flugschriften, herausgegeben von Ernst Jäckh. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. Preis des Heftes je 50 Pf.

Von dieser Sammlung, über deren Gesamtplan und Eröffnungsheft wir schon in der vorigen Nummer dieser Zeitschrift berichtet haben, liegen jetzt sechs neue Hefte vor. D. Friedr. Naumann behandelt „Deutschland und Frankreich" in dem Sinne, daß es im Interesse beider Teile läge, baldigst einen Separatfrieden abzuschließen, faßt aber auch die leider viel wahrscheinlicheren Möglichkeiten längeren französischen Widerstandes ins Auge. Aus den Einzelheiten der außerordentlich anregenden und bedeutsamen Schrift sei hier nur die Charakteristik des ermordeten Sozialistenführers Jaurès hervorgehoben. — Ein außerordentlich wichtiges Thema hat sich der ausgezeichnete Orientkenner Professor Dr. C. H. Becker gewählt: „Deutschland und der Islam". Ueberzeugend weist Becker nach, daß einerseits Deutschland die einzige Macht ist, zu deren Lebensinteressen eine lebenskräftige Türkei gehört, daß anderseits die Türkei in dem Augenblick untergehen müßte, in dem Deutschlands Großmachtstellung vernichtet würde. Wie dabei die Geschicke der Türkei mit dem Gesamtislam aufs engste verflochten sind, und welche Sympathien und Hoffnungen die Moslems aller Länder und Nationen dem Deutschen Reich entgegenbringen, das bildet den weiteren Inhalt der Schrift. — Im 4. Heft schreibt Gottfried Traub über: „Der Krieg und die Seele". Der evangelische Geistliche, der in ganz Deutschland Anhänger und Verehrer besitzt, führt darin aus, wie

Digitized by Google

unser aller Seelen passiv vom Krieg beeinflußt werden, er gibt aber auch treffliche Mahnungen und Winke, welche Eigenschaften und Fähigkeiten unsrer Seele wir entwickeln und kräftigen sollten, um den ungeheuren Aufgaben dieser Zeit gewachsen zu sein. — In Heft 5 schildert der Reichstagsabgeordnete M. Erzberger „Die Deutsche Mobilmachung", dies Wunderwerk militärischer Organisation. Erzberger, einer der fleißigsten und sachkundigsten Arbeiter in den Kommissionen des Reichstags, schöpft hier aus dem Vollen seiner Kenntnisse und weiß das statistische Material übersichtlich zu gruppieren. Besonders lehrreich sind die Vergleiche zwischen unsrer Heeresmacht und der unsrer Feinde. — Nr. 6 der Serie, „Deutschlands Weltkrieg und die Deutschamerikaner", hat den bekannten Heidelberger Historiker Professor Dr. Hermann Oncken zum Verfasser. Es ist ein Dokument von wahrhaft hinreißender Beredsamkeit, einer Beredsamkeit, die aus der Seele kommt und die durch tiefe geschichtliche Bildung, durch geistvolle Schlagfertigkeit unwiderstehlich wird, ein Appell an die Deutschamerikaner, der zugleich eine wuchtige Anklage gegen die Engländer bedeutet, die heute für Neutralität und Menschlichkeit zu kämpfen vorgeben, und die bisher noch jedes Volk, darunter die Vereinigten Staaten mit am schärfsten, durch die Tat haben empfinden lassen, wie gering sie Menschlichkeit und Neutralität achten, wenn ihr Handel und ihre Seemacht in Frage kommen. — Heft 7, „Die russische Sphinx" von Axel Schmidt, ist eine knappe, aber zuverlässige sachkundige Darstellung der russischen Verhältnisse, da der Verfasser von Geburt Deutschrusse und mit den Zuständen der russischen Monarchie vollkommen vertraut ist. Wenn er nach seinen, besonders auch die Nationalitätenfrage beleuchtenden Darlegungen den Schluß zieht, daß auch die vielgepriesene und -gefürchtete, dem Umfang nach riesige Militärmacht Rußlands im Grunde ein „Schwert von Pappe" sei, so wird diese Folgerung dadurch beglaubigt, daß dies Wort nicht von ihm, sondern von einem ebenso scharfblickenden wie patriotischen Russen, dem Fürsten Trubetzkoi, geprägt worden ist.

Kritische Bücherkunde der deutschen Bildung. Teil 1: Geisteswissenschaften. Von Victor Loewe. Weimar, A. Duncker. 205 S. M. 2.50.

Der Verfasser stellt in gutgeordneten Bücherlisten diejenigen selbständigen Werke von bleibendem Wert zusammen, die seiner Meinung nach in Form und Inhalt allgemeinen Bildungsinteressen dienen. Die einzelnen Büchertiteln beigegebenen kritischen Bemerkungen sind recht dürftig. So wenig bestritten werden soll, daß auf die Arbeit große Mühe verwandt ist, und daß sie manchem gute Dienste leisten kann, so scheint doch der Inhalt des Buches weder den stolzen Titel noch den hohen Preis zu rechtfertigen.
Br.

Denken und Schauen. Gedichte von Hans Much. Würzburg, C. Kabitzsch. Geb. M. 4.50.

Hans Much, Oberarzt am Eppendorfer Krankenhaus, der einige medizinische Schriften verfaßt hat, die lebhaften Beifall gefunden haben, veröffentlicht hier eine Gedichtsammlung, die ein hohes ideales Streben verrät. Tiefer philosophischer Gehalt tritt darin zutage und die Form harmoniert mit dem Inhalt.
E. M.

Geschichte der Weltliteratur. Von Paul Wiegler. Berlin, Verlag von Ullstein & Co. Preis geb. M. 6.—.

Der Verfasser berichtet über die dichterische Produktion des Orients und der europäischen Völkerfamilie bis zum neunzehnten Jahrhundert. Er will einen Abriß bringen, der den kulturellen Reichtum, der in der Dichtung und in der Kunstprosa der führenden Völker beschlossen ist, dem empfänglichen Leser näherbringt. Es handelt sich hier nicht um ein Universalwerk, sondern um eines, das die großen Züge hervorhebt: die orientalische Vorgeschichte der europäischen Literaturwelt, diese selbst in ihrer Umgestaltung von Volk zu Volk, ihre Erweiterung im neunzehnten Jahrhundert, der Zutritt der amerikanischen Literatur in englischer Sprache, der slawischen Literatur und derer von China und Japan. Trotz des großen Stoffes, der hier zu bewältigen war, hat der Verfasser ihn außerordentlich übersichtlich gestaltet, und er weiß durch eine lebendige Darstellung den Leser zu fesseln und anzuregen.
H. H.

Quellensammlung für den geschichtlichen Unterricht an höheren Schulen, herausgegeben in Verbindung mit F. Kurze und P. Rühlmann von G. Lambeck. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. Preis jedes Heftes 40 Pf.

Ueber den Wert der Quellenbenutzung in der Schule herrscht seit langem im wesentlichen Einverständnis: die größere Anschaulichkeit und Bestimmtheit, die der Unterricht durch sie gewinnt, die Heranbildung der Schüler durch sie zu selbständiger Mitarbeit, historischem Denken, historischem Urteil, überhaupt zur kritischen Besonnenheit und damit zur ruhigen Sicherheit im eignen Leben wird kaum noch von einer Seite bestritten. Und dennoch werden die Quellen im Geschichtsunterricht der höheren Schule noch immer selten herangezogen — warum? Weil der Lehrer sie bisher mühsam selbst zusammentragen, auswählen, kritisch bearbeiten mußte.

Digitized by Google

Diese Sorge ist ihm jetzt durch die Teubnersche Sammlung abgenommen worden: hier liegt das gesamte Material, von angesehenen Fachmännern mundgerecht dargeboten, in trefflichster Zusammenstellung und praktischster Anordnung vor, und zwar nicht nur das Material der rein politischen Geschichte, sondern auch das der Kultur-, Wirtschafts-, Geistes-, Verkehrsgeschichte usw. Es ist kein Zweifel, daß die Sammlung dank ihrer inneren Vorzüglichkeit, ihrer ausgezeichneten Ausstattung und ihrem billigen Preise bald zum täglichen Handwerkszeug jedes Geschichtsunterrichtes gehören wird.

Dr. Hans Zimmer.

Die Freundschaft als sittliches Problem. Eine Sammlung von Maximen von August Haake. Leipzig, Fritz Eckardt. 182 Seiten. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

In 955 einzelnen Sätzen, zum Teil Lesefrüchten, zum größeren Teil eignen Worten des Verfassers, wird das Wesen der Freundschaft in all ihren Beziehungen entwickelt: ihre Notwendigkeit und Schönheit, ihre Voraussetzungen, ihre Formen, ihre Grenzen und Fehler, ihr Entstehen, Vergehen und Wiedererwachen. Das Buch ist ein hohes Lied der Freundschaft, in der die eigne Persönlichkeit gewahrt und gefördert wird — gemäß dem vom Verfasser angeführten Satz des Aristoteles: „In einer sittlichen Freundschaft steht jeder fest auf sich selbst und ist ein Hort der Tugend dem Freunde.“ Es ist voll guter und nicht alltäglicher Gedanken und spricht diese in künstlerisch reizvoller Form aus. Br.

Die Kirche im Urchristentum. Von Prof. Otto Scheel, Tübingen. Tübingen, Mohr. 56 Seiten. 50 Pf.

Auch in der neuesten Zeit ist von katholischer Seite her durch den französischen Forscher Batiffol der Versuch gemacht worden, die Urchristenheit schon als die sichtbare Kirche zu erweisen, die eine abgeschlossene Verfassung erhalten hatte. In dieser Kirche soll eine von Gott geschaffene Gewalt den Bischöfen übergeben gewesen sein, und sie soll in dem Apostelfürsten, dem ersten Papste, ihre Spitze besessen haben. Diese Ansichten sind von Professor Scheel mit mustergültiger Umsicht geprüft und auf ihre nur sehr relative Geltung (S. 26) zurückgeführt worden. Seine Darlegung besitzt darum eine ganz spezielle Wichtigkeit. Ed. König.

Platz der Jugend! Novellen von Marg. v. Schuck-Mankiewicz. Leipzig, Xenienverlag. M. 4.50.

Diese Novellen, die zum Teil geschichtliche Stoffe behandeln, sind recht flott geschrieben und tragen in einigen Stimmungsbildern auch künstlerisches Gepräge; im ganzen aber erzielen sie nur Augenblickswirkungen, denn weder ist die Darstellung der Tatsachen und ihres Zusammenhanges immer klar genug, noch die Entwicklung der seelischen Zustände hinreichend vertieft. Br.

Wilhelm Raabe. Sämtliche Werke. Erste Serie, Band 1: Die Chronik der Sperlingsgasse. Der Hungerpastor. — Verlagsanstalt für Literatur und Kunst, Hermann Klemm, Berlin. Preis jeder Serie geb. M. 24.—.

Ueber Wilhelm Raabe noch etwas zu sagen, dürfte heute kaum nötig sein. Aus der anfänglich kleinen Gemeinde, die ihn schätzte und ehrte und die jedes seiner Werke mit Freuden begrüßte, ist jetzt eine große geworden, und jeder Gebildete, der an seine Lektüre hohe Ansprüche stellt, kennt und liebt Raabe. Und weshalb steht Raabe in unsrer Schätzung so hoch? In allen seinen Werken quillt ein so tiefes Gemütsleben, ein warmes Mitempfinden für menschliches Leid und menschliche Schwäche, aus allen spricht eine so unendliche Güte. Und wie Güte immer mit Humor gepaart zu sein pflegt, so finden wir auch bei ihm die eigentümliche Mischung von frischem Humor und liebenswürdigem Uebermut und von elegischer, ja pessimistischer Grundstimmung. Und dann, er weiß so prächtige Szenen, so reizvolle Genrebilder zu zeichnen. Gleich in seinem ersten Buch, „Die Chronik der Sperlingsgasse“, zeigt er diese Eigenart, und wie hat sie sich in den weiteren Werken ausgereift! Man braucht nur die Titel einiger Bücher zu nennen: „Der Hungerpastor“, „Der Dräumling“, „Christoph Pechlin“, „Wunnigel“, „Alte Nester“, „Das Horn von Wanza“, um damit anzudeuten, welchen Schatz uns der Dichter hinterlassen hat. Die jetzt erscheinende Gesamtausgabe von Raabes Werken (sie ist auf drei Serien zu je sechs Bänden berechnet) wird darum allgemein willkommen sein, um so mehr, als sie gediegen ausgestattet ist und zu einem billigen Preise geboten wird. Möchte sie zu den vielen Verehrern des Dichters zahlreiche neue Freunde gewinnen. H. H.

Goethe in Ilmenau. Unter Benutzung zahlreichen unveröffentlichten Materials dargestellt von Julius Voigt. Mit sieben Handzeichnungen Goethes, einer Karte, einem Faksimile und zweiundzwanzig Bildbeigaben. Leipzig, Xenien-Verlag. XVI und 392 Seiten. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.50.

Zwei Hauptaufgaben stellt sich der Verfasser in diesem Werke: das persönliche Verhältnis Goethes zu Ilmenau und seine amtliche Tätigkeit an diesem Orte erschöpfend darzustellen und zu würdigen. Er zeigt ihn uns als Dichter und Zeichner, als sehnsüchtigen Liebhaber und sorgenden Freund

Digitized by Google

(besonders in dem menschlich so rührenden Verhältnis zu seinen beiden Ilmenauer Schützlingen, Peter im Baumgarten und Krafft), als Naturforscher und als Leiter des Bergbaus. Er gibt genauen Bericht über jeden Besuch Goethes in Ilmenau und veröffentlicht eine große Reihe von seinen amtlichen Schriften, seinen Zeichnungen und andern wertvollen Beilagen. Das anregend geschriebene Werk ist in seiner Gründlichkeit und Vielseitigkeit ein wertvoller Beitrag zur Goetheliteratur. Br.

Hochofen. Ein Büchlein Psalmen von Nikolaus Welter. 3. Aufl. Esch-Alzette (Luxemburg), P. Schröll. M. 2.—.

Das kleine Bändchen ist ein gewaltiger Hymnus auf die Bergwerksindustrie. Die Sprache Welters ist manchmal kühn in Form und Bildung. Die erste und zweite Auflage der Gedichte wurde innerhalb zweier Monate in Luxemburg abgesetzt. E. M.

1914. Der Deutsche Krieg im Deutschen Gedicht. Ausgewählt von Julius Bab. 1. „Aufbruch und Anfang." Berlin, Worawe & Scheffelt. Preis 50 Pf.

Eine ungeheure Menge von Gedichten hat uns die „lyrische Mobilmachung" gebracht, die am selben Tage wie die Mobilmachung unsrer Armee einsetzte. Viel künstlerisch Wertloses ist unter all diesen gutgemeinten Versen; aber ein empfänglicher, fein wählender Sinn konnte doch aus der Menge eine Reihe ebenso tief wie eigenartig empfundener Lieder und Gedichte herausfinden, deren Zahl nur relativ klein genannt werden kann. Julius Bab hat eine solche Auswahl in der hier genannten Sammlung zu vereinigen begonnen; wenn die folgenden Hefte dem ersten an dichterischem Wert und Gehalt gleichen, dann wird das Ganze auch in künftigen Friedenszeiten eine Quelle ernster Erhebung und heiliger Erinnerung, ein Ehrenmal für den Sinn, den das deutsche Volk in diesen Tagen bewährte, bleiben, wie es uns heute Erquickung und Verheißung ist, daß auch unter unsern Dichtern, denen von Beruf wie denen des Augenblicks, der große Moment kein kleines Geschlecht gefunden hat. —y—

Henrik Ibsens Kunstanschauungen. Mit Porträt.) Von M. Bienenstock. Leipzig, Xenien-Verlag. Kart. M. 4.—.

Die ästhetischen Fundamente, die theoretischen Voraussetzungen des Ibsenschen Werkes sind trotz der umfangreichen Ibsen-Literatur bisher noch zu wenig beachtet worden. Es handelt sich um gelegentliche Notizen, kleinere kritische Abhandlungen, Briefe, persönliche Bekenntnisse in den einzelnen Dramen — ein verstreutes, oft übersehenes Material, das einer Sichtung und Zusammenstellung dringend bedurfte. Das vorliegende Werk will diese Lücke füllen, und der Verfasser hat seine gewiß nicht unbedenkliche Aufgabe ohne Ueberschätzung derselben in zweckentsprechender, übersichtlicher Weise durchgeführt. Die interessanten Einblicke in die geistige Werkstatt des Meisters, die man dem Buch verdankt, lassen die Gesetze seines Denkens, seiner Produktion erkennen, die er selbst — dieser grimme Feind jeder Kunsttheorie, diese sich vor neugierigen Augen so schroff verschließende Persönlichkeit — überdeckte, im schaffenden Dunkel seines Wesens walten ließ. Das strenge Verantwortlichkeitsgefühl, das Bewußtsein seiner prophetischen Sendung, das stete „Gerichthalten über sich selbst" mußte aber einen wenn auch noch so spärlichen Ausdruck finden, der die Selbstentfaltung in seinem eigentlichen Werk aufs schönste ergänzt. — Dem Bande, der als 1. Teil einer größeren Darstellung „Zur Theorie des modernen Dramas" gedacht ist, sollen noch weitere über Hebbel, Ludwig und Wagner folgen, und man wird ihnen mit Interesse entgegensehen.

Oskar Beyer.

Die heilige Erde. Ein Hausbuch für freie Menschen. Mit einem Geleitswort von Otto Ernst. Herausgegeben von L. Satow. München, E. Reinhardt. Gebunden M. 4.—.

Eine neuzeitliche Anthologie, Poesie und Prosa, liegt uns hier vor. Sie gliedert sich in drei große Gruppen: Kampf gegen die Finsternis; All und Erde; Empor zum Licht. Es sind Dichtungen der Weltliteratur, die gegenüber dem Jenseitsglauben eine natürliche Welt- und Lebensanschauung predigen. Wer diesen Standpunkt teilt, wird hier seine Befriedigung finden. E. M.

Deutsche Literaturdenkmäler des 17. und 18. Jahrhunderts bis Klopstock. II. Prosa. Ausgewählt und erläutert von Dr. Hans Legband. (Sammlung Göschen, Bd. 365.) Berlin und Leipzig, J. G. Göschensche Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. 160 Seiten. Geb. 80 Pf.

Als Ergänzung zu dem früher erschienenen ersten Teil des Werkes, der eine Auswahl lyrischer Erzeugnisse aus derselben Zeit bringt, bietet der Verfasser hier eine geschickte Zusammenstellung von Prosatexten: u. a. als Beispiel des heroisch-galanten Romans einen Abschnitt aus Ziglers „Asiatischer Banise", als Proben der Schelmenerzählung und der satirischen Literatur Auszüge aus Zincgref, Moscherosch, Schupp, Grimmelshausen, Weise, Abraham a Santa Clara, Christian Reuter, Liscow. Auch Opitz und Leibniz sind vertreten. Bei der Fülle des zur Verfügung stehenden Stoffes möchte

Digitized by Google

wohl der eine Leser noch dies, der andre das wünschen: freuen wir uns des Gebotenen, das im ganzen ein durchaus klares und umfassendes Bild ergibt. Eine vorzügliche Einleitung und kurze Erläuterungen zum Text erhöhen den Wert des Buches. Br.

Die Ortsnamen im Deutschen, ihre Entwicklung und ihre Herkunft. Von Dr. Rud. Kleingaul. (Sammlung Göschen, Nr. 573). Berlin und Leipzig, G. J. Göschen. Gebunden 80 Pf.

Täglich hören und lesen wir eine Menge von Ortsnamen aus der ganzen Welt, aus allen Sprachen des Erdkreises, über deren Abstammung und Bedeutung der auf diesem Gebiete so wohlbewanderte Verfasser klipp und klar Auskunft erteilt. Es handelt sich also keineswegs nur um heimatliche Ortsnamen, die ja auch keltische, lateinische und slawische Bestandteile enthalten, sondern auch um solche fremder Länder und Erdteile, deren Deutung uns hier geboten wird. Besonders schätzenswert ist die klare Gliederung des bunten Stoffes in diesem Bändchen, das eine reiche Fülle des Wissenswerten und Interessanten enthält. E. M.

Hans Thoma, Festkalender in Bildern.

In diesen ernsten und schweren Tagen spricht ein langgenährter, langsam und still gereifter Künstlertraum mit tröstlicher, freundlicher Kraft zu uns: Hans Thoma's Festkalender in Bildern (Preis M. 3.80) nennt sich eine Mappe mit 61 farbigen Bildern, handschriftlichen Versen und Erläuterungen, die der Verlag von E. A. Seemann zu Meister Thomas 75. Geburtstag (2. Oktober) uns beschert. Thoma faßt in diesem Werk den von ihm schon mehrfach behandelten Gedanken des Kalenders aufs neue zusammen. Er geht mit seinem Bilderkalender, der ein Kalendarium allerdings nicht enthält, auf den urtümlich deutschen Gedanken eines Schauwerks für das Volk zurück. In mehr als einer Hinsicht ist dieser Bilderkalender ein Lebenswerk. Sein Inhalt wurde geschöpft aus den Jugendeindrücken Thomas in seiner Schwarzwaldheimat und ist ferner bestimmt durch das tiefe und lautere Erleben des rein menschlichen Gehaltes im Christentum, frei von konfessionellen Begrenzungen. Er ist Gottverbundenheit als schlichte Weltfrömmigkeit. In den Monatsbildern werden die Jahreszeiten und ihre Erscheinungsformen veranschaulicht; so führt zum Januar einer der drei Könige das Jahr ein, im Februar wirbelt Frau Holle Schneeflocken herab usw., bis im Dezember Wotan, der Wanderer, die ihm geheiligten langen Nächte durchschreitet. In den acht Planetentafeln sind Sonne, Mond, Mars, Venus usw. in ihrem Einfluß auf die Bewohner der Erde gezeigt. Mit der Sichtbarmachung dieser Ideen folgt Thoma gewissermaßen dem auf Anschauung gerichteten Zug der Zeit. Aber als ein echter Dichter und Verdichter weist er auch hinter und über die Dinge. Am stärksten geschieht dies in den elf Tafeln zum Christuszyklus: Geburt Christi, die Hirten und die Magier, Ruhe auf der Flucht, Lehramt Christi, Versuchung und Oelberg, Kreuzestod, Auferstehung, Chaos und Kampf in der liebeleeren Hölle, paradiesische Seligkeit und Schönheit in der liebeerfüllten Geisterwelt. Der Festkalender ist durch seine Anordnung und die künstlerisch technisch vollendete Wiedergabe der Bilder ein besonderes Werk geworden von einer Einheitlichkeit, wie nur eine große Künstlerpersönlichkeit sie geben kann. Ebenso persönlich und eigenartig sind Thomas einleitende Worte und Begleitverse zu den Bildertafeln. Jeder Freund vertiefter und beseelter Kunst besitzt an dieser Mappe ein köstliches und erbauliches Kleinod deutscher Kunst. Man dürfte heute vergeblich einen Meister suchen, der aus rührendem Kindersinn und reiner Geistesgröße, aus lauterer Herzlichkeit und reifer Gestaltungskraft ein im besten Sinn so volkstümliches und volksgemäßes Werk schaffen könnte, wie es in diesem Festkalender geboten wird.

J. A. Beringer.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Aus Natur und Geisteswelt. R. Charmatz, Geschichte der auswärtigen Politik Oesterreichs im 19. Jahrhundert. II. H. Nemitz, Die altdeutschen Maler in Süddeutschland. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. je M. 1.25.

Aus Sachsens Vergangenheit. Heft 3: Aus der Zeit der Freiheitskriege und des Wiener Kongresses. 87 ungedruckte Briefe und Urkunden aus sächsischen Adelsarchiven, herausgegeben und geschichtlich verbunden von Otto Eduard Schmidt. Leipzig, B. G. Teubner. M. 3.—.

Digitized by Google

Barthel, Dr. Ernst, Der Irrtum „g". Ein Traktat über den freien Fall. Leipzig, O. Hillmann. M. 1.—.

Dallago, Carl, Die böse Sieben. Essays. Innsbruck, Brenner-Verlag. M. 3.—.

Fernau, Hermann, Die französische Demokratie. Sozialpolitische Studien aus Frankreichs Kulturwerkstatt. München und Leipzig, Duncker & Humblot. M. 5.—.

Friede, Richard, Unter der Sonne. Gedichte. Leipzig, Xenien-Verlag. Geb. M. 3.—.

Fullerton, George Stuart, Die amerikanischen Hochschulen. Wien, E. Tempsky. Kr. 2.40.

Goltz, v. d., Colmar, Freiherr, Kriegsgeschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert. II. Teil: Im Zeitalter Kaiser Wilhelms des Siegreichen. Berlin, Georg Bondi. M. 10.—.

Görland, A., Ethik als Kritik der Weltgeschichte. (Wissenschaft und Hypothese XIX.) Leipzig, B. G. Teubner. Geb. M. 7.50.

Grünfeld, Dr. Ernst, Die japanische Auswanderung. Supplement zu den Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. Bd. XIV. Berlin, Behrend & Co. M. 3.—.

Herrmann, Leo, Nathan Birnbaum. Sein Werk und seine Wandlung. 4. Heft der Sammlung „Die Jüdische Gemeinschaft". Berlin, Jüdischer Verlag. 50 Pf.

Historische Untersuchungen. 4. Heft: Friedrich Julius Stahl und die deutsche Nationalstaatsidee. Von Herbert Schmidt. Breslau, M. & H. Marcus. M. 3.60.

Hofstetter, Dr. Balthasar, Vorgeschichte des französischen Protektorats in Tunis bis zum Bardovertrag 12. Mai 1881. Bern, A. Francke. M. 2.80.

Holst, Adolf, Lustige Vögel aus meinem Garten. Gedichte. Leipzig, Fritz Eckardt. M. 2.50.

Huch, Ricarda, Natur und Geist als die Wurzeln des Lebens und der Kunst. München, Ernst Reinhardt. M. 2.50.

Kißling, Dr. Johannes, Geschichte des Kulturkampfes im Deutschen Reiche. 2. Band. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung. M. 6.50.

Koch, Paul, Die arischen Grundlagen der Bibel. Berlin, Hellmuth Johnke. M. 2.—.

Kultur der Gegenwart, Die, Teil II, Abt. VIII. Systematische Rechtswissenschaft. 2. verbesserte Auflage. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner. Geb. M. 16.—.

Lamprecht, Karl, Der Kaiser. Versuch einer Charakteristik. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. Geb. M. 2.—.

Marburger Akademische Reden Nr. 29, Paul Verlaine. Seine Kunst und sein Glaube. Von Eduard Wechßler. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. M. 1.—.

Mohr, Heinrich, Feldbriefe. 1. Brief: An die Frau des Kriegers. 2. Brief: An die Mutter des Kriegers. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. Je 15 Pf.

Muschial, Anton, Die Feuerkinder. Roman. Chemnitz-Leipzig, Mitteldeutsche Verlagsanstalt.

Nippold, Friedrich, Das Kaiserin-Augusta-Problem. Leipzig, S. Hirzel. M. 2.40.

Osteuropäische Forschungen. Heft 1: Dr. B. Ischchanian, Nationaler Bestand, berufsmäßige Gruppierung und soziale Gliederung der kaukasischen Völker. Statistisch-ökonomische Untersuchungen. M. 2.80. — Heft 3: Dr. Hans Pilder, Die Russisch-Amerikanische Handels-Kompanie bis 1825. Berlin, G. J. Göschen. M. 4.80.

Pfingstblätter des Hansischen Geschichtsvereins. Blatt X: Besiedlung des Ostens und Hanse. Von Hans Witte. München, Duncker & Humblot. M. 1.—.

Ruland, Wilhelm, Der Dichter Dornenwege. Eine einseitige Literaturgeschichte. Berlin, Schuster & Loeffler. M. 2.—.

Schulze, Dr. Rudolf, Justus Möser. Eine Auswahl aus seinen Schriften. Kempten, J. Kösel'sche Buchhandlung. Geb. M. 1.

Schütz, Julius Franz, Erbe, Eigen und Liebe. Gedichte. Leipzig, Xenien-Verlag. Geb. M. 3.—.

Singer, A., Geschichte des Dreibundes. Mit einem Anhang „Der Inhalt des Dreibundes", eine diplomatische Untersuchung von Hans F. Helmolt. Leipzig, Dr. Sally Rabinowitz. M. 6.50.

Tiefenhausen, Heinrich von, Gedichte. Riga, E. Bruhns. M. 1.75.

Triplizissimus, Das Dogma des Sandschaks. Eine geschichtliche Untersuchung. München, Duncker & Humblot. M. 1.20.

Vorträge der Gehe-Stiftung zu Dresden. 5. Band, Heft 3: Adolf Günther, Das Problem der Lebenshaltung. M. 2.—. 6. Band, Heft 1: Ernst Schultze, Die politische Bildung in England. M. 1.—. Heft 2: Prof. Dr. Allfeld, Die Gewohnheitsverbrecher im künftigen Strafrecht. 80 Pf. Heft 3: Prof. Dr. Binding, Die Notwehr der Parlamente gegen ihre Mitglieder. M. 1.—. Heft 4: Prof. Dr. Lindner, Die Weltlage Europas seit den Befreiungskriegen. 80 Pf. Leipzig, B. G. Teubner.

Jeromski, Anna v., Auf dem Heidehügel. Gedichte. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 2.—.

Ziegler, Theobald, Menschen und Probleme. Reden, Vorträge und Aufsätze. Berlin, Georg Reimer. M. 7.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Soeben erschien

das

156. bis 162. Tausend

der

Kriegsnovellen

von

Detlev von Liliencron

Vollständige Ausgabe in Taschenformat

Kartoniert 2 Mark Gebunden 3 Mark

Durch jede Buchhandlung oder den Verlag

Schuster & Loeffler, Berlin W 57.

Digitized by Google

Deutschlands Auswärtige Politik 1888–1913

Von GRAF ERNST ZU REVENTLOW

Umfang 420 Seiten gr. 8° Preis M 8.50, in Ganzleinen M 10.–

Das Buch gibt dem gebildeten Nichtfachmann einen politischen Überblick, den man im Kopf behält und der das Verständnis der Begebenheiten der uns nächsten Tage wesentlich erleichtert. Der Leser, der in den Werdegang der deutschen Weltpolitik einen tieferen Einblick gewinnen will, kann sich der Führung des Verfassers getrost anvertrauen. Weniger zur Kritik als zum Verständnis wollte Graf Reventlow anregen, und das ist ihm im reichsten Maße gelungen. **Kölnische Zeitung.**

Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung, **Berlin SW. 68.**

Wichtiges Werk zur Politik und Zeitgeschichte

Demnächst wird der II. ‹Schluß-›Band ausgegeben von

Die Balkanpolitik Österreich-Ungarns seit 1866

Von Theodor von Sosnosky

Mit einer Karte. Geheftet M 7.50, gebunden M 9.—

Seit dem Erscheinen des ersten Bandes dieses Werkes ‹geh. M 6.50, geb. M 8.—›, der überall dem größten Interesse begegnete, sind Ereignisse von ungeheurer Tragweite eingetreten. Das Vorwort des nun vorliegenden 2. Bandes schließt mit dem Hinweis auf die Ermordung des Erzherzog-Thronfolgers, die den tragischen Auftakt zu einer neuen Phase der Geschichte bildet. Dem, der rückschauend die Ereignisse der letzten Jahre und Jahrzehnte durchleben will, wie sie aus der schwülen Stimmung des Balkanproblems durch den Balkankrieg bis zum Bukarester Frieden führten, wird der vorliegende Band des Sosnoskyschen Werkes bei der Beurteilung der Vorgeschichte des europäischen Krieges von unendlich großem Werte sein. Es bildet eine Fundgrube für alle politisch, historisch und militärisch Interessierten, weil Sosnosky für die Schilderung der Ereignisse der letzten Jahre mehrfach bisher noch unbekanntes Material zur Verfügung hatte. Was schon beim ersten Band von der Darstellungsweise Sosnoskys rühmend hervorgehoben wurde, «daß sie sich ihr unabhängiges Urteil und die Freiheit der kritischen Aussprache wahre und nichts Unliebsames beschönige oder verschweige», darf auch vom 2. Band gelten. So wird besonders die Politik Ahrenthals scharf beleuchtet und manche Unterlassungssünde, die sich bitter rächen mußte, so das Unterbleiben einer frühen gründlichen Abrechnung mit Serbien, gerügt.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württbg.

Diesem Hefte ist ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung **Georg D. W. Callwey in München** beigegeben, der hiermit gefl. Beachtung empfohlen wird.

Neununddreißigster Jahrgang — Dezember 1914 — Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

CAMBRIDGE, MASS.

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Dr. J. Lulvès, Archivrat (Hannover): Die Abtretung Nizzas und Savoyens an Frankreich 1859/60 245

Die Neutralität Italiens — eine Enttäuschung? Von einem österreichischen Politiker 257

Prof. Dr. Rudolf v. Scala: Wissenschaft und Patriotismus 264

Dr. Wilhelm Cahn, Geh. Legationsrat z. V.: Zur Vorgeschichte der französischen Kriegserklärung im Jahre 1870 268

Bemerkungen zum ersten Kriegsquartal 288

Die militärische Bedeutung des Eintretens der Türkei in den Krieg gegen die Entente 293

Prof. Dr. Schiemann: Einige Gedanken über den Ursprung der englisch-französisch-russischen Koalition gegen Deutschland 296

Ministerialrat v. Völcker: Englands Volks- und Verkehrswirtschaft und der Krieg 302

Bartholomäus v. Lányi, k. u. k. Wirkl. Geh. Rat, k. ungarischer Justizminister a. D.: Die Bedeutung der serbischen Frage im Ursachenkomplex des Kriegsausbruches 321

Minister a. D. Dr. F. Klein, Geheimer Rat (Wien): Die Krise des Internationalismus 331

Der Raubzug der Japaner. Von einem früheren Diplomaten 342

Fritz Hoffmann, Konteradmiral z. D.: Der Deutsch-Englische Seekrieg 1914 . 347

Dr. Franz Nagelschmidt (Berlin): Über die angeblichen Gefahren und die Fortschritte der Strahlenbehandlung 351

M. v. Köller: Die deutsche Gefahr 354

Dr. Karl Goeser: Friedrich List. Von Vaterland und Freiheit 356

Literarische Berichte 361

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 367

Stuttgart — Deutsche Verlags-Anstalt — Leipzig
1914
Preis des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 60 Pfennig. **Anzeigen** Bei größeren Aufträgen angemessener Rabatt. Prospektbeilagen nach Tarif.
Inseratannahme bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, u. sämtl. Annoncenexpeditionen des In- u. Auslandes.

Karlsruher Lebensversicherung
auf Gegenseitigkeit.

Bisher beantragte Versicherungen 1500 Millionen Mark.
Bisher an Vers. bezahlte Dividenden 100 Millionen Mark.
In 1915 trotz dem Kriege gleicher Dividendensatz für die Versicherten wie bisher.

Bromwasser von Dr. A. ERLENMEYER
Erprobt und bewährt bei
Schlaflosigkeit und Nervosität
In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer. Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze. :: Diese 2 bis 3 mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.
Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein

Wiesbaden * Hotel Vier Jahreszeiten
Vornehmes Haus I. Ranges
Badehaus mit direkter Zuleitung von der Quelle

Die Befestigungen von Przemysl,
die der russischen Belagerung so hartnäckig und ruhmvoll standhielten, wurden in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts angelegt von dem k. u. k. Feldzeugmeister
Daniel Freiherrn von Salis-Soglio.
Die Lebenserinnerungen des Freiherrn von Salis-Soglio, dessen Namen auf kaiserliche Verordnung eines der größten Forts von Przemysl trägt, sind vor einigen Jahren unter dem Titel:
Mein Leben
Was ich davon erzählen will, kann und darf
in 2 Bänden bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart (geheftet M 20.–, gebunden M 22.–) erschienen. Sie gewinnen heute neues Interesse als ein wichtiger Beitrag zu der Heeresgeschichte und speziell zum Genie- und Fortifikationswesen unsres österreichischen Verbündeten und als anziehendes Selbstbildnis des verdienten Verfassers, der heute noch als Hochbetagter seines Ruhestandes genießt und dem die rühmliche Bewährung der von ihm angelegten Festung eine hohe Genugtuung und stolze Freude bereiten dürfte.

Digitized by Google

Die Abtretung Nizzas und Savoyens an Frankreich 1859/60

Von

Archivrat Dr. J. Lulvès (Hannover)

Fratellanza latina! Die völkerverwandtschaftlichen Beziehungen zwischen Franzosen und Italienern, den lateinischen Schwesternationen, sind nicht bloß in Frankreich, sondern auch in Italien von ehrgeizigen Politikern oft genug hervorgehoben und betont worden, nicht immer im Einklange mit der jeweiligen Regierung. Am lautesten traten derartige Kundgebungen während der letzten Jahre in die Erscheinung anläßlich der Halbjahrhundertfeier des italienischen Krieges Napoleons III. (1909). Unter der Aegide des rührigen französischen Botschafters in Rom wurden sie dazu benutzt, die Volksstimmung auf der Apenninhalbinsel anzustacheln und die sonst schon schlummernde Begeisterung für Frankreich zu möglichst heller Flamme zu entfachen.

Hatten die Italiener wirklich Grund, bei jenen Erinnerungen so fast restlos in eitel Dankbarkeit für Frankreich aufzugehen? Zwei Namen wurden damals so gut wie gar nicht erwähnt, um nicht die Freude zu stören: Nizza und Savoyen, die beiden Provinzen, welche bis damals vor fünfzig Jahren dem Kernlande des neuen Königreichs Italien, Piemont, angehört hatten und seitdem französisch sind.

Napoleon III. hatte einst (1831) als dreiundzwanzigjähriger Jüngling, als Prinz ohne politische Bedeutung, beim Eintritt in die geheime Vereinigung der Carbonaria durch Eidschwur sein Leben der Befreiung und den Einheitsbestrebungen Italiens geweiht. Italien konnte durch die Abstammung seines großen Oheims im Grunde auch als sein Vaterland gelten. Der letzte und größte italienische Kondottiere hatte die seit Jahrhunderten schlummernde Idee der Einheit des Landes verwirklicht in seinem Königreich Italien, dessen Krone er sich selbst aufgesetzt hatte. Es war zerstückelt und geknechtet worden durch die Wiener Kongreßakte von 1815, die Napoleons I. Eroberungswerk zerstörten.

Auf den Thron Frankreichs gelangt, betrachtete sich der Bonaparte nach dem siegreichen Krimkrieg (1854/56) als Mittler und Schiedsrichter Europas. An das Versprechen aus seiner Jugendzeit ward er schmerzlich erinnert durch das Attentat des irregeführten italienischen Patrioten Felice Orsini am

Copyright 1914 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

14. Januar 1858 und durch die sich anschließenden Kundgebungen aus der italienischen Revolutionspartei.

Auf Veranlassung des Kaisers fand am 20./21. Juli desselben Jahres eine Zusammenkunft zwischen ihm selbst und dem leitenden Staatsmann des Königs von Sardinien, Viktor Emanuel II., Camillo Benso Grafen von Cavour, im Vogesenbadeorte Plombières statt. Bereits auf dem Kongreß zu Paris, der 1856 den Abschluß des Krimkrieges bildete, in welchem Sardinien seine Hilfstruppen den Franzosen zur Verfügung gestellt, hatte Cavour, im geheimen unterstützt von Napoleon, gegen die Vorherrschaft Oesterreichs in Italien auf das geschickteste die Interessen der gesamten Nation vertreten. Er hatte die Notwendigkeit einer durchgreifenden Besserung ihrer Lage den diplomatischen Regierungsvertretern Europas dargelegt, von denen der englische, Lord Clarendon, damals ein tatkräftiges Interesse von seiten seiner Regierung in Aussicht zu stellen schien; daß sie trügerisch sein würde, sollte sich letzten Endes ergeben.

In der Unterredung zu Plombières erklärte sich Napoleon unter gewissen Voraussetzungen bereit, Sardinien in einem Kriege gegen Oesterreich zu unterstützen, damit es das Po-Tal, also die Lombardei und Venetien, dazu vom Kirchenstaate „die Legationen und die Marken" erhalte, als Königreich Oberitalien.

Jedenfalls sollten die Oesterreicher aus Italien vollständig vertrieben werden. Aber Napoleon forderte für die französische Unterstützung eine Entschädigung: Savoyen und Nizza. Zur Abtretung Savoyens wollte sich Cavour verstehen in Rücksicht auf das angebliche Nationalitätsprinzip; die Savoyarden könnten, wie er damals zugab, eher als Franzosen denn als Italiener gelten. Umgekehrt wäre es aber bei den Bewohnern von Nizza. Daß sich der piemontesische Staatsmann überhaupt zu der Preisgabe einer wertvollen Provinz des Stammlandes entschloß, geschah in der Hoffnung, mit diesem Opfer dem mächtigen Nachbar den Tribut der Dankbarkeit entrichtet zu haben. Er glaubte dadurch sein Vaterland vor der Gefahr einer Abhängigkeit von jenem, vor einer Vasallenherrschaft Frankreichs bewahren zu können, die auszuüben sich Napoleon als Führer der romanischen Völker berechtigt fühlte.[1]) In jener Unterredung blieb die Frage über Nizza unerledigt — „mit diesen für ihn völlig nebensächlichen Fragen könne man sich auch später beschäftigen," meinte der Kaiser.

Als einen zweiten Preis für das in Aussicht genommene Bündnis wünschte er die Vermählung seines Vetters, des Italien freundlich gesinnten Prinzen Napoleon (Plon-Plon), mit der ältesten Tochter des Königs, der damals sechzehnjährigen Prinzessin Clotilde, also die ebenbürtige Gleichstellung der Familie des Emporkömmlings mit dem alten Königshause Savoyen.

Im Januar des folgenden Jahres 1859, das Napoleon mit der bekannten alarmierenden Ansprache gegen Oesterreich beim Neujahrsempfange des Diplo-

[1]) So hatte der Kaiser bereits im März 1857 sich Bismarck gegenüber dahin geäußert, er denke sich „als Ergebnis eines nächsten Krieges ein Verhältnis der Intimität und Abhängigkeit Italiens zu Frankreich, vielleicht die Erwerbung einiger Küstenpunkte" („Gedanken und Erinnerungen", I, S. 193).

Digitized by Google

matischen Korps eingeleitet hatte, wurden Bündnis- und Vermählungsprojekte verwirklicht. In dem sogenannten „Pacte de famille" vom 18. Januar wurde die Bildung eines neuen italienischen Königreichs entsprechend den Vereinbarungen von Plombières in Aussicht genommen. Als Entschädigung würden Savoyen und Nizza an Frankreich fallen, so hieß es in dem Dokumente, das der Bräutigam dem zukünftigen Schwiegervater zur Ratifizierung vorlegte, während bei Verhandlungen im Dezember 1858 nur Savoyen genannt worden war. Am 23. Januar folgte die Brautwerbung und am 30. bereits die Hochzeit.

Nach der Kriegserklärung verkündete dann Napoleon in seiner Proklamation an das französische Volk vom 3. Mai 1859 als Ziel des Kampfes, „Italien sich selbst zu geben," — „Italien müsse bis zur Adria frei sein" ... „Wir werden dann an unsern Grenzen ein befreundetes Volk haben, das uns seine Unabhängigkeit verdanken wird." Daß Frankreich „keine Eroberungen wolle", betonte er noch ausdrücklich, wiederholte er später mit Nachdruck in Mailand. —

Die Schlachten bei Magenta und Solferino waren geschlagen, siegreich für die verbündeten Franzosen und Piemontesen. Da überraschte Napoleon das staunende Europa mit dem Beginn von Friedensverhandlungen, ohne daß das vorgesteckte Ziel erreicht war. Verschiedene Gründe waren bei ihm dafür bestimmend: die Nervenabspannung durch Hitze und Klima, das auch in der Armee Krankheitsopfer forderte, sein Abscheu vor den Schrecken des Schlachtfeldes, die Befürchtung, daß die in Verbindung mit Kossuth geplante Erhebung Ungarns gegen Oesterreich auch nach Italien, möglicherweise sogar nach Frankreich hinüberspielen und dort revolutionäre, für ihn selbst bedenkliche Bewegungen zeitigen könnte, seine und seiner Franzosen Mißstimmung über das Verhalten der italienischen Soldaten und ihres nach angemessener Selbständigkeit drängenden Königs, sowie über die unerwartet wachsende Steigerung des italienischen Nationalgefühls, Verdruß über die Eifersüchteleien zwischen seinen Generälen und über die erwiesene Unzulänglichkeit seiner militärischen Machtmittel, vor allem die Furcht vor einer langwierigen Kampagne im venetianischen Festungsviereck, überhaupt vor einer Niederlage, die ihm den Thron kosten könnte, und deshalb besonders vor der Einmischung Preußens, vor seinem und des übrigen Deutschen Bundes drohenden Angriff auf die Ostgrenze Frankreichs, sobald die französische Armee in Venetien einrücken würde.[1])

Eine bedenkliche Situation, die auch Viktor Emanuel durch seine Gesandten in Berlin und Petersburg bekannt geworden sein dürfte und die die Petersburger Regierung veranlaßte, Napoleon den schleunigen Beginn von Friedensunterhandlungen anzuraten; zu ihrer Vermittlung — aber nur bei Verzicht Frankreichs auf Gebietserweiterungen — sei Preußen bereit. Der Kaiser sucht hingegen eine solche bei England, entschließt sich aber, da ihn die Nachrichten von dorther nicht befriedigen, am 6. Juli zu der direkten Uebermittlung eines

[1]) Germain Bapst, Der Friede von Villafranca, in „Deutsche Revue", XXVIII. (1903), Bd. IV, S. 103, 218.

Digitized by Google

Waffenstillstandangebots an den Herrscher Oesterreichs — jedoch ohne Wissen seines Verbündeten,[1]) wie dieser selbst behauptet hat. Franz Josef nahm das Angebot an. Am Morgen des 8. wurden die näheren Bedingungen von den militärischen Vertretern der drei Monarchen festgestellt und unterzeichnet. In einer persönlichen Zusammenkunft vereinbarten am 11. Juli die beiden Kaiser zu Villafranca die Friedenspräliminarien, nach denen Oesterreich die Lombardei, aber mit Ausnahme der Festungen Mantua und Peschiera, abtreten sollte. Gemeinsames Ziel der beiden Kaiser sollte die Gründung eines italienischen Staatenbundes unter dem Ehrenvorsitz des Papstes sein — die Verwirklichung eines Planes, der bereits zu Plombières zwischen Napoleon und Cavour berührt worden war. Zu der Aufgabe Venetiens vermochte Napoleon seinen bisherigen Gegner nicht zu bewegen.

Daß der Waffenstillstand zu einem Ende des gemeinsamen Krieges führen sollte, widersprach der Mitteilung, die Napoleon vier Tage zuvor, nach Abschluß des ersteren, seinem Verbündeten gemacht hatte; daß des weiteren die Eroberung Venetiens so bedingungslos, allen Zusagen zuwider, aufgegeben werden, daß die Erwerbung der Lombardei durch die Zurückhaltung der Festungen, der Verteidigungslinie, entwertet bleiben sollte, die Stiftung eines Staatenbundes, der nach Metternichschem Rezept die ersehnte Einheit Italiens nur hintertreiben konnte, da er die bisherige Vorherrschaft Oesterreichs, nun noch neben der Frankreichs, in Italien bestehen ließ, sie sogar in beunruhigender Weise zu verschärfen schien — das alles mußte Viktor Emanuel naturgemäß in Zorn versetzen. Auf ihn und seine Wünsche hatte der Kaiser bei seinem eigenmächtigen Vorgehen, bei derartig eingreifenden und entscheidenden Verhandlungen gar keine Rücksicht genommen, ihn jedesmal erst nachträglich in Kenntnis gesetzt.

Als Napoleon nun, zurückgekehrt, ihm die Friedensvereinbarungen selbst meldete, vermochte sich der König nicht mehr zu beherrschen. Sich von einem solchen Verbündeten zu trennen und den Krieg allein weiterzuführen,[2]) war sein erster Gedanke.

Er wies darauf hin, daß nach so viel vergossenem Blute ein derartig übereilter Friede nur binnen kurzem einen neuen Krieg nach sich ziehen werde. Viel besser wäre es, jetzt ein für allemal die italienische Frage restlos zu erledigen.

Doch Napoleon wandte ihm ein, daß er für diese nicht seine Krone aufs Spiel setzen wolle. Würdevoll antwortete ihm da der italienische Monarch: „Meine Krone ist bereits seit vielen Jahrhunderten von meinen Vorfahren ge-

---

[1]) Abweichend davon die Darstellung von Germain Bapst in der „Deutschen Revue", XXVIII. (1903), Bd. IV, S. 101, 104, 226; mit der Angabe bei L. Chiala, Lettere, III, CCXII, wonach der König durch die fertige Tatsache überrascht worden sei, stimmen die von mir benutzten ungedruckten authentischen Berichte überein.

[2]) Auf eine dementsprechende Aeußerung hin soll Napoleon geantwortet haben: „Wie es Ihnen beliebt; aber statt eines Feindes dürften Sie dann leicht zwei vorfinden." Eine Drohung, die er übrigens schwerlich hätte verwirklichen können, was auch der König wohl erkannt haben wird.

Digitized by Google

tragen worden. Trotzdem bin ich bereit, sie samt meinem Leben und meinem Blute aufs Spiel zu setzen für die Sache Italiens. Ich halte sie für gut und gerecht."

Mit eisiger Kälte erwiderte ihm der Franzose, er sei ein Narr, ein solcher werde er seinerseits nicht sein. Angesichts seiner unfreien Lage, der bedrohlichen Unzugänglichkeit des Mannes, an den er jetzt gekettet war, mußte sich der König bezwingen. Ein schmerzerfülltes „Povera Italia!" entrang sich seiner gequälten Brust, ehe er mit der Versicherung seiner Dankbarkeit und Treue wieder einzulenken suchte. Der Text der Präliminarien ward dann vom Kaiser zusammen mit dem Prinzen Napoleon festgestellt. Die vom österreichischen Kaiser noch am gleichen Tage genehmigte Fassung unterzeichnete schließlich auch Viktor Emanuel, aber mit dem Zusatz: J'approuve pour ce qui me concerne (d. h. nur die Annektierung der Lombardei), eine Klausel, die dem Re Galantuomo volle Freiheit zu handeln im Sinne seiner großen nationalen Aufgabe gestattete.

Auf das heftigste empört und schmerzlich erschüttert war Cavour! Er riet dem König, die Friedensbedingungen endgültig zurückzuweisen und den Verräter, wie er Napoleon nannte, durch Abberufung der piemontesischen Truppen im Stich zu lassen, da die Würde des Königs auf das schmählichste beschimpft sei. Natürlich jetzt vergebens! In maßloser Erregung, die Cavour selbst in Gegenwart des Königs nicht unterdrückt haben soll, nahm er seine Entlassung. Der „Besiegte von Villafranca", den die dankbare Begeisterung seines gegen die Franzosen wegen ihres Eigendünkels und rücksichtslosen Eigennutzes erbitterten Volkes begleitete, zog sich erst nach Savoyen, dann nach Presinges am Genfer See zurück.

Daß der Herrscher Frankreichs sein Interesse für Italien verloren hatte, war nunmehr offenbar geworden. Er hatte sich den Krieg leichter gedacht. Die Aussichtslosigkeit seiner geheimen Idee, den Vetter Napoleon auf den großherzoglichen Thron von Toskana zu erheben und mit ihm eine weitere napoleonische Dynastie zu begründen, hatte er auf italienischem Boden erkannt. Mit großer Beschleunigung kehrte er nach St. Cloud zurück, aber einen Teil seiner Truppen ließ er noch in Oberitalien als Okkupationsarmee, zu nicht geringem Verdruß der Italiener.

Und die Abtretung Nizzas und Savoyens?

Am 15. Juli hatte Napoleon dem König in Turin erklärt: „Ihre Regierung wird mir die Kriegskosten bezahlen, und an Nizza und Savoyen wollen wir nicht mehr denken." Entsprechende Versicherungen hatte seinerseits auch der französische Minister des Aeußern, Graf Walewski, bereits am 8. Juli dem diplomatischen Vertreter des argwöhnischen englischen Kabinetts, Lord Cowley, gegeben; schon seiner Mittelmeerinteressen wegen suchte England einer Zunahme des französischen Einflusses in Italien entgegenzuwirken.

Bald jedoch wurden separistische Umtriebe in Savoyen entdeckt. Die Vermutung, daß Frankreich die Hand im Spiele habe, lag nahe, trotz der offiziösen Gegenerklärung der französischen Regierung. Um die Anhänglichkeit des seit acht Jahrhunderten der Dynastie angehörenden Herzogtums Savoyen, der „Terra

Digitized by Google

classica della fedeltà al Re", zu verstärken, wurden die beiden Söhne des Königs, Kronprinz Humbert und Herzog Amadeus von Aosta, zu einer Reise dorthin veranlaßt. Sie fanden die alte herzliche Aufnahme und enthusiastische Huldigungen.

Im September 1859 ward die sardinische Regierung hingegen gewahr, daß die französische trotz alledem nach dem Besitze von Savoyen und von Nizza trachte, jetzt aber, da Venetien nicht zu erlangen war, als Preis für die Duldung einer Konsolidierung Italiens durch Vereinigung der mittelitalienischen Staaten, welche ihre bisherigen Herrscher und Regierungen vertrieben hatten, nämlich Toskanas, der päpstlichen Romagna, Parmas und Modenas mit Piemont.

Am 16. Oktober deutete Napoleon dem sardinischen Minister des Aeußern Dabormida an, er würde an keine weiteren Kriegskosten denken, wenn er die Abtretung von Savoyen erlangen könnte. Er wies dabei darauf hin, daß sie von dem größten Teile der dortigen Bevölkerung gewünscht werde. In Wirklichkeit war das aber nur eine kleine klerikale Partei. Jedoch sollte diese Frage unentschieden ruhen, solange noch nicht das Prinzip der Nationalität in Italien selbst durchgeführt und verwirklicht sei.

Zur Regelung der schwebenden Fragen — die Präliminarien von Villafranca waren inzwischen im Definitivfrieden von Zürich (am 10. November 1859) bestätigt worden, aber ohne eine der europäischen Mächte zu befriedigen, noch überhaupt zur Ausführung zu gelangen — ward ein Kongreß zu Paris in Aussicht genommen; er kam jedoch nicht zustande.

In politischen Unterredungen während der Monate Oktober 1859 bis Januar 1860 mit Dabormida, mit dem sardinischen Gesandten Desambrois, mit dem englischen, Lord Cowley, hatte der Kaiser nur von Savoyen gesprochen, Nizza unerwähnt gelassen. Seinerseits war jedenfalls Cavour, der am 20. Januar 1860 wieder an die Spitze der sardinischen Regierung getreten war, nun entschlossen, auf besagte Annexionen in Mittelitalien vor einer Abtretung zu bringen und einige Vorbehalte wegen der Ausdehnung der letzteren zu machen.

Daß aber die peinliche Angelegenheit dem König selbst sehr viel näher ging, offenbarte er fast am gleichen Tage. Auf die Anfrage des gefeierten Freischarenführers und Generals Giuseppe Garibaldi, ob die Abtretung seiner Heimat Nizza an Frankreich beschlossene Sache sei, ließ Viktor Emanuel antworten: „Ja! Nicht bloß Nizza, sondern auch Savoyen! Und wenn ich mich drein finden muß, mein Land, das Land meiner Väter, meines alten Stammes abzutreten, wird auch er es ertragen müssen, sein Land zu verlieren, wo er nur geboren ist."

In tiefem Schmerze konnte er die bittere Bemerkung nicht unterdrücken: „Es ist ein grausames Schicksal, daß ich und er Italien dieses Opfer bringen müssen, das größte, das man von uns fordern konnte."

Warum war nun der übermächtige Nachbar auf die Abtretung zweier wertvoller, seit einem halben Jahrtausend und länger zum integrierenden Bestande des Königreichs gehörenden Territorien zurückgekommen? Hatte er doch durch den überraschenden und einseitigen Friedensschluß von Villafranca die Vorbedingung,

Digitized by Google

sein Versprechen, „Italien frei bis zur Adria", nur zur Hälfte, also so wenig erfüllt, daß er den Italienern die Vollendung einer großen Aufgabe allein überlassen mußte. Warum genierte er sich jetzt nicht mehr, den vollen Preis für die Erfüllung jener Aufgabe zu verlangen, an der er selbst verzweifelt hatte?

Es galt für Napoleon, den eignen, wankend gewordenen Thron neu zu stützen. Rücksichten auf seine innere Politik verführten ihn dazu, Italien zweier Provinzen zu berauben. Schon die finanziellen Verluste, welche Ankündigung und Beginn des Krieges Frankreich gebracht, hatten diesen unpopulär gemacht. Bei seiner Rückkehr von Villafranca erfuhr der Kaiser einen bei allem äußeren Gepränge doch ziemlich kühlen Empfang. Alle Parteien waren von dem Ausgang des Krieges enttäuscht. War der das Leben von 7500 gefallenen, das Blut von 12000 verwundeten Franzosen wert? Durch besondere strategische Fähigkeiten hatten sich weder die Generale noch der Kaiser selbst ausgezeichnet. Die Stellung Frankreichs hatte auch nicht einmal in politischer Hinsicht gewonnen. Liberalisierende Maßregeln in der inneren Politik, mit denen Napoleon jetzt zu beginnen versuchte, hatten nicht den gewünschten Erfolg gehabt. Sein schroffes Auftreten gegen den Heiligen Stuhl entfremdete ihm weiter die öffentliche Meinung Frankreichs. Mit dem Programm, das er in einer von ihm inspirierten Broschüre „Le pape et le Congrès" bekanntgab, der Papst müsse sich mit der Stadt Rom als weltlichen Besitz genügen lassen, verscherzte er es sogar mit der klerikalen Partei, der einstigen Hauptstütze bei seinem Emporkommen. Durch eine Gebietserweiterung hoffte er jetzt dem selbstgefälligen Nationalgefühl der Franzosen zu schmeicheln und die verlorene Volksgunst wiederzugewinnen.

Napoleon ließ nun für seine Annektierungswünsche in der gouvernementalen Presse Stimmung machen. Am 25. und 27. Januar erschienen in der „Patrie" Artikel, die nachweisen sollten, wie beide Provinzen, ihrer Sprache und Sitte nach, eigentlich zu Frankreich gehörten. Sie wirkten beunruhigend in ganz Europa.

Für Sardiniens Vergrößerung auf Kosten des Papstes und österreichischer bzw. bourbonischer Herzöge verlangte — Frankreich Entschädigungen!!

Am 2. Februar 1860 überreichte der neue französische Gesandte Baron Talleyrand in Turin sein Beglaubigungsschreiben; es enthielt die formelle Forderung der Annexion von Savoyen und Nizza, falls die Volksabstimmung in Mittelitalien zugunsten des Hauses Savoyen ausfiele, das hieß: falls außer den andern Teilen Mittelitaliens auch Toskana, das Napoleon als selbständigen Staat — wie er noch immer zu hoffen schien, unter dem Zepter seines Vetters —, in dem von ihm geplanten und vertretenen Staatenbunde hatte erhalten wollen, sich an Sardinien anschließen würden. Dies war neben andern Momenten auch die Folge eines englischen, in der Thronrede der Königin dann proklamierten Vorschlags (vom 22. Januar), der eine Intervention Frankreichs und Oesterreichs in den inneren Angelegenheiten Italiens nur bei einstimmiger Einwilligung der Großmächte gestatten wollte und das Schicksal Mittel-

Digitized by Google

italiens von der Volksabstimmung seiner Staaten[1]) abhängig machte, dadurch also die französischen Anschläge auf die Selbständigkeit und das Selbstbestimmungsrecht der Italiener zu vereiteln suchte.

Wohl gab Cavour noch am 3. Februar dem englischen Gesandten in Turin, Sir James Hudson, die Zusicherung, daß Sardinien in keiner Weise an eine Abtretung, an einen Austausch oder Verkauf Savoyens dächte, auch nicht an die Ausübung eines Drucks auf die Untertanen des Königs, um deren Demonstrationen zu fördern oder zu verhindern. Wenn die Savoyarden sich über irgend etwas zu beklagen hätten, so wüßten sie ja, daß sie bei einer konstitutionellen Regierung berechtigt wären, sich durch das Parlament an die Krone zu wenden. Aber seine Schlußworte: „Ueber das Schicksal Savoyens werde die gesunde Vernunft und die gute Gesinnung der Savoyarden entscheiden," ließen deutlich genug verstehen, daß die piemontesische Regierung dem entschiedenen Ausdruck eines entsprechenden Wunsches Napoleons würde nachgeben müssen.

Auf die Nachricht von der tatsächlich erfolgten Formulierung der Forderungen Napoleons wies der englische Minister des Aeußern, Lord John Russell, Sir Hudson an, Cavour darauf aufmerksam zu machen, daß nach dem Dafürhalten der englischen Regierung der König das Wappen seines Hauses verunglimpfen würde, wollte er die Wiege seines alten und edlen Stammes an Frankreich hingeben. Durchaus nicht selbstlos, warnte sie vor der militärischen Schwächung des Landes durch Preisgabe und Oeffnung seiner Alpengrenzen für den mächtigen Nachbar.

Des Imperators wahres Interesse für Italiens Einheitssache, sein Unmut über die ihm zu selbständige Entwicklung in Mittelitalien, über die als ein „Unrecht" vor Europa erscheinende Großmachtspolitik Viktor Emanuels, die Ankündigung seiner „Rückforderung" (revendication) der „französischen Abhänge der Gebirge um der Sicherheit der Grenzen willen",[2]) unter Betonung der „wiederholt von ihm proklamierten Politik der Uneigennützigkeit" (sic!) kam in seiner Thronrede am 1. März zum entschiedenen Ausdruck; sie mußte wie anderswo auch in London verblüffen und führte im Unterhause zu einer Interpellation des Ministers des Aeußern. Lord Russell gab, wie bereits am 18. Februar, von neuem die vorläufig beruhigende Erklärung, daß die Abtretung nur nach Befragung der europäischen Großmächte gemäß formeller Zusage Napoleons erfolgen würde; daß letztere irreführend war und nur die Aufmerksamkeit einschläfern sollte, zeigte sich sehr bald.

Großes Vertrauen muß Cavour in eine Unterstützung von seiten Englands gegen den Franzosen nicht gesetzt haben, sonst hätte er einen Widerstand gegen dessen Vorhaben wenigstens versucht. König und Minister mußten sich am 12. März

---

[1]) Gegen das Prinzip des Plebiszits durfte Napoleon nichts einwenden, da auf ihm die Legitimität seines eignen Kaisertums beruhte.

[2]) Die angeblich militärische Notwendigkeit des Besitzes Nizzas für Frankreich hatte Marschall Niel herausgefunden.

Digitized by Google

durch einen geheimen Vertrag zur Abtretung jener beiden Länder verpflichten, ehe die ersten Nachrichten über das Ergebnis der allgemeinen Volksabstimmung in Mittelitalien eingelaufen waren. Sie brachte Toskana und die Emilia (nämlich Bologna mit der päpstlichen Romagna, Parma und Modena) an den sardinischen Staat. Napoleon hatte hier eine politische Niederlage durch den italienischen, zur Einheit drängenden Volksgeist, durch die Naturgewalt der nationalen Leidenschaft, die er zu gering eingeschätzt hatte, erlitten!

Jetzt, wo die aus französischen Zeitungen bekannt gewordene Abtretung Savoyens und Nizzas drohte, traten auch die wahren Gesinnungen und Empfindungen der Bewohner beider Provinzen in so unzweideutiger Form zutage, daß sie die Aufmerksamkeit ganz Europas auf sich ziehen mußten.

Bereits am 29. Januar 1860 hatten in Chambéry, der Hauptstadt Savoyens, 3000 Bewohner des Herzogtums im Namen der ganzen Bevölkerung gegen die Einverleibung protestiert. Eine Huldigungsadresse für das Königshaus wurde dem Gouverneur der Provinz überreicht. Seine Zusicherung, daß der in der Bevölkerung so populäre König nicht im entferntesten die Absicht hege, Savoyen von Sardinien zu trennen, ward mit tausendstimmigem Jubel aufgenommen. Aehnlich waren die entsprechenden Demonstrationen in Nizza. Der Gemeinderat der Stadt entsandte dann Mitte März eine Deputation nach Turin, die dem König eine dringende, ja ergreifende Adresse überreichte, um ihn zu bestimmen, die Grafschaft nicht an Frankreich preiszugeben, ihr Gebiet höchstens zu neutralisieren. Für Nizza trat noch die parlamentarische Opposition ein, welche Cavour in der Presse und in Broschüren anklagte, den Gefühlen des Königs beim „Verkauf" Gewalt angetan zu haben, und ferner Cavours Kollege im Ministerium, der Kriegsminister Fanti; er beharrte bei der Ueberzeugung, daß Nizza, diese nicht allein italienische, sondern für die Verteidigung des Landes unentbehrliche Stadt, unter keinen Umständen abgetreten werden dürfe.

Das alles veranlaßte Cavour, wenigstens die Rettung Nizzas zu versuchen, im schlimmsten Falle auf dem Wege der vorgeschlagenen Neutralisierung. Aber er fand keinerlei Entgegenkommen bei den diplomatischen Vertretern des Franzosenkaisers, der damals auf der Höhe der Macht stand. Gerade jetzt verlangte dieser kategorisch, der geheimen Vereinbarung zuwider, die beschleunigte Abfassung des endgültigen Abtretungsvertrages, der sofort im „Moniteur" veröffentlicht werden sollte.

Sein Gesandter Talleyrand und der eigens zu dem Zwecke nach Turin geschickte Direktor seines auswärtigen Ministeriums Benedetti wollten sogar davon absehen, daß die peinliche Angelegenheit erst dem damals üblichen Plebiszit der Bevölkerung und der verfassungsmäßig vorgeschriebenen Sanktionierung durch das piemontesische Parlament unterworfen werde. Im letzteren Punkte blieb aber Cavour unerschütterlich. In Rücksicht auf das Parlament setzte er es durch, daß die Territorialgrenzen schon im Vertrage festgesetzt werden sollten, statt sie einer späteren gemischten Kommission zu überlassen. Allen weiteren Bemühungen, in Einzelheiten möglichst vorteilhaft abzuschneiden, machte Benedetti mit der

Digitized by Google

Drohung ein Ende, er würde seiner Vollmacht gemäß die noch in der Lombardei stehenden französischen Truppen, statt sie nach Frankreich zurückkehren zu lassen, zur Besetzung von Bologna und Florenz verwenden.

Der französische Protektor der Unabhängigkeit Italiens erzwang also seinen Vorteil, seinen Willen, die Verstümmelung der piemontesischen Territorialeinheit, von der Italiens Einheit und Größe ausgehen sollte, durch rohe Gewalt.

Ein Augenzeuge hat uns Cavours „Ernst und Trauer" bei der Unterzeichnung des Vertrages am 24. März 1860 naturwahr geschildert: „Niemals hatte ich ihn so nachdenklich, so schweigsam gesehen. Sein sprichwörtlich gewordener Ausdruck von Gutmütigkeit, seine unwandelbare Fröhlichkeit hatten ihn verlassen, in einem Augenblicke, da ein Federzug seiner Hand seinem Könige und Herrn zwei Provinzen raubte, deren eine die Wiege des Hauses Savoyen gewesen." Es war für ihn, wie er selbst bekannte, das härteste, das grausamste Opfer seines Lebens! — Am folgenden Tage, also noch nicht einmal vierzehn Tage nach Abschluß der geheimen Uebereinkunft, brachte bereits der kaiserliche Moniteur in Paris die Nachricht von der Unterzeichnung des Vertrages. Die französische Regierung hatte ihren Willen durchgesetzt. Cavour blieb es überlassen, die Abtretung im sardinischen Parlament zu verteidigen, dessen neue Legislatur, auf Grund der Wahlen in dem stark erweiterten Königreiche, am 2. April zu Turin eröffnet wurde. Mit sichtbarer innerer Bewegung bezeichnete Viktor Emanuel in seiner Thronrede die Abtretung als ein notwendiges Opfer, das aber seinem Herzen sehr schwer geworden sei.

Indessen kümmerte sich der französische Imperator vorerst nicht um die Erfüllung seines Versprechens, bei Bestimmung der Grenzlinie möglichst die Wünsche Piemonts zu berücksichtigen. Cavour wußte sehr wohl, daß eine etwa deshalb *vor* der Parlamentsabstimmung ausbrechende Ministerkrise auf diese ungünstig wirken und dem Lande gefährlich werden könnte. Er beklagte sich bitter über die geringe Unterstützung von seiten des Kaisers hinsichtlich der ihm aufgebürdeten „undankbaren Aufgabe" bei dessen Diplomaten. Er wies darauf hin, daß eine große Zahl Deputierter nicht vergessen will, daß der Friede von Villafranca nicht bloß Venedig, sondern auch Peschiera und Mantua in den Händen der Oesterreicher ließ, daß die Annexion Mittelitaliens *nicht* mit dem Willen Frankreichs, sondern sich gegen diesen vollzogen hat usw. Nur zu geringen Zugeständnissen verstand sich endlich am Anfang Mai 1860 Napoleon, jetzt rücksichtslos, nachdem er sein Ziel erreicht hatte. Cavour mußte sich notgedrungen mit ihnen zufrieden geben.

Die Volksabstimmung hatte bereits am 15. bezw. 22. April in den abgetretenen Provinzen stattgefunden;[1]) nach dem System, das dabei unter Napoleon üblich war, konnte sie nur äußerlich glänzend für ihn ausfallen. Vorbereitet war

[1]) Um die angeblichen Nationalitätswünsche der Bevölkerungen der beiden Grenzprovinzen Italiens hätte sich übrigens Napoleon, wenigstens nach der Logik seiner eignen Aeußerungen, *nicht* gekümmert, wenn die Gestaltung Mittelitaliens sich nach seinem Willen, *aber dem italienischen Einheitsgedanken entgegen*, vollzogen hätte.

Digitized by Google

sie durch seine Abgesandten — Laity für Savoyen, Pietri für Nizza —, die dann auch später servile Deputationen und blendende schwülstige Ergebenheitsadressen für Napoleon in Szene zu setzen wußten.

Daß die größten Unregelmäßigkeiten, Bestechungen, Bedrohungen und Einschüchterungen der Votanten, unmäßige Spenden von Wein, Branntwein, von Geschenken aller Art für den einzelnen, Versprechungen von staatlichen Zuwendungen für die Gesamtheit dabei Stimmung machten, ward der französischen Regierung und ihrer Partei öffentlich zum Vorwurf gemacht. Vor allem protestierte Garibaldi am 14. April „gegen die Gewalttat, welche durch Korruption und brutalen Zwang Nizza angetan wird", und nochmals am 4. Mai (gegen diesen „Akt des Betruges und der Gewalt", wie er die Abstimmung nannte), da er mit Laurenti-Roubaudi, als Deputierter Nizzas, seine Entlassung aus dem piemontesischen Parlament nahm; dort hatte er, erfolglos, bereits am 6. und 12. April die Sache seiner Vaterstadt als dringend zur Sprache bringen wollen. Deutlicher machte er noch seinen Gefühlen in einem Briefe vom 25. April an die Heimat Luft: „Mein Herz ist von tiefer Trauer erfüllt. Die Begegnung mit gewissen Menschen [nämlich mit den Franzosen], die sich brüsten, Italien ‚befreit' zu haben, ist mir unerträglich! Ich kann nicht ihr Freund und Verbündeter sein, denn sie sind das Unglück Italiens und Europas. Sie haben mich um meine Heimat, um meine Geburtsstätte betrogen, und ich muß es mit tiefem Schmerze bekennen, daß ihnen dabei eine italienische Regierung hilfreiche Hand geleistet hat! Gott möge es ihr verzeihen." [1])

Der, dem er deshalb unauslöschlichen Haß nachtrug, Cavour, mußte denselben Vorwurf im Parlament, in dem am 10. Mai die Debatte begann, von Bertani hören: „Er habe das Geburtsland eines Garibaldi, die Erde, welche die Gebeine seiner Mutter decke, verkauft" — Worte, die einen um so tieferen Eindruck machen mußten, da damals gerade die Blicke ganz Europas auf den tollkühnen Zug des Nationalhelden nach Sizilien gerichtet waren. Rattazzi und Guerrazzi waren die sonstigen Hauptsprecher der Opposition. Cavour entfaltete (am 26. Mai) seine gewandte Beredsamkeit, mit der er auf die Notwendigkeit hinwies, Italien die Freundschaft Napoleons zu erhalten. Er rechnete bereits mit der demnächstigen Einverleibung des neapolitanischen Königreichs, mit diesem erheblichen Fortschritt in der Vereinheitlichung Italiens, die der Kaiser nicht erschweren oder gar hindern dürfe. Cavour bemühte sich — eingestandenermaßen *gegen* seine Ueberzeugung — darzutun, daß in den abgetretenen Provinzen das französische Element vorwalte, daß besonders Nizza, seiner Natur und Bevölkerung nach, nicht italienisch sei.

Eine kriegerische Verwicklung mit dem anmaßenden Nachbar mußte ja, in Rücksicht auf die damalige Lage Sardiniens, vermieden werden; das wußte auch das

---

[1]) Am 26. März schrieb Garibaldi an Guerzoni: „Ich werde erröten müssen vor meinen Waffengefährten, mich *Italiener* zu nennen, und Ihr werdet mich Untertan des 2. Dezembermannes, des Papstbeschützers nennen."

Digitized by Google

Parlament. Deshalb erfolgte (am 29. Mai) das Zustimmungsvotum zu der in Wahrheit schon perfekt gewordenen Abtretung mit großer Majorität. Auf eine wirklich tatkräftige Intervention Englands war nicht zu bauen, der einzigen europäischen Großmacht, welche wiederholt ihre Sympathie für das zur Einheit Italiens strebende Königreich zum Ausdruck gebracht, sich zum Interpreten der Entrüstung Europas über Napoleons Politik gemacht hatte. Ihre Mißfallensäußerungen und unverbindlichen (weil nie formellen) Proteste waren nur ein Akkompagnement, das die französische Regierung beunruhigen sollte, aber ohne entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung der Ereignisse! — Am 11. Juni 1860 unterzeichnete dann Viktor Emanuel den förmlichen Zessionsvertrag über Nizza und Savoyen, und nun erst, vier Tage später, zog die französische Armee vollständig aus Oberitalien ab!

Ein eignes Kapitel bilden die teilweise mit Unterstützung der englischen Regierung ausgesprochenen Reklamationen und Proteste der Schweiz wegen der Neutralität der nördlichen Distrikte Savoyens, Chablais und Faucigny, seit dem Juli 1859.

Diese Neutralität war durch die Wiener Kongreßakte von 1815 gewährleistet worden. Am 6. Februar 1860 hatte sich der französische Kaiser dazu verstanden, die Ueberlassung der beiden Distrikte an die Eidgenossenschaft „aus Sympathie für die Schweiz" zuzusichern. Das hinderte ihn aber nicht, am 21. März sein hochherziges Zugeständnis eigenmächtig wieder zurückzunehmen unter dem Vorwand, daß die dortige Bevölkerung selbst dagegen wäre. Ein Protest der Schweiz war natürlich wirkungslos, da sie keinerlei Unterstützung bei den Großmächten fand. —

Man hat die Abtretung Nizzas und besonders Savoyens mit der Erwägung zu beschönigen, man hat es gewissermaßen als naturgemäß zu entschuldigen gesucht — wie es aus Politik Cavour und selbst Viktor Emanuel in seiner mit schlecht verhüllter Bitterkeit durchsetzten Abschiedsproklamation vom 1. April haben tun müssen —, daß beide Provinzen als zweifelhafte Grenzgebiete schon durch die Sprache[1]) nach Frankreich hinneigten. Demnach wären sie in dem neuen nationalen Staate ein fremdartiges Element geblieben!

Ja, konnte man nicht dasselbe von der ganzen, der einen Provinz gleichnamigen Herrscherdynastie behaupten? Als ein fremdartiges Element sie bezeichnen, die nun Mittelpunkt und erste Stütze, der ethische und patriotische Zusammenhalt wurde für das aus ungleichartigen Bestandteilen sich zusammenfügende Staatengebilde auf der Apenninhalbinsel?

Niemals hat es in der Weltgeschichte einen ähnlichen Fall gegeben, daß Grenzterritorien lediglich wegen der Verwandtschaft in Sprache und Sitte dem Nachbarstaate abgetreten wurden, außer infolge kriegerischer Eroberung. Die

---

[1]) Die Sprache der Nizzarden ist ein aus dem Provenzalischen und Italienischen gemischter Dialekt, die der Savoyarden ein ähnlicher französischer Patois, mit etwas weniger Italienisch vermischt.

Digitized by Google

Erwerbung der beiden Provinzen war keine Lebensnotwendigkeit für Frankreich, sie war tatsächlich nur ein Akt der Eroberung seiner damaligen Regierung. Napoleon meinte damit seine und seiner Dynastie Stellung zu befestigen; in Wahrheit aber hatte er in Europa Argwohn und Mißtrauen gegen sich heraufbeschworen. Daß sein Eintreten für Italiens Einheit angeblich aus dem Prinzip der Nationalität heraus nur eigennützig und unaufrichtig gewesen, war jetzt bewiesen. Weitere Wiederherstellungen der „natürlichen Grenzen" auf Grund der kurzlebigen Staatengestaltungen seines großen Oheims durch ihn wurden befürchtet.

Eine derartige Aussicht alarmierte zunächst die Schweiz; nach obiger Theorie war sie ja bedroht in dem ganzen Besitze ihrer französisch sprechenden Teile, vor allem Genfs. Alarmiert war ferner Belgien, aber auch Holland, Preußen[1]) und England.

Was Napoleon wenigstens für diesmal[2]) bei Italien geglückt war, die Geltendmachung der Rolle eines Mittlers in Europa mit Kompensationen für Frankreich, mißlang ihm bei Preußen und führte schließlich seinen Sturz herbei.

Ueber das hier behandelte Kapitel aus der Geschichte der völkerverwandtschaftlichen Beziehungen zwischen Italienern und Franzosen sagt Heinrich v. Treitschke in dem literarischen Denkmale, das er, begeistert für Italiens Auferstehung, mit überwältigender historischer Feinheit Camillo Cavour gesetzt hat: „Der Makel, der an diesen Händeln haftet, fällt ausschließlich auf die kleinsinnigen Befreier, mehr noch auf die französische Nation als auf ihren Kaiser. Denn schamlos trat die Ländergier der Franzosen wieder hervor. Um Gottes willen, schrieb Bixio aus Paris, unterzeichnet, wenn ihr das französische Bündnis wollt; wo nicht, so wird Italien nie mehr Teilnahme in Frankreich finden!"

Die Neutralität Italiens — eine Enttäuschung?

Von einem österreichischen Politiker

Sir Maurice de Bunsen, der letzte Botschafter Großbritanniens in Wien, hat seiner Regierung einen aus London, 1. September, datierten Bericht über die Vorgänge zu Ende Juli und Anfang August erstattet, der u. a. die Bemerkung enthält, die Erklärung der Neutralität Italiens sei in Wien bitter empfunden, aber von den Zeitungen kaum erwähnt worden. So wenig zutreffend die übrigen Ausführungen dieses Berichtes sind, die darauf hinauslaufen, die englische Regierung reinzuwaschen und die Schuld an dem Ausbruche des gegenwärtigen

---

[1]) Vgl. Brief des Prinzregenten von Preußen an den Prinzgemahl Albert vom 4. März 1860 bei Th. Martin, The life of the Prince Consort, V, p. 47.

[2]) Gegen weitere Gebietsabtretungen an Frankreich verwahrte sich öffentlich im Parlament sehr entschieden Cavours Nachfolger Ricasoli am 2. Juli 1861.

Digitized by Google

Krieges Deutschland zuzuschieben — sie haben bereits von berufener deutscher Seite die verdiente Zurückweisung erfahren —, so läßt sich nicht leugnen, daß an der eben erwähnten Bemerkung etwas Wahres ist. In der Tat, der gewöhnliche Menschenverstand hat sich den Dreibund stets als ein Verhältnis vorgestellt, das jeden der Verbündeten automatisch auf den Plan ruft, sobald seine Bundesgenossen in einen Krieg verwickelt sind, als ein solidarisches Zusammenstehen in Freud und Leid. Es war deshalb ein glücklicher Gedanke, daß ein so hervorragender Politiker wie Herr Cirmeni es unternommen hat, in einer angesehenen Zeitschrift die Haltung Italiens dem deutschen Publikum mundgerecht zu machen. Seine Ausführungen wurden bereits in der „Deutschen Revue" im Geleit eines Vor- und eines Nachwortes veröffentlicht, welche den Zweck verfolgten, einzelne Behauptungen Cirmenis auf ihr richtiges Maß zurückzuführen. Nichtsdestoweniger folge ich gerne der Aufforderung, den Artikel auch vom österreichischen Standpunkte zu besprechen, und will an derselben Stelle die Argumente, die Herr Cirmeni ins Treffen führt, um zu erklären, weshalb Italien nicht an der Seite Deutschlands und Oesterreich-Ungarns kämpft, der Reihe nach sine ira et studio einer Untersuchung unterziehen. So einleuchtend sie auch sein mögen, rufen sie mir doch die Worte des Thoas in der „Iphigenie" ins Gedächtnis:

„Man spricht vergebens viel, um zu versagen,
Der andre hört von allem nur das Nein."

In die erste Linie seiner Argumente stellt Herr Cirmeni die Behauptung, der Dreibund sei rein defensiver Natur und setze den Casus foederis nur für den Fall fest, daß eine der verbündeten Mächte angegriffen werde. Auf eine Erörterung über den Inhalt des Dreibundes einzugehen, ist deshalb schwierig, weil dieser Vertrag oder richtiger die Verträge, die zwischen Italien einerseits Deutschland und Oesterreich-Ungarn anderseits bestehen, bisher als strenges Geheimnis behandelt wurden und es nur wenigen gegönnt war, den Schleier, der sie verhüllt, zu lüften. Zwar behauptet Herr Galimberti in seinem Artikel, den Dreibund genau zu kennen, ich möchte das aber bezweifeln. Auch die Wiener „Neue Freie Presse" hat im Jahre 1888 den angeblichen Inhalt dieser Verträge veröffentlicht, und der dort enthaltene Text ist sogar von einer Anzahl ernster Völkerrechtslehrer (Liszt, Rolin Jacquemyns usw.) übernommen worden; allein auch die Authentizität dieser Veröffentlichung erscheint mir zweifelhaft. Als sicher darf man allerdings annehmen, daß die Dreibundverträge zum Schutze gegen drohende Gefahren geschaffen wurden. In seiner berühmten Rede vom 6. Februar 1888 sagte Fürst Bismarck: „Der Vertrag, den wir mit Oesterreich geschlossen haben und ähnliche Verträge mit andern Regierungen, insbesondere Verabredungen, die wir mit Italien haben, sind nur der Ausdruck der Gemeinschaft in den Bestrebungen und in den Gefahren, die die Mächte zu laufen haben. Sie haben das gleiche Bestreben, Gefahren, die sie gemeinsam bedrohen, abzuwehren." Der Zweck des Dreibundes war also gewiß ein defensiver, nämlich die Erhaltung des dermaligen Besitzstandes, und ebenso gewiß ist es ihm zu danken, daß Europa durch fünfunddreißig Jahre sich der Segnungen des Friedens erfreuen

Digitized by Google

konnte. Ebenso sicher ist es aber, daß damit seine Aufgabe nicht erschöpft sein konnte, sondern daß er die Verbündeten auch verpflichtete, zur Abwehr drohender Gefahren ans Schwert zu greifen; er wäre sonst ziemlich wertlos. Das zu bestreiten, fällt auch gewiß Herrn Cirmeni nicht ein. Er steift sich aber auf das Wort Angriff. Nun ist das eigentlich eine Frage der Interpretation, denn selbst wenn ein Bündnisvertrag einen ausschließlich defensiven Charakter an sich trägt, wird es, wie der berühmte Internationalist Heffter zutreffend bemerkt, nicht immer leicht sein zu entscheiden, ob der Bundesgenosse der angegriffene oder der angreifende Teil war. Ausschlaggebend muß meines Erachtens der Umstand sein, ob der Angriff den Zweck verfolgt, sich fremden Gutes zu bemächtigen, oder ob er bestimmt ist, den eignen Besitz zu verteidigen. Offensiv in diesem Sinne des Wortes sind in dem gegenwärtigen Kriege gewiß nicht Oesterreich-Ungarn und Deutschland. Sie sind die Angegriffenen, sie sind es, die ihren Besitz zu verteidigen haben, zu verteidigen gegen Rußland, das darauf ausgeht, Oesterreich-Ungarn zu zertrümmern, indem es sich der von Ruthenen bewohnten Gebiete bemächtigen will, die Bemühungen Serbiens, Kroatien und Bosnien an sich zu reißen, unterstützt und uns Rumänien in die Flanke zu hetzen versucht, um sich so den Weg zu den Meerengen frei zu machen; — gegen die Franzosen, die aus ihren Revanchegelüsten nie ein Hehl gemacht haben, endlich gegen England, das die aufstrebende Seemacht Deutschlands nicht neben sich dulden will. Ungeachtet also das Ziel, das die Mächte des Dreiverbandes verfolgen, zweifellos eine Minderung des Besitzstandes Oesterreich-Ungarns und Deutschlands ist, hat sich Italien auf den formellen Standpunkt gestellt und sich für die die strenge Interpretation des Casus foederis entschieden.

Aber selbst wenn der Casus foederis unzweifelhaft vorgelegen wäre, hätten anderweitige Verabredungen Italien unter Umständen an der Erfüllung seiner Bundespflichten gehindert. Wie Herr Cirmeni bemerkt, sollen Deutschland und Oesterreich seinerzeit der Erklärung zugestimmt haben, daß Italien an einem Kriege nicht teilnehmen werde, an dem England beteiligt ist. Dies habe der damalige italienische Minister Graf Guicciardini im Jahre 1906 in einer Sitzung des Senates ausdrücklich betont (der ausführliche Auszug dieser Rede, der damals den Wiener Blättern zukam, hat die erwähnte Stelle nicht enthalten). Ferner hätte nach einer Aeußerung Delcassés, von der man hier ebenfalls nichts weiß, Italien in dem von Visconti-Venosta im Jahre 1902 mit Frankreich abgeschlossenem Abkommen über Tripolis und Marokko, das erst Prinetti an die Oeffentlichkeit brachte, sich verpflichtet, an einem Angriffe Deutschlands auf Frankreich nicht teilzunehmen. Man sieht, wie verklausuliert die Verpflichtung Italiens zur Heeresfolge im Grunde ist.

Daß unter diesen Umständen die italienische Regierung in einige Verlegenheit geriet, als es sich darum handelte, zu dem ausgebrochenen Kriege Stellung zu nehmen, ist nicht verwunderlich. In einem Artikel eines Giolitti nahestehenden Blattes wird die Lage Italiens sehr treffend mit den Worten charakterisiert, es sei gezwungen, auf einem Drahtseile zu laufen.

Digitized by Google

Wenn man eine seinerzeit in der „Tribuna" veröffentlichte Notiz als authentisch ansehen darf, hat der italienische Ministerrat bereits am 1. August die Lage in Erwägung gezogen und sich in der Auffassung geeinigt, daß Italien nicht verpflichtet sei, an dem Kriege teilzunehmen, sich vielmehr seine Entschließungen vorbehalte. Angesichts dieser Erklärung ist es begreiflich, daß die Mächte des Dreiverbandes es an nichts fehlen ließen, um Italien zu sich herüberzuziehen. Der erste Lord der Admiralität, Sir Winston Churchill, gab die Versicherung, daß Frankreich und England keine weitere Ausdehnung im Mittelmeere wünschen, Frankreich wollte der lateinischen Schwester ein Anlehen von einer Milliarde unter den günstigsten Bedingungen gewähren, Rußland endlich hatte den schlauen Gedanken, Italien die Auslieferung der österreichischen Kriegsgefangenen italienischer Nationalität anzubieten unter der Voraussetzung, daß sie verhindert würden, neuerdings in österreichische Kriegsdienste zu treten. Dazu eröffnete man Italien die verlockendsten Perspektiven auf territoriale Erwerbungen, natürlich auf Kosten Dritter. Das Ministerium Salandra blieb allen diesen Verlockungen gegenüber fest und beantwortete alle Interpellationen, die von innen und von außen kamen, dahin, daß Italien unter allen Umständen bei seiner neutralen Haltung verharren werde. Daß dann die Beschlagnahme italienischer Schiffe durch französische und englische Kreuzer, die Behandlung der italienischen Freiwilligen in Frankreich, die Erinnerung an die feindselige Haltung Frankreichs während des libyschen Feldzuges nicht dazu beitragen konnten, Italien für die Liebeswerbungen aus Paris zugänglicher zu stimmen, wird man ihm nicht verübeln können.

Auf eine Andeutung in den beredten Ausführungen Cirmenis möchte ich noch kurz zurückkommen. Zum Beweise, daß der Dreibund seine Teilnehmer nicht unbedingt zu einem solidarischen Vorgehen verpflichte, wird in dem Artikel das Beispiel des Italienisch-Türkischen Krieges angeführt, in dem Deutschland und Oesterreich ihre Neutralität erklärten. Ja, hätte Italien eine Kooperation seiner Verbündeten gewünscht oder auch nur erwartet? Das wird sich kaum behaupten lassen. Dagegen spricht jedenfalls eine Aeußerung San Giulianos vom 18. Dezember 1912, die hier wörtlich angeführt werden soll. „Wenn die Unternehmung in Libyen nicht durch diplomatische Verhandlungen vorbereitet wurde, so hatte das seinen Grund darin, daß Italien von allem Anfang an den Wunsch hatte, diese Aktion ausschließlich mit eignen Kräften, als Ausfluß der erneuerten Energie des italienischen Volkes durchzuführen." Uebrigens besaß ja Italien, wie in Crispis Memoiren zu lesen ist, hinsichtlich der italienischen Aspirationen in Nordafrika bestimmte Zusicherungen seiner Verbündeten. Ebensowenig zutreffend ist der Hinweis auf das Ultimatum Oesterreich-Ungarns an Serbien. An eine Mitwirkung Italiens bei diesem Kriege hat man wohl nie gedacht. Uebrigens haben die Dreibundverträge wohl stets nur kriegerische Zusammenstöße zwischen den Mitgliedern der beiden europäischen Mächtegruppen im Auge gehabt und gewiß nicht Fälle, wie die beiden angeführten.

Digitized by Google

Soviel über die Bündnisfrage. Nun zum zweiten, von Cirmeni allerdings nur kurz angedeuteten Grunde für Italiens neutrale Haltung: es fürchtete, daß das Vorgehen Oesterreich-Ungarns gegen Serbien den Statusquo auf der Balkanhalbinsel zum Schaden des italienischen Einflusses erschüttern könnte. Aus dieser Bemerkung, ebenso wie aus dem Motivenberichte, mit dem die „Tribuna" seinerzeit die Beschlüsse des italienischen Ministerrates eingeleitet hat, spricht neuerdings jenes Mißtrauen in Oesterreich-Ungarns Balkanpolitik, das trotz aller Abmachungen und Zusicherungen in Italien unausrottbar zu sein scheint. Inzidenter auf dieses Thema einzugehen, ist hier nicht der Platz.

Durchaus einleuchtend ist die weitere Erwägung, daß Italien sein Heer nicht vollständig bereit hätte, um einen großen Krieg zu beginnen. Wie es heißt, hat der libysche Feldzug nicht bloß organisatorische Maßnahmen in der italienischen Armee notwendig gemacht, sondern auch die sonst so geordneten italienischen Staatsfinanzen in eine gewisse Unordnung gebracht. Unter solchen Umständen weicht man einem so kostspieligen Unternehmen, wie ein europäischer Krieg ist, begreiflicherweise lieber aus. Ultra posse nemo tenetur.

Als letztes, gewichtigstes Argument führt Herr Cirmeni die Erwägung ins Treffen, wenn Italien an der Seite Deutschlands und Oesterreichs sich am Kriege beteiligte, hätte es zu befürchten, daß die im Mittelmeer vereinigten Flotten Englands und Frankreichs die italienischen Städte an den langgestreckten Küsten beschießen, seine großen Inseln in Gefahr bringen und die Verbindung zwischen Italien und Libyen abschneiden würden. Diesem Gedanken widmet Cirmeni eine längere Ausführung, und er verdient deshalb, auf seine Berechtigung eingehender geprüft zu werden. Oesterreich-Ungarn und Deutschland haben für die Mittelmeerinteressen Italiens stets das vollste Verständnis gehabt und dies auch, wie Crispi erzählt, bei den Verhandlungen über den Anschluß Italiens an das deutsch-österreichische Bündnis deutlich zu erkennen gegeben. Sie haben es auch begreiflich gefunden, daß Italien zum Schutze dieser Interessen besondere, ausschließlich diesem Zwecke dienende Verabredungen mit Frankreich und England traf. Allein es mußte ihr begreiflicher Wunsch sein, Italien aus diesem Verhältnis der Abhängigkeit von der Gnade zweier, einer andern Gruppe angehörenden Mächte zu befreien und ihm behilflich zu sein, auf eignen Füßen zu stehen. Der Gedanke eines Zusammenwirkens der österreichisch-ungarischen und der italienischen Flotte zum Schutze ihrer gemeinsamen maritimen Interessen fand nicht bloß in den Regierungskreisen, sondern auch in unsern Vertretungskörpern warme Anwälte, wie die Protokolle der Delegationssitzungen, die Reden des Grafen Tisza, des Herrn v. Grabmayr usw. erweisen. Um die österreichisch-ungarische Flotte in den Stand zu setzen, dieser Aufgabe gerecht zu werden, wurden die Marineausgaben, die im Jahre 1902 49 Millionen betrugen und seitdem eine fortwährende Steigerung erfuhren, in den Voranschlag für 1914/15 mit 177 Millionen eingesetzt. Diese Bestrebungen blieben in England und Frankreich nicht unbemerkt. Gelegentlich der Beratung des Marinebudgets im englischen Oberhause, August 1913, lenkte Earl of Selborne die Aufmerksamkeit der Regierung auf den Umstand, daß im

Digitized by Google

Mittelmeere 4 englische 13 italienischen und österreichischen Schiffen gegenüberstehen, und daß sich in den nächsten Jahren die Lage für England noch ungünstiger gestalten werde. Lord Haldane erwiderte, es sei allerdings mit der Möglichkeit zu rechnen, daß sich die Flottenbestände Oesterreichs und Italiens erhöhen, allein er könne nicht unerwähnt lassen, daß Frankreich im Mittelmeere eine Flotte habe, die beinahe ebenso groß ist wie die vereinigten Flotten Oesterreichs und Italiens, und im März 1914 äußerte sich der erste Lord der Admiralität dahin, daß England im Jahre 1915 im Mittelmeer ein Schlachtschiffgeschwader von 8 Schiffen haben wolle, wovon 6 Dreadnoughts, die auf Malta basiert sein werden. Auch in Frankreich erwachte die Besorgnis von einer Verschiebung der Machtverhältnisse im Mittelmeere. Der französische Marineberichterstatter gab die offene Erklärung ab, daß das Hauptziel der französischen Marinepolitik darin bestehe, Frankreich und seinem Verbündeten um jeden Preis die Beherrschung des Mittelmeeres zu sichern. Es bestehe zwar gegenwärtig eine Gleichwertigkeit in bezug auf das Schiffsmaterial, im Jahre 1920 werden aber 4 Ueberdreadnoughts nötig sein, um dieses Gleichgewicht aufrechtzuerhalten. Welchen Wert übrigens die Unterstützung der Verbündeten auch in maritimen und kolonialen Fragen für Italien besitzt, zeigte sich auf der Londoner Botschafterkonferenz. Als der französische Delegierte Cambon die Abtretung sämtlicher ägäischen Inseln an Griechenland befürwortete, traten die Vertreter Oesterreich-Ungarns und Deutschlands für die Vorbehalte des Marchese Imperiali ein. Die Erfahrungen des gegenwärtigen Krieges dürften übrigens dazu beigetragen haben, die Furcht Italiens vor den Flotten Frankreichs und Englands herabzumindern. Das französische Mittelmeergeschwader hat sich in diesen drei Monaten damit zufriedengegeben, einige baufällige Kastelle an der dalmatinischen Küste zu bombardieren, und die Erfolge, die Deutschland zur See erzielte, haben dem Prestige Englands als weltbeherrschender Seemacht zum mindesten einen starken Stoß versetzt. Was aber den dritten Verbündeten, Rußland, anbelangt, hat Italien wohl kaum ein Interesse, ihm den Weg zum Mittelmeer zu ebnen; es würde dies allen seinen Traditionen widersprechen. Als es sich um den Anschluß Sardiniens an die Westmächte im Krimkriege handelte, hielt Graf Cavour im Turiner Parlament eine Rede, in der er ausführte, wenn Rußland sich Konstantinopels bemächtigte, würde es die Oberherrschaft auf dem Mittelmeer erringen, die Folge wäre aber für Piemont wie für ganz Italien im höchsten Grade verhängnisvoll. Vor eine neue Probe auf das Exempel ist Italien durch das Eintreten der Türkei in den Krieg, und zwar als Gegner des Dreiverbandes gestellt. Der Gedanke liegt nahe, daß Italien durch das Entflammen der panislamitischen Bewegung auch in seinen afrikanischen Besitzungen bedroht werden könnte. Diese Befürchtung erweist sich als unbegründet. Es liegen Zusicherungen der Pforte vor, daß sie in Berücksichtigung der italienischen Interessen alle erforderlichen Maßnahmen treffen wolle, um die islamitische Bewegung von Libyen fernzuhalten. Nach seither eingelangten Meldungen soll der Schech der Senussi tatsächlich seine Streitmacht bereits aus der Cyrenaika zurückgezogen und nach

Digitized by Google

Aegypten geschickt haben. Auch die türkische Presse schlägt einen freundlichen Ton an. So wurde unlängst im „Tanin" die Wichtigkeit der Freundschaft der Türkei für Italien hervorgehoben und versichert, daß Italien, solange es seinem Verbündeten treu bleibe, auf die Freundschaft der Türkei rechnen könne. Eine gleiche Erklärung erfolgte angeblich von seiten des türkischen Botschafters am italienischen Hofe.

Versucht man die Argumente, die im Artikel Cirmenis und anderwärts für die Neutralität Italiens vorgebracht wurden, auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen, so gelangt man zu der einfachen Formel, Italiens Haltung werde ausschließlich durch seine Interessen bestimmt. Diese Interessen weisen es aber auf seine Verbündeten. Die „Tribuna" hat noch vor Ausbruch des Krieges einen Artikel veröffentlicht, in dem es hieß, Italien werde, eines napoleonischen Spruches gedenkend, daß das Herz eines Staatsmannes in seinem Kopfe sitzt, nur seinen eignen Interessen Rechnung tragen; diese müßten es aber bestimmen, den Dreibundvertrag ehrlich und rückhaltlos zu erfüllen und von seinen Verbündeten die Gefahr hinterhältiger Ueberfälle fernzuhalten. Die Kraft Oesterreich-Ungarns und Deutschlands in Europa bedinge die Kraft und Macht Italiens im Mittelmeer. Demselben Gedanken hat der deutsche Staatssekretär v. Jagow in einer Unterredung mit einem italienischen Journalisten Ausdruck gegeben, indem er sagte, die Perspektiven der Zukunft müßten Italien zu den Zentralmächten drängen, deren Interessen mit denen Italiens vollständig zusammenfallen. Ist man sich in Italien dessen bewußt, daß seine dauernden Interessen mit denen seiner Verbündeten gemeinsam sind, so wird man auf der andern Seite gerechterweise verstehen müssen, wenn seine besonderen Interessen es Italien geraten erscheinen lassen, in dem gegenwärtigen Kriege neutral zu bleiben. Daß keine Macht auf die Dauer eine mit ihren Interessen im Widerspruche stehende Bündnispolitik verfolgen könne, hat Bismarck in seiner obenerwähnten Rede besonders hervorgehoben.

Deutschland hat nach den Erklärungen des Herrn v. Jagow in der loyalsten Weise die Gründe anerkannt, welche für den, angesichts mannigfacher Umstände, von Italien gefaßten Beschluß, neutral zu bleiben, maßgebend waren, und auch in Oesterreich-Ungarn würdigt man, wie eine hochoffiziöse Aeußerung im „Fremdenblatt" besagt, vollständig die Erwägungen, die Italien zu seiner Haltung bestimmen, und begreift, daß es sich entschlossen hat, am Kriege nicht teilzunehmen. Italien, das stets einer Politik der Abenteuer abhold war, wird, wie man annehmen darf, auch weiterhin bei seiner wachsamen und besonnenen Neutralität verharren, die sich als ehrlich gegen die Bundesgenossen und als fest gegen den Dreiverband erwies. So ist denn die anfängliche Ueberraschung über die in Rom gefaßten Entschlüsse einem vollen Verständnis gewichen, und Italiens Neutralität wird in Wien nicht mehr „bitter empfunden", wie Herr v. Bunsen sagte.

Wien, 12. November 1914.

Digitized by Google

Wissenschaft und Patriotismus

Von

Prof. Dr. Rudolf v. Scala

Im schwersten Kampfe, den Bildung und Gesittung je gekannt haben, ziemt es sich, auch Einkehr zu halten in das Verhältnis der Wissenschaft zum Vaterlande, zum Weltkriege. Erklärungen von Hunderten sind hinausgegangen, die Zeugnis ablegen dafür, wie eins alle Vertreter der deutschen Wissenschaft und Kunst sich fühlen in dem Kampfe gegen heimtückische Verschwörer und Meuchelmordbeschützer. Es ist uns ja wahrhaft nicht schwer gemacht, aller Welt, die Urteil besitzt, zu zeigen, auf welcher Seite Kultur und Zivilisation beschützt wird, auf welcher Seite eine unfähige Staatsverleitergesellschaft die Japaner, die Turkos und Senegalneger, die Kaffern, die Tunguſen und Baschkiren, die Gurkhas und Sikhs, die Anamiten und Tonkingleute auf die Deutschen und Oesterreicher losläßt. Hält die Gewissenlosigkeit Greys in dunklen Stunden den Sieg dieser Horden für möglich? Und dann — après nous le déluge? Und so wollen wir angesichts so unsagbaren Frevels gegen Rassenglauben, gegen Kulturüberlegenheit und gegen die Kulturmenschheit zusammenfassen, wie wir ganz anders als die Unterzeichner der englischen Gelehrtenerklärung vom 1. August, die sich in tiefer Ehrlichkeit gegen einen allfälligen Krieg wenden mußte, in all unseren Gefühlen, aber auch in all unseren Gedanken und Erwägungen uns eins fühlen mit unseren kämpfenden Heeren; wie wir keine Scheidung zwischen Militarismus und Wissenschaft kennen, die so töricht von unseren Gegnern erfunden wird; wie alle unsere Wünsche nur die gänzliche Besiegung unsrer Gegner kennen, nicht etwa in unserem deutsch-österreichischen Interesse allein, sondern zugunsten einer gedeihlichen geistigen Entwicklung der Menschheit: wohin käme sie, wenn die Ideale dieser „Staatsmänner", die zu Hordenführern geworden sind, verwirklicht würden?

Staat und Wissenschaft hatten nicht immer ein inniges Verhältnis. Zeiten tiefen Zwiespaltes waren vorhanden, da wissenschaftlicher Ernst sich mühsam den Weg bahnte, seine warnende Stimme erheben sollte und mußte und doch der staatlichen Autorität nicht schaden durfte und konnte. Aber auch gleichgültige Zeiten hat es gegeben, da der Staatsleitung frischere Impulse fehlten und nur Vernunftehe die beiden aneinander kettete, oder ein inniges Verhältnis zwischen Staat und Wissenschaft nicht einsetzen konnte, weil die Wissenschaft seltsame Wege ging, Welt- und Staatsflucht predigte wie zu Zeiten der feig-anarchistischen Träume der Megariker oder des überhebenden Weisheitsprotzentums eines Teiles der Stoa.

Was uns allen aber jetzt die Zungen löst — wäre es nur zu hinreißender Pfingstpredigt! — und die tiefernst empfundene Pflicht erfüllen läßt, Zeugnis abzulegen für unsere Staaten und unser Volkstum, wenn wir schon nicht das

Digitized by Google

Glück hatten, die Schwielen Niebuhrs von den Gewehrgriffübungen auch bei uns festzustellen, das ist die innerste Ueberzeugung: hier in diesem Kriege vertreten unsere Staaten die höchsten Forderungen, nicht bloß für das Deutschtum und für unser Vaterland Oesterreich-Ungarn, auch für Wissenschaft, Kultur und Moral, Recht und Sitte, für alle Kulturgüter und die Fortentwicklung des gemeinsamen Menschheitsbesitzes. Die Uebung der Wissenschaft würde ja sicher nicht ersterben, wenn auch eine mehr tangentiale Beschäftigung in breiteren Schichten — wie in England — oder mehr mechanische Wissenschaftsnachahmung — wie bei den Japanern — siegen würde; wohl aber ginge die wissenschaftliche Durchtränkung des ganzen Staatswesens verloren. In Verwaltung und Unterricht, Volkswirtschaft, Technik und Industrie und nicht zuletzt in unserem „Militarismus" ist überall wissenschaftlicher Geist lebendig und tätig; Wahrheit, Zucht und Ordnung herrscht, wo unsre Zentralmächte herrschen. Und in unseren Kolonien, mögen sie Deutsch-Ostafrika oder Bosnien und Herzegowina heißen, schafft dieser Geist vor allem gesundheitliche Zustände, ist sich der Pflicht bewußt, im höchsten Sinne zu erobern. Sollen wir jenen französischen Generalstabsarzt zitieren, der Madagaskars Zustände mit jenen Deutsch-Ostafrikas vergleicht, und sollen wir die unermüdliche Arbeit in der Herzegowina mit den Zuständen in Indien vergleichen, wo Cholera und Pest wie ehedem herrscht und die ungeheuren Einkünfte nach England abfließen, statt zum Heile des Landes investiert zu werden? Sollen wir von dem Geiste sprechen, der in unseren Schulen herrscht, oder vom Analphabetentum in Belgien? Sollen wir von der breiten wissenschaftlichen Arbeit sprechen, die, gewiß trefflich, aber in schmaler Zone, auch in England geübt wird? Sollen wir von dem wissenschaftlichen Geiste sprechen, der nicht bloß die todbringenden Zeppeline und die Mörser geschaffen, sondern auch die in England vielgeliebten Zeiß-Instrumente und Arzneimittel, die England durch Patentraub sich nun aneignet? Sollen wir auf jenen wissenschaftlichen Geist hinweisen, der unsre beiderseitigen Staaten bei Kriegsausbruch durchdrang, jenen schlichten Geist der Wahrheit, der alle Parteizerklüftung in nie gesehener Kraft geheilt hat? Und den Geist der Steinschen Berichte gegenüber dem Karnevalstum tollster Lügen über Revolutionen in Berlin und Prag, über unsere Kaiser, über Siege und Niederlagen?

So würde der Sieg der vereinigten Engländer, Belgier, Franzosen, Russen, Serben, Montenegriner, Japaner alle Früchte deutschen Geistes vernichten; jener Dilettantismus in der Staatsauffassung, wie er die edelsten Geister — Lord Morley, Burns und hervorragende Lehrer der englischen Universitäten Oxford und Cambridge — in Opposition trieb, würde allein herrschen und seine Blüten, von denen wir Lloyd George, Curzon und andere Leuchten bereits gehört haben, leiteten den Verkehr der Staaten. —

Wissenschaftliche Auffassung kann so nur zu höchsten Opfern auffordern, um nicht als Zukunftsbild jene frivole Politik nach außen und innen zu erhalten, die scheinbar die alte Logik „Macht geht vor Recht" in die Tat umsetzen will, dabei aber vergißt, daß der Bruch des Rechtes auch in der eignen Nation aufs

Digitized by Google

schwerste verurteilt wird, wenn die Kampfmittel durch Kläglichkeit, Verlogenheit und Rassenverrat die Macht in jedem Fall verringern, ja untergraben müssen. —

Vor jedem wissenschaftlichen Forum, das Täuschung des Feindes als Kriegsmittel anerkennt, wird die Unwahrheit gegenüber dem eignen Volke — bloß als Stimmungsmache — auf das heftigste verurteilt werden. Die Betonung des Neutralitätsschutzes Belgiens hat als Beeinflussung der Stimmung des Auslandes und Verhüllung der strategischen Absichten Englands sicher Wert und damit seine Entschuldigung in sich. Aber das eigne Parlament hat laut stenographischem Protokoll der edle Sir Edward Grey belogen; denn es ist Tatsache, daß gerade dieser erlogene Grund der Kriegserklärung bei den Intelligenzschichten und den breiten Massen am meisten Eindruck machte. Die bloße kaufmännische Bilanz, die als Draufgabe von Sir Edward Grey vorgebracht wurde, hätte bei aller Veranlagung nicht die Schwingungen der englischen Volksseele hervorgebracht. Oder wagt der edle Sir noch angesichts der belgisch-englischen Verhandlungen und Abmachungen von 1906 und 1913 die tiefe Verletzung seines Gerechtigkeitsgefühls durch die deutsche Verletzung der belgischen Neutralität aufrechtzuhalten? So fadenscheinig war noch nie ein Vorwand zum Kriege. Das ist staatslenkender Dilettantismus, der den weltgeschichtlichen Gegensatz verleugnet: zu den aufstrebenden, neuen Kolonialboden benötigenden und erringenden Mittelmächten mit gewaltiger Technik und Industrie steht nicht England an sich im Gegensatze, wohl aber die Neidpolitik Englands mit ihrem Umklammerungssystem, mit ihren Kettenringen Gibraltar, Malta, Suez, Aden, mit ihrem Schaukelsystem, das die stärkste Festlandsmacht als Gegenstand des größten Neides betrachtet. Weshalb nicht aussprechen, was man fühlt? Weshalb sich hinter Kriegsvorwänden verbergen, die wissenschaftliche Geschichtsauffassung beim ersten Anfassen zerbricht? Die Parteinahme Belgiens für England-Frankreich seit 1906, die Selbstvernichtung der Neutralität durfte einem englischen Parlament nicht vorenthalten bleiben. Nie ward also dem eignen Volke ein kläglicherer und unverfrorener erlogener Vorwand zum Kriege geboten als von Grey! Die Fides punica hat nur dem Ausland gegolten; die Fides britannica, die nun sprichwörtlich wird, wendet sich gegen das eigne Volk. Und ein Stück Schamlosigkeit gehörte immerhin dazu, dem Gegensatze zwischen Leistung und Neid in einem Augenblicke nachzugeben, wo man durch ein Losschlagen die Mörderpolitik der Karageorgevich unterstützte.

Und nun zur Stellung der Wissenschaft gegenüber den Kampfmitteln. Für Beurteilung der Psychologie der Lüge, der Stimmungsmache, wird man in künftigen Jahrzehnten beim Studium der englischen und französischen Zeitungen besonders überrascht sein — man braucht nur auf die widerwärtige Täuschung der Antwerpener Bevölkerung, auf die kläglichen Erfindungen in bezug auf Oesterreich, auf die ständigen Lügenberichte aus Frankreich hinzuweisen. Aber ganz besonders beklagt die Wissenschaft, daß das Volk, dem Gobineau angehört, ebenso wie das englische Volk, dem sonst Rassenbewußtsein nicht abzusprechen ist, alle Ueberlegenheit der weißen Rasse vernichten will. Die Worte Gobineaus rufen

Digitized by Google

wir uns lebhaft ins Gedächtnis, die heute mehr als je Geltung haben: „Später als die Kämpfe kamen, brandmarkte die auserlesene Rasse die beiden niederen Gruppen, zumal die schwarzen Völker, mit jenem Namen Barbaren, welcher sozusagen das Zeugnis einer gerechten Verachtung auf ewige Zeiten blieb. Aber neben dieser Wahrheit zeigt sich uns noch die weitere, daß die gelbe Rasse als Angreiferin und Siegerin, gerade wenn sie zwischen die weißen Völker geriet, einem Flusse ähnlich wurde, der Goldlager durchströmt und zerstört: er belädt seinen Schlamm mit Goldkörnern und bereichert sich so selbst. Darum erscheint die gelbe Rasse in der Geschichte so oft halbzivilisiert und verhältnismäßig zivilisationsfähig, bedeutsam zum mindesten als Werkzeug der Zerstörung, während die schwarze Gattung, von jeder Berührung mit der erlauchten Familie mehr abgeschnitten, in eine tiefe Trägheit versunken bleibt." (Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen 2, 381/2.)

Sind diese Ueberzeugungen vom Weltkriege und seinen frevelhaften Verursachern militaristisch? Kühl abgewogenes wissenschaftliches Urteil muß den Stab brechen über Vorwände, Ursachen, Kampfmittel und Endziel. Dieses Endziel würde genügend gekennzeichnet durch den Sieg der gelben, schwarzen, braunen Rassen, durch den Sieg der Verwundetenverstümmler und Frauenmißhandler, durch den Sieg der beiden Nationen, von denen die eine die Freiheit des Individuums andrer Völker mißachtet, die andre duldet, daß ihre Leiter sich statt zu Vertretern der eignen ehrlichen Arbeitsschichten vielmehr zu Anwälten der durch Sportüberhebung und Globetrottertum in Leistungen rückständigen und daher neiderfüllten Schichten machen.

Nun zum Schluß der langen Reihe von Gründen, die uns Vertreter der Wissenschaft in diesen stolzen und großen Zeiten mehr als je zu glühenden Patrioten macht, weil wir Kultur statt Firnis, Wahrheit statt Lüge, Durchtränkung des Staatsgedankens mit wissenschaftlichem Geiste statt dilettantischer Staatsleitung, Menschlichkeit statt Roheit durch unsre Mächte vertreten finden, weil wir in dem Siege unsrer Völker die bessere Zukunft des ganzen Menschengeschlechtes sehen. In der weißen Rasse liegt Vergangenheit und Zukunft; und Verrat an aller Hoheit der Kultur ist diese Völkeransammlung des Dreiverbandes, wo in ungleichem Einsatze Zierden des deutschen Parlaments, des deutschen Fürstenstandes, der deutschen Arbeit, Lehrer unsrer Hochschulen gegen Schlachtreihen fallen, in denen Hottentotten, Tunguſen und Senegalneger kämpfen!

Die Wissenschaft hat bisher in Uebereinstimmung mit dem Patriotismus, der tiefen Liebe zu Staat und Volk, für weite Verbreitung ihrer Ergebnisse und ihrer Methoden gesorgt, in der Ueberzeugung, daß es dem eignen Lande zum Vorteil gereiche, wenn es teile von dem Reichtum geistiger Kräfte. Unsre Hochschulen standen Serben, Japanern, Engländern, Russen wie andern offen, und wir hatten die Freude der Anerkennung unsers Lehrerberufes: die deutschen und österreichischen Hochschulen schienen ein *παιδευτήριον*, ein Erziehungshort der Welt zu sein. Schwarzer Undank hat uns gelohnt: nicht bloß deutsche Militärwissenschaft verwendet nun Japan gegen uns, auch sonst kehren sich unsre Waffen

Digitized by Google

wider uns. So ziehen wir uns auf uns selbst zurück — in diesem wissenschaftlichen Sinne auf jene uns zugedachte Splendid isolation gegenüber den Westmächten, die wir aber vor allem mit unsern nordischen Stammesgenossen, Holländern, Dänen, Norwegern, Schweden, mit Schweizern und hoffentlich auch mit Rumänen, Italienern, Bulgaren und Türken teilen wollen.

Die Wissenschaft war „international" im weitesten Sinne. Ihr Patriotismus gebietet ihr nun, nur bestimmte Völker heranzuziehen; der undankbaren bedürfen wir nicht.

Zur Vorgeschichte der französischen Kriegserklärung im Jahre 1870

Von

Dr. Wilhelm Cahn, Geh. Legationsrat z. V.

Als die Belagerung von Paris bereits in ihr letztes Stadium getreten war, die Deutschen sandten schon ihre Geschosse in die Weltstadt, da begegnete ich Ernest Renan,[1]) dessen Kolleg ich 1862 gehört hatte, und der mir immer freundschaftlich gesinnt geblieben war. Er war sehr mißgestimmt in der Voraussicht der baldigen Kapitulation. „Was sich nun ereignen wird," äußerte er, als ich ihn ein Stück Wegs begleitete, „das ist mir ganz klar. Wir sind dem Ende nahe. Um sich zu trösten, wird alle Welt „Revanche" schreien, Revanche in drei, in fünf, in zehn Jahren, je nach dem Temperament des Sprechers. Aber glauben Sie mir, um es Preußen gleich tun zu können, bedarf es einer völligen Regeneration des französischen Volkes. Ich werde sie nicht erleben, und ich fürchte, Sie auch nicht, Doktor, obgleich Sie noch ziemlich jung sind."

Ich habe sie wirklich nicht erlebt, diese Regeneration, aber einen neuen Krieg Frankreichs mit Deutschland. Und wie damals Frankreich unter nichtigen Vorwänden Deutschland mit Krieg überzogen hat, so ist auch jetzt Frankreich über Deutschland hergefallen, weil es vorgab, dem russischen Barbarenstaat, der indirekt schuld war an der Ermordung des österreichischen Thronfolgerpaares,

---

[1]) Verfasser, damals Kanzler der bayrischen Gesandtschaft, war infolge Vereinbarung zwischen Bayern und Frankreich in Paris verblieben, und zwar der schweizerischen Gesandtschaft attachiert, da diese den Schutz der bayrischen und badischen Staatsangehörigen übernommen hatte. In dieser Stellung war er während des Krieges, der Belagerung und der Kommune tätig. Seit dem Jahre 1860 in Paris lebend, hatte er vielfach Gelegenheit, die Pariser der verschiedensten Stände und Berufe in ihrer Eigenart kennen zu lernen. — Nebenbei sei bemerkt, daß er den Dienst an der bayrischen Gesandtschaft im Jahre 1874 aufgegeben hat, um einem Rufe zum Eintritt in das Auswärtige Amt des Deutschen Reiches Folge zu leisten. — Wie er die Vorgeschichte des Deutsch-Französischen Krieges mit dem nüchternen Auge des Deutschen sich hat abspielen sehen, soll den Gegenstand dieser Zeilen bilden.

Digitized by Google

Hilfe leisten zu müssen. Was aber war der wirkliche Grund zu einem Bündnis Frankreichs mit einem Staat, von dessen Bewohnern der Franzose zu sagen pflegt: „Grattez le russe, vous trouverez le tartare!“ Mit einem Staate, dessen Bewohner 70 Prozent Analphabeten hat. Es war die leidige Revancheidee, die verlorenen Provinzen Elsaß-Lothringen dem Deutschen Reiche wieder zu entreißen. Dafür hat es Milliarden an Rußland gegeben, dafür vergießt es heute Ströme Blutes, und alles dieses umsonst. Wir sind noch nicht am Ende des Krieges, aber dafür stehen alle deutschen Mannen, und wenn diese nicht ausreichen, zwei Millionen Freiwilliger ein, daß uns die deutschen Lande Elsaß-Lothringen erhalten bleiben. Frankreich aber rufen wir zu: „Quos Deus perdere vult dementat prius.“

*

Am Montag, den 4. Juli brachte die Morgennummer des „Constitutionnel“ die aufregende Mitteilung, daß die Kandidatur Hohenzollern für den spanischen Thron greifbare Gestalt angenommen habe.[1]) Tags vorher hatte schon die „Agence Havas“ berichtet, eine von dem General Prim abgesandte Deputation habe dem Prinzen von Hohenzollern die spanische Krone angeboten, die von demselben angenommen worden sei. Diese Nachricht in der Abendausgabe der „Gazette de France“ fand nur wenig Beachtung, da der herrliche Sonntag ganz Paris aufs Land gelockt hatte. Aber der Montag mit seiner Ernüchterung war nicht geschaffen, einen Artikel wie den des „Constitutionnel“ mit Gleichmut zu übergehen. Derselbe besagte, allerdings richtiger als die Depesche Havas, „daß Agenten des Marschall Prim sich nach Preußen (sic!) zu dem Erbprinzen von Hohenzollern begeben hätten, um ihm die spanische Krone anzutragen; man wisse noch nicht, ob Prim dies im eignen Namen oder im Auftrage der Cortes getan habe; sei ersteres der Fall, so handle es sich um eine einfache Intrige; sei aber der Schritt vom spanischen Volke sanktioniert, so würde man bei aller Ehrerbietung vor der Entschließung der spanischen Nation ein Gefühl der Ueberraschung nicht unterdrücken können, daß das Zepter Karls V. einem preußischen Prinzen anvertraut werden soll, dem Enkel einer Prinzessin aus der Familie Murat, an deren Namen sich für Spanien nur schmerzliche Erinnerungen knüpfen“.

Alle Abendzeitungen des 4. Juli brachten dieselbe Notiz, und das Zepter Kaiser Karls V. in den Händen eines „preußischen“ Prinzen war für jede Zeitung, welcher politischen Richtung sie auch angehören mochte, gleichbedeutend mit der Knebelung Frankreichs durch Spanien einerseits und durch das herrschsüchtige Preußen anderseits.

Daß der Artikel des „Constitutionnel“ von dem Ministerpräsidenten Ollivier angeregt war, stand für jeden Kenner der politischen Verhältnisse außer Frage. Merkwürdig ist nur, daß in den in Paris am 4. und 5. Juli erscheinenden

[1]) Siehe Cahn, Pariser Gedenkblätter, Bd. I, S. 1 ff.

Digitized by Google

Zeitungen alle ohne Ausnahme nicht von dem hohenzollernschen, sondern von einem preußischen Prinzen sprachen. Zwischen Preußen und Hohenzollern bestanden aber schon seit Jahrhunderten keine verwandtschaftlichen Beziehungen. Außerdem ist ersteres protestantisch, letzteres katholisch! Dagegen hätte durch einfaches Nachschlagen in der französischen Ausgabe des Gothaer Hofkalenders jeder Journalist leicht ersehen können, daß Prinz Leopold von Hohenzollern nicht nur väterlicherseits (Murat), sondern auch mütterlicherseits (Beauharnais) naher Verwandter der Napoleonischen Familie ist.

Auch die Phrase von dem Zepter Karls V., die jeder französische Journalist ohne weiteres sich leistete und mit hohlem Pathos gegen die unersättliche Herrschsucht der brandenburgischen Emporkömmlinge verwendete, zeugte entweder von großer Unwissenheit in der Geschichte oder von bewußter, zur Irreleitung des Volkes bestimmter Fälschung. Ist doch die Regierung Kaiser Karls V. für Deutschland die unglückseligste Periode seines ganzen Bestehens gewesen, d. h. die der ständigen Uneinigkeit unter den deutschen Fürsten. Frankreich war nicht nur nicht geknebelt, sondern es gelang ihm auch damals, unter Heinrich II., die deutschen Reichsstädte Nancy, Metz, Toul und Verdun, 1551/52, durch List und Verrat, durch Mord und Totschlag dem Deutschen Reiche zu entreißen.[1])

Wenn übrigens der „Constitutionnel" am Schlusse bemerkt, wie eigentlich die Spanier darauf kommen konnten, dem Erbprinzen von Hohenzollern, einem Enkel Murats die Krone anzubieten, da dessen Geschlecht für Spanien nur eine Reihe schmerzlicher Erinnerungen wachrufe, so kann dem Verfasser des Artikels nur das Ziel vorgeschwebt haben, das spanische Volk und die Cortes gegen die Kandidatur von vornherein aufzureizen und dieselbe zu hintertreiben. Auf diese

---

[1]) Unter dem Zepter Karls V. hatte Heinrich II., König von Frankreich, mit den deutschen protestantischen Fürsten, vornehmlich Kurfürst Moritz von Sachsen, zu Fontainebleau Chambord 1551 ein Bündnis abgeschlossen, auf Grund dessen sie von dem französischen König Subsidien in der Fehde gegen Kaiser Karl erhalten sollten. Als Entgelt wurde dem französischen Könige zugesagt, daß er die vier Reichsstädte: Nancy, Metz, Toul und Verdun bis zur Beendigung des Krieges besetzt halten könnte. So kamen, meist gegen den Willen der Einwohner, nur durch den Verrat der mit Frankreich immer liebäugelnden, katholischen Klerisei Nancy, Toul und Verdun in den Besitz Frankreichs. Metz gelangte nur dadurch in französische Hände, daß der Konnetabel von Montmorency um Durchzug durch Metz für sich und seine Reitergarde gebeten hatte, statt dessen aber mit seiner ganzen Macht in Metz einzog und diese Stadt besetzen ließ. Die Magistratsmitglieder widersetzten sich diesem Verrat. Sie wurden vom Konnetabel von Montmorency zu einer Besprechung eingeladen, von dessen Garden überfallen und meuchlings ermordet. Zu den rühmlichen Waffentaten Frankreichs kann die Einnahme von Metz wohl kaum gezählt werden. — Interessant ist übrigens das damals in deutscher Sprache erlassene Manifest Heinrichs II., worin er als „Vikarius des heiligen Reichs mit Vorbehalt aller dem Reiche zustehenden Rechte" zusagte: „Niemand solle einiger Gewalt sich befürchten, da er den Krieg bloß deshalb unternommen habe, um einem jeden seine verlorene Gerechtigkeit, Ehren, Güter und Freiheiten zu verschaffen." Als Probe auf diese Zusage hat König Heinrich II. Metz in der vorher erwähnten Weise seinem Lande zugefügt.

Digitized by Google

Weise, dachte sich Ollivier, würde die Volksstimme in Spanien gegen die hohenzollernsche Thronkandidatur Front machen und der Friede gewahrt bleiben.

Die von der Presse geschürte Aufregung, die sich in bisher ganz ungewohnter Weise dem Volke und dem Gesetzgebenden Körper mitteilte, fand am Mittwoch, den 5. ihren Ausdruck in der an die Regierung gerichteten Interpellation Cocherys, deren Beantwortung für Donnerstag, den 6. zugesagt war.

Vor überfülltem Hause fand dann am 6. im Gesetzgebenden Körper die Erklärung Gramonts statt. Dieselbe lautete: „Ich will auf die gestern vom ehrenwerten Herrn Cochery deponierte Interpellation antworten.

Es ist wahr, daß der Marschall Prim dem Prinzen Leopold von Hohenzollern die spanische Krone angeboten und letzterer sie angenommen hat. Aber das spanische Volk hat sich noch keineswegs darüber ausgesprochen, und wir kennen noch nicht die genauen Einzelheiten einer Unterhandlung, die uns verheimlicht worden ist.

Eine Diskussion würde daher gegenwärtig zu keinem praktischen Ergebnisse führen; wir bitten Sie also, meine Herren, dieselbe zu vertagen.

Wir waren stets bereit, der spanischen Nation unsre Sympathien zu bezeugen und alles zu vermeiden, was den Schein einer Einmischung in die inneren Angelegenheiten einer edlen und großen Nation in voller Ausübung ihrer Souveränität erwecken könnte; wir sind bezüglich der verschiedenen Thronprätendenten aus der strengsten Neutralität (?) nicht herausgetreten und haben für keinen derselben jemals Vorliebe oder Abneigung bezeugt.

Wir sind nicht verpflichtet, aus Achtung vor einem Nachbarvolke zu dulden, daß eine fremde Macht einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setzt, dadurch zu unserm Schaden das gegenwärtige europäische Gleichgewicht stört und die Interessen und die Ehre Frankreichs gefährdet.

Diese Eventualität wird sich, wie wir bestimmt hoffen, nicht verwirklichen.

Um sie zu verhindern, rechnen wir gleichzeitig auf die Weisheit des deutschen und auf die Freundschaft des spanischen Volkes.

Sollte es anders kommen, so würden wir, stark durch Ihre Unterstützung und die der Nation, unsre Pflicht ohne Zaudern und ohne Schwäche zu erfüllen wissen."

Ein wahrer Beifallsdonner folgte diesen Worten.

*

Daß Gramont in dieser vor dem Gesetzgebenden Körper abgegebenen Erklärung nicht nur den Prinzen von Hohenzollern ständig als einen preußischen Prinzen bezeichnete, auch für die von Spanien in die Wege geleitete Kandidatur nicht letzteres, sondern nur Preußen verantwortlich machte und gegen dieses eine offene Drohung aussprach, das war es, was der Sache sofort den Stempel einer geplanten Herausforderung aufdrückte. Man muß sich fragen, wie konnte eine Persönlichkeit, die jahrelang einen der höchsten diplomatischen Posten bekleidet hatte, so auftreten, daß von vornherein jede Brücke zu einer Verständigung abgebrochen war.

Digitized by Google

Allerdings waren die maßgebenden Persönlichkeiten im französischen Heere durchweg der Meinung, daß die hohenzollernsche Thronkandidatur den besten Vorwand biete, um Preußen mit Krieg zu überziehen. Die unvorbereiteten süddeutschen Grenzstaaten Baden und Bayern würden überrumpelt und für eine gemeinsame Aktion mit Preußen lahmgelegt, Frankreich aber habe vor Preußen, neben dem nie fehlenden französischen Elan den Vorzug der besseren Bewaffnung (Chassepot, Mitrailleuse). In den Augen des Kriegsministers Leboeuf galt die Hinausschiebung des Krieges als ein Fehler, der nie wieder gutzumachen wäre.

Eine einzige Ausnahme von den mit allen Segeln in den Krieg treibenden Persönlichkeiten bildeten die liberalen Abgeordneten des Gesetzgebenden Körpers. Sie hatten zwar seit 1866 die Unfähigkeit der kaiserlichen Regierung stets damit gebrandmarkt, daß sie nicht rechtzeitig das Emporkommen des preußischen Staates verhindert hätte. Das Revanchegeschrei für Sadowa hatten *sie* erfunden. Wenn sie jetzt gegen den Krieg mit Preußen auftraten, so entstand diese Gegnerschaft nur aus dem sicheren, echt französischen Nationalgefühl, daß Frankreich im Kriege mit Preußen unschwer den Sieg davontragen würde, und daß dann die napoleonische Dynastie, deren unversöhnliche Gegner sie waren, auf Jahrzehnte gesichert wäre. Letzteres wollten sie unter allen Umständen verhindern. Das Pariser Volk aber ließ sich wider seine Gewohnheit nicht von den liberalen Abgeordneten leiten, sondern jauchzte der Presse zu, die immer dreister in ihren Brandartikeln gegen Preußen und Deutschland auftrat. Als Beispiel mögen hier Artikel aus Journalen vom 7. und 8. folgen. So schrieb die „Liberté" (Emile de Girardin):

„Das siegreiche Frankreich wird, nachdem es das im Jahre 1866 gestörte Gleichgewicht hergestellt und seine natürlichen Grenzen wiedergewonnen hat, gern Leopold II. auf den spanischen Thron setzen.

Aber Preußen ist ein Raubstaat und muß als solcher behandelt werden; wenn es jetzt aus Angst vor der ihm drohenden Flintenkugel das geraubte Lamm fallen läßt, was wird es tun? Es wird demnächst im unbewachten Augenblick einen Hammel wegnehmen.

Nachdem nun der preußische Adler, von seinem Erfolge berauscht und von Prahlerei getrieben, sich vor unsre Gewehrmündung gestellt hat, so ist es an uns, daraus Gewinn zu ziehen.

Wenn aber Preußen, um das Werk des Grafen Bismarck nicht bloßzustellen, sich zu schlagen ablehnen sollte?

Wohlan, dann mit dem Flintenkolben in den Rücken werden wir es zwingen, den Rhein zu überschreiten und das linke Ufer zu räumen."

Im „Pays" schreibt Paul de Cassagnac unterm 8.:

„Unser Kriegsruf ist bis jetzt ohne Antwort geblieben. Das Echo des deutschen Rheins ist noch stumm!

Wenn Preußen *uns* die Sprache geboten hätte, die ihm Frankreich bietet, wir Franzosen wären schon längst unterwegs!"

Man würde es heutigestags nicht für möglich halten, daß auf die fortdauernd herausfordernden Artikel der französischen Presse die deutschen Zeitungen

Digitized by Google

sich damit begnügten, ihr Lesepublikum durch telegraphische Depeschen über das, was in Paris vorging, zu unterhalten, und daß erst vier Tage nach der Gramontschen Drohung man in Deutschland anfing, gegen Frankreichs Anmaßung Front zu machen. Besonders uns, den Mitgliedern der deutschen Gesandtschaften in Paris, die wir allabendlich zusammenkamen, lag es wie ein schwerer Alp auf dem Herzen, täglich die Impertinenzen der französischen Zeitungen gegen Preußen und Deutschland lesen zu müssen, während die deutschen Zeitungen sich so ruhig verhielten, der Kriegstreiberei der Franzosen keine wuchtige Drohung entgegenschrien und in Wirklichkeit den Franzosen die Vermutung nahelegten, als ob ganz Deutschland auf das französische Säbelrasseln nicht imstande wäre, auch seinerseits mit dem Schwerte zu drohen. Der deutsche Michel schlief eben, der Riese in Varzin hatte ihn erst am 9. aufgeweckt. Davon wußten wir allerdings in Paris damals nichts, aber ich konstatierte nach meinen Aufzeichnungen vom 10. mit Freuden, daß endlich die deutschen Zeitungen den inzwischen vom Schreien schon müdgewordenen Franzosen klarmachten, daß man der französischen Fanfaronade kräftigen Widerpart zu leisten verstand.

*

Was war inzwischen von Gramont in der Sache geschehen? Derselbe hatte zuvörderst den französischen Geschäftsträger Le Sourd in Berlin beauftragt, da sich Graf Bismarck in Varzin befand, mit dem Staatssekretär v. Thile in Verbindung zu treten. Dieser erwiderte: Für die preußische Regierung existiere die Sache nicht; man sei also nicht imstande, über etwaige Verhandlungen der spanischen Regierung mit dem Prinzen Leopold Auskunft zu erteilen.

Le Sourd berichtete dies an Gramont, und letzterer beauftragte nunmehr den zur Kur in Wildbad weilenden französischen Botschafter Grafen Benedetti, sich nach Ems zu begeben, um dort mit dem preußischen König zu verhandeln.

Auf die Vorstellung Benedettis antwortete der König, daß er als Chef des Familienhauses kein striktes Recht dem sigmaringischen Hause gegenüber zu einem Verbot der Kandidatur habe, daß er aber gerne demselben den Rat erteilen wolle, auf diese Kandidatur zu verzichten.

In Paris erwartete man indes mit fieberhafter Aufregung das Ergebnis der in Ems von dem französischen Botschafter eingeleiteten Schritte.

Die erste (chiffrierte) Depesche Benedettis war, wie die Abendzeitungen am 10. mitteilten, verstümmelt angekommen, so daß sie nur teilweise lesbar war. Entziffert wurde nur, daß König Wilhelm anerkennt, dem Prinzen Leopold nicht als König von Preußen, sondern als Chef des Hauses Hohenzollern die Erlaubnis zur Annahme der spanischen Kandidatur gegeben zu haben. Hierauf habe Herr Benedetti den förmlichen Protest des französischen Kabinetts überreicht, und nun habe der König eine Frist verlangt, um sich auf diesen Protest zu erklären.

Eine zweite, am 11. bekannt gewordene Depesche Benedettis nach einer in Ems mit dem deutschen Botschafter Freiherrn v. Werther gehabten Unterredung

Digitized by Google

besagte, Frankreich habe sofort öffentlich eine so feindselige Stellung in der Hohenzollernfrage gegen Preußen angenommen, daß dieses mit Recht darin nur die Vermutung bestätigt finde, Frankreich wollte schon längst zu einem Kriege am Rhein gelangen. Preußen glaube aber nicht, daß die Tatsachen derart seien, um die Herausforderungen, deren Gegenstand es von seiten Frankreichs sei, zu rechtfertigen, und bei alldem könne der König im Bewußtsein seiner Würde und als Souverän einer Großmacht nicht vergessen, daß er der Wächter der Bestrebungen und der legitimen Interessen des großen deutschen Volkes sei. Diese beiden Depeschen setzten die Kammer der Abgeordneten und die Presse außer Rand und Band.

Auf die Interpellation der Kammer gab dann Duc de Gramont folgende Erklärung:

„Die Regierung begreift die Ungeduld der Kammer und des Landes; sie teilt die Aufregung, aber es ist ihr noch unmöglich, ein bestimmtes Ergebnis zur Kenntnis zu bringen. Sie erwartet die Antwort, von der ihre Entschließungen abhängen. Alle Kabinette, an die wir uns gewandt haben, scheinen die Rechtmäßigkeit unsrer Beschwerde zuzugeben.

Ich hoffe, sehr bald in der Lage zu sein, der Kammer Aufklärung zu geben; heute aber wende ich mich an den Patriotismus und den politischen Sinn eines jeden Mitgliedes der Kammer mit der Bitte, sich für den Augenblick mit den unvollständigen Nachrichten zu begnügen."

Wenn Gramont in seiner Rede bemerkt hatte, daß alle Kabinette Europas mit dem Vorgehen Frankreichs einverstanden seien, so war dies hinsichtlich der beiden größten Mächte, Rußland und England, nicht zutreffend.

*

Nach der ersten Unterredung, die Benedetti vom König gewährt worden war, hatte dieser den Oberst Strantz mit einem Schreiben an den Fürsten Anton von Hohenzollern nach Sigmaringen gesandt. Als das Schreiben des Königs in Sigmaringen anlangte, war bereits seit einigen Tagen der in Paris residierende politische Agent Rumäniens, namens Strat, dort eingetroffen, um den Fürsten Anton von der schwierigen Lage in Kenntnis zu setzen, in die sein Sohn Fürst Karl geraten würde, wenn Prinz Leopold auf der Kandidatur bestehen bliebe. Wir lesen darüber in den Aufzeichnungen aus dem Leben König Karls von Rumänien folgende mit der Verzichtleistung des Prinzen Leopold in engem Zusammenhang stehende Aufzeichnung:[1])

6. Juli.

„Fürst Karl ist in peinlicher Lage. Strat telegraphiert ihm aus Paris, daß die Kandidatur des Erbprinzen auch für Rumänien eine ernste Gefahr sei;

---

[1]) Siehe „Aus dem Leben König Karls von Rumänien, Aufzeichnungen eines Augenzeugen", Bd. II, S. 99 u. ff. „Deutsche Revue" 1892.

Digitized by Google

der Fürst möge seinen Einfluß auf den Bruder aufbieten, um ihn zum Rücktritt zu bewegen ...

Fürst Karl steht in dem Verdacht, hinterrücks mit den sog. Feinden Frankreichs konspiriert zu haben!

Sowie Strat von diesen Anschuldigungen gehört hat, ist er zum Herzog von Gramont geeilt, um ihn zu fragen, ob es wahr sei, daß Fürst Karl mit der Kandidatur seines Bruders in Verbindung gebracht werde. Der Herzog hat aufrichtig geantwortet, daß er das nicht in Abrede stellen könne, und schloß mit den bezeichnenden Worten: „Du moment que le Prince Charles conspire contre les intérêts français, il n'est que de bonne guerre que nous fassions notre possible pour le renverser, et que nous commencions même par là, dans le cas d'une guerre avec la Prusse, afin de donner une certaine satisfaction à l'opinion publique qui a maintes fois reproché à l'Empereur d'avoir mis un Hohenzollern sur le Danube!" (Von dem Augenblick, da der Fürst Karl gegen die französischen Interessen sich verschwört, ist es nur loyaler Kriegsbrauch, unser möglichstes zu seinem Sturze beizutragen. Im Falle eines Krieges gegen Preußen würden wir damit beginnen, daß wir der öffentlichen Meinung eine gewisse Genugtuung gewähren, zumal diese schon oft dem Kaiser einen Vorwurf daraus gemacht hat, dem Hohenzoller zum Thron an der Donau verholfen zu haben.)

Zwei Stunden nach dieser Unterredung reiste Strat nach Sigmaringen, um dem Fürsten Karl Anton die Sachlage zu unterbreiten.

Aus dem „Leben König Karls von Rumänien" entnehmen wir noch folgendes:

12. Juli.

„Der Erbprinz von Hohenzollern hat offiziell seine Kandidatur zurückgezogen, um Frankreich jeden Vorwand zum Kriege gegen Deutschland zu nehmen. Fürst Karl Anton hat heute mittag dem spanischen Botschafter in Paris, Olozaga, den Wortlaut der Depesche, die er an Marschall Prim gerichtet hat, telegraphisch mitgeteilt.

Der Erbprinz ist im bayrischen Gebirge auf einer Fußtour und ahnt nicht, welche Bewegung in Europa ausgebrochen ist; so hat sein Vater für ihn handeln müssen ..."

Der Wortlaut der an Olozaga gerichteten Depesche, die bereits zwischen 2 und 3 Uhr nachmittags sich in den Händen des Ministerpräsidenten Ollivier befand, während der Adressat erst gegen 4 Uhr davon Kenntnis erhielt, war folgender:

„Je crois de mon devoir de vous informer, comme représentant d'Espagne à Paris, que je viens d'expédier à Madrid, au maréchal Prim, le télégramme suivant: Vu la complication que paraît rencontrer la candidature de mon fils Léopold au trône d'Espagne, et la situation pénible que les derniers événements ont créée au peuple espagnol, en le mettant dans une alternative où il ne saurait prendre conseil que du sentiment de son indé-

Digitized by Google

pendance, convaincu qu'en pareilles circonstances, son suffrage ne saurait avoir la sincérité et la spontanéité sur lesquelles mon fils a compté en acceptant la candidature; je la retire en son nom." (Ich halte es für meine Pflicht, Sie als spanischen Vertreter in Paris davon zu benachrichtigen, daß ich soeben dem Marschall Prim in Madrid folgendes Telegramm habe zugehen lassen: „In Anbetracht der Verwicklungen, welche anscheinend durch die Kandidatur meines Sohnes Leopold auf den spanischen Thron entstanden, und angesichts der peinlichen Lage, welche die letzten Ereignisse dem spanischen Volk geschaffen haben, indem es dasselbe vor die Alternative stellte, die ihm nur gestattet, das Gefühl seiner Unabhängigkeit zu Rate zu ziehen; überzeugt, daß unter solchen Umständen seine Stimmabgabe nicht von der Aufrichtigkeit und Unbenommenheit bekleidet sein dürfte, auf die mein Sohn bei der Annahme der Kandidatur gerechnet hat, ziehe ich dieselbe in seinem Namen zurück.")

*

Mit dieser Depesche eilte Ollivier schnurstracks in die Wandelgänge des Gesetzgebenden Körpers, um dort einzelnen einflußreichen Abgeordneten den Inhalt der Depesche mitzuteilen. Er war bald von einer Korona Abgeordneter umgeben und äußerte sich dieser gegenüber wörtlich dahin:

„La candidature est retirée, le prince de Hohenzollern ne régnera pas en Espagne, l'incident est terminé. Nous n'avons plus rien à demander à la Prusse; la paix de Prague ne nous regarde point." (Die Kandidatur ist zurückgezogen, der Prinz von Hohenzollern wird nicht in Spanien regieren, der Zwischenfall ist erledigt. Wir haben nichts mehr von Preußen zu verlangen. Der Prager Friede geht uns nichts an.)

Unter den um Ollivier stehenden Personen war auch Thiers, der sagte:

„Vous avez mieux réussi que je ne pensais, maintenant il faut vous tenir tranquille." (Es ist Ihnen besser geglückt, als ich dachte. Nun heißt es aber, sich ruhig verhalten.)

„A qui le dites-vous," erwiderte Ollivier, „soyez tout rassuré, nous tenons la paix et nous ne la laisserons plus échapper!" (Wem sagen Sie das? Seien Sie unbesorgt. Wir halten den Frieden und werden ihn uns nicht mehr entschlüpfen lassen.)

Das einfache Zurückziehen der Kandidatur war aber nicht der gewollte Sieg über Preußen, wie ihn sich Gramont, die Bonapartisten und die Militärpartei gedacht hatten. Sollte der Verzicht einen Sieg für Frankreich bedeuten, so mußte er von dem preußischen König für alle Zeiten in bündiger Form gewährleistet werden. Das sei das wenigste, was man fordern müsse, zeterten die Mitglieder der Rechten in den Wandelgängen des Gesetzgebenden Körpers und ihr Führer Duvernois beeilte sich, den unabänderlichen Willen seiner Partei in nachstehender Interpellation kundzugeben: „Wir beantragen, das Kabinett über die Bürgschaften zu interpellieren, die es vereinbart hat oder zur Verhütung fortwährender Verwicklungen mit Preußen zu vereinbaren gedenkt."

Digitized by Google

Während dies im Gesetzgebenden Körper vorging, hatte Gramont eine Unterredung mit dem Botschafter des Norddeutschen Bundes, Freiherrn v. Werther. In dieser Unterredung ließ Werther dem französischen Minister gegenüber, der sich gleich anfangs erkühnte, Preußen vor ganz Europa zu bedrohen, jene kaltblütige Entschlossenheit und unverblümte Zurückweisung vermissen, die man von einem geschulten Diplomaten erwarten durfte. In dieser Unterredung hatte der Herzog von Gramont die Stirn, dem deutschen Botschafter zuzumuten, daß der König von Preußen dem Kaiser Napoleon quasi einen Entschuldigungsbrief wegen der Hohenzollernkandidatur zugehen lasse.

In seinem Buche „Philosophie d'une guerre", S. 175, sucht Ollivier seinen Kollegen Gramont zu rechtfertigen. Dieser habe nicht eigentlich Werther einen Entschuldigungsbrief aufgetragen, sondern ihm nur eine „Esquisse ad memoriam" eingehändigt. Was aber der Brief des Königs enthalten sollte, das wird in dieser „Esquisse ad memoriam" sehr deutlich dargetan und sieht dem Entschuldigungsbrief, der dem König von Preußen in so „impertinenter Weise" — des Königs eigne Worte im Brief an die Königin — zugemutet wurde, so ähnlich wie ein Ei dem andern. Die „Esquisse ad memoriam" lautete nach Ollivier:

„En autorisant le prince Léopold à accepter la couronne d'Espagne, le Roi ne croyait pas porter atteinte aux intérêts ni à la dignité de la nation française. Sa Majesté s'associe à la renonciation du prince et exprime son désir que toute cause de mésintelligence disparaisse désormais entre son gouvernement et celui de l'Empereur." (Indem Prinz Leopold ermächtigt wurde, die Krone von Spanien anzunehmen, hat der König nicht geglaubt, den Interessen oder der Würde der französischen Nation zu nahe zu treten. Seine Majestät schließt sich der Entsagung des Prinzen an und spricht den Wunsch aus, daß von jetzt ab jeder Grund eines Mißverständnisses zwischen seiner Regierung und derjenigen des Kaisers verschwinden möge.)

Gramont, zufrieden mit dem seiner Meinung nach gut ausgeheckten Diplomatenstückchen, an dessen Erfolg er keinen Augenblick zweifelte, begab sich gegen 7 Uhr abends zum Kaiser nach St. Cloud. Dieser hatte vorher dem österreichischen wie dem italienischen Botschafter mitgeteilt, daß nach dem Verzicht der Hohenzollern der Friede gesichert sei. Indessen hatten die bonapartistischen Senatoren und Deputierten sowie verschiedene Generäle das Ohr der Kaiserin gefunden, die von Anfang an den Krieg mit Preußen und dessen Demütigung als Lebensbedingung für das Fortbestehen der Napoleonischen Dynastie erkannt hatte. Der Kaiser, der schon vor der Ankunft Gramonts von der Interpellation Duvernois' benachrichtigt, außerdem von der kriegerischen Stimmung der Presse und des Volkes in Kenntnis gesetzt worden war, hatte gegen die in Rede stehende Garantieforderung nichts einzuwenden. Infolgedessen richtete Gramont noch an demselben Abend eine dahin zielende Depesche an Benedetti. Eine zweite Depesche Gramonts, verschärft durch den Brief, den der Kaiser noch um 11 Uhr abends an Gramont gerichtet hatte, ging dann noch

Digitized by Google

11¾ Uhr nach Ems ab. In dem Buche Olliviers, „Philosophie d'une guerre", S. 195, wird der kaiserliche Brief wörtlich mitgeteilt; derselbe lautet im Original:

„Palais de Saint-Cloud, le 12 juillet 1870.

Mon cher duc, en réfléchissant à nos conversations d'aujourd'hui et en relisant la dépêche du „père Antoine", comme l'appelle Cassagnac, je crois qu'il faut se borner à accentuer davantage la dépêche que vous avez dû envoyer à Benedetti en faisant ressortir les faits suivants:

1. Nous avons eu affaire à la Prusse et non à l'Espagne.

2. La dépêche du prince Antoine adressée à Prim est un document non officiel pour nous, que personne n'a été chargée en droit de nous communiquer.

3. Le prince Léopold a accepté la candidature au trône d'Espagne, et c'est le père qui renonce.

4. Il faut donc que Benedetti insiste comme il en a l'ordre, pour avoir une réponse catégorique, par laquelle le Roi s'engagerait pour l'avenir à ne pas permettre au prince Léopold, qui n'est pas engagé, de suivre l'exemple de son frère et de partir un beau jour pour l'Espagne.

5. Tant que nous n'aurons pas une communication officielle d'Ems, nous ne sommes pas censés avoir eu de réponse à nos justes demandes.

6. Tant que nous n'aurons pas eu cette réponse, nous continuerons nos armements.

7. Il est donc impossible de faire une communication aux Chambres avant d'être mieux renseignés.

Recevez, mon cher duc, l'assurance de ma sincère amitié."

(„Mein lieber Herzog! Indem ich mir unsre heutige Unterredung überlege und die Depesche des Pater Antonius, wie Cassagnac ihn nennt, nochmals lese, glaube ich, daß die an Benedetti abgesandte Depesche mehr verschärft werden muß, indem folgende Punkte besonders hervorzuheben sind:

1. Wir haben es mit Preußen und nicht mit Spanien zu tun.

2. Die an Prim gerichtete Depesche des Fürsten Anton ist keine amtliche Urkunde für uns, die niemand uns mitzuteilen beauftragt war.

3. Der Fürst Leopold hat die Kandidatur auf den spanischen Thron angenommen, und der Vater ist es, der darauf verzichtet.

4. Benedetti muß der bereits erhaltenen Weisung gemäß darauf bestehen, eine bündige Antwort zu erzielen, wonach der König sich für die Zukunft verpflichtet, dem Prinzen Leopold nicht zu erlauben, dem Beispiel seines Bruders zu folgen und eines schönen Tages nach Spanien abzureisen.

5. Solange wir nicht eine solche Mitteilung aus Ems besitzen, sind wir nicht der Meinung, eine Antwort auf unsre gerechten Forderungen erhalten zu haben.

6. Solange wir diese Antwort noch nicht erhalten haben, werden wir unsre Rüstungen fortsetzen.

Digitized by Google

7. Demgemäß ist es unmöglich, den Kammern eine Mitteilung zu machen, bevor wir nicht besser unterrichtet sind.

Empfangen Sie, mein lieber Herzog, die Versicherung meiner aufrichtigen Freundschaft.")

13. Juli.

Die Vorgänge, die sich vor unserm geistigen Auge am 12. Juli abspielen, sind dem Charakter der obersten Leiter der Geschicke Frankreichs entsprechend. Sie zerfließen wie durch die Sonne verscheuchte Nebelgebilde. Zwischen 2 und 3 Uhr nachmittags lagert die heitere Sonne des Friedens auf ganz Paris. Der Kaiser versichert den beiden Botschaftern Nigra und Metternich, daß er den Frieden nunmehr verbürgen könne, und sein Ministerpräsident Ollivier läuft in den Wandelgängen des Gesetzgebenden Körpers umher, wedelt mit der Depesche des Fürsten Anton wie mit einer roten Fahne und verkündet den Deputierten, Journalisten, Börsenspekulanten, daß der Friede gesichert sei. Die meisten dieser Herren haben nichts Eiligeres zu tun, als nach der Börse zu laufen und den Tanz um das goldene Kalb zu beginnen.

Von der gereizten Stimmung der Rechten und der Interpellation Duvernois unterrichtet, eilt Gramont nach St. Cloud, erhält dort vom Kaiser, der vier Stunden vorher die schönsten Friedensbeteuerungen abgegeben hat, den Auftrag, Benedetti anzuweisen, vom König von Preußen die Garantien für die Zukunft zu verlangen. Vier Stunden später, 11 Uhr nachts, befiehlt der Kaiser, aufgestachelt von seinen getreuen Mameluken Rouher, Jérôme David, Paul de Cassagnac, Bourbaki u. a., daß der Depesche an Benedetti ein verschärfter Inhalt gegeben werde. Um 2 Uhr nachmittags voller Friede, um $11^3/_4$ Uhr nachts schickt Gramont seine zweite Depesche an Benedetti, die mit der vorhergegangenen für Frankreich das Unheil besiegelt, für Deutschland aber den festen Grund legt zur lang ersehnten Einheit.

*

Als König Wilhelm am 13. morgens auf der Brunnenpromenade den Botschafter Benedetti anredete, war ihm der Verzicht des Fürsten Anton schon bekannt. Der Fürst von Hohenzollern hatte nämlich drei Depeschen abgesandt; die erste, wie schon bekannt an Marschall Prim, die zweite an den Botschafter Olozaga in Paris, die dritte an die hervorragendsten deutschen Zeitungen. Letztere war schon in früher Morgenstunde überall angeschlagen und lautete:

„Sigmaringen, den 12. Juli.

Der Erbprinz von Hohenzollern, um der spanischen Regierung die Freiheit ihrer Initiative zurückzugeben, entsagt seiner Thronkandidatur, fest entschlossen, eine untergeordnete Familienfrage nicht zu einem Kriegsvorwande heranreifen zu lassen."

Benedetti suchte nun, der Weisung seiner Regierung entsprechend, den König zu bestimmen, in betreff der hohenzollernschen Frage noch über einige Punkte

Digitized by Google

Aufklärung zu geben. Hierauf erwiderte der König, daß er in der in Rede stehenden Angelegenheit ein besonderes Schreiben an den Fürsten Anton gerichtet habe, und daß er jede weitere Erörterung ablehnen müsse, solange ihm nicht eine Antwort vom Fürsten Anton zugekommen sei. Sofort nach Eintreffen derselben würde er, wie schon früher bestimmt, seine Zustimmung zu diesem Verzicht erteilen.

Seiner Zusage entsprechend, sandte auch der König gleich nach Eintreffen der bestätigenden Verzichtantwort des Fürsten Anton seinen diensttuenden Adjutanten, Prinzen Radziwill, zum französischen Botschafter mit der Mitteilung, daß der Prinz Leopold nunmehr auch ihm gegenüber verzichtet habe. Der französische Botschafter bemerkte hierauf dem Prinzen Radziwill, daß der König seine ausdrückliche Zustimmung zu dem hohenzollernschen Verzicht zugesagt habe und daß ihm überdies eine weitere Audienz über die am Morgen angeregten Punkte einer Zukunftsgarantie in Aussicht gestellt worden sei. Seine Majestät ließ darauf dem Botschafter durch denselben diensttuenden Adjutanten vermelden, daß er allerdings vergessen habe, seiner Mitteilung über den Verzicht die Bemerkung hinzuzufügen, daß er zu dieser Entsagung seine Zustimmung erteile, Seine Majestät ermächtige den Botschafter, die französische Regierung von dieser Zustimmung in Kenntnis zu setzen. Der Botschafter nahm von dieser ihm mündlich bestellten Zustimmung Akt, bat aber gleichzeitig den Fürsten Radziwill, bei Seiner Majestät anzufragen, wann er zu der ihm in Aussicht gestellten Audienz antreten dürfe. Der König schickte den Prinzen Radziwill zum drittenmal zum Botschafter mit der Bestellung, daß für ihn die Angelegenheit nunmehr erledigt sei, und daß er in derselben keinerlei Mitteilung mehr zu machen habe.

Zwischen der zweiten und dritten Bestellung an Benedetti war Seiner Majestät dem König seitens des Staatsministers Grafen Eulenburg und Geheimrats Abeken das Ansinnen des Duc de Gramont an den Botschafter von Werther zur Kenntnis gebracht worden. Diese Zumutung hatte den König so empört, daß die dritte Bestellung an den Botschafter Benedetti einen vollständigen Abbruch bedeutete. Gleichzeitig ließ der König durch Abeken eine Depesche folgenden Inhalts an Bismarck abgehen: „Seine Majestät schreibt mir: Graf Benedetti fing mich auf der Promenade ab, um auf zuletzt sehr zudringliche Art von mir zu verlangen, ich sollte ihn autorisieren, sofort zu telegraphieren, daß ich mich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder meine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur zurückkämen. Ich wies ihn zuletzt etwas ernst zurück, da man à tout jamais dergleichen Engagements nicht nehmen dürfe noch könne. Natürlich sagte ich ihm, daß ich noch nichts erhalten habe, und da er über Paris und Madrid früher benachrichtigt sei, er wohl einsähe, daß mein Gouvernement wiederum außer Spiel sei.

Seine Majestät hat seitdem ein Schreiben des Fürsten Karl Anton bekommen. Da Seine Majestät dem Grafen Benedetti gesagt, daß er Nachricht vom Fürsten erwarte, hat Allerhöchstderselbe mit Rücksicht auf die obige Zu-

Digitized by Google

mutung auf des Grafen Eulenburg und meinen Vortrag beschlossen, den Grafen Benedetti nicht mehr zu empfangen, sondern ihm nur durch seinen Adjutanten sagen zu lassen, daß Seine Majestät jetzt vom Fürsten die Bestätigung der Nachricht erhalten, die Benedetti aus Paris schon gehabt, und dem Botschafter nichts weiter zu sagen habe.

Seine Majestät stellt Euer Exzellenz anheim, ob nicht die neue Forderung Benedettis und ihre Zurückweisung sogleich sowohl unsern Gesandten als der Presse mitgeteilt werden sollte."

*

Als diese Depesche am 13. Juli abends bei Bismarck ankam, hatte dieser die Generale Roon und Moltke zu Tisch. Bismarck hatte gerade vorher seinem Mißmut darüber Ausdruck gegeben, daß man französische Anmaßungen so langmütig hinnähme; er befürchte, daß der König von der in Koblenz weilenden Königin in der Richtung eines unter allen Umständen aufrecht zu erhaltenden Friedens allzusehr beeinflußt werde. Da wurde das Eintreffen der Abekenschen Depesche gemeldet.

Die Vorlesung dieses langatmigen Schriftstückes machte auf die beiden, durch die Schilderung der Sachlage in Ems mißgelaunten Generale keinen besonders günstigen Eindruck. Aber Bismarck war die langen Noten und die pastorale Weitschweifigkeit Abekens gewöhnt, und sein großer Bleistift machte mit unglaublicher Geschwindigkeit aus dem längsten Schriftstück ein in knapper Form gehaltenes, nur Wesentliches zum Ausdruck bringendes Schreiben.

Bismarck hatte sofort aus der Depesche Abekens herausgelesen, daß ihm Seine Majestät der König anheimgab, „den deutschen Gesandten (an den fremden Höfen) sowie auch der Presse von der Forderung Benedettis und deren Zurückweisung Mitteilung zu machen."

Bismarck stellte an Moltke einige Fragen in bezug auf den Stand der Rüstungen, resp. auf die Zeit, deren dieselben bei der überraschend aufgetauchten Kriegsgefahr noch bedürfen würden.

Moltke antwortete darauf, wenn Krieg ausbrechen sollte, so erwarte er von einem Aufschub keinen Vorteil ... er halte den schnellen Ausbruch im ganzen für vorteilhafter als eine Verschleppung. Bismarck entschuldigte sich auf einige Minuten bei seinen Tischgästen, und von der ihm von Abeken übermittelten Ermächtigung des Königs Gebrauch machend, reduzierte er das Telegramm, ohne etwas hinzuzufügen, auf folgende Fassung:

„Nachdem die Nachrichten von der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern der kaiserlich französischen Regierung von der königlich spanischen amtlich mitgeteilt worden sind, hat der französische Botschafter in Ems an Seine Majestät den König noch die Forderung gestellt, ihn zu autorisieren, daß er nach Paris telegraphiere, daß Seine Majestät der König sich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur wieder zurückkommen sollten. Seine Majestät der König hat es

Digitized by Google

darauf abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen, und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß Seine Majestät dem Botschafter nichts weiter mitzuteilen habe."

Nachdem Bismarck seinen beiden Gästen die konzentrierte Redaktion vorgelesen hatte, bemerkte Moltke: „So hat das einen andern Klang, vorher klang es wie Schamade, jetzt wie eine Fanfare in Antwort auf eine Herausforderung." [1])

Was war es, das, wie Moltke sich ausdrückte, die Depesche Bismarcks zur Fanfare machte, während die Abekens einer Schamade gleichkam, da doch Bismarck in der verkürzten Depesche sich weder einer Abweichung vom Inhalt des durch Abeken gesagten, noch einer Verschärfung des Tones schuldig machte? Was letzteren anbelangt, so kann um so weniger von der Verschärfung des Tones die Rede sein, als die nach Abekens Depesche von Seiner Majestät gebrauchten Worte: „in zudringlicher Art" in der Depesche Bismarcks vermieden sind. Der Unterschied bestand darin, daß Abeken im Eingang seiner Depesche sich sehr breit über die von Frankreich beanspruchte Garantieforderung ausließ.

Ganz anders Bismarck! Derselbe erklärt von vornherein die Angelegenheit lediglich als eine spanisch-französische. Nachdem der Erbprinz von Hohenzollern verzichtet hat und die kaiserlich französische Regierung von der königlich spanischen davon amtlich verständigt worden ist, muß die französische Forderung, die dem König von Preußen zumutete, auf alle Zeiten für eine Nichtwiederholung der Hohenzollernschen Kandidatur Bürgschaft zu leisten, zurückgewiesen werden.

Bismarck, vom König ermächtigt, den preußischen, bzw. norddeutschen Gesandten und der Presse mitzuteilen, daß der französische Botschafter in dieser Angelegenheit von Seiner Majestät nicht mehr empfangen worden sei, hat dies ohne weitere Einleitung in knappster Form und auf schnellstem Wege der Oeffentlichkeit übergeben.

Zur selben Zeit, als die Emser Depesche in Paris bekannt wurde, zog der König von Ems nach Berlin, auf seinem Wege von der Begeisterung aller, alt wie jung, hoch wie niedrig, begleitet. Das Volk war wieder aufgestanden, der Sturm losgebrochen!

In Paris erwartete man am 13. Juli mit fieberhafter Ungeduld die Antworten Benedettis auf die ihm abends vorher zugegangenen telegraphischen Weisungen. Nach Ollivier (a a. O., S. 255) langte eine Depesche an Gramont erst um 10 Uhr abends an. Sie war in Ems $3^3/_4$ Uhr aufgegeben und lautete:

Germania locuta est!

*

„Seine Majestät hat die Antwort des Fürsten Anton von Hohenzollern erhalten, daß sein Sohn Leopold auf die Kandidatur verzichtet. Der König ermächtigt mich, die Regierung Seiner Majestät des Kaisers wissen zu lassen, daß er diesen Entschluß billigt. Der König hat einen seiner Flügeladjutanten

[1]) Siehe Bismarck, „Gedanken und Erinnerungen", S. 91 u. ff.

Digitized by Google

beauftragt, mir diese Mitteilung zu machen, und ich gebe genau den Wortlaut wieder. Da der König in betreff der Zusicherungen für die Zukunft nichts hinzugefügt hat, so habe ich um eine letzte Audienz gebeten, um ihm die heute morgen gemachten Bemerkungen von neuem zu unterbreiten. Ich habe starke Beweggründe zur Vermutung, daß ich in dieser Beziehung kein Zugeständnis erlangen werde."

Die Antwort Benedettis auf die ihm in der Nacht vom 12. zugegangene Weisung Gramonts hatte folgenden Inhalt:

„Auf mein Ersuchen um eine neue Audienz hat der König mir erwidern lassen, daß er in eine Wiederaufnahme der Erörterungen hinsichtlich der uns zu gewährenden Zusicherungen für die Zukunft nicht einwillige. Seine Majestät bezieht sich in dieser Hinsicht auf die bereits am Morgen dargelegten Erwägungen. Der König hat eingewilligt, wie sein Gesandter noch im Namen Seiner Majestät hinzugefügt hat, seine volle und rückhaltlose Billigung zum Verzichte des Prinzen zu erteilen; ein weiteres vermag er nicht zu tun. Vor meiner Abreise von Ems werde ich Ihre weiteren Befehle erwarten. Herr v. Bismarck wird nicht hierher kommen, aber der Finanzminister und der Minister des Innern sind hier."

*

Inzwischen setzte die Kriegspartei in St. Cloud ihr Werk fort. Durch die beiden Depeschen Benedettis hatte die Unentschlossenheit des Kaisers, der in der letzten Depesche die volle und rückhaltlose Zusicherung des Königs besonders hervorhob, wieder Oberhand gewonnen, und Ollivier beauftragte seinen Freund Mitchell, Chefredakteur der „Constitutionnel", für den Frieden mit aller Kraft einzutreten.

Die Abendzeitungen dagegen, „Pays", „Public", „Liberté", „Gaulois", sprachen vom gegenwärtigen Ministerium als von einem Ministerium der Schmach und Schande, das nicht einmal den Mut besäße, gegen das auskneifende Preußen („la Prusse cane") den Degen zu ziehen. Presse und Kammer hatten auf diese Art das Ihrige dazu beigetragen, das Volk in eine Art von Kriegstaumel zu versetzen, und die Boulevards hallten wider von dem nicht endenwollenden Geschrei: „A Berlin! A Berlin! Vive la guerre! Vive la guerre! A bas la Prusse! A bas la Prusse!"

Ollivier hatte von Gramont die Mitteilung erhalten, daß der Kaiser auf Grund der beiden Depeschen Benedettis wieder an eine Erhaltung des Friedens glaube. Einem Diner am nächstfolgenden Tag, zu dem der Kaiser alle Minister einlud, sollte eine Sitzung folgen. Ollivier bereitete eine Erklärung vor, die dem Ministerrat im Falle dessen Zustimmung der Kammer am 15. vorgelegt werden sollte. Ollivier wollte mit dieser Erklärung den Beweis führen, daß durch die volle und rückhaltlose Zustimmung des Königs zum Verzicht des Erbprinzen alles erreicht sei, was Frankreich verlangt habe. So saß am 14. früh der Ministerpräsident an seinem Schreibtisch, eifrig die Argumente hervorhebend,

Digitized by Google

welche für die Aufrechterhaltung des Friedens zwischen zwei so hervorragend zivilisierten Völkern in Betracht zu ziehen wären.

Da trat Gramont ein, eine Depesche in der Hand, und rief: „Mon cher, vous voyez un homme qui vient de recevoir une gifle.“ (Mein Lieber, Sie sehen in mir einen Mann, der soeben eine Backpfeife erhalten hat.)

Dies war das erste und einzig wahre Bekenntnis, das Gramont in den Tagen vom 6. bis zum 14. Juli abgegeben hat.

Und seltsam, gerade diesem wahren Ausruf glaubte Ollivier anfangs auch nicht, bis ihm Gramont die vom Geschäftsträger Le Sourd eingesandte Depesche überreichte. Ollivier war, wie er uns erzählt (a. a. O., S. 260), wie niedergeschmettert. „Il n'y a plus d'illusions à se faire,“ fuhr Ollivier fort, „ils veulent nous obliger à la guerre.“ (Da läßt sich nichts hinwegtäuschen, sie wollen uns zum Kriege zwingen.) Dieser naive Ausruf Olliviers kennzeichnet den ganzen Mann. Er mag von Natur ein Friedensapostel gewesen sein, aber wer war es denn, der durch den vom 4. Juli inspirierten Artikel des „Constitutionnel“ vom Zepter Karls V. und der Knebelung Frankreichs redete? War es nicht Ollivier, der den Stein ins Rollen brachte und zum Kriege schürte? Ollivier war ein Phrasenheld, der sich selbst an der Deklamierung seiner wohlgefügten Sätze völlig berauschte und in diesem Sinnesrausch Erklärungen abgab, die der Wahrheit geradezu ins Gesicht schlugen. Nach der Meinung der beiden Minister war aber die politische Lage derart gespannt, daß eine Sitzung unter dem Vorsitz des Kaisers, die auf den Abend festgesetzt war, nicht so lange verzögert werden konnte, sondern sofort abgehalten werden mußte. Die Sitzung fand am 14. Juli $^1/_2$1 Uhr in den Tuilerien statt. Ollivier versuchte zuvörderst für den Frieden zu sprechen, und der Kaiser stimmte ihm zu. Nachdem jedoch Gramont erklärt hatte, daß er dann nicht länger Minister der auswärtigen Angelegenheiten bleibe, und Marschall Leboeuf darauf hinwies, daß ihm Nachrichten zugekommen seien, wonach Preußen schon mobilisiere und er durch weitere Verzögerungen ins Hintertreffen käme, wurde vom Kaiser und sämtlichen Ministern Leboeuf ermächtigt, die Reserven einzuberufen. Nachdem Leboeuf den Saal verlassen hatte, traf eine neue Depesche Benedettis ein, welche die Antwort König Wilhelms in etwas milderem Licht erscheinen ließ. Dieselbe bewirkte bei allen Ministern, Gramont inbegriffen, einen plötzlichen Umschwung, der in der Idee der Zusammenberufung eines europäischen Kongresses zum Ausdruck kam. Der Kaiser stimmte dem Gedanken zu und beauftragte Ollivier, eine entsprechende Erklärung zu entwerfen. Der Entwurf wurde angenommen. Aber die Kaiserin, der Hof, die Generäle Bourbaki, Leboeuf und vor allem das Volk wollten den Krieg, und da auch die Teilnahme an einem Kongreß von seiten Englands und Rußlands sehr zweifelhaft war, so schloß der Abend des 14. mit dem vom Kaiser erteilten unbedingten Auftrag, in der auf den folgenden Tag anberaumten Kammersitzung das Kriegsbudget zur Beratung vorzulegen.

Die Sitzung des Corps législatif am 15. Juli begann um 1 Uhr. In seiner Eingangsrede wiederholte Ollivier die Behauptung Gramonts vom

Digitized by Google

11. Juli, daß die Mehrzahl der fremden Mächte die Gerechtigkeit der französischen Beschwerde anerkannt habe. Diese Behauptung war, wie schon gesagt, nicht zutreffend; geradezu unwahr aber ist, daß von vornherein dem König von Preußen das Ansinnen unterbreitet worden sei, dafür zu bürgen, daß man auf eine derartige Thronkandidatur nicht wieder zurückkommen würde. Eine solche Bürgschaft ist erst in der Nacht vom 12. auf den 13. gefordert worden. In seiner Erwiderung betont Thiers, von immerwährenden Zwischenreden der bonapartistischen Heißsporne unterbrochen, daß durch die Verzichtleistung des Erbprinzen von Hohenzollern der Forderung der französischen Regierung Genüge geschehen sei. Wenn nun Frankreich einer Form wegen, deren Berechtigung er nicht einsehe, weil das Ministerium die hierauf bezüglichen Akten nicht vorgelegt habe, sich in diesem Augenblick anschicke, den Krieg zu erklären und dazu beizutragen, daß Ströme Blutes vergossen werden, so müsse er erklären, daß er hierzu seine Stimme nicht geben könne.

„Quant à moi, soucieux de ma mémoire, je ne voudrais pas qu'on puisse dire que j'ai pris la responsabilité d'une guerre fondée sur de tels motifs.“ (Was mich anbelangt, so möchte ich, besorgt um meinen Nachruf, nicht, daß man sage, ich hätte die Verantwortlichkeit für einen auf solche Motive gegründeten Krieg übernommen.)

Die kaiserlich französische Regierung verfolgte bei dieser Forderung der Bürgschaftleistung lediglich das Ziel, den König von Preußen zu einer demütigenden Erklärung zu veranlassen; wäre es ihr geglückt, so hätte man dies französischerseits einem Siege über Preußen gleich erachtet. Das wußten die Liberalen sehr wohl, und aus diesem Grunde genügte Thiers' Hinweis, um zu verlangen, es möchten einer besonderen Kommission die zwischen den Regierungen in dieser Angelegenheit erwachsenen Akten vorgelegt werden. In Beantwortung der Thiersschen Rede verlas nunmehr Ollivier die bekannte, von Bismarck redigierte Depesche. Er hob hervor, daß alle Kabinette Europas von seiten Preußens verständigt worden seien. Außerdem habe der König durch seinen Adjutanten dem französischen Botschafter sagen lassen, er werde ihn nicht mehr empfangen.

Dies enthalte eine schwere Beleidigung für den Botschafter, und wer diesem eine Beleidigung zufüge, der beleidige die ganze Nation. „Wenn in einem solchen Fall das Vaterland zum Schwerte greift, so beginnt an diesem Tage für die Minister, meine Kollegen, und mich eine große Verantwortlichkeit. Wir nehmen diese Verantwortlichkeit auf uns, leichten Herzens.

Wenn Ollivier erwähnt, daß alle Kabinette Europas von dem Nichtempfang des preußischen Botschafters durch den König preußischerseits benachrichtigt worden seien, so ist dies eine Unwahrheit. Nach dem Wortlaut der königlichen Depeschen sollten nur die preußischen bzw. norddeutschen Gesandten sowie die Presse von der Tatsache des Nichtempfangs benachrichtigt werden.

Außerdem ist ausdrücklich bemerkt, daß der König dem Grafen Benedetti habe sagen lassen, daß er ihn nicht mehr empfange, weil er ihm keine weitere Mitteilung zu machen habe. Diesen Nachsatz hat Ollivier,

Digitized by Google

wie aus dem stenographischen Bericht der Sitzung vom 15. Juli hervorgeht, weggelassen. Durch diesen Nachsatz wird aber die ganze angebliche Beleidigung aufgehoben. Es kann doch unmöglich ein Monarch gezwungen werden, einen Botschafter zu empfangen, wenn er ihm sagen läßt, er habe ihm in dieser Sache keine weiteren Mitteilungen zu machen. So hatte es auch Graf Benedetti selber aufgefaßt. In seiner Zeugenaussage (siehe Enquête parlementaire, Bd. 1, S. 88) betont Benedetti, es sei ihm aufgefallen, daß niemand im Corps législatif die wortgetreue Verlesung der Depesche verlangt habe. Benedetti sagt wörtlich: „Quoiqu'il en soit, personne n'est monté à la tribune pour indiquer, quel était le véritable sens de ces dépêches . . .“ (Wie dem auch sei, niemand ist auf die Tribüne gestiegen, um anzugeben, welches der eigentliche Sinn dieser Depeschen war . . .) Jedenfalls hat sich Benedetti durch die Audienzverweigerung mit dem mildernden Nachsatz so wenig beleidigt gefunden, daß, als der Botschafter am 14. morgens angewiesen wurde, sich sofort nach Paris zu begeben, er es den König wissen ließ, um sich von ihm zu verabschieden. Der König ließ ihm hierauf sagen, daß er selbst nach Koblenz zum Besuch der Königin reise, und daß er gern den Botschafter in seinem Salonwagen empfangen würde, um noch einige Augenblicke mit ihm zu plaudern (siehe a. a. O., S. 87). Wo steckt da die schwere, mit so großem Lärm verkündete Beleidigung des französischen Botschafters? Streichen wir aber die angebliche Beleidigung Benedettis aus dem Lügengewebe Olliviers, dann fällt auch die Beleidigung der französischen Nation, auf Grund derer der Krieg erklärt wurde, in sich zusammen. Uebrigens hat Benedetti in seiner Aussage (siehe a. a. O., S. 86) auf das Bestimmteste erklärt: „Je n'ai reçu aucune offense à Ems et ma correspondance établira que je ne me suis jamais plaint d'aucun mauvais procédé.“ (Mir ist in Ems keinerlei Beleidigung zugefügt worden, und mein Briefwechsel stellt fest, daß ich mich niemals eines schlimmen Vorgehens mir gegenüber zu beklagen hatte.) Den Mitgliedern der Linken, die der Legende von einer dem französischen Botschafter angetanen Beleidigung mißtrauten, und die deshalb die Vorlage der bezüglichen Schriftstücke verlangten, wurde deren Mitteilung in der Kommission zugesagt. Daraufhin wurde die Sitzung unterbrochen und auf $8^1/_2$ Uhr abends wieder anberaumt.

Wie aus der „Enquête parlementaire“, Bd. I, S. 232, hervorgeht, soll Gramont bald nach dem Eintritt in den Sitzungssaal dem Marquis de Talhouët mitgeteilt haben, daß er im Augenblick, da er von der Kommission zu einer näheren Aussprache beschieden worden sei, sich mit dem italienischen und dem österreichischen Botschafter in wichtiger Konferenz befunden habe. Vom Präsidenten der Enquete wurden die damals von Gramont hingeworfenen Worte dahin gedeutet, daß dieser die Mitglieder der Kommission glauben machen wollte, es handle sich für den Kriegsfall um ein Bündnis mit Oesterreich und Italien gegen Deutschland. Dieses Manöver war natürlich darauf berechnet, die Mitglieder der Kommission zu veranlassen, ihre Wißbegierde in betreff der Depeschen einzuschränken; man durfte ja in einer so wichtigen Frage die Herren Botschafter,

Digitized by Google

die noch im Empfangssaal am Quai d'Orsay der Rückkunft des Ministers harrten, unter keinen Umständen warten lassen!

Der Berichterstatter der Kommission, Talhouët, der, wie sich später herausstellte, seinen Bericht von dem Journalisten Dréolles hatte anfertigen lassen, hat auch nicht die Wahrheit gesprochen, als er erklärte, daß Gramont die gewünschten Aufschlüsse gegeben habe und daß sich alles so verhalte, wie es von Ollivier in seiner Rede ausgeführt worden sei.[1]) In seiner Aussage vor der Enquête parlementaire hat Marquis de Talhouët entgegen seinem vor dem Corps législatif verlesenen Bericht zugestanden, daß den Mitgliedern der Kommission keinerlei Schriftstücke zur Einsicht vorgelegt worden seien, sondern daß Gramont nur einzelne Depeschen ohne Datum vorgelesen und erläutert habe.

Der von Dréolles verfaßte, von Talhouët verlesene Bericht, der insonderheit betonte, daß alle Akten und Depeschen vorgelegt und von dem Minister der Auswärtigen Angelegenheiten erläutert worden seien, wurde von der gesamten Kammer mit nicht endenwollendem Bravo aufgenommen, und das Kriegsbudget mit allen Stimmen gegen eine — die von Glais-Bizan — angenommen. Aus dem Vorausgehenden ist ersichtlich, daß Frankreich dem Deutschen Reiche den Krieg nur mit Hilfe eines vom 4. bis zum 15. Juli fortlaufenden Lügengewebes aufgezwungen hat.

In seinem Werke: „Histoire de la troisième République" sagt der bekannte Geschichtsschreiber Zévort, Bd. I, S. 6, an der Stelle, wo er von der fast einstimmigen Annahme des Kriegsbudgets spricht: „Les destinées de la patrie allaient se jouer sur un double mensonge." (Die Geschicke des Vaterlandes sollten sich nun auf Grund einer doppelten Lüge abspielen.) Die Lügen, auf die Zévort anspielt, sind die angebliche Beleidigung Benedettis und die Garantieforderung. Zévort hätte die Zahl der Lügen noch um ein Erkleckliches höher beziffern können.

Als dann für Frankreich Niederlage auf Niederlage folgte, da verfluchte das französische Volk die Urheber dieses Krieges, als welche es besonders Ollivier und Gramont ansah, und am 9. August wurde das Ministerium „Ollivier Leichtherz", wie ihn spottweise das Pariser Volk nannte, ohne Sang und Klang zu Grabe getragen. Weder das von der Kaiserin ernannte nachfolgende Ministerium noch die am 4. September verkündete Republik konnten dem Triumph des geeinigten Deutschlands Einhalt gebieten. Der Friedensschluß vom 10. Mai 1871 brachte dem Deutschen Reich die verlorenen Provinzen Elsaß-Lothringen wieder zurück. Es ist jetzt Reichsland und wird Reichsland bleiben für alle Zeiten!

---

[1]) Siehe Ollivier, Philosophie d'une guerre, S. 298. Er erzählt: A la reprise de la séance, Dréolles, membre de la commission, s'approcha de mon banc et me dit: „J'ai rédigé le rapport, vous en serez content, je fus surpris de cette confidence de la part d'un journaliste qui ne cessait de me vilipender." (Bei Wiederaufnahme der Sitzung näherte sich Dréolles, Mitglied der Kommission, meinem Sitze mit den Worten: „Ich habe den Bericht redigiert, Sie werden damit zufrieden sein." Ich war überrascht ob dieser Vertraulichkeit von seiten eines Journalisten, der nie aufgehört hat, mich anzukrakeelen.)

Digitized by Google

Ich möchte nicht schließen, ohne noch einmal auf die vielerwähnte Emser Depesche zurückzukommen.

Bismarck hatte nach seiner Entlassung kein Bedenken getragen, im Kreise seiner Intimen von der Aenderung der Depesche Abekens zu erzählen. Dabei hatte er lachend auch das bekannte Wort Moltkes zitiert, daß vorher die Depesche wie eine Schamade, jetzt, nach der Aenderung, wie eine Fanfare klinge.

Diese Erzählung hat sehr bald ihren Weg in die Oeffentlichkeit gefunden. Die Folge war, daß die Franzosen, die bisher ohne Widerspruch zugegeben hatten, die Urheber des unheilvollen Krieges zu sein, nunmehr behaupteten, nicht sie, sondern Bismarck allein trage die Verantwortung.

Vor allem war es Ollivier, der sich bemühte, die Schuld von sich ab auf Bismarck zu wälzen. Dieses Bemühen füllte seinen Lebensabend aus — ohne Erfolg. Wer, wie ich, als objektiver Beobachter die Vorkommnisse jener Julitage miterlebt hat, wird sich durch Olliviers Schriften nicht beeinflussen lassen. In der Geschichte Frankreichs wird Ollivier immer das Kainszeichen des „Leichtherz" an der Stirn tragen.

Bemerkungen zum ersten Kriegsquartal

Vor etwa zweieinhalb Jahren erschien in Frankreich ein kleines Buch: „Die Schlacht an der Woëvre (1915). Bericht des Generalmajors Braccio di Montone, Flügeladjutant des Königs Viktor Emanuel von Italien, an diesen." In der pseudonymen Schrift handelt es sich um die Annahme des Kriegsfalles Deutschland—Frankreich. Beide Länder sind ohne Bundesgenossen. Die Hauptschlacht findet am 8. Juni in der auch gegenwärtig viel genannten Ebene von Woëvre, also halbwegs Metz—Verdun, statt. Auf deutscher Seite hat ein Wartensleben Pagny sur Meuse oberhalb Commercey genommen. Da erscheint der französische Generalissimus 3 Uhr nachmittags mit den bisher an der oberen Mosel versammelt gewesenen Kräften im Rücken der Deutschen, deren Oberbefehlshaber, Fürst von Rudolstadt, zu spät den Rückzug befiehlt. Graf Wartensleben muß sich mit 28000 Mann, 80 Geschützen, 17 Fahnen und Standarten ergeben. „Das ist die Vergeltung für Sedan." „Da Eure Majestät mir befohlen haben" — schreibt der Italiener weiter — „nur in großen Zügen zu berichten, gehe ich auf Einzelheiten nicht ein ... Ohne Metz, Straßburg, Thionville zu bombardieren, besetzten die Franzosen diese bewunderungswürdig befestigten Plätze, weil sie angedroht hatten, Köln, Koblenz, Mainz und alle Rheinfestungen würden aus der Luft angegriffen werden, wenn Elsaß-Lothringen nicht sofort geräumt würde."

Wie ist doch alles so anders gekommen! Zwar die Ebene von Woëvre hat in den Tagen, die der Einnahme der Côtes Lorraines vorangingen, eine Rolle gespielt — sonst aber war alles anders. Der tatsächliche Verlauf des

Digitized by Google

Krieges gab vielmehr dem gerade von französischer Seite verspotteten Senator Beranger recht, welcher im August 1913 das „Loch von Luxemburg" entdeckte. Insofern zwar hatte er unrecht, als er meinte, als erster auf die Einrichtung des Lagers von Wasserliesch (1684 angelegt) aufmerksam gemacht zu haben.

Durchgekommen durch das Loch von Luxemburg sind die Deutschen doch! Man warf dem Senator Humbert damals ein, es sei ja ganz vorteilhaft, wenn die Deutschen sich mit starken Kräften auf Luxemburg stürzten, denn dann seien sie — wenn die Franzosen in günstiger Richtung (also südlich Metz) offensiv würden — mit dem rechten Flügel zu weit ab, um dem linken zu helfen. Auch solle man — hieß es — nicht vergessen, daß das beste Mittel gegen deutschen Einbruch darin bestehe, den Krieg in Feindesland zu tragen. Senator Humbert darf immerhin heute behaupten, richtig gewahrsagt zu haben.

Seit Jahren schon wiegte man sich in Frankreich in der Hoffnung, der sinkenden eignen Geburtenzahl dadurch aufhelfen zu können, daß man im Kriegsfalle die braune (nordafrikanische) und die schwarze Armee nach Europa überführte. Erstere, die braune, ist im gegenwärtigen Kriege schon lange eingetroffen, und auch Singhalesen sind unter den Gefangenen. Ob erstere auch den Winter über nördlich der Loire mit Rücksicht auf das Klima behalten werden können, wird abzuwarten sein. Höchst unwahrscheinlich ist das Verbleiben der Schwarzen: der Singhalesen und der Importen von den Kleinen Antillen. Erstere haben sich in Marokko beim Zuge des Obersten Mangin nach Marrakesch (Stadt Marokko 1912) gut bewährt. Letztere sind in größerer Zahl im vorigen Frühjahr nach Marseille gebracht worden. Dort sollten sie als Soldaten ausgebildet werden. Man umgab sie mit einer ausgezeichneten Pflege und Vorsicht. Ihre Beschäftigung war nichts weniger als eine Vorbereitung auf den Krieg. Nichtsdestoweniger litten sie unter dem Klima derartig, daß man sie heimschicken mußte. Daß die Singhalesen widerstandsfähiger sein sollten, ist unwahrscheinlich, denn auch sie sind unterm 15. Grad nördlicher Breite beheimatet. Sie dürften zumal im Herbst und Winter für die französische Heeresverwaltung noch zum erheblichen Impediment werden. Diese Tropensöhne taugen in unsern Breiten nur als Heizer auf den Dampfern, da ist's ihnen warm genug, und nebenbei entlasten sie die Franzosen von dem schweren Dienst, als Landsoldaten sind sie unbrauchbares Material. Man hat sich für den Gedanken solcher Verwendung der Schwarzen derartig in Frankreich begeistert, daß der, welcher die Möglichkeit bezweifelte, Gefahr lief, als schlechter Franzose behandelt zu werden. Nichtsdestoweniger haben General de Torcy, Major de Choulot und ein dritter Offizier, Herr Dussange, den Mut gehabt, schon vor längerer Zeit der öffentlichen Meinung, dem allgemein gehegten Wunsche entgegenzutreten. „Weder Klima noch Lebensgewohnheiten, noch Nahrung in Frankreich oder in den benachbarten Ländern (natürlich Deutschland) können für die Singhalesen passen ... Die braune Armee allein" — so endet Herr Dussange — „kann der kontinentalen Armee die zuverlässige Verstärkung liefern, die den künftigen Sieg wird herbeiführen helfen."

Digitized by Google

Daß Herr Dussange mit seinem Urteil über die Akklimatisationsfähigkeit der Singhalesen in Mitteleuropa recht hat, bestätigt eine Zeitungsnachricht, nach welcher der baldige Rücktransport der Senegalschützen nach Marokko zwischen der französischen Regierung und den Messageries maritimes vereinbart sein soll. Angeblich handelt es sich um einen Wunsch des Gouverneurs von Marokko, Lyautey. Das mag sein. Er bedarf ihrer für seinen Pazifizierungsfeldzug, zu dem er angeblich 40 000 Mann braucht. Die Rücksicht aufs Klima wirkt aber zweifellos mit.

Antwerpens Einnahme am 10. Oktober gab die Möglichkeit, den ganzen von uns damals noch unbesetzten Teil Belgiens zu besetzen, die Küste mit Ostende in Obhut zu nehmen und den linken Flügel der im Kreise aufgestellt gewesenen Hauptarmee der Verbündeten zu bedrohen.

Daß die Einnahme Antwerpens durch die Deutschen den Engländern „gegen den Strich" war, daß sie eigne Truppen einsetzten, um das zu hindern, ist erklärlich, wenn man weiß, wie seit Jahren von Großbritannien gegen die Befestigung des holländischen Vlissingen agitiert wurde. Eine solche erfolgte dennoch, und gerade deshalb mußte ein in der gefügigen Macht Belgiens befindliches starkes Antwerpen den Engländern wünschenswert erscheinen. Zur Hilfe schickten sie Marinetruppen. Ihr zusammengewürfeltes Expeditionskorps war wohl nicht zuverlässig genug. Nebenbei bemerke ich, daß die Roheit und Gemeinheit dieser Bande nicht unerklärlich ist. Rekrutiert sie sich doch zum Teil aus Elementen, nach deren Vorleben man nicht fragt, die aber aus Rücksicht auf hohen Lohn sich anwerben lassen (Arbeitslose). Zweifellos setzt es sich zum großen Teil aus Leuten zusammen, die mit dem Gefängnis schon nahe Bekanntschaft gemacht haben, wenn sie selbst nicht etwa aus einem solchen ad hoc entlassen sein sollten. Und mit solchem Pack muß sich unser Volksheer herumschlagen! Singhalesen, Marokkaner, Kosaken, Indier, Indianer, englische Zuchthäusler — eine feine Gesellschaft!

Die Festung Lille hat sich Mitte Oktober, um allen Schwierigkeiten zu entgehen, als offene Stadt erklärt. Damit hat man einem parlamentarischen Streit ein Ende gemacht. Herr Vandamme, der Deputierte von Lille in der französischen Kammer, forderte im März d. J., daß die Frage der Auflassung der Festung Lille beraten werden solle. Die Frage war schon damals nicht neu, denn bereits im November/Dezember 1912 hatte General Herment mehrere Aufsätze über die „Entfestigung von Lille" (le démantèlement de Lille) in der „France Militaire" veröffentlicht. Der General meinte, es seien Privatinteressen im Spiele. Man wolle Raum für Boulevards schaffen, und die Grundstücksbesitzer der Festung wollten aus ihren Besitzungen vor den heutigen Werken hundertfachen Gewinn ziehen. Deshalb behaupte man, Lille sei als Festung unnütz, weil sie leicht umgangen werden könne, und wenn sie auch sechs Bahnen unterbräche, so könne man doch nicht verhindern, daß ein Gegner andre fände, die bis ins Herz Frankreichs führten. Dagegen wendet General Herment ein, daß, wenn der Feind — nach Verletzung der Neutralität Belgiens — Lille gewänne, dieses ihm ungeheure Hilfsmittel böte und zudem als offene Stadt eine seinem

Digitized by Google

Reichtum angemessene riesige Kontribution werde zahlen müssen. Ein Hauptargument des Generals Herment gegen die Entfestigung von Lille wird einer Bemerkung des Obersten „Göedke“ (Gaedke) entnommen, welche dahin ginge, daß die Franzosen einen deutschen Angriff über Belgien nicht zu befürchten schienen, andernfalls würden sie für Befestigung ihrer Nordgrenze mehr tun. — Schließlich werde die Entfestigung von Lille den Belgiern das Recht geben, zu behaupten, mit solcher Desarmierung der Grenze zögen die Franzosen die Deutschen geradezu durch Belgien gegen die eigne Nordgrenze an, und das täten sie in dem Augenblick, da Belgien sein Heer verstärke. Der belgische General Brialmont und andre hätten immer mit dem Vorgehen der Deutschen durch Belgien gerechnet. Deshalb seien die befestigten Lager von Lüttich und Namur angelegt worden.

Es ist nach den Ereignissen der letzten Monate nicht uninteressant, diese Erwägungen sich ins Gedächtnis zurückzurufen. Lüttich — Namur — Antwerpen — Lille, was sagen sie uns heute von deutscher Kühnheit, Ausdauer, Tapferkeit!

Daß man auch in Frankreich anfing, den ganzen Wert englischer Zusagen zu begreifen, bewies ein Artikel der „Liberté“ vom Oktober, in dem es heißt: „Als Frankreich, der friedliebende Staat, sich zum Kriege entschloß, kannte es genau seine militärische Kraft, und war nur unter der Voraussetzung und in der Hoffnung zu diesem aggressiven Schritt zu bewegen, daß seine Verbündeten ihren Bundespflichten in vollem Maße entsprechen würden. Rußland ist der Erfüllung seiner Bundespflichten zumindest zeitlich ausgewichen, als es sich im Interesse Serbiens (damit es einen Teil der drohenden Uebermacht Oesterreich-Ungarns von diesem Lande abwende) mit der ganzen Wucht seiner Armee auf Oesterreich-Ungarn warf. Rußland hat die Existenz Frankreichs dem Interesse seiner Rasseverwandten untergeordnet. Sollte Rußland nicht in der allerkürzesten Zeit dem Bundesvertrage entsprechend vorgehen, so müssen wir den Bundesvertrag als gebrochen ansehen! Es ist eine Todsünde, daß die französische Regierung unter solchen Verhältnissen unter dem Einflusse Englands in den Vertrag über einen gemeinsamen Friedensschluß eingewilligt hat. Damit hat sie dem französischen Volke die Möglichkeit eines anständigen Rückzuges genommen, und gleichzeitig haben Rußland und England anstatt Taten noch immer nichts als Versprechungen gegeben und damit ihren Bundespflichten entsprochen zu haben geglaubt.“

Der Vizeadmiral Freiherr v. Maltzahn bemerkt im Vorwort seines „Der Seekrieg zwischen Rußland und Japan 1904 bis 1905“, daß der Russisch-Japanische Krieg eine Mischung von Land- und Seekrieg gebracht, wie man ihn seit Hannibals Zeiten nicht gekannt habe. Im Kriege der Balkanstaaten gegen die Türkei griffen türkische Schiffe in die Landkämpfe von Tschekmedsche auf dem linken Flügel der Tschataldschastellung ein, und jetzt betätigten sich Teile der englischen Flotte an den Kämpfen, die seit Oktober am belgisch-französischen Nordseestrande tobten.

Digitized by Google

Was versprach man sich in Frankreich doch seit Jahren von den Flugzeugen! Und wie überlegen hielt man sich unsern Zeppelinen und Fliegern gegenüber! Und der Erfolg? Unsre Flieger ängstigen Paris, leisten im Aufklärungsdienst Vorzügliches, und die Sorge vor den Zeppelinen läßt die Engländer wieder einmal nicht schlafen.

Wenig angenehm wirken bei uns die Miesmacher. Namentlich der Osten, die Russenfurcht läßt ihnen keine Ruhe. Und da möchte man doch fragen, wer hat bei Kriegsbeginn zu hoffen gewagt, daß die Russen, wenn sie nur wollten, nicht bis an die Weichsel in Preußen, an die Oder in Schlesien kommen würden? Anstatt dankbar anzuerkennen, daß es dazu nicht kam, wird daran gemäkelt, daß die Erfolge im Osten nicht schnell und durchgreifend genug gewesen seien. Das ist eben die Gefahr so rascher, erfolgreicher Operationen, wie wir sie von Anfang an im Westen hatten, daß der Geschmack verdorben wird. Jede ruhige, vernünftige Ueberlegung verläßt solche Zivilstrategen, und an der Aisne geht's ihnen ebenso zu langsam, wie an der Maas, Yser, dem Oberrhein und an der Weichsel. Dabei vergißt das Publikum hinterm warmen heimatlichen Ofen, daß die Manöveranlagen von 1912 und 1913 mit den Kämpfen gegen die Russen um die Elbe bzw. am Eulengebirge gerechnet hatten und daß die Kämpfe an Aisne und Yser einen Stellungskrieg, einen Belagerungskrieg darstellen, in welchem die Flüsse den Wallgraben bilden.

In bezug auf den Osten werden die ängstlichen Gemüter wohl wieder etwas beruhigt sein. Der neueste Sieg des Generaloberſten v. Hindenburg in den Kämpfen von Wloclawec-Kutno und südlich davon ist wieder ein Meisterstreich Durch das Vorgehen weichselaufwärts von Thorn her gegen den rechten Flügel. und Flanke der dortigen Russen sind diese von ihrem Ausgangspunkt Warschau und von ihren rückwärtigen Verbindungen in der allgemeinen Richtung Lodz abgedrängt. Wenn — wie man wohl hoffen darf — die Oesterreicher den Russen entgegenkommen, geraten diese zwischen zwei und, nimmt man unsern deutschen rechten Flügel von Czenstochau her dazu, zwischen drei Feuer. Das soll wohl helfen und ihnen ernste Verlegenheiten bereiten!

Und noch etwas Heimatliches! Musikkünstler suchen sich in sehr anerkennenswerter Absicht in Lazaretten dadurch zu betätigen, daß sie für die Verwundeten Vorträge veranstalten. Sie stellen dabei nicht immer die Eigenart ihrer Zuhörerschaft in Rechnung. Stundenlanges Violinspiel ist nicht einmal für jeden gesunden Menschen ein Genuß, noch weniger für einen Verwundeten, und am wenigsten, wenn es sich lediglich um Beethovensche Sonaten oder derartiges handelt. Unser Lazarettpublikum zieht in die Ohren fallende, bekannte, lustige Melodien den klassischen vor, wenn erstere ja gewiß auch weniger stilvoll sein mögen.

Digitized by Google

Die militärische Bedeutung des Eintretens der Türkei in den Krieg gegen die Entente

Wir waren im ersten Kriegsquartal schon in solchem Grade daran gewöhnt (hatten uns auch damit abgefunden), daß, wenn ein europäischer oder nichteuropäischer Staat noch in den Kampf eintrat, dies *gegen* uns geschah, daß die Beteiligung der Türkei *mit* uns selbst den Verhältnissen recht Nahestehenden überraschend war. Nicht als ob man geglaubt hätte, sie werde ihre eignen Interessen so weit verkennen, daß sie sich Rußland und England anschließen würde, aber man rechnete doch recht stark mit der Wahrscheinlichkeit weiterer Neutralität. Das ist nun anders gekommen, und was Herr Limpus von der türkischen Flotte übriggelassen hat, betätigte sich ja schon recht erfreulich. Eine solche Tätigkeit *kann* sich unmittelbar Rußland gegenüber geltend machen und das Schwarze Meer wird das Feld bilden. Es wird sich hierbei freilich rächen, daß Herr Limpus sich zwar jahrelang von der Türkei bezahlen ließ, seine Tätigkeit aber darauf richtete, die türkische Flotte, zu deren *Reorganisation* er engagiert war, zu *desorganisieren*. Man wunderte sich ja schon im jüngsten Balkankriege darüber, wie passiv die türkische Flotte sich verhielt. Selbst die rühmenswerte Tätigkeit von „Hamidijeh" des „fliegenden Holländers", war ja nur dadurch erreicht worden, daß das schneidige Schiff sich Mitte Januar 1913 der Wirkungssphäre der englischen Kommission entzog und auf eigne Faust handelte. In neuerer Zeit sollen nun auch noch wichtige Teile des „Haireddin Barbarossa" und andrer Schiffe „zur Reparatur" in die Werften der Engländer und Franzosen abgeschoben worden sein. Auch diese verstümmelten Schiffe scheinen aber — nach Entfernung der Engländer — aus Deutschland stammende Führer und Besatzungen erhalten zu haben, und die „Breslau" und „Göben" stellen weitere, recht achtbare Gegner dar, die der russischen Schwarze-Meer-Flotte manche Nuß zu knacken geben werden. Mit ihrer Hilfe werden auch „Haireddin Barbarossa" (Friedrich Wilhelm), „Torpud Reiß" (Weißenburg), „Medjidije" und die wenigen andern Schiffe sich geltend machen und den Russen im Schwarzen Meere das Gleichgewicht halten können. Dankbare Objekte werden auch die russischen Werften und Hafenstädte für eine Wirksamkeit à la „Hamidijeh" bieten.

Zu Lande wird — wie die politischen Staatenbildungen auf der Balkanhalbinsel liegen — ein Zusammenstoß zwischen Russen und Türken dort nicht stattfinden können. Für einen solchen kommt, von etwaigen Landungsversuchen am Schwarzen Meer abgesehen, der *Kaukasus* in Betracht. Die drei türkischen Korps (zu je drei Divisionen) von Erzerum, Erfingjan und Wan können, verstärkt durch europäische, den hohen Gebirgswall überschreiten und ins russische Gebiet einfallen. Der bevorstehende Winter und die sehr schwierigen Wegeverhältnisse im Kaukasus werden die türkische Offensive in jetziger Jahreszeit nicht gerade begünstigen.

Digitized by Google

Rußland hatte im Frieden drei kaukasische Korps. Die Stäbe des I. und II. waren in Tiflis, derjenige des III. in Wladikawkas. Ein viertes Korps sollte am 1. Oktober neu gebildet werden. Die bestehenden drei Korps dürften die Gesamtstärke von 130- bis 140000 Mann darstellen. Ob sie, wie es in deutschen Nachrichten hieß, auf den Kriegsschauplatz in Polen herangezogen sind oder ob sie ganz oder zum Teil im Kaukasus gelassen worden sind, wie holländische Nachrichten wissen wollen, ist ungewiß. Die Wahrscheinlichkeit spricht für die Richtigkeit ersterer, denn es ist doch näherliegend, daß man sie herangeführt hat, als daß man auf die sibirischen zurückgriff. Im Kaukasus scheinen sie durch die zwei finnländischen Korps ersetzt zu sein. Jedenfalls werden die Türken, welche besser organisiert und ausgerüstet in den Kampf treten, als sie es vor zwei Jahren taten, die Ueberlegenheit haben. Wie groß solche sein wird, hängt davon ab, welche Kräfte nach Aegypten geschickt werden sollen. Türkischer Erfolg im Kaukasus oder Bedrohung mit solchem wird natürlich den Verbündeten in Polen keine direkte Erleichterung bringen. Nicht ein Mann der russischen Armee wird des Kampfes im Kaukasus wegen aus Polen fortgezogen werden. Die Russen besitzen im Kaukasus den Kriegshafen Batum am Schwarzen Meer und die Festungen Kars — aus 1877 bekannt — Alexandropol, Tiflis, Wladikawkas. Auch zu Lande haben bereits Kämpfe der beiden Gegner stattgefunden. Nicht nur nach türkischen Nachrichten waren sie für diese siegreich. Es wird vielleicht nicht ganz leicht sein, sich nach den Zeitungen ein zutreffendes Bild vom Kriegsverlauf zu machen. Nach den Leistungen der Türken im letzten Kriege in unrichtiger Berichterstattung und nach den schamlosen Lügenmeldungen der Russen im gegenwärtigen Kriege wird man erwarten dürfen, daß die Wahrheit schwer zu ergründen sein wird. Bis jetzt ist der Erfolg, wie auch die Russen zugeben, auf türkischer Seite.

Die Armeeinspektion Bagdad umfaßt je ein Armeekorps zu zwei Divisionen in Bagdad, Mossul und Sanaa (Südarabien) und die zwei selbständigen Nizamdivisionen (aktiv) von Hedjas. Zu diesen Heeresteilen könnte noch das Armeekorps von Damaskus treten. Sie würden, lediglich unter geographischem Gesichtspunkt betrachtet, in Aegypten einrücken können, wenn der Uebergang über den Suezkanal gelänge. In Verbindung mit einem Aufstande am Nil würden den Engländern arge Verlegenheiten zu bereiten sein. Es könnte dahin kommen, daß die dort anwesenden Truppen, ebensowenig wie die aus Indien herangeführten, nach dem europäischen Schauplatze übergeführt würden. Nimmt man die begonnene Aufstandsbewegung in Südafrika und die immerhin mögliche in Indien hinzu, so würde das englische Weltreich in recht schwierige Lage geraten. Schließlich könnte auch Persien wie Afghanistan die Gelegenheit benutzen, um sich von der russischen Vormundschaft frei zu machen. Ob man zu diesem Zwecke sich westlich des Kaspischen Meeres von Aserbeidschan aus den Türken im Eindringen in Transkaukasien unmittelbar anschließen oder besser desselben östlich in Richtung auf Chiwa vorgehen würde, ist schwer zu sagen. Das gemeinsame Bindemittel für diese auf so verschiedenen Schauplätzen sich betätigenden Kräfte ist — abgesehen

Digitized by Google

von Südafrika — der islamitische Gedanke. Dieser und seine Betätigung, der heilige Krieg, führt zu Frankreich über, das durch einen solchen in seinen nordafrikanischen Besitzungen bedroht ist. Ob die älteren französischen Erwerbungen Tunis und Algier vor einem Aufstande der Eingeborenen sicher sind, ist schwer zu beurteilen. Mit einiger Sicherheit aber kann man annehmen, daß die unruhige Bevölkerung des doch nur recht mäßig pazifizierten Landes Marokko im gegenwärtigen Augenblick dem Gouverneur Liautey manche ernste Stunde machen mag. Ist doch Tazza „la mystérieuse", auf dessen Einnahme die Franzosen sich vor einem halben Jahre so viel zugute taten, von den Aufständischen bereits zurückerobert. Die guten Leute ahnen natürlich nicht, daß die Deutschen in Frankreich seit langer Zeit stehen, solche Nachrichten befördert der französische Telegraph nicht, aber das wissen sie, daß das IX. Armeekorps aus Algier, ferner die Turkos, Zuaven, Spahis ganz oder zum Teil aus dem Lande fortgezogen sind, daß der Islam gegen den Dreibund aufgerufen ist. Auch die Schwierigkeiten, welche auf diese Art den Franzosen erwachsen, werden uns gewiß nur indirekt nützen, indem sie nicht eine Schwächung der Armee Joffres bewirken, deren weitere Verstärkung durch braune Truppen aber verhindern werden.

Bis diese Zeilen im Druck erscheinen werden, wird vielleicht Klarheit darüber gewonnen sein, welchen Einfluß die türkische Beteiligung auf die Haltung der andern Balkanstaaten und auf diejenige Italiens ausüben wird. Das ist heute noch das große Fragezeichen. Bulgarien schlösse sich gewiß gern den verbündeten Kaisermächten an. Es käme damit in Krieg gegen Serbien, den es in Erinnerung an die jüngste Vergangenheit gern führen würde. Sollte aber nicht ein Bündnis Griechenland-Serbien bestehen, welches ersteres auch auf den Plan, und zwar gegen Bulgarien-Oesterreich riefe?

Rumänien wird sich wie vor einem Jahre klug zurückhalten und beim einstigen Friedensschluß — gestützt auf ein nicht verbrauchtes, sondern frisches Heer — seine Interessen vertreten.

Daß Rumänien Wahrung seiner Interessen eher bei den verbündeten Kaisermächten als bei Rußland fände, sollte man auch dort eigentlich wissen. Dasselbe gilt von Italien. Was würde aus ihm, wenn England-Frankreich das Mittelmeer dauernd beherrschten und Rußland unbehinderten Austritt aus dem Schwarzen Meere fände!?

Ob Fürst Bülow solchen Gedanken nicht in Rom Eingang verschaffen wird?

Digitized by Google

Einige Gedanken über den Ursprung der englisch-französisch-russischen Koalition gegen Deutschland

Von

Prof. Dr. Schiemann

Es ist wohl nicht genügend zur Geltung gebracht worden, daß ein psychologischer Rechnungsfehler von seiten Frankreichs in verhängnisvoller Weise die Knoten geschürzt hat, die den gewaltigen Krieg, in dem wir stehen, herbeigeführt haben. Weder das französische Volk noch die leitenden französischen Staatsmänner haben ursprünglich einen Krieg mit uns auf sich nehmen wollen. Dazu war trotz allem die Erinnerung an die Schrecken von 1870/71 zu lebendig im allgemeinen Bewußtsein. Wohl aber ist, speziell seit 1904, d. h. seit Abschluß der englisch-französischen Entente, die französische Politik darauf gerichtet gewesen, eine Kombination zu schaffen, die durch das Gewicht ihrer Macht Deutschland nötigen sollte, auch ohne Kampf einen Rückzug anzutreten, der im Effekt den Verzicht auf unsre Großmachtstellung bedeutet hätte. Das war die Politik, deren typischer Vertreter Herr Delcassé war, als er den Konflikt um Marokko vorbereitete. Delcassé wußte im Frühjahr 1905 sehr wohl, daß Frankreich nicht kriegsbereit war, aber als man ihm diese Tatsache vorhielt und auf die stets bereite Schlagfertigkeit Deutschlands hinwies, das sich eine Beleidigung nicht werde ungestraft gefallen lassen, da antwortete er: sie werden es nicht wagen! „Ils n'oseront pas!" Er war fest überzeugt, daß jetzt, da zu der russisch-französischen Allianz die politische Verständigung mit England getreten war, von der er wußte, daß sie militärische, nicht bloß diplomatische Hilfe bot, Deutschland, im Angesicht einer Koalition von drei Großmächten, es nicht wagen werde, seine Rechtsansprüche aufrecht zu erhalten. Wenn man in Berlin so rede, sei es ein bloßer Bluff! Der Einzug Kaiser Wilhelms in Tanger, am 31. März 1905, zeigte jedoch, daß in der Tat ein fester Wille die Madrider Verträge von 1880 stützte, und die Folge war der Sturz Delcassés. Derselbe Ruf, daß Deutschland „bluffe", wiederholte sich, als in der Krisis, welche die Annektion Bosniens und der Herzegowina 1909 nach sich zog, Deutschland den kombinierten Drohungen Rußlands und seiner Mitläufer England und Frankreich gegenüber erklärte, daß es unter allen Umständen die Verpflichtungen getreu erfüllen werde, die ihm das Bündnis mit Oesterreich auferlege. In London wie in Paris war man aufs äußerste verstimmt, als Rußland am 25. März 1909 die Erklärung abgab, daß es die Annektion von Bosnien und der Herzegowina anerkenne und dadurch auch Serbien genötigt ward, einen Rückzug anzutreten. Man hatte eine politische Niederlage Deutschlands und Oesterreich-Ungarns mit Sicherheit erwartet und es für undenkbar erklärt, daß Deutschland um Oesterreichs willen sich der ungeheuren Gefahr aussetzen werde, die ein Zusammengehen Rußlands, Englands und Frankreichs bedeutete. Als die Krisis begann, im Mai 1908, erklärte die

Digitized by Google

„Nowoje Wremja", der Dreibund sei ein „politisches Phantom", und im Januar 1909 erklärte ein inspiriertes Organ der englischen Presse, der „Observer", daß England für den Kriegsfall „mit all seinen Hilfsmitteln und Streitkräften" auf seiten seiner Freunde stehen werde. Als dann nach einer stürmischen Sitzung des russischen Ministerkomitees die Duma die offizielle Mitteilung erhielt, daß Rußland nicht vorbereitet sei, einen Krieg auf sich zu nehmen, war die Enttäuschung in den zum Kriege treibenden Kreisen Englands und Frankreichs kaum zu beschreiben. In drei aufeinanderfolgenden Leitartikeln vom 11., 12. und 13. März gab der „Temps" aufs neue das Schlagwort von dem großen „Bluff" Deutschlands und Oesterreichs aus, und die „Times" hat, wie nicht anders zu erwarten war, in dasselbe Horn geblasen. Parallel damit ging eine Panik in England, die benutzt wurde, um eine neue Vermehrung der Flotte vom Parlament zu erlangen, und das sehr lehrreiche Bekenntnis, daß nun alle Hoffnung geschwunden sei, durch einen Kontinentalkrieg die Gefahr, die England von der wachsenden deutschen Flotte drohe, ablenken zu können. Es schien praktischer, sofort gegen unsre Flotte vorzugehen, und Admiral Fitzgerald sprach es in einer Guildhallrede direkt aus. „Man hat uns," sagte er, „den Handschuh hingeworfen, wir müssen ihn aufheben."

Die leitenden englischen Staatsmänner dachten vorsichtiger. Die französische Theorie vom deutschen Bluff schien ihnen nicht überzeugend bewiesen zu sein, und die Tatsache, daß Rußland sich selbst für nicht kriegsbereit erklärt hatte, wirkte ernüchternd. Man entschloß sich, eine günstigere Gelegenheit abzuwarten, vor allem aber sich selber für den Augenblick vorzubereiten, in dem der entscheidende Schlag geführt werden sollte. Asquith brachte sein Programm vom Zwei-Mächte-Standard ein, aber bei der Panik, die damals wie ein ansteckendes Fieber durch ganz England ging, als der russische „Freund" versagte, schien das ungenügend und dieser Aufschub unerträglich. Der Londoner „Standard" veröffentlichte einen ihm aus Kanada zugesandten Artikel (Juni 1909), in dem es hieß: „Es gibt sechs Regeln für siegreiche Kämpfe; hält man sich an die sechste: „den ersten Schlag führen", so mag man die übrigen vergessen. England hat heute eine Uebermacht zur See, die niemand herausfordern darf. Wenn es diese Gelegenheit nutzt, kann es seinen Feinden zuvorkommen. Zwei Wochen, vielleicht zwei Tage werden genügen, des Kaisers Seemacht zu vernichten; ist sie erst aus der Welt geschafft, so würde der Friede Europas gesichert sein."

Acht Tage danach veröffentlichte die „Morning Post" eine Ausführung, in der es hieß: „Wir sind in der Lage, die deutsche Kriegsflotte zu zerstören, und den ungeheuren und zunehmenden deutschen Handel völlig zu ruinieren ... eine entschlossene Politik wie diese wird vielleicht den Frieden erhalten. Deutschland wird nachgeben, einfach weil es nicht fertig ist." Auch hier klingt die gefährliche Anschauung durch, daß die Entschiedenheit, mit der Deutschland seine Würde und politische Ehre aufrecht erhielt, nichts andres sei als ein Bluff! Aber, wie gesagt, das englische Ministerium hielt den Augenblick nicht für günstig. Nicht nur Rußland sollte Zeit finden, weiter zu erstarken, auch England selbst wollte

Digitized by Google

stärker werden. Und so baute man neue Dreadnoughts und Ueberdreadnoughts und wartete auf eine günstige Gelegenheit. Es kam hinzu, daß man sich des Geschreis der gelben Presse zu schämen begann, und daß der Hohn, mit dem die amerikanischen Zeitungen dies Treiben begleiteten, doch stark ernüchternd wirkte. So schrieb der „New York American": „Das Kläglichste in der Welt ist ein großes Reich, das von Panik ergriffen ist. Die Panik des großen und mächtigen Rom, als die Goten kamen, war kläglich. Aber die Panik Englands, da niemand kommt, ist mehr als kläglich. Sie ist entsetzlich. Wer greift denn England an? Wo ist der Feind? Das weiß niemand! Die Führer dieses dekadenten Reiches reden und kreischen wie im Säuferwahnsinn (like dipsomanes). Sie heulen nach mehr Flotten, sie schreien nach größeren Armeen und wissen nicht, wer sie angreifen will!"

Es ist wie ein prophetischer Ausblick in die Gegenwart, da England alle Weltteile und alle Rassen herbeiruft, weil es trotz seiner Flotte und trotz seiner beiden Alliierten sich nicht zu helfen weiß.

Nach der Panik von 1909 folgte eine Zeit leidlicher Ruhe, die durch das Ende 1910 abgeschlossene Potsdamer Abkommen zwischen Deutschland und Rußland die erfreuliche Aussicht auf Verstummen jenes Kriegsgeschreis zu bieten schien, das bereits einen chronischen Charakter angenommen hatte. In Rußland hatte mit dem Ministerium Ssasonow die friedfertige Tendenz zeitweilig das Uebergewicht gewonnen. Das System der Schikanen gegen den Ausbau der Bagdadbahn wurde aufgegeben, gegen das Versprechen Deutschlands, die russischen Zirkel in Persien nicht zu stören, und beide Mächte verpflichteten sich gegeneinander, keinen gegen einen von ihnen gerichteten Angriff, von wem er immer ausgehe, zu unterstützen. Das gab dann zu Anfang 1911 Anlaß zu einer neuen antideutschen Kampagne in England, zu der die Absicht Hollands, Vlissingen zu befestigen, den Anlaß gab. Da der Bau neuer Befestigungen nicht stattfand, tröstete man sich jedoch schließlich in London mit dem Gedanken, daß es abermals der Presse gelungen sei, durch ihr rechtzeitiges Einschreiten eine deutsche Intrige zuschanden gemacht zu haben. Deutschland sei zurückgewichen vor den kräftigen Worten, die man ihm an den Kopf warf, und daraus folge klärlich, welches die Methode sei, nach der man mit Deutschland verhandeln müsse. Im Verlauf dieser Erörterungen aber gab der „Standard" eine Erklärung über die zwischen Frankreich und England bestehende militärisch-politische Vereinbarung, die, wie wir heute wissen, der sorgfältig von den offiziellen Vertretern Frankreichs und Englands geheimgehaltenen Wirklichkeit entsprach und die wörtlich lautete: „Frankreich und England sind verpflichtet, einander zu Wasser und zu Lande, sowohl durch Krieg wie durch Verhandlungen, zu unterstützen, falls eine von beiden Mächten durch eine europäische Kombination angegriffen werden sollte." Das bedeutete, bei der bekannten Dehnbarkeit des Begriffs „Angriff", ein Schutz- und Trutzbündnis, was es ja auch, trotz der Reservatio mentalis, die den wahren Sinn der „politischen und militärischen Unterhaltungen" beider Kabinette zu verhüllen sucht, tatsächlich der Fall

Digitized by Google

gewesen ist. Schon der April 1911 bewies die Wahrheit der Angaben des „Standard". Ende des Monats kündigte General Moinier an, daß Frankreich gegen Fez vorgehen werde, und am 21. Mai trafen seine Truppen tatsächlich dort ein. Das war eine offenkundige Verletzung der Verträge von Algeciras und vom 9. Februar 1909, und die Antwort, die Deutschland darauf gab, war die Entsendung des „Panther" nach Agadir, um den Franzosen anzuzeigen, daß man 1911 ebensowenig wie 1905 geneigt sei, seine Rechte mißachten zu lassen, und daß das Vorgehen gegen Fez eine neue Lage geschaffen habe, die eine neue Lösung finden müsse. Sie kam am 4. November mit der Unterzeichnung des Berliner Marokkovertrages durch Herrn v. Kiderlen und Herrn Cambon. Während dieser ganzen Krisis hat England eine drohende Haltung gegen uns eingenommen, und auch in Frankreich war man bemüht, uns durch Säbelgerassel einzuschüchtern. Es tauchte wiederum die Behauptung auf, die ganze Agadirdemonstration sei nichts andres gewesen als ein Bluff, und der große Fehler der englischen wie französischen Politik, ihn ernst genommen zu haben. Der Schluß, der daraus gezogen wurde, war, daß man bei nächster Gelegenheit durch einen stärkeren Druck die Demütigung Deutschlands erreichen müsse. Die Parole lautete fortan: Stärkung der Rüstungen; und das Jahr 1912 begann unter drohenden Aspekten. England konzentrierte seine Flotten im Kanal und in der Nordsee, in Frankreich wurde ein neues Flottenprogramm durchgesetzt, und Churchill hatte die Insolenz uns zuzurufen, daß die englische Flotte eine Notwendigkeit, die deutsche ein Luxus sei. In Rußland aber mehrten sich die Angriffe auf das Auswärtige Amt und seinen Leiter, der die Zeit der politischen Spannung nicht ausgenutzt habe. Parallel damit gingen Verhandlungen über eine deutsch-englische Verständigung, die wir nun, nachdem wir den Untergrund der geheimen Verpflichtungen kennen, die England auf sich genommen hatte, unserseits als einen bösartigen Bluff bezeichnen müssen, der nur bezweckte, uns irre zu führen und außer bei einigen nicht eingeweihten Politikern von keinem englischen Staatsmann ernst genommen wurde. Auch hat die offizielle Politik der Ententemächte, wie sie sich in der Praxis des politischen Lebens geltend machte, schon damals den Charakter einer Verschwörung getragen, welche die Vorbereitungen zu der großen Aktion treffen sollte. Man wollte Deutschland zwingen, sei es durch Waffengewalt oder unter dem lähmenden Druck der gewaltigen Macht, die man ihm gegenüberstellen wollte, auf seine Großmachtstellung zu verzichten.

Die Reise des damaligen Ministerpräsidenten Poincaré, der vom 10. bis 16. August 1912 in Petersburg weilte, wo er und Herr Ssasonow unter dem Druck der russischen Kriegspartei sich darüber verständigten, daß Frankreich von der zweijährigen zur dreijährigen Dienstzeit zurückkehren und Poincaré zum Präsidenten der französischen Republik gewählt werden solle, verfolgte dieses Ziel. Gleichzeitig beanspruchte Rußland eine neue Anleihe, um sein strategisches Eisenbahnnetz gegen Deutschland und Oesterreich-Ungarn auszubauen. Es lag dabei nicht die Absicht vor, sofort einen Krieg zu provozieren, sondern das Jahr 1916 wurde in Aussicht genommen. Bis dahin rechnete man darauf, die russische Flotte, für

Digitized by Google

welche die Duma große Mittel bewilligt hatte, fertigzustellen. Auch mußte Rußland sich verpflichten, seine militärische Aufstellung wieder näher an die Westgrenze des Reichs zu verlegen.

Die Wirkung dieser Vereinbarungen, in welche England eingeweiht wurde, zeigte sich sehr bald. In England schlug Lord Roberts aufs neue kriegerische Töne an und verlangte Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, Lord Beresford variierte das bekannte Thema von der unbedingten Notwendigkeit, die englische Flotte weiter zu verstärken. Sie stießen aber beide auf heftigen Widerspruch in einem Teil der Presse, und wir wollen uns nicht versagen, eine dieser Stimmen hier zu Wort kommen zu lassen, da sie die beste Widerlegung der verleumderischen Vorwürfe bringt, die heute von allen Seiten gegen uns erhoben werden:

„Lord Roberts" — schrieb die „Nation" — „sagt, daß der Krieg in dem Augenblick ausbrechen werde, da die deutschen Streitkräfte ihrer Ueberlegenheit auf jeder Seite sicher sein würden. „Deutschland schlägt los, sobald diese Stunde geschlagen hat." Aber Deutschland hat niemand seit 1870 angegriffen, und damals schlug es, um seine nationale Einheit zu sichern und den steten Drohungen des französischen Imperialismus ein Ende zu machen; seither ist es das friedfertigste, in sich genügsamste, wenn auch gewiß nicht das sympathischste Glied der europäischen Völkerfamilie gewesen. Frankreich hat einen großen Teil von Nordafrika absorbiert, wir haben gewaltsam ein neues Stück Südafrika geschaffen, Rußland, Italien, Oesterreich haben Angriffskriege geführt. Deutschland ist noch heute das Deutschland von 1870, ein großes Reich der Industrie, an dem Wissenschaft und Handel weiterbauen. Und darauf baut Lord Roberts sein unwissendes Pasquill auf! Er gibt tatsächlich seinen Zuhörern die Versicherung, daß er Deutschland nicht tadle, weil jede große Nation das Recht habe, über ihre Nachbarn herzufallen, wenn sie die Macht dazu hat, und zieht daraus direkt den Schluß, daß wir Deutschland tun sollten, was, wie er fälschlich behauptet, Deutschland sich vorbereitet, uns zu tun. Das ist eine Moral für ein Rudel Wölfe, nicht für eine Gesellschaft christlicher Männer, und wurde — als ausgezeichnete Politik — der britischen Nation in Gegenwart eines Bischofs der anglikanischen Kirche empfohlen." Diese Polemik, der eine ähnliche Bewegung in Rußland parallel ging, in welcher der alte Fürst Meschtscherski die Rolle der „Nation", die „Nowoje Wremja", die des Lord Roberts spielte, zog sich bis an das Ende des Jahres 1912 hin, während gleichzeitig der Krieg auf der Balkanhalbinsel wütete, und die russische Politik bemüht war, den großen Balkanbund zu bilden, durch den sie Oesterreich-Ungarn von Süden anzugreifen plante.

Nun schürzten sich die Knoten, die zur Katastrophe führen sollten, immer mehr. Am 18. Februar 1913 trat, nach seiner glücklich unter ungeheurer Reklamearbeit durchgesetzten Wahl, Poincaré die Präsidentschaft der französischen Republik an. Ziemlich genau einen Monat vorher hatte in Konstantinopel der Staatsstreich Enver-Beis stattgefunden, von dem der Beginn der wirklichen Wiedergeburt der Türkei zu datieren ist; eine neue Balkankrisis brach aus, und in den Wand-

Digitized by Google

lungen und überraschenden Wendungen dieser Krisis erhitzte sich die öffentliche Meinung Rußlands, wie sie in den Slawenbanketten zum Ausdruck kam, so sehr, daß Europa im März 1913 wiederum unmittelbar vor einem russisch-österreichischen und damit vor einem europäischen Kriege zu stehen schien; auch damals hat die Erklärung Deutschlands, daß es seinen Verbündeten nicht im Stich lassen werde, in Petersburg den Ausschlag für Erhaltung des Friedens gegeben. Man wußte in Rußland also ganz genau, welche Folgen ein Angriff auf Oesterreich haben werde, und ebenso wußte man in Paris und London ganz genau, was ein österreichisch-russischer Konflikt für die Welt bedeuten werde. Dieser Konflikt war jeden Augenblick herbeizuführen, sobald die russische Regierung ihn herbeiführen wollte, oder wenn sie zu schwach war, dem Andrängen der vom Großfürsten Nikolai Nokolajewitsch geführten Kriegspartei länger die Spitze zu bieten. Es ist dabei in Betracht zu ziehen, daß der Gedanke, die Balkanvölker zu einer gegen Oesterreich gerichteten Koalition zusammenzufassen, keinen Augenblick aufgegeben wurde. Auch nach dem für Bulgarien so unglücklich auslaufenden Kriege gegen Serbien und Griechenland hielt man an diesem Plan fest. Die Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand wurde als eine unangenehme Verlegenheit empfunden, weil der Anstand verlangte, die Ermordung dieses von Rußland meistgehaßten Mannes zu verurteilen. Aber es war ein Meisterstück der Politik des Dreiverbandes, daß sie es verstand, diese Mordaffäre wie durch ein Taschenspielerkunststück vom politischen Horizont verschwinden zu lassen und an ihre Stelle das großmütige Eintreten für die Unabhängigkeit Serbiens zu setzen. Dieses letztere Schlagwort wurde der Hebel, mit dessen Hilfe die für Aufschub des Krieges eintretende Partei im russischen Ministerium und am kaiserlichen Hofe aus dem Sattel gehoben wurde. Der Unterstützung Frankreichs und Englands fühlte man sich sicher, und zugleich beruhigte man die noch fortdauernde schüchterne Opposition mit der Versicherung, daß es bei einem russisch-österreichischen Kriege bleiben werde; Deutschland meine es mit seiner „Nibelungentreue" nicht ernst, wie stets vorher stehe man auch jetzt einem deutschen „Bluff" gegenüber! Alles Weitere dürfen wir als bekannt voraussetzen. Was vorherging, ist die Vorgeschichte des Krieges, von der im englischen Blaubuch kein Wort zu finden ist. Es ist aber unerläßlich, diese Vorgeschichte zu kennen, wenn man nicht aus der Geschichte eine Fabel machen will.

Berlin, den 10. November 1914.

Digitized by Google

Englands Volks- und Verkehrswirtschaft und der Krieg

Von

Ministerialrat v. Völcker

I. Politische, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung

Wie Gallien, so waren auch große Teile von Großbritannien einst römische Provinz. Aber die römische Herrschaft dauerte kürzer und die römische Kultur drang nicht so tief ein wie in der gallischen Provinz, und als nach Abberufung der römischen Legionen die Sachsen, Angeln und Dänen im Sturme der Völkerwanderung den Norden und Osten Englands und den Süden Schottlands besetzten, wurde die römische Kultur der keltischen Ureinwohner nahezu völlig vernichtet, nur wenige Ortsnamen wie Chester, Manchester, Lancaster (aus dem römischen „Castra") und spärliche Reste von Toren, Türmen, Bädern, Straßen und von der gewaltigen Hadriansmauer erinnern heute noch an die römische Herrschaft. Das angelsächsische Volkstum entwickelte sich selbständig und schuf seine eigne, auf germanischer Art beruhende Kultur.

Die normannische Eroberung im elften Jahrhundert und die seitdem erfolgte Einführung normannischer, also französischer Sprache und Sitten am Hofe vermochten den germanischen Grundzug des angelsächsischen Volkstums nicht zu unterdrücken. Wohl schuf die normannisch-germanische Baukunst prächtige Werke, und die englische Sprache verdankt der normannischen Einwanderung ihren romanischen Einschlag, aber die breite angelsächsische Volksmasse wurde von der Kultur der eingewanderten normannischen Adelsgeschlechter nicht ergriffen.

Während des fast vierhundertjährigen Krieges mit Frankreich wurde der Grund zur freiheitlichen Entwicklung der englischen Verfassung gelegt, die in der späteren Folge das Vorbild der parlamentarischen Entwicklung auf dem Festlande geworden ist. Bereits im vierzehnten Jahrhundert gab es in England ein aus Oberhaus und Haus der Gemeinen zusammengesetztes Parlament.

Wohl blieb auch England von blutigen Bürgerkriegen und religiösen Kämpfen nicht verschont. Aber das Zeitalter der Renaissance, in welchem Deutschlands Niedergang besiegelt wurde, war für England der Beginn eines nur mit wenig Unterbrechungen bis heute andauernden politischen Aufschwungs. Unter Elisabeth wurde in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts die innere Ruhe hergestellt, Handel und Gewerbe wurden gefördert, die alten Vorrechte der Hansa wurden aufgehoben; jetzt begann die glänzende Entwicklung der englischen Seeschiffahrt. Francis Drake umschiffte die Erde, Virginien wurde besiedelt, die Ostindische Kompanie gegründet und damit der Grund zum englischen Kolonialreich gelegt. Die stolze spanische Armada wurde im Jahre 1588 auf der Reede von Dünkirchen besiegt; die Segelschiffe der viel kleineren eng-

Digitized by Google

lischen Marine überwanden hier die Jahrtausende alte Technik der Rudergaleere, Spaniens Seeherrschaft war für immer gebrochen. Auch die späteren Kämpfe mit der holländischen und französischen Seemacht endigten mit dem Sieg Englands, das britische Kolonialreich vergrößerte sich fortwährend, und wenn es auch im nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg durch den Abfall der Vereinigten Staaten von Nordamerika eine empfindliche Einbuße erlitt, so blieb doch seine Seeherrschaft ungebrochen. Man entschädigte sich reichlich für den Verlust durch die Erweiterung des kolonialen Besitzes in Ostindien. Schon am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ist England die erste See- und Kolonialmacht der Welt. Gestützt auf seinen Reichtum an Kohle und Eisen, entwickelt sich seine Industrie zu ungeahnter Blüte. England beherrschte seit dem Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts den Welthandel ein volles Jahrhundert lang ausschließlich, bis ihm gegen das Ende des neunzehnten Jahrhunderts infolge der kräftigen Entwicklung des deutschen und nordamerikanischen Welthandels ein immer fühlbarer werdender Wettbewerb entstand.

Es ist eine eigenartige Erscheinung im Werdegang des englischen Weltreiches, daß trotz seiner gewaltigen kolonialen Expansionskraft doch die innere Entwicklung nichts weniger als zentralistisch war; nicht einmal im Mutterlande selbst. Schottland ist erst 1707 mit England zu einem Gesamtstaat vereinigt worden, Irland erst 1800. Erst von diesem Zeitpunkt an sind die drei Reiche zu dem „Vereinigten Königreich von Großbritannien und Irland" verbunden. Erst von da an besteht ein gemeinsames Parlament und die englische Nationalflagge mit dem „Union Jack", dem viereckigen Ausschnitt am oberen Rand, der in seinem Bild die drei Kreuze der vereinigten Reiche darstellt.

Noch heute hat man keine gemeinsame geographische Bezeichnung für das britische Inselreich, das im Ausland gewöhnlich mit „England" bezeichnet wird, während der Engländer selbst diese Bezeichnung nur im Gegensatz zu Schottland und Irland gebraucht und von dem „Vereinigten Königreich" spricht, wenn er die drei Bestandteile miteinander umfassen will.

Irland hat sich bis heute, abgesehen von der im Nordosten gelegenen industriellen Provinz Ulster, dem vereinigten Königreich nicht zu assimilieren vermocht. Es war wiederholt der Schauplatz erbitterter Aufstände und schwerer innerer Unruhen, die die Forderung des „Home Rule", d. h. der autonomen Verfassung mit eignem Ministerium und Parlament, durchzusetzen suchten. Ein von der Regierung erst in diesem Jahre eingebrachter Homerule-Gesetzentwurf soll die Ideale des irischen Nationalismus verwirklichen und Irland aus dem britischen Einheitsstaat herauslösen. Die politischen Kämpfe um diese Frage haben neuerdings wieder die Grundfesten des englischen Staatswesens erschüttert. Der Ausbruch des Krieges hat die Lösung des Konfliktes einstweilen hinausgeschoben.

II. Volkswirtschaft

Das Vereinigte Königreich besitzt bei einem Flächeninhalt von etwas über 300 000 Quadratkilometer 45 Millionen Einwohner, aber das Mutterland macht an

Digitized by Google

Fläche nur den hundertsten, an Bevölkerung nur wenig mehr als den zehnten Teil des Weltreiches aus.

Das Vereinigte Königreich steht unter den europäischen Staaten nach der Volkszahl an vierter Stelle. Aber es ist die Beherrscherin des größten Kolonialreiches, das die Welt je gesehen hat. Das britische Weltreich umfaßt den fünften Teil der Landfläche der Erde und über ein Viertel ihrer Bewohner.

In der Volksdichte steht das Vereinigte Königreich mit 144 Einwohnern auf 1 Quadratkilometer nur Belgien und Holland nach. Sein Volksreichtum beruht vor allem auf dem dicht besiedelten englischen Stammland. Schottland und Irland mit ihrer überwiegend landwirtschaftlichen Bevölkerung stehen an Volksdichte unter dem Durchschnitt der europäischen Vollkulturländer. Auf der Industrie und Schiffahrt des Landes beruht die Volksvermehrung. Die landwirtschaftlichen Bezirke nehmen infolge der Abwanderung nach den Industriegebieten fortgesetzt ab. Darum ist auch die Volksvermehrung in England am größten, in Irland, das noch zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts England an Volksdichte überlegen war, geht die Bevölkerung sogar zurück. Im ganzen mindert sich das Zuwachsprozent des Vereinigten Königreichs fortgesetzt. Es beträgt heute nur mehr durchschnittlich jährlich 0,87 Prozent gegen 1,36 Prozent in Deutschland.

Ist schon der Zusammenhalt des Mutterlandes von zentrifugalen Kräften bedroht, so ist das politische Band, das die Kolonien mit dem Mutterlande verknüpft, noch viel lockerer.

Die einzelnen Gemeinwesen des britischen Weltreichs sind mit mehr oder minder weitgehenden selbständigen Regierungs- und Verwaltungszuständigkeiten ausgestattet. Gemeinsam ist ihnen allen nur, daß sie nicht Krieg erklären und Frieden schließen können, keine diplomatische Vertretung gegenüber dem Ausland besitzen, nicht Gesetze erlassen dürfen, die mit den Gesetzen des Mutterlandes in Widerspruch stehen, und daß ein zum Teil mit kolonialen Mitgliedern besetzter oberster Gerichtshof in London eingerichtet ist, der allerdings nach dem materiellen Recht der betreffenden Kolonie entscheidet, denn eine Rechtseinheit zwischen Mutterland und Kolonien besteht nicht.

In einer vortrefflichen Studie über die Organisation des britischen Weltreichs unterscheidet Bonn[1]) folgende beiden Haupttypen von Kolonien:

1. Die „Herrschaftskolonien", die durch die Unterwerfung der eingeborenen Bevölkerung britischer Besitz geworden sind, Gemeinwesen mit mehr oder minder dünner Europäerbevölkerung.

2. Die „Tochterkolonien", „Dominions", die großen Siedelungskolonien mit Selbstverwaltung, bei denen die eingewanderten Europäer das überwiegende Element der Bevölkerung bilden und der Zusammenhang mit dem Mutterland vor allem durch die gemeinsame Abstammung und natürliche Interessengemein-

[1]) Dr. Bonn, Die Organisation des britischen Weltreichs, im Heft 1 der Veröffentlichungen der Handelshochschule München: „Grundlagen der englischen Volkswirtschaft" 1913.

Digitized by Google

schaft bedingt ist. Tochterkolonien sind die drei großen Staatenbünde in Kanada, Australien und Südafrika, dann Neuseeland, Neufundland und Labrador.

Zu 1. „Herrschaftskolonien" sind alle Kolonien, die nicht zu den vorgenannten Tochtervölkern gehören, das sind die „Kronkolonien" und Indien, das im Sprachgebrauch der englischen Kolonialverfassung nicht zu den Kronkolonien gerechnet wird. Die Herrschaftskolonien werden von einem Gouverneur (Indien von einem Vizekönig) verwaltet, dem in der Regel eine Art Volksvertretung zur Seite steht. Aber diese Volksvertretung besteht in ihrer Mehrheit aus Beamten, und die von ihr beschlossenen Gesetze unterliegen dem Veto des Gouverneurs.

Zu 2. Auch die Tochterkolonien unterstehen einem Gouverneur, dem Repräsentanten des Königs und obersten Verwaltungsbeamten. Aber ihm steht ein Ministerium zur Seite, das dem Parlament verantwortlich ist. Das Parlament besteht aus einem ernannten Oberhaus und einem gewählten Unterhaus.

Früher war man auch in England vielfach der Meinung, daß die Tochterkolonien, wie einst die Vereinigten Staaten von Nordamerika, sich früher oder später vom Mutterlande unabhängig machen würden. Noch Disraeli hat die Tochterkolonien als Mühlsteine bezeichnet, die am Halse des Mutterlandes hängen und mit der Zeit alle verloren gehen würden.

Der Uebergang des Mutterlandes zum Freihandel um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hatte die Entwicklung der kolonialen Selbständigkeit der Tochtervölker beschleunigt. Sie erhielten das Recht, ihren Zolltarif selbständig zu gestalten, ja selbst gegen das Mutterland Zölle zu erheben. Trotzdem ist das Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen Tochtervölkern und Mutterland niemals erloschen. Neuerdings ist es sogar wieder lebendiger geworden. Seit 1897 begannen die Dominions dem Mutterlande Zollbegünstigungen einzuräumen, und als nach der glücklichen Beendigung des Burenkriegs, der in den Tochterstaaten große Begeisterung geweckt hatte, der imperialistische Gedanke wieder an Boden gewann, trat im Jahre 1902 der Staatssekretär für die Kolonien, Josef Chamberlain, mit dem Plane hervor, durch die Gewährung von Vorzugszöllen Mutterland und Kolonien zu einem einheitlichen Reichswirtschaftsgebiet zusammenzuschließen. Das Mutterland sollte Schutzzölle einführen und auch seinerseits den Kolonien eine Vorzugsbehandlung zusichern. Die aus dem Chamberlainschen Programm entstandene allgemeine Schutzzollbewegung führte zur Spaltung der konservativen Partei und zu deren Niederlagen bei den Wahlen im Jahre 1905/06 und 1910/11.

Der Plan der Schaffung eines „Greater Britain" war damit gescheitert. Nichtsdestoweniger machte aber der Gedanke der Bevorzugung der mutterländischen Einfuhr in den Kolonien Fortschritte. Fast alle Tochterländer haben nach und nach dem Mutterlande Vorzugstarife eingeräumt.

Auch in der Frage der Reichsverteidigung marschierte der Einheitsgedanke. Im südafrikanischen Krieg stellten die Tochtervölker 30 000 Freiwillige. Seit

Digitized by Google

1887 werden für die Flotte Zuschüsse geleistet. Australien und Kanada haben eigne Flotten im Bau.

Mit der zunehmenden Festigung des Verhältnisses zwischen Mutterland und Kolonien entstand auch das Bedürfnis nach Schaffung gemeinsamer Reichsorgane. Zwar gelangte Chamberlains Plan eines Reichsparlaments nicht zur Verwirklichung, aber die gemeinsamen Fragen werden mit Vertretern der Tochterkolonien in regelmäßig wiederkehrenden „Reichskonferenzen" beraten. Wenn auch die Beschlüsse auf diesen Reichskonferenzen mit Stimmeneinheit gefaßt und von den Einzelparlamenten genehmigt werden müssen, so ist durch diese Einrichtung doch der imperialistische Gedanke im britischen Weltreich, wenigstens soweit die Tochterkolonien in Betracht kommen, bedeutend gefördert worden.

Es ist anzunehmen, daß der europäische Krieg ebenso wie seinerzeit der südafrikanische das Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen dem Mutterlande und den englischen Tochtervölkern eher stärken als mindern wird, so wenig Sympathien auch das japanische Bündnis in Australien gefunden hat. Nicht die gleichen Sympathien werden dem Mutterlande von den nicht englischen Volksteilen in den Tochterstaaten entgegengebracht. Die neuesten Vorgänge in Südafrika zeigen, daß das Nationalgefühl des heldenmütigen Burenvolkes noch keineswegs erloschen ist. In den Herrschaftskolonien und im besonderen in Indien kann England von vornherein mit einer Begeisterung für den Krieg nicht rechnen. In Indien bilden weder die 220 Millionen Hindus noch die fast 70 Millionen Mohammedaner ein den Engländern wohlgesinntes Element. Insbesondere können die Mohammedaner, die die Blüte der Volkskraft bilden, zu einer furchtbaren Gefahr für die englische Herrschaft werden, nachdem sich jetzt auch die Türkei am Krieg beteiligt und der Sultan als Kalif und Nachfolger des Propheten die muselmanischen Völker zum heiligen Kriege gegen die Feinde des Islams aufgerufen hat. Sollte es sich dann bewahrheiten, daß in diesem Kampf Japan, der Todfeind europäischer Kultur, in Asien zum Schutze Indiens von England zu Hilfe gerufen wird, so könnte dieser Verrat Englands an der weißen Rasse für sein Prestige im Indischen und Stillen Ozean verhängnisvoll werden. Nicht minder drohend ist die islamitische Gefahr für Englands Herrschaft in Aegypten, das als völkerrechtliches Protektoratsland zwar nicht zu den Kronkolonien gehört, aber seinem Wesen nach doch zu den Herrschaftskolonien gerechnet werden muß und gegen den Druck der Fremdherrschaft schon seit länger starke Kräfte in Bewegung setzt. —

Von der Landfläche des Vereinigten Königreichs sind nur etwa 4 Prozent mit Wald bedeckt, weniger als in irgendeinem andern europäischen Staat. In der Land- und Forstwirtschaft sind nur 12 Prozent der erwerbstätigen Bevölkerung beschäftigt, ebenfalls weniger als in irgendeinem andern Lande Europas.

Seit der Aufhebung der Getreidezölle im Jahre 1846 und noch mehr seit dem Preissturz des Getreides infolge der wachsenden überseeischen Einfuhr um

Digitized by Google

die Mitte der 1870er Jahre, ist der Getreidebau stark zurückgedrängt worden und befindet sich noch im Rückgang. Nach einer amtlichen englischen Statistik betrugen

	in Großbritannien		in Deutschland		
	1893	1913	1893	1913	
die Anbauflächen	14,0	12,8	42,2	45,4	Mill. Acres
der Ernteertrag an Getreide .	38,2	35,0	98,7	159,7	Mill. Quarters.

England muß an Weizen den Bedarf von zehn Monaten durch die Einfuhr decken und dafür jährlich eine Milliarde Mark bezahlen. In der Landwirtschaft herrscht die Viehzucht vor. Zwei Drittel des gesamten Bodens sind Wiesen und Weiden, deren Gedeihen durch das feuchte Klima begünstigt wird. Trotzdem wird der Bedarf an Fleisch, Butter und Käse nicht annähernd durch die eigne Landwirtschaft gedeckt. Gefrierfleisch wird in großen Mengen eingeführt; das von der englischen Landwirtschaft gelieferte frische Fleisch ist Qualitätsware.

Von größter Bedeutung ist von alters her die britische Schafzucht, ihr verdankt die englische Textilindustrie ihre Entstehung. In seinem Bestand an Schafen wird das Inselreich in Europa nur von Rußland übertroffen. Auch die Zucht edler Pferderassen ist beträchtlich.

Einen bedeutenden Ertrag liefert die Fischerei. Schottische Heringe und südenglische Austern werden in ansehnlichen Mengen ausgeführt.

Die englische Landwirtschaft leidet schwer unter dem Latifundien- und Pachtsystem, unter dessen Einfluß das flache Land immer mehr entvölkert wurde. Von dem Umfang englischer Herrschaftsgüter mag man sich eine Vorstellung machen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß z. B. der Herzog von Southerland über 5600 Quadratkilometer Land besitzt, ein Areal, das größer ist als ein Zehntel der gesamten landwirtschaftlich benutzten Fläche Bayerns. Die englische Regierung hat einschneidende Maßnahmen zur Begründung eines selbständigen Kleinbauernstandes ergriffen. Aber das Kleinbauerntum kommt wegen der Schwierigkeit des Absatzes seiner Produkte nur langsam auf. Der Schatzkanzler Lloyd George hat erst im Herbst vorigen Jahres den Vernichtungskampf gegen das „Landmonopol" angekündigt, das sich in den Händen einiger weniger Leute befinde, die „das Land zu einer Wildnis machen und die gesetzliche Befugnis besäßen, Schlimmeres anzurichten als ein fremder Eindringling in einem eroberten Lande". Die Regierung strebt nichts Geringeres an als eine Enteignung des Landes und eine Rückgabe des Eigentums an die Krone, die nach englischem Recht die Lehensherrin alles Grund und Bodens ist.

Bis um die Jahrhundertwende war Großbritanniens Kohlenerzeugung die erste der Welt. Von da an hat England den Vereinigten Staaten den Vorrang einräumen müssen, und bereits schickt sich Deutschland an, die englische Produktion gleichfalls zu überflügeln. Mit einer Kohlengewinnung von 265 Millionen Tonnen wird die deutsche Produktion von der englischen im Jahre 1912 nur noch um 9 Millionen Tonnen übertroffen. An Qualität steht freilich die englische Kohle obenan. Der Anthrazit von Wales ist als Maschinenkohle un-

Digitized by Google

erreicht. Dabei liegen die englischen Kohlengruben zum Teil dicht am Meer. Cardiff, der erste Kohlenumschlagsplatz der Welt, versorgt die meisten Seehäfen und Kohlenstationen der Erde. Trotzdem übertrifft der eigne Bedarf der heimischen Industrie den Export bei weitem.

Eisen findet sich in Großbritannien meist dicht neben der Kohle. Allerdings ist Großbritannien in der Eisenerzgewinnung von den Vereinigten Staaten, von Deutschland und neuerdings auch von Frankreich überholt worden. In der Roheisenerzeugung steht es Frankreich noch voran.

Auch andre Mineralien, wie Blei, Zink und Kupfer, werden in großen Mengen gewonnen. Selbst Gold und Silber kommt vor. Der Zinnreichtum von Cornwall, der schon von den Phöniziern ausgebeutet wurde, ist nahezu erschöpft.

Die englische Industrie reicht bis in das Mittelalter zurück. Als im vierzehnten Jahrhundert Herzog Wenzel die übermütigen Tuchweber Löwens dafür züchtigte, daß sie bei einem Aufstand die adeligen Ratsherren aus den Fenstern des Rathauses in die Speere der untenstehenden Menge geworfen hatten, wanderten Tausende von Webern nach England aus und legten hier den Grund zu der späteren großartigen Entwicklung der englischen Tuch- und Wollindustrie, der die damals schon ausgedehnte Schafzucht des Landes das Rohmaterial lieferte. Jetzt reicht die einheimische Wollproduktion längst nicht mehr aus, die englische Industrie verarbeitet hauptsächlich australische und südafrikanische Wolle. Aus der Wollindustrie entwickelte sich die Baumwollspinnerei und -weberei und die übrige Textil- (Leinen-, Hanf-, Jute- und Seiden-) Industrie. Die englische Textilindustrie ist weitaus die größte der Welt, Liverpool der erste Baumwollmarkt der Erde. Großbritannien besitzt über ein Drittel der Baumwollspindeln der Welt. Nach dem „Economist" ist gegenwärtig infolge des Krieges eine halbe Million Textilarbeiter beschäftigungslos.

Noch wichtiger als die Textilindustrie ist die Stahl-, Eisen- und Metallverarbeitungsindustrie. In England gelang es zuerst, die teure Holzkohle beim Hochofenprozeß durch die Steinkohle im Wege der Verkokung derselben zu ersetzen. Der Puddelprozeß, der Gußstahl, Bessemer- und Thomasstahl verdankt England seine Entstehung. England ist das Geburtsland der Dampfmaschine, des Schienenweges und der Lokomotive. Auf der mächtigen Eisen- und Maschinenindustrie beruht auch sein Schiffbau, der bedeutendste der Erde, mit den großen Werften am Clyde (Glasgow), am Tyne (Newcastle) und bei Belfast.

Die englische Industrie ist nicht in dem Maße Großindustrie wie die amerikanische und deutsche. Das mittlere Unternehmen herrscht in ihr mehr als anderwärts. Die Textilindustrie von Liverpool und Manchester braucht ihre Rohstoffe und Halbfabrikate nicht auf Lager zu halten, sondern kann sie jederzeit auf offenem Markte erwerben, sogar auf Kredit. Im Berichte der Royal Commission on Canals and Waterways vom Jahre 1909 wird hervorgehoben: „Der ganze innere Verkehr des Vereinigten Königreichs hat den Charakter des Detailhandels angenommen. Man bestellt in kleinen Quantitäten, die man binnen

Digitized by Google

vierundzwanzig Stunden braucht, und erspart dadurch Lagerraum und Kapital." In der Organisation der einzelnen Unternehmungen herrscht eine weitgehende Arbeitsteilung und im Betrieb ein ausgeprägtes Spezialistentum; in der Technik liegt der Schwerpunkt bei den empirisch arbeitenden Werkleitern („managers"), Werkmeistern und Arbeitern. Der mit einem Stabe akademisch gebildeter Ingenieure arbeitende technische Direktor ist dem englischen Industriebetrieb fremd. Ein so großes Angebot an wissenschaftlich durchgebildeten Technikern und Chemikern wie in Deutschland besteht nicht. An den Hauptplätzen des Weltschiffbaues, am Tyne und am Clyde, sind die für den deutschen Schiffbau so charakteristischen Kranenbauten mit ihren elektrischen Hochbahnen über den Hellingen, ihren Deckenkranen, fahrbaren Turmkranen usw. unbekannt. Die „Lusitania", der schnellste Dampfer der Welt, ist mit den primitivsten Hebezeugen, den Masten mit Ladebäumen, gebaut (Laas). Der Schwerpunkt der Geschäftsführung liegt bei der englischen Industrie meist mehr in der kaufmännischen Tätigkeit und in der Ausnutzung von Konjunktur und Geldmarkt als in der Technik. Der Aufsichtsrat („board of directors") bestimmt weit mehr als bei uns die Politik der Unternehmungen. Der mittlere englische Kapitalist will sich in den Unternehmungen betätigen, aber gleichwohl noch für Sport, Jagd und Politik hinlänglich Zeit übrig behalten. Die monopolistische Organisation der Unternehmung in Trusts und Kartellen hat selbst in der englischen Eisen- und Stahlindustrie nicht die fast unumschränkte Herrschaft erlangt wie in Deutschland und Nordamerika. Der jeder Beschränkung der individuellen Freiheit abholde Sinn des englischen Unternehmers steht dieser Entwicklung entgegen, die in Deutschland und Nordamerika auch durch das Schutzzollsystem begünstigt wird.

Aber diese Eigentümlichkeiten in der Organisation des Unternehmertums haben die Entwicklung der englischen Industrie im Wettbewerb mit Deutschland und Amerika doch vielfach gehemmt. „Die englische Industrie, die vor fünfzig Jahren auf fast allen Gebieten der deutschen überlegen war, vermag heute in großen Teilen den Vergleich mit uns nicht auszuhalten. Die chemische Industrie, die Elektrizitätsindustrie stehen weit hinter der unsern zurück. Dagegen ist die Textilindustrie noch immer an der Spitze aller Länder" (Vogelstein).[1])

England war mit dem Uebergang zum Freihandel der Weltlieferant für Industrieerzeugnisse (Workshop of the World) geworden. Da begann gegen das Ende des neunzehnten Jahrhunderts ein Umschwung einzutreten. Die deutsche und amerikanische Industrie nahmen immer erfolgreicher den Wettbewerb mit der englischen auf. Aber auch in der Arbeiterschaft bereitete sich damit eine Wandlung vor. Der maßgebende Einfluß der Gewerkschaften, der bis dahin die friedliche Entwicklung der Industrie gewährleistet hatte, begann zu schwinden.

---

[1]) Vgl. zu den vorstehenden Ausführungen über die Organisation der englischen Industrie insbesondere Dr. Vogelstein, Die englische Industrie. Veröffentlichungen der Handelshochschule München: „Grundlagen der englischen Volkswirtschaft". 1913.

Digitized by Google

In den Gewerkschaften sind nur die gelernten Arbeiter organisiert, die ungelernte Arbeiterschaft, der die Fachhandwerker in der neueren Entwicklung der Großindustrie immer mehr Boden abtreten müssen, beginnt das Haupt zu erheben, an die Stelle des gewerblichen Kampfes zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer tritt wie in Frankreich der politische Klassenkampf, eine Arbeiterpartei (Independent Labour Party) entsteht, sie stürzt im Verein mit den Liberalen im Jahre 1905 die konservative Mehrheit. Unter der Führung des selbst aus dem Arbeiterstande hervorgegangenen Schatzkanzlers Lloyd George stellt die Regierung ein großartiges sozialpolitisches Programm auf, 1909 wird ein Altersspensionsgesetz erlassen: alle über siebzig Jahre alten Arbeiter erhalten ohne jede Beitragsleistung wöchentlich 5 Schilling. 1912 folgte die Invaliden- und Krankenversicherung, zu der Unternehmer, Arbeiter und Staat wöchentliche Beiträge leisten. Die englische Sozialgesetzgebung ging aber noch über die deutsche hinaus. Es wurde eine Versicherung gegen Arbeitslosigkeit geschaffen. Unternehmer, Arbeiter und Staat zahlen Beiträge; der beschäftigungslos gewordene Arbeiter erhält 7 Schilling in der Woche an Unterstützung, außer bei Streik und Aussperrung. Das Gesetz ist zunächst auf den Maschinenbau, Schiffbau und das Baugewerbe beschränkt. Die bereits früher bestandenen fakultativen Vermittlungsämter (Conciliation Boards) wurden für die Eisenbahnen nach den großen Streikbewegungen des Jahres 1911 obligatorisch. Noch weiter geht die Trade Boards Act von 1909, die, dem Vorgang von Australien und Neuseeland folgend, für gewisse Zweige der Heimarbeit („sweated industries") Lohnämter (Trade Boards) einsetzt, die zur Festsetzung von Mindestlöhnen berechtigt sind. In dem gefährlichen Streik des Jahres 1912 haben auch die Arbeiter des Kohlenbergbaues der Regierung ein Gesetz abgezwungen, demzufolge für die einzelnen Kohlendistrikte Lohnämter Minimallöhne (minimum wages) festzusetzen haben.

Selbst diese weitgehenden sozialen Gesetze haben nicht ungünstig gewirkt. Auch von den Unternehmern ist dies vielfach anerkannt worden. In einzelnen Fällen ist sogar die Ausdehnung des Lohnämtergesetzes auf andre Zweige von den Arbeitgebern selbst beantragt worden, weil die Lohnregelung der unlauteren Konkurrenz entgegenwirkt. Industrie und Wirtschaftsleben haben sich im ganzen Zeitraume von 1902 bis 1912 kräftig entwickelt.

Aber der soziale Friede wurde bis jetzt nicht hergestellt; im Gegenteil, die Jahre 1911 und 1912 waren von Streikbewegungen und Aussperrungen in den verschiedensten Gewerbezweigen mehr als je erfüllt. Dabei hat die Arbeiterbewegung in den letzten Jahren mehr und mehr einen syndikalistischen Charakter angenommen, die Arbeiter suchten ihr Ziel durch Generalstreik, allgemeine Ruhestörung und Lahmlegung des ganzen Wirtschaftslebens zu erreichen. Im April des laufenden Jahres hat der Bergarbeiterverband eine Einigung mit dem Transportarbeiterverband und der Gewerkschaft der Eisenbahnarbeiter zum Zweck gemeinsamen Vorgehens angebahnt. Der Ausbruch des Krieges hat die weitere Entwicklung zunächst unterbrochen.

Digitized by Google

Die tieferliegenden Ursachen dieser elementaren Bewegungen in der englischen Arbeiterschaft sind noch nicht völlig aufgeklärt. Jaffé[1]) führt sie darauf zurück, daß die Löhne im letzten Jahrzehnt trotz der glänzenden Entwicklung der englischen Industrie mit der Verteuerung der gesamten Lebenshaltung nicht gleichen Schritt gehalten haben. Die Entwicklung der Verhältnisse des englischen Eisenbahnpersonals, die unten noch zu behandeln sein wird, scheinen diese Annahme zu bestätigen.

Großbritanniens auswärtiger Handel ist der größte der Welt. Aber der Abstand zwischen England und Deutschland hat sich immer mehr verringert. Von 1884 bis 1912 hat sich der britische auswärtige Handel verdoppelt, bei Deutschland verdreifacht. Seit 1886 ist Großbritanniens Anteil am Welthandel von 21 Prozent auf 17 Prozent gefallen, jener Deutschlands von 10 Prozent auf 13 Prozent gestiegen. 1913 betrug die englische Ausfuhr 10,7, die deutsche 10,1 Milliarden Mark, der Wert des deutschen Exports blieb sohin hinter dem englischen nur mehr um 6 Prozent zurück. Damit ist für England die Gefahr, von seinem Rivalen überholt zu werden, unmittelbar drohend geworden. Sowohl in der Gesamteinfuhr Großbritanniens als in der Ausfuhr britischer Waren nimmt Deutschland die zweite Stelle unter allen Ländern der Erde ein. Seine Einfuhr in England wird nur von derjenigen der Vereinigten Staaten, die englische Warenausfuhr nach Deutschland nur von derjenigen nach Britisch-Ostindien übertroffen. Freilich ist Großbritannien auch Deutschlands bester Kunde. Aber von 1900 bis 1913 hat sich Deutschlands Absatz nach Großbritannien um weit über die Hälfte vermehrt, während Großbritanniens Absatz nach Deutschland sich kaum gehoben hat. Es betrug

	Deutschlands Ausfuhr nach England	Deutschlands Einfuhr von England
1900 . . .	912 Mill. Mark	841 Mill. Mark
1913 . . .	1438 „ „	876 „ „

Immerhin nimmt Deutschland allein dem britischen Inselreich über 8 Prozent seiner sämtlichen Erzeugnisse ab, England dem Deutschen Reiche allerdings 14 Prozent. Diese Zahlen zeigen, wie empfindlich beide Länder in ihrem gegenseitigen Handelsverkehr durch den Krieg betroffen werden und wie schwer allein die Unterbindung des deutsch-englischen Wechselverkehrs die Arbeiterschaft treffen muß. Und doch sind diese Ausfälle nur ein kleiner Bruchteil der schweren Schädigung des Exports, die durch den Krieg für die beiden Länder herbeigeführt worden ist. Wahrscheinlich wird aber im ganzen die englische Volkswirtschaft unter dem Krieg schwerer leiden als die deutsche. Deutschland ist kein so ausschließliches Industrieland wie England, über ein Drittel seiner Bevölkerung

[1]) Vgl. zu den vorstehenden Ausführungen Jaffé, Die Arbeiterfrage in England. Veröffentlichungen der Handelshochschule München: „Grundlagen der englischen Volkswirtschaft." 1913.

Digitized by Google

lebt noch von der Land- und Forstwirtschaft, in England nur mehr ein Zwölftel. Das Rückgrat der deutschen Volkswirtschaft ist der innere Verkehr. Der auswärtige Handel Deutschlands macht (dem Gewichte nach) nur ein Siebentel des gesamten Handelsverkehrs aus. Das englische Wirtschaftsleben ist in weit höherem Maße auf den Export gestellt als das deutsche. Die Wirkungen der Arbeitslosigkeit infolge des Krieges werden in Deutschland durch die allgemeine Wehrpflicht wesentlich abgeschwächt, denn Deutschland stellt fast zehnmal soviel Soldaten ins Feld als England.

Englands Kapitalreichtum ist bekannt. England dürfte, was Reichtum und Volkseinkommen anlangt, heute noch an erster Stelle unter den Ländern der Welt stehen, wiewohl nach den Schätzungen, die Helfferich in seiner bekannten Studie „Deutschlands Volkswohlstand 1888 bis 1913" anführt, auch in dieser Beziehung ihm Deutschland den Rang streitig machen würde.

London ist das wichtigste Zentrum der Welt für den internationalen Clearingverkehr und Zahlungsausgleich. Die Londoner Devise und die englische Banknote sind die vornehmsten Zahlungsmittel im Weltverkehr. Aber das Vertrauen der Völker auf die englische Rechtssicherheit und Verlässigkeit ist seit dem Kriegsbeginn stark erschüttert worden.

Die englischen Staatsfinanzen sind glänzend, seit 1903 hat sich die Schuld um 2,8 Milliarden Mark vermindert, dabei haben sich von 1906 bis 1913/14 die jährlichen Ausgaben für die Flotte um 236 Millionen Mark vermehrt, für soziale Zwecke sind 400 Millionen Mark vorgesehen, während 1906 noch nichts ausgegeben wurde. Die Heereslasten haben sich nicht wesentlich verändert. Es betrugen die Ausgaben

	in England	in Deutschland
für die Flotte	926	480 Millionen Mark
für das Landheer	565	1369 „ „
Summa	1491	1849 Millionen Mark.

Die englische Staatsschuld beläuft sich auf 15, die deutsche (einschließlich derjenigen der Einzelstaaten) auf 21 Milliarden Mark, aber in Deutschland steht dieser Schuld das auf 17 Milliarden Mark zu bewertende Anlagekapital der Reichs- und Staatsbahnen gegenüber.

III. Verkehr

Das Vereinigte Königreich besitzt ein Eisenbahnnetz von 37700 Kilometer. Obwohl das Vaterland der Eisenbahn, ist es in der Ausdehnung seines Netzes von Deutschland, Rußland, Oesterreich-Ungarn und Frankreich überholt worden. Selbst in der Dichte des Eisenbahnnetzes ist Großbritannien mit 12 Kilometer Bahnlänge auf je 100 Quadratkilometer von Belgien und auch von Deutschland bereits überflügelt. Die Zunahme seines Eisenbahnnetzes hat von 1890 bis 1912 nur 17 Prozent betragen, gegen 71 Prozent in Deutsch-

Digitized by Google

land. Seit 1906 steht die Bautätigkeit fast still. Es wurden nur 600 Kilometer Bahnen gebaut gegen 7500 in Deutschland.

Während die englischen Kolonien Indien, Australien und Südafrika Staatsbahnen besitzen, sind die Eisenbahnen des Mutterlandes ausnahmslos Privatbahnen. Während der großen Arbeiterbewegungen der letzten Jahre hat die Arbeiterpartei die Eisenbahnverstaatlichung mit Einführung eines gesetzlichen Mindestlohnes, des „Living Wage", in ihr Programm aufgenommen.

Die Regierung hat auch eine Kommission mit der Untersuchung der Frage betraut. Einstweilen hat diese Kommission sich mit starker Mehrheit gegen die Verstaatlichung ausgesprochen.

An Intensität des Betriebes wird das englische Eisenbahnwesen von keinem andern in der Welt erreicht. Das Anlagekapital der Bahnen beträgt über 700000 Mark für das Kilometer, mehr als doppelt so viel wie in Deutschland. Die englischen Eisenbahnen sind allerdings „überkapitalisiert", etwa 15 Prozent des Anlagekapitals sind „Wasser". Für die parlamentarische Genehmigung der Eisenbahnen sind ungeheure Kosten erwachsen. Sie betrugen schon bei der nur 50 Kilometer langen ersten öffentlichen Dampfeisenbahn Englands von Liverpool nach Manchester 1,4 Millionen Mark und werden heute für alle englischen Bahnen im Durchschnitt auf 50000 Mark für das Kilometer geschätzt. Die parlamentarischen Kosten der englischen Hauptbahnen betrugen also für das Kilometer fast so viel als das gesamte kilometrische Anlagekapital unsrer deutschen Kleinbahnen.

Die Anlage der englischen Eisenbahnen zeigt von Anfang an alle Merkmale eines intensiven Betriebes: lange Gerade, schlanke Krümmungen, häufige Tunnels, tiefe Einschnitte. Oeffentliche Wege dürfen nur mit Genehmigung des Parlaments in Schienenhöhe über die Bahn geführt werden, darum sind schienengleiche Ueberfahrten selten. Ein schwerer, teurer Oberbau mit Stuhlschienen und eng verlegten breiten Holzschwellen sichert den Fahrzeugen auch bei den größten Geschwindigkeiten einen ruhigen Lauf. Die Anlagen für den Personen- und Güterverkehr sind in weitem Umfang getrennt, 56 Prozent aller Bahnen sind zwei- und mehrgleisig, mehr als in irgendeinem andern Lande der Erde. Die großen, von London ausgehenden Bahnlinien sind auf lange Strecken nach dem Westen Englands und bis in die Industriebezirke Mittelenglands hinein viergleisig.

Die Stationsanlagen sind überaus einfach, aber zweckmäßig, alles nicht unbedingt Notwendige ist weggelassen, Warteräume und Büfetts sind klein und schmucklos, aber überall, auch in den kleinsten Stationen, sind schienenfreie Zugänge für die Reisenden vorgesehen. Die großen Hauptstationen sind meist Kopfbahnhöfe, damit die Bahn tiefer in das Herz der Großstädte eindringen kann. Sie sind nicht von der deutschen Pracht und Großräumigkeit, wenn sie auch monumentaler Fassaden nicht entbehren. Gepäckbahnsteige sind in England sowenig bekannt wie in Frankreich. Die Großstädte sind reich mit Stationen ausgestattet. Großlondon besitzt (einschließlich der Untergrundbahnstationen) über

Digitized by Google

600 Eisenbahnstationen, mehr als die württembergischen Staatsbahnen. Ueberall sind die Bahnsteige hoch, so daß nur ein kleiner Höhenunterschied zum Wagenboden zu überwinden ist. Dadurch wird das Ein- und Aussteigen erleichtert und beschleunigt.

Alles ist im englischen Eisenbahnbetrieb auf Geschwindigkeit gestellt. Häufige und kurze Züge bedienen den Personenverkehr. Wagen des Durchgangssystems gibt es nur in einigen Fernschnellzügen, und diese Wagen haben auch Seitentüren. Sonst baut man nur Abteilwagen, um das Ein- und Aussteigen zu beschleunigen. Direkte Wagen kennt man wenig, direkte Züge gibt es fast überallhin. Die Zahl der überall anhaltenden Züge wird auf den großen Linien von denjenigen, die die Stationen ohne Aufenthalt durchfahren, um ein Vielfaches übertroffen.

Zur Bedienung des Unterwegsverkehrs werden den Schnellzügen sog. Slip carriages angehängt, die in voller Fahrt abgekuppelt werden und dann für sich allein bis in die Station laufen, um dort ihre Reisenden abzusetzen. Auf vielen Linien wird die Post aus den Zügen abgeworfen und in dieselben mit besonderen Vorrichtungen in voller Fahrt aufgenommen. Zwischen den Schienen liegen in angemessenen Abständen Fülltröge, aus denen die Lokomotiven während der Fahrt ihr Wasser aufnehmen. Dadurch wird es ermöglicht, ungeheure Strecken ohne Aufenthalt zurückzulegen. Der Cornish Riviera Expreß durchfährt die 363 Kilometer lange Strecke London—Plymouth — etwa so weit wie von Berlin nach Kassel — ohne anzuhalten, die längste aufenthaltslose Fahrt der Welt. Schnellzüge mit Reisegeschwindigkeiten von 90 bis 100 Kilometer in der Stunde sind keine Seltenheit.

In keinem Lande der Welt ist der Personenverkehr so reich bedient wie in England. Mit wenig Ausnahmen führen die Bahnen nur die I. und III. Klasse. Fast alle Schnellzüge haben die III. Klasse, es gibt keinen Schnellzugszuschlag, aber die normalen Personentarife III. Klasse (1 Penny für die Meile) sind gegen unsre Schnellzugsfahrpreise um 70, gegen unsre Personenzugstarife (IV. Klasse, in Bayern III b) um 160 Prozent teurer. Allerdings besteht Freigepäck. Mit der Fahrkartenprüfung wird der Reisende so wenig als möglich behelligt. Auf den großen Endstationen passiert er die Sperre in der Regel ohne jede Kontrolle. Die Inhaber von Zeitkarten (Season tickets) zeigen ihre Ausweise überhaupt nicht vor, und als in neuerer Zeit einige Bahnen das Vorzeigen der Karten anordneten, erhob sich hiergegen beim Publikum ein Sturm der Entrüstung; man erblickte in der Maßnahme ein Mißtrauen der Verwaltung und verklagte diese sogar wegen Beleidigung.

Die Gepäckabfertigung, die mit der unbedingten Ehrlichkeit des Publikums rechnet, kann in ihrer primitiven Einfachheit nicht mehr übertroffen werden. Das Gepäck wird lediglich mit einem „label“ beklebt, auf dem die Zielstation vorgetragen ist. Der Reisende bekommt nichts in die Hand, keinen Schein, um sich auf der Zielstation zu legitimieren. Jedermann kann das Gepäck als das seinige bezeichnen und mitnehmen; tatsächlich kommen freilich Durch-

Digitized by Google

stechereien so gut wie nicht vor. Die Bahn übernimmt keine Haftung für die richtige Ein- und Umladung. Der Reisende muß sich selbst darum kümmern. Auf den Umladestationen wird einfach alles auf den Bahnsteig geworfen. Bei großem Sommerverkehr, insbesondere nach den Seebädern, entsteht nun ein heilloses Durcheinander. Reisende und Gepäckträger laufen zwischen den Gepäckstücken hin und her, jeder sucht das seinige zusammen, um die richtige Umladung zu sichern. Zwar ist die Gepäckbeförderung unentgeltlich und die Gepäckträger sollen kein Trinkgeld annehmen, aber wer nichts gibt, kann warten, bis sein Gepäck an die Reihe kommt. Die Wohltat der Einfachheit wird zur Plage für den Reisenden.

Wie im Personenverkehr, so ist auch im Güterverkehr die Schnelligkeit oberster Grundsatz. Ein Gut, das heute in Edinburg aufgegeben ist, wird morgen in London abgeliefert, obwohl die Entfernung zwischen beiden Plätzen fast so groß ist wie die von Berlin nach München. Der Wettbewerb der Bahnen unter sich und mit der Seeschiffahrt, deren Frachtraten man nicht unterbieten kann, nötigt zur Beschleunigung des Transportdienstes, die durch die kleinen Wagen- und Zugeinheiten erleichtert wird. Das durchschnittliche Ladegewicht der Wagen und die durchschnittliche Stärke der Züge sind kaum mehr als halb so groß wie in Deutschland. Freilich werden hierdurch die Selbstkosten der Beförderung wesentlich erhöht. Die ungeheure Zahl von Privatwagen, die ganz unglaubliche Mißstände in der Verwaltung und im Betrieb und ungeheure Leerläufe erzeugen, trägt zu dieser Kostenverteuerung wesentlich bei. Die Gütertarife sind für die große Masse der Güter um 40 bis 100 Prozent höher als bei uns.

Die Einnahmen der englischen Bahnen haben sich seit 1886 nicht ganz verdoppelt, während sich die Einnahmen der deutschen Bahnen verdreifacht haben. Dabei sind wie in Deutschland die Ausgaben viel stärker gewachsen als die Einnahmen. Um die Eisenbahnen in den Stand zu setzen, die großen Mehrausgaben für die Zugeständnisse anläßlich des großen Eisenbahnerstreiks des Jahres 1911 zu decken, mußte das Parlament die Genehmigung zu namhaften Tariferhöhungen erteilen. Die englische Eisenbahnpolitik hat sich dabei auf eine gefährliche Bahn begeben. In Deutschland sind bis in die letzte Zeit die Tarife fortgesetzt ermäßigt worden. Die Mittel für Gehalts- und Lohnaufbesserungen des Personals sind in Deutschland niemals aus Tariferhöhungen, sondern stets nur aus der natürlichen Verkehrssteigerung und aus der Vervollkommnung der Organisation und Technik des Betriebes geschöpft worden. Die Durchschnittsbezüge des Eisenbahnpersonals sind in England erheblich niedriger als in Deutschland (auf den Kopf 1910: 1370 Mark gegen 1620 Mark in Deutschland) und die Bahnen, die ihr Anlagekapital ohnehin nur mit $3^1/_2$ Prozent (gegen 6 Prozent in Deutschland) verzinsen und 1910 selbst auf garantierte und Vorzugsaktien nicht mehr als durchschnittlich 3,65 Prozent Dividende verteilt haben, sind tatsächlich auch nicht in der Lage, aus eignen Mitteln die Bezüge des Personals zu verbessern. Ihre Aktien und Anleihen befinden sich zum großen Teil in den Händen kleiner und mittlerer Kapitalisten. Dabei gärt es im Eisenbahnpersonal

Digitized by Google

nach wie vor. Im ganzen sind die Löhne trotz der neueren Aufbesserungen nur wenig gestiegen, während die Teuerung aller Lebensverhältnisse nach den Indexziffern des Jahres 1912 gegenüber 1900 auf 15 Prozent zu veranschlagen ist. Die deutschen Staatseisenbahnen haben während dieses Zeitraumes die Bezüge ihrer Angestellten stark erhöht und durch die Ueberführung eines möglichst großen Teiles ihres Personals aus dem Taglohnverhältnis auf etatsmäßige Stellen, d. h. in ein mit den Garantien des öffentlichen Dienstes umgebenes Beamtenverhältnis eine weitgehende Sicherung des Eisenbahnbetriebes gegen Streikbewegungen geschaffen. In England wird der gesamte Eisenbahndienst durch Taglohnpersonal versehen. Die Vereinigung zwischen Transportarbeitern und Bergarbeitern, über die oben schon berichtet wurde, wird aller Voraussicht nach das Land noch vor weitere Erschütterungen durch Streikunruhen des Eisenbahnpersonals stellen.

Nach alledem wird man die innere Lage des englischen Eisenbahnwesens nicht als rosig bezeichnen können.

Die Handelsmarine des Vereinigten Königreiches ist die größte der Welt. Sie übertrifft mit 12 Millionen Registertonnen die deutsche fast um das Vierfache. Aber wie im Welthandel, so hat sich auch in der Weltschiffahrt Deutschland in der letzten Zeit rascher entwickelt als Großbritannien. Von 1900 bis 1912 hat die Tonnage der deutschen Handelsmarine um 62 Prozent, jene der englischen nur um 28 Prozent zugenommen. Deutschlands Industrie und sein Bedarf an Rohstoffen und Lebensmitteln aus überseeischen Ländern hat sich stark gesteigert. Für den überseeischen Warenverkehr Zentraleuropas liegen die deutschen Seehäfen günstiger als jene Englands. Gegen das Ende der 1890er Jahre haben die deutschen Schnelldampfer des Lloyd und der Hapag der deutschen Flagge das „blaue Band" des Ozeans gewonnen. Ueber zehn Jahre blieb es in deutschem Besitz. Da erbaute 1908 und 1909 die englische Cunardlinie mit einer Regierungssubvention von jährlich je 1,5 Millionen Mark zwei Turbinenschnelldampfer, „Lusitania" und „Mauretania", die mit einer Höchstleistung von $27^1/_2$ Seemeilen in der Stunde den Schnelligkeitsrekord in der transatlantischen Fahrt wieder an England brachten. Aber es zeigte sich, daß diese Schiffe nicht wirtschaftlich waren. Sie erforderten ganz ungeheure Maschinenkräfte (70 000 Pferdestärken) und Kohlenbunker und konnten trotz ihres gewaltigen Deplacements (33 000 Registertonnen) neben Passagieren keinerlei Fracht mehr nehmen. Hierzu kommt, daß der verwöhnte nordamerikanisch-europäische Reiseverkehr größeres Gewicht auf Geräumigkeit, Bequemlichkeit und ruhigen Lauf der Schiffe legt als auf übermäßig gesteigerte Geschwindigkeit. Diesen Bedürfnissen trägt der kombinierte Fracht- und Passagierdampfer größten Deplacements weit mehr Rechnung als der reine Schnelldampfer. Luxusdampfer von ganz außergewöhnlichen Abmessungen wurden zuerst von der englischen White Star Line gebaut. Ihre Schiffe „Olympic" (46 000 Registertonnen) und die 1912 untergegangene „Titanic" waren die mächtigsten Schiffe auf dem Weltmeer. Da trat seit 1913 die Hapag mit ihren Luxusdampfern „Imperator"

Digitized by Google

(52000 Registertonnen), „Vaterland“ (55000 Registertonnen) und dem 1914 vom Stapel gelassenen „Bismarck“ (58000 Registertonnen) auf den Plan, die an Dimensionen und Ausstattung alles Bisherige weit übertreffen. Die deutsche Schiffahrt nimmt heute, was Bequemlichkeit und gute Verpflegung in allen Klassen anlangt, in der Welt den ersten Platz ein. Die deutschen Schiffahrtsgesellschaften Hapag und Lloyd sind die größten der Welt. Ihr Anteil am Einwanderungsverkehr in Neuyork beträgt über 40 Prozent des gesamten dortigen Einwanderungsverkehrs.

Der Schwerpunkt der deutschen Reederei liegt in der Linienschiffahrt, drei Viertel der Hamburger Reederei ist Linienschiffahrt. In der englischen Handelsflotte überwiegt die freie oder Trampschiffahrt, deren Tonnengehalt drei- bis viermal so groß ist wie jener der Linienschiffahrt. Die Vorherrschaft Englands in der Trampschiffahrt beruht vor allem auf der Kohle, die fast drei Viertel der englischen Güterausfuhr ausmacht und selbst die englische Einfuhr übertrifft. Jedes Schiff findet infolgedessen in England auch auf der Ausreise nach jeder Richtung Ladung.

Im Schiffbau nimmt England gleichfalls weitaus den ersten Platz in der Welt ein. Im britischen Reich (einschließlich der Kolonien) wurden 1912 Dampfer mit insgesamt 1,6 Millionen Registertonnen gebaut, in Deutschland nur 0,34 Millionen. Aber auch hier hat sich der Abstand verringert. Von 1900 bis 1912 hat die Schiffsbautätigkeit in Deutschland um 82 Prozent, im britischen Reich nur um 17 Prozent zugenommen. In dem sehr lohnenden Bau von Trampdampfern besitzt England allerdings noch heute geradezu das Monopol.

Englands größter Hafen ist London, heute noch der größte Hafen der Welt. Aber sein Handelsmonopol ist bereits gebrochen. Sein Schiffsverkehr nimmt seit 1910 sogar ab, wahrscheinlich nicht allein wegen seiner veralteten Hafeneinrichtungen. Im Auslandsverkehr (Tonnengehalt der ein- und auslaufenden Schiffe) ist London von Antwerpen und Hamburg bereits überflügelt. Im Kolonialverkehr steht es allerdings noch an der Spitze. Liverpool ist im Auslandsverkehr von Antwerpen und Hamburg überholt worden.

Von den etwa 7000 Kilometern Binnenschiffahrtswegen des Vereinigten Königreichs bestehen zwei Drittel aus künstlichen Wasserstraßen, und von diesen befindet sich über ein Drittel in den Händen oder unter Kontrolle der Eisenbahngesellschaften, die sie teils außer Betrieb gesetzt haben, teils nur einen schwachen Verkehr auf ihnen unterhalten. Trotzdem ist der Verkehr der englischen Binnenwasserstraßen in seiner Gesamtheit nicht unbeträchtlich. Er wird auf ein Siebtel des gesamten Güterverkehrs geschätzt. Er hat sich im letzten Menschenalter nur wenig entwickelt, bei den in der Verwaltung der Eisenbahnen stehenden Kanälen hat er sogar abgenommen. Die Kanäle sind eben in ihrer großen Mehrzahl technisch unzulänglich.

Die Regierung hat im Jahre 1906, gedrängt von den Kanalfreunden, eine Kommission zur Untersuchung des Wasserstraßenproblems niedergesetzt, deren Mehrheit eine großzügige Erweiterung und Verbesserung des Wasserstraßennetzes

Digitized by Google

unter Inanspruchnahme staatlicher Mittel vorschlug. Diesem Gutachten trat aber eine starke Minderheit entgegen. Diese bezeichnete es als eine Ungereimtheit, staatliche Mittel für die Wiedererweckung eines Verkehrsmittels aufzuwenden, das den Wettbewerb mit den in keiner Weise staatlich unterstützten Eisenbahnen aufnehmen solle, aber nur für gewisse Güterklassen und nur in bestimmten Bezirken mit Vorteil benutzt werden könne. Die Minderheit wies darauf hin, daß im englischen Geschäftsleben alles auf die Schnelligkeit und Pünktlichkeit der Beförderung ankomme. Auf den Eisenbahnen bestehe zwischen allen wichtigen Städten eine eintägige Beförderungsdauer, die Kaufleute lebten mehr als früher von der Hand in den Mund. Man bestelle bei den Fabriken öfter und in kleineren Quantitäten, die man binnen 24 Stunden braucht, und man erspare dadurch Lagerraum und Zinsen. Diesen Anforderungen entsprächen die Eisenbahnen besser als die Wasserstraßen.

Großbritannien und Irland, die Heimat des Einheitsportos und der Briefmarke, besitzt ein vortrefflich organisiertes Postwesen, einen mit beispielloser Präzision und Schnelligkeit arbeitenden Zustelldienst. Es hat das größte Postpersonal und den stärksten Briefverkehr unter allen Ländern der Welt, wenn es auch in der Zahl seiner Postanstalten erheblich hinter Deutschland zurücksteht.

Auf dem Gebiete des Telegraphenverkehrs wird das Vereinigte Königreich zwar in der Zahl seiner Telegraphenanstalten und der Größe seines Leitungsnetzes von Deutschland und Frankreich weit übertroffen, auch Rußlands Leitungsnetz ist größer, aber kein Land der Erde besitzt einen größeren Telegrammverkehr als das Vereinigte Königreich. England und englische Gesellschaften besitzen auch weitaus die große Mehrzahl aller Unterseekabel. England beherrscht so gut wie unumschränkt den überseeischen Telegraphenverkehr auf dem Erdkreis.

IV. Schlußbetrachtung

England steht mit seiner Industrie, seinem Handel und seinem Verkehr auch heute noch in den meisten Beziehungen an der Spitze aller Länder der Erde. Aber Englands Entwicklung nach aufwärts hat sich in den letzten Jahrzehnten verlangsamt. Sein wirtschaftlicher Vorsprung vor Deutschland, das ihm im auswärtigen Handel, in der Weltschiffahrt und in der europäischen Kohlenerzeugung auf dem Fuße folgt, hat sich mehr und mehr verringert. Englands Bevölkerung mehrt sich nicht mehr so stark wie die deutsche. Seine Landwirtschaft steht still, ein schlimmes Latifundien- und Pachtsystem hemmt den Fortschritt und entvölkert die Dörfer. Selbst in der Industrie machen sich Anzeichen einer gewissen Erschlaffung der treibenden Kräfte geltend. Die englische Binnenschiffahrt ist rückständig, das Eisenbahnwesen zwar, was Schnelligkeit der Beförderung anlangt, im Personen- wie im Güterverkehr unerreicht, aber infolge seiner Zersplitterung unter eine Vielzahl von Verwaltungen, seines Kleinverkehrs und seiner vielen veralteten Einrichtungen dem deutschen Eisenbahnwesen weder in der Billigkeit der Tarife noch in der wirtschaftlichen Organisation und im finanziellen Erfolge des Betriebes ebenbürtig.

Digitized by Google

Die hervorstechenden Züge des englischen Volkscharakters sind Selbständigkeit, rücksichtslose Tatkraft und kühl berechnender praktischer Sinn. Der Engländer liebt in seinem Geschäfts- und Privatleben die Einfachheit und Einförmigkeit. In einer englischen Wohnstadt ist oft, so weit das Auge reicht, ein Haus dem andern gleich. Eingänge und Treppenhäuser, Türen und Fensterstöcke, Dachfirsten und Kamine, Vorgärten und Wohnungseinteilung weichen oft durch ganze Straßenzüge und Stadtteile hindurch nicht um einen Zentimeter voneinander ab. Aber man individualisiert und differenziert auch da nicht, wo die Einförmigkeit Geld kostet. Die nur wenige Kilometer langen Schmalspurbahnen auf der Insel New Jersey — bei uns wären sie Kleinbahnen einfachster Art — sind in Stationsanlage und Stationsbesetzung, Fahrpark und Betrieb nur Miniaturausgaben der englischen Hauptbahnen. Mit großer Zähigkeit haftet man am Althergebrachten, zweckwidrige Formen und Einrichtungen werden weiter geschleppt und hemmen den Fortschritt. Ein unglaublich unpraktisches, zum Teil auf dem Zwölfersystem, zum Teil völlig systemlos aufgebautes Münz-, Maß- und Gewichtssystem erschwert das Geschäftsleben. Volksbildung und Schulwesen stehen nicht auf gleicher Höhe wie in Deutschland und Frankreich.

Das englische Volk ist an Vermögensbesitz und Einkommen wohl noch heute das reichste Volk der Erde. Aber die Einkommensverteilung ist nirgends ungünstiger. Die Gegensätze zwischen reich und arm sind nirgends größer. Der Mittelstand, der die Grundlage des deutschen Wohlstandes bildet, hat in England nicht annähernd die gleiche Bedeutung. Der Herzog von Westminster besitzt in dem Stadtteil, dessen Namen er trägt, dem vornehmsten und teuersten Londons, fast $2^1/_2$ Millionen Quadratmeter Grund und Boden. Aber neben diesem märchenhaften Reichtum wohnt im gleichen Stadtbezirk das unsagbarste Elend. In dem Vaterlande des Parlamentarismus, in dem tatsächlich das Volk die Geschicke des Landes bestimmt, herrschen die größten Standesunterschiede.

Der Anteil derer, die von ihrer Rente leben, hat in den letzten Jahrzehnten stark zugenommen. Die Lust an Sport und Vergnügen ergreift immer weitere Kreise. Die Londoner Geschäftszeit dauert von 10 bis 5 Uhr mit dreiviertelstündiger Lunchpause, beträgt also nur wenig über sechs Stunden. Zu dem streng gefeierten englischen Sonntag kommt in ganz England auch in den kleinsten Plätzen noch mindestens ein freier Wochennachmittag, an dem alle Geschäfte geschlossen sind. Immer mehr macht sich neuerdings die Neigung bemerkbar, die Weekendpause auf drei Tage auszudehnen.

Aber an diesen Vorteilen nehmen die Arbeiter nur geringen Anteil. Ihre Lebenshaltung ist durch die fortschreitende Teuerung, der die Löhne erst nach erbitterten Lohnkämpfen einigermaßen gefolgt sind, immer mehr erschwert worden. Die politische Stoßkraft der unzufriedenen Arbeitermassen wird in England nicht aufgenommen von kräftigen Mittelstands- und Agrarparteien, daher die elementaren Wirkungen der jüngsten Arbeiterbewegungen.

Die jetzige liberale Regierung hat versucht, durch radikale Reformen die bestehenden schweren Schäden im Organismus des britischen Volks- und Wirt-

Digitized by Google

schaftslebens zu bekämpfen. Es ist ihr aber nicht gelungen, den sozialen Frieden herzustellen. Auch in der irischen Frage ist ihre Politik auf unüberwindliche Widerstände gestoßen. Die Unmöglichkeit, aus dem Labyrinth von inneren Schwierigkeiten einen Ausweg zu finden, scheint bei ihrer Entscheidung in der äußeren Politik tatsächlich mitgewirkt zu haben, wenn sie auch nicht ausschlaggebend war.

Die Weltmachtstellung einer Nation ist heute mehr als je von ihrer Welthandelsstellung abhängig. Seit dem sechzehnten Jahrhundert hat sich Englands Politik stets gegen den stärksten Rivalen auf dem Meere gerichtet. Die deutsche Hansa wurde unschädlich gemacht, die Seemacht von Spanien, Holland und Frankreich wurde gebrochen, und nun soll die Reihe an das aufstrebende Deutschland kommen. Wohl kämpfen einstweilen in Englands Flotte und Landheer nur Söldner. Von einer allgemeinen Erhebung des Volkes konnte bis jetzt nicht die Rede sein. Man überläßt es den Arbeitslosen, sich für das Heer anwerben zu lassen. „War is only for unemployed men." Die Umstände, unter denen England in den Krieg getreten ist, waren auch gewiß nicht dazu angetan, eine einmütige nationale Begeisterung für den Krieg im britischen Weltreich zu erwecken. Das fromme Albion tritt für den Schutz der serbischen Königsmörder ein. Es hat seine hundertjährige politische Tradition der splendid isolation verlassen, um an der Seite des Zarismus gegen „deutschen Militarismus" zu kämpfen, kann aber dabei seinem russischen Verbündeten kaum aufrichtig den Sieg wünschen, da dessen Ziele in der Dardanellenfrage und in Persien den englischen Interessen feindlich sind. Die unheilvolle Greysche Politik mußte zur Erhebung des Islam führen und Englands Herrschaft in Aegypten und Indien gefährden. Dabei setzt sie das britische Weltreich in eine gefahrvolle Abhängigkeit von Japan, dem Todfeind der asiatischen und australischen Kolonien Englands.

Inzwischen hat aber der Verlauf des Krieges gezeigt, daß Englands Weltmachtstellung auf dem Spiele steht, und jetzt scheint das alte Wort wieder lebendig zu werden: Right or wrong, my country. Kriege haben stets den Einheitsgedanken im britischen Weltreich gestärkt. Immer mehr scheint sich die Ueberzeugung Bahn zu brechen, daß der Krieg die Mobilisierung der ganzen physischen und wirtschaftlichen Kraft der Nation erfordert. Es fragt sich nur, ob es hierzu nicht schon zu spät ist und ob auch die Verbündeten so lange aushalten werden, als es England gut dünkt. Bis jetzt ist auch die Bewegung für die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht auf unüberwindlichen Widerstand gestoßen. England möchte es seinem deutschen Rivalen gegenüber wirtschaftlich auf ein Saigner au blanc ankommen lassen. Die letzten hundert Millionen sollen nach Lloyd Georges Meinung den Krieg gewinnen, und wirtschaftlich sollen die Feinde Englands früher erschöpft sein.

Hier könnte sich aber die englische Rechnung als falsch erweisen. Die englische Volkswirtschaft wird aller Voraussicht nach unter dem Krieg empfindlicher leiden als die deutsche. Der Export des englischen Mutterlandes nach den kriegführenden Ländern beträgt allein 23 Prozent des gesamten englischen Exports.

Digitized by Google

Auch die Kaufkraft der neutralen Länder ist geschwächt. Deutscher Zucker, deutsche Farbstoffe und Chemikalien sind für England geradezu unentbehrlich. Englands Volkswirtschaft ist stärker in die Weltwirtschaft verkettet als diejenige Deutschlands und Oesterreich-Ungarns, die dank ihrer leistungsfähigen Landwirtschaft auch als isolierte Wirtschaftsgebiete bestehen können. Wohl werden bei uns vielleicht manche Artikel, die England in völkerrechtswidriger Weise als Konterbande erklärt, knapp werden, und wir werden den Mangel schwer empfinden. Aber viele dieser Waren werden durch andre ersetzt, manche bisher über See eingeführte Stoffe von unsrer hochentwickelten chemischen Industrie auf synthetischem Wege hergestellt werden. Vor hundert Jahren kamen wir durch den Krieg zum Rübenzucker. Gelingt es uns und unsern Verbündeten jenseits der Grenze, gegen Frankreich, Rußland und Serbien Fortschritte zu machen, so erweitert sich unser Wirtschaftsgebiet. Im übrigen haben schon die Erfahrungen bei der Kontinentalsperre gezeigt, daß es nicht möglich ist, ein so großes Wirtschaftsgebiet wirksam abzuschließen.

Unter allen Umständen wird aber das deutsche Volk gemeinsam mit seinen Verbündeten die Entbehrungen, die der Krieg etwa mit sich bringen sollte, ebenso auf sich nehmen wie die ungeheuren Opfer an Gut und Blut. Wir werden ausharren, und wir setzen in unsre Heer- und Flottenführer das Vertrauen, daß sie Mittel finden werden, um auch gegenüber dem selbstsüchtigen britischen Feinde einen Frieden zu erkämpfen, der unsrer ungeheuren Opfer würdig ist.

Die Bedeutung der serbischen Frage im Ursachenkomplex des Kriegsausbruches

Von

Bartholomäus v. Lányi,

k. u. k. Wirkl. Geh. Rat, k. ungarischer Justizminister a. D.

Ueber die Ursachen des Krieges wurde schon so viel geschrieben, die Beweggründe, welche die Spannung in den internationalen Beziehungen der europäischen Mächte veranlaßt und die bereits seit Jahrzehnten bestehenden Interessengegensätze mit einem Schlage zu einem Zusammenstoße von noch nie dagewesenen Dimensionen verschärft haben, wurden bereits von so vielen Gesichtspunkten erörtert, daß es vielleicht als überflüssig erscheinen mag, daß wir uns hier mit dieser Frage befassen. Wir sind jedoch der Ansicht, daß es nicht ohne Interesse sein dürfte, wenn man bei Beurteilung von Rechtsverwicklungen, die zwischen den einzelnen Staaten entstanden sind und behufs deren Lösung der Kampf mit den Waffen zur unumgänglichen Notwendigkeit wurde, unser Augenmerk auch auf den Zusammenhang des internationalen Konfliktes mit den innerpolitischen Zuständen der betreffenden Staaten richten.

Digitized by Google

Diesmal wollen wir einige Beiträge dazu liefern, daß die sonderbare Erscheinung, wonach die sogenannte serbische Frage vermöge der verschiedenartigen diplomatischen Winkelzüge eine so hervorragende Rolle unter den kriegerregenden Tatsachen erlangen konnte, zum großen Teil in den politischen Zuständen ihre Erklärung findet, welche in den jüngstverflossenen Jahrzehnten das öffentliche Leben der österreichisch-ungarischen Monarchie, insbesondere aber des Königreichs Ungarn aufweist.

Wenn man bloß diejenigen Ereignisse ins Auge faßt, welche dem Ausbruche des Krieges unmittelbar vorangegangen sind, so könnte man zu der Schlußfolgerung gelangen, daß den Krieg die gegen den Thronfolger Franz Ferdinand in Serajewo verübte Mordtat und in weiterem Verlaufe der Umstand verursacht hatte, daß gemäß der Ergebnisse der eingeleiteten Untersuchung die Attentäter im Einvernehmen mit den offiziellen Kreisen des Königreiches Serbien gehandelt haben und die serbische Regierung die seitens der Monarchie dem Ernst des Falles entsprechend geforderte Genugtuung verweigerte, weshalb dann die Monarchie gezwungen war, behufs Ahndung der gegen sie verübten unerhörten Unbill zu den Waffen zu greifen. Wenn man jedoch die Sache eingehender prüft, so wird man ohne Zweifel feststellen können, daß der jetzige Weltkrieg ein unvermeidliches Ergebnis eines im gegenseitigen Verhältnisse der europäischen Großmächte bereits seit längerer Zeit vorbereiteten Zusammenstoßes widerstrebender Kraftfaktoren ist, seinen Ursprung in dem Entwicklungsgange der allgemeinen europäischen Lage hat, und daß das Attentat zu Serajewo nur die Gelegenheitsursache war, welche die schon geraume Zeit glimmende Glut zur lodernden Flamme entbrennen ließ.

Wohl war man anfangs bestrebt, den Konflikt zu lokalisieren, um die Austragung des Falles der österreichisch-ungarischen Monarchie und dem Königreiche Serbien zu überlassen; wer jedoch in den letzten Jahren die einzelnen Entwicklungsphasen der internationalen Beziehungen der europäischen Mächte eingehender verfolgt hat, konnte es im vorhinein wissen, daß diese Bestrebungen scheitern werden. Rußland hat seine Einmischung damit begründen und rechtfertigen wollen, daß es als natürlicher Beschirmer der slawischen Volksstämme am Balkan nicht zulassen könne, daß Oesterreich-Ungarn den schwachen Nachbarstaat Serbien vernichte und infolge dessen die Hegemonie auf dem Balkan erlange, das Deutsche Reich hat sich hinwieder darauf berufen, daß es seinen durch Rußland angegriffenen Bundesgenossen nicht im Stiche lassen könne; jedoch sind dies ebenfalls nur Teilmomente in dem gewaltigen Siedeprozesse, welcher die politischen Gemüter Europas in Bewegung setzte und behufs Verwirklichung der seit jeher gehegten Machtaspirationen zur Anwendung der äußersten Kraftmittel veranlaßte.

Nun ist es allgemein bekannt und anerkannt, daß es sich im gegenwärtigen Weltkriege in letzter Linie um die weltherrschaftlichen Bestrebungen und Errungenschaften handelt, welche England besonders auf dem Gebiete des Welthandels früher sozusagen konkurrenzlos verwirklichen konnte, in den letzten Jahrzehnten

Digitized by Google

aber durch den bewundernswürdigen volkswirtschaftlichen Aufschwung und die zielbewußte Außen- und Kolonialpolitik des Deutschen Reiches auf das Empfindlichste gefährdet sah. Die Abwendung dieser Gefahr wurde somit zum Drehpunkt der britischen Staatspolitik. Nachdem der Gedanke, die englische Exportindustrie im Wege einer entsprechenden Zollpolitik und wirtschaftlichen Organisierung der britischen Kolonien zu fördern, fallen gelassen wurde, hat sich das höchste Bestreben der leitenden Staatsmänner Englands darin konzentriert, des unangenehmen Konkurrenten durch Anwendung direkter Machtmittel aus dem Arsenal der internationalen Politik los zu werden. So kam man zur Idee internationaler Abmachungen und Bündnisse vorerst behufs Sicherung von neuen Absatzplätzen für die Erzeugnisse der englischen Großindustrie, dann aber, in Anbetracht dessen, daß die immer mehr zur vollen Realität gelangende Betätigung des Grundgedankens der deutschen Weltpolitik und Weltherrschaft nicht nur für den obigen volkswirtschaftlichen Zweck, sondern auch für die sonstigen politischen Machtaspirationen mehrerer europäischer Staatenorganismen ein vollwirksames Gegengewicht bildet, behufs Vernichtung oder zumindest Abschwächung der politischen und wirtschaftlichen Machtstellung Deutschlands.

Auf diese Weise kam die sogenannte Tripelentente zustande, zusammenfassend sämtliche deutschfeindliche Elemente. In diesem eigentümlichen Gebilde des internationalen Staateneinigungswesens repräsentierte Rußland das Großslawentum, welches mit seinen exorbitanten Aspirationen dem Germanentum und der germanischen Kultur sowie den an die letztere sich anschließenden Staatswesen seit jeher feindlich gegenüberstand; Frankreich vertrat hinwieder die Revanchegelüste, die im Interesse der innerpolitischen Parteikämpfe zeitweise angefacht, das leicht erregbare Gemüt der französischen Nation stets hinzureißen vermochten.

Die derart koalierten Großmächte haben es jedoch nicht nur darauf abgesehen, Deutschland auf geradem Wege anzugreifen, sondern sie haben ihr Augenmerk auch darauf gerichtet, dasselbe auf Umwegen von jenen Stützen zu berauben, welche ihm nebst seiner eignen Machtvollkommenheit in dem bundesfreundlichen Zusammenwirken andrer Staaten, insbesondere der österreichisch-ungarischen Monarchie, zu Gebote standen. So entstand anfangs die Idee der Isolierung Deutschlands auf diplomatischem Wege.

Es gab eine Zeit, wo man davon sprach, König Eduard VII. habe gelegentlich eines Besuches zu Ischl (1907) den Versuch gemacht, den Kaiser und König Franz Josef für die Tripelentente zu gewinnen. Dieses Ansinnen wurde jedoch entschieden zurückgewiesen, nicht nur darum, weil die Monarchie ihre bundesgenossischen Verpflichtungen nicht verletzen wollte, sondern vielmehr darum, weil sie die festeste Garantie ihres Bestandes, nebst den eignen staatenbildenden und staatenerhaltenden Faktoren, stets auch in dem Dreibunde, insbesondere aber in ihrem seitdem bereits zu wiederholtenmalen glänzend bewährten Bündnisverhältnisse zu Deutschland erblickte und die Bundestreue im beiderseitigen Interesse bewahren wollte.

Digitized by Google

Sodann wurde beschlossen, die Monarchie in ihren internen Existenzbedingungen anzugreifen, die feindselige Gesinnung der Nachbarstaaten zu schüren, und diejenigen Faktoren, welche im innerpolitischen Leben der Monarchie und der beiden Staaten derselben staatzersetzende Tendenzen bekundeten, aufzumuntern und auf diesem Wege die Konsistenz der Monarchie zu untergraben, mit einem Worte durch heimtückische Einmischung in die Angelegenheiten der Monarchie alles aufzubieten, was im Falle eines europäischen Konfliktes geeignet wäre, die Aktionsfähigkeit der Monarchie zu beeinträchtigen und den Wert ihrer bundesgenössischen Mithilfe entweder gänzlich zu vernichten oder wenigstens auf ein Minimum herabzusetzen. Mit dem mächtigen Deutschland allein glaubte man dann eher fertig zu werden.

Zu dieser Unterminierarbeit wurde als Werkzeug und als Stützpunkt Serbien gewählt, welches trotz seiner Geringfügigkeit sich von jeher mit überaus kühnen nationalen Zukunftsträumen befaßte, deren Verwirklichung nicht nur mit dem guten nachbarlichen Verhältnisse zu der Monarchie und mit der politischen und wirtschaftlichen Interessensphäre der Monarchie auf dem Balkan, sondern selbst mit der territorialen Integrität derselben geradezu unvereinbar war. In Serbien war die Errichtung eines großserbischen Reiches stets ein solches Ziel, welches die Gemüter auf das lebhafteste beschäftigte und zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Formen zum Gegenstand der heftigsten politischen Bestrebungen gemacht wurde und schließlich mit der unwiderstehlichen Kraft einer Volkshypnose auftrat. Jedoch, um dies sein zu können, bedurfte es einer Anregung, Aneiferung und Fanatisierung von außen.

Die großserbische Aspiration war anfänglich bloß ein politisches Parteiprogramm, später — besonders seit dem Regierungsantritt der Dynastie Karageorgewitsch — wurde sie ein integrierender Teil des „serbischen Nationalprogramms" der Regierung, und sodann auch der sämtlichen politischen Parteien. Das serbische Nationalprogramm enthält offen und unumwunden die These der Befreiung aller serbischen Länder von fremden Regierungen (Türkei, Oesterreich-Ungarn) und ihre Vereinigung in ein unabhängiges Königreich oder Republik (vgl. Mijatovic: Serbia en the Serbians); als „serbische Länder" wurden aber aus dem Territorialgebiete der österreichisch-ungarischen Monarchie nicht nur Bosnien und die Herzegowina, sondern das zu den Ländern der ungarischen Krone gehörende Kroatien und Slavonien sowie die ungarischen Komitate Bácsbodrog, Temes, Krassó—Szörény usw. (Bätschka, Banat) bezeichnet (s. offizielle Publikation des serbischen Landwirtschaftsministeriums 1905). Daß das serbische Nationalprogramm direkt gegen die Monarchie gerichtet war und unzweideutig die Verstümmelung der Staatsgebiete der Monarchie bezweckte, beweist ein Memorandum der serbischen Regierung vom Jahre 1904, in welchem auf Grund des Nationalprogramms die nächste Aufgabe der Regierungsaktion folgends umschrieben wurde:

„Wirtschaftliche Emanzipation von den österreichisch-ungarischen Märkten, zielbewußte Förderung der handelspolitischen Interessen der Westmächte, Ruß-

Digitized by Google

lands und Italiens in Serbien, als bestes Mittel, die großserbische Idee in Europa populär zu machen;

Förderung der Koalitionsidee der kleinen serbischen und serbenfreundlichen Parteien in Kroatien behufs Unterstützung der ungarischen Unabhängigkeitspartei in ihrem Kampfe gegen Krone und Dualismus;

Agitation in Bosnien behufs Anschluß an Serbien, Diskreditierung der dortigen österreichisch-ungarischen Administration durch systematische Propaganda und Nährung der Unzufriedenheit der orthodoxen und mohammedanischen Bevölkerung Bosniens und der Herzegowina."

Es fehlt auch an sonstigen Regierungsäußerungen nicht, aus welchen klar hervorgeht, daß Serbien sich sozusagen zur Lebensaufgabe machte, die Zerstückelung des Besitzstandes der Monarchie bzw. Ungarns zu bewirken.

Die Schilderung der verschiedenen Aktionen, mit welchen die serbischen offiziellen und nicht offiziellen Kreise das Nationalprogramm im Laufe der Zeit durchzuführen versuchten, würde gewiß den Rahmen dieser Zeilen überschreiten, und es ist das diesbezügliche Vorgehen Serbiens, besonders in der neuesten Zeit, als allgemein bekannt anzunehmen. Es sei hier bloß im allgemeinen bemerkt, daß die diesbezügliche Aktionsweise nicht nur an Vehemenz immer mehr zunahm, sondern sich auch auf immer größere Tätigkeitsgebiete auszubreiten wußte. Es gelang nicht nur die monarchiefeindliche Gesinnung der Bevölkerung Serbiens zu einem maßlosen Hasse gegen alles österreichisch-ungarische zu steigern, sondern man erkühnte sich, die großserbische Propaganda auch in Bosnien und in der Herzegowina, in Kroatien und in Südungarn auf das ärgste zu betreiben. Kein Mittel wurde gescheut. Beunruhigung, Aufwiegelung und Terrorisierung der Bevölkerung gehörten zu den sanfteren Agitationsformen, und man scheute auch vor Mordattentaten nicht zurück.

Wenn man nun fragt, wo hat das kleine Serbien den Mut hergenommen, sich der mächtigen Donaumonarchie in einer so eklatanten und systematisch betriebenen Weise feindlich gegenüberzustellen, so könnte man etwa glauben, daß die Aufstellung des serbischen Nationalprogramms eine in den innerpolitischen Zuständen Serbiens wurzelnde Notwendigkeit war, um die zügellosen radikalen Elemente durch Vorspiegelung einer großartigen nationalen Mission zu besänftigen; auch könnte man vielleicht sagen, daß die friedliche Außenpolitik, welche die Monarchie seit Jahrzehnten betrieb und jedem ernsteren internationalen Konflikt aus dem Wege zu gehen bestrebt war, dem serbischen Friedestörer die Meinung beizubringen vermochte, daß er sich, gegebenenfalles zur Verantwortung gezogen, mit leeren Ausflüchten wird aus der Klemme ziehen können, — bei genauerer Betrachtung der Dinge konnte man es jedoch mit vollster Gewißheit feststellen, daß sich die Machinationen Serbiens auf den Schutz mächtiger Protektoren stützen, ja sogar von diesen suggeriert und geleitet werden. Dieses ist besonders gelegentlich der Annexion Bosniens und der Herzegowina durch die Monarchie offenkundig geworden, als nämlich Serbien es bereits zeitgemäß fand, seine unberechtigten Aspirationen auf die annektierten Länder in einer schrofferen Form

Digitized by Google

zum Ausdruck zu bringen und gleichzeitig die ferneren Ziele des großserbischen Planes deutlicher durchblicken zu lassen. Die Diplomatie der Tripleentente hat die Aspirationen Serbiens nach Möglichkeit unterstützt, und es wäre zufolge der entschiedenen Weigerung der Monarchie gegenüber den Forderungen Serbiens schon damals zum Kriege gekommen, hätte sich nicht Deutschland in unverbrüchlicher Bundestreue, mit voller Entschiedenheit an die Seite der Monarchie gestellt, und hätten es die Ententemächte nicht vorgezogen, den Zusammenstoß auf einen späteren, für sie günstigeren Zeitpunkt zu verschieben und Serbien zum Rückzug zu veranlassen.

Immerhin hielt man an dem früheren Zwecke der politischen Machenschaften fest, alles mögliche anzuwenden und vorzubereiten, daß die Monarchie im Falle eines Krieges nicht standhalten könne und schon zufolge der vermuteten Morschheit ihrer inneren Struktur von selbst zusammensinke. Man glaubte annehmen zu dürfen, daß in der Monarchie sämtliche Bindeglieder derart gelockert sind, daß sie einer wirksamen, einheitlichen Kraftentwicklung gar nicht mehr fähig ist. Die beiden Staaten der Monarchie würden bei einer derartig gewaltigen Erschütterung, welche ein Krieg mit sich bringt, auseinanderfallen, die verschiedenen Teilelemente sowohl in dem einen als auch in dem andern Staate der Monarchie würden sich gegenüber dem Einheitlichkeitsgedanken des betreffenden Staatsverbandes auflehnen oder wenigstens gleichgültig benehmen. Die bewaffnete Macht der Monarchie sei unzulänglich und in ihrer Zusammensetzung unzuverlässig, ja sogar man glaubte es voraussetzen zu können, daß die staatsfeindliche Gesinnung der Nationalitäten bereits einen solchen Grad erreicht habe, daß sie gegen ihre slawischen Brüder, die Serben und die Russen, überhaupt nicht kämpfen werden. Mit einem Worte, man war der Meinung, ein Krieg würde den Zersetzungsprozeß der Monarchie in vollen Gang setzen und auch vollenden.

Und somit gelangen wir zu der Frage: Wie konnte eine solche ungünstige Beurteilung der Konsistenzfähigkeit der Monarchie überhaupt entstehen und Wurzel fassen?

Wir wollen es wohl zugeben, daß wir es hier in erster Linie mit einer Selbsttäuschung zu tun haben, welche den meisten Illusionen und frommen Wünschen gewöhnlich anzuhaften pflegt; hierbei müssen wir aber auch eingestehen, daß in den letzten Jahrzehnten die politischen Zustände der Monarchie, und zwar sowohl in Oesterreich als auch in Ungarn, gar manche Anomalie aufzuweisen hatten, welche geeignet waren, besonders in den Augen eines feindlich gesinnten Beobachters als Symptome der Zerrüttelung des Staatswesens zu erscheinen. Es hat sich im Laufe der Zeit hüben und drüben ein derartiges System parteipolitischen Machtringens entwickelt, welches darauf gerichtet war, jede kontinuierliche Regierungstätigkeit zu hemmen, und sowohl in Anbetracht der Kampfweise als auch in Anbetracht der jeweilig angewendeten Kampfmittel keineswegs dazu beitrug, die Grundlagen des staatsrechtlichen Verhältnisses zwischen Oesterreich und Ungarn sowie des kraftvollen Gedeihens des eignen Staatswesens zu festigen und zu fördern. Insbesondere in Ungarn, dessen Besitzstand durch die

Digitized by Google

Tendenz des serbischen Nationalprogramms unmittelbarer bedroht war, wurde die parlamentarische Obstruktion zur regelmäßigen Waffe der Opposition, so oft sie eine ihr nicht genehme Regierung stürzen wollte, und diese Kampfmethode wurde ausnahmslos in solchen Fragen angewendet, welche das staatsrechtliche Verhältnis zu Oesterreich berührten und geeignet schienen, das Vorgehen der Opposition in den Augen des Publikums als eine das staatliche und nationale Selbständigkeitsgefühl fördernde und daher anerkennungswerte Tätigkeit zu rechtfertigen. Mehr als ein Jahrzehnt lang wurden auf diese Art die zur Erhaltung und Förderung der Wehrfähigkeit unumgänglich notwendigen Mittel, speziell die von seiten der Regierung dringend beanspruchte Erhöhung des jährlichen Rekrutenkontingents vorenthalten, und zwar unter solchem Vorwande, der mit der in den Ausgleichsgesetzen vom Jahre 1867 gewährleisteten Einheitlichkeit der Führung, Leitung und inneren Organisierung der Armee und mit den diesbezüglichen Majestätsrechten unvereinbar war. Als im Jahre 1904 der damalige Ministerpräsident Tisza die Obstruktion mittels Anwendung einer ausnahmsweisen Maßnahme bezwingen wollte, hatten die koalierten oppositionellen Parteien diesen Fall als einen unerhörten Verfassungsbruch gebrandmarkt, und in den darauffolgenden Wahlen zur Majorität gelangt, haben sie sich nicht nur geweigert, die Kabinettsbildung auf der bestehenden staatsrechtlichen Grundlage zu übernehmen, sondern sie trachteten, jeden Versuch auf Ausgleichung der obwaltenden Gegensätze und auf Weiterführung der Staatsgeschäfte zu vereiteln. Es entbrannte ein Kampf gegen den Thron und gegen die Gemeinsamkeit mit Oesterreich, welcher nicht nur länger als ein Jahr jede ordnungsmäßige Pflege der staatlichen Angelegenheiten speziell des Wehrwesens unmöglich machte, sondern den leidenschaftlicheren Teil der Opposition zur Anwendung solcher Mittel verleitete, die — ernster und wirksamer angelegt — sehr leicht imstande gewesen wäre, das staatsrechtliche Gefüge nicht nur der Monarchie, sondern der Länder der ungarischen Krone zu erschüttern. So entstand am 3. Oktober 1905 unter Mitwirkung einiger ungarischen oppositionellen Politiker die sog. Fiumaner Resolution, deren erster Punkt folgendermaßen lautet:

„Die Kroaten billigen das Bestreben der Ungarn nach vollständiger staatlicher Unabhängigkeit und sehen es als ihre Pflicht an, Schulter an Schulter mit den Ungarn um deren Unabhängigkeit zu kämpfen."

Nachdem dieser Wortlaut — obschon zufällig oder absichtlich — mit dem zu derselben Zeit bekanntgewordenen auswärtigen Aktionsprogramm der serbischen Regierung vom Jahre 1904, namentlich mit der „Förderung der Koalitionsidee der kleinen serbischen und serbenfreundlichen Parteien in Kroatien behufs Unterstützung der ungarischen Unabhängigkeitspartei in ihrem Kampf gegen Krone und Dualismus" auffallend übereinstimmt, so konnte es den Anschein gehabt haben, daß es selbst in Ungarn und selbst im Schoße der magyarischen Bevölkerung Parteien gäbe, die bereit sind, die Verwirklichung des serbischen Nationalprogramms und die damit beabsichtigte Zersetzung der Monarchie und des ungarischen Staatsgebietes

Digitized by Google

nicht nur zu dulden, sondern auch zu unterstützen. Hierbei muß jedoch bemerkt werden, daß es zuweilen auch in Oesterreich politische Strömungen gab, welche auf die Abschwächung des dualistischen Verhältnisses der beiden Staaten der Monarchie abgezielt waren. Der ungarische Chauvinismus trat anfangs mit der Rüstung der vollkommenen Unabhängigkeitsidee, später bloß mit dem Postulat des selbständigen Heeres, in letzterer Zeit nur schon mit verschiedenen extensiven Interpretationen der einzelnen Bestimmungen des Ausgleichswerkes ins Treffen, demgegenüber wurde in Oesterreich der Gedanke des großen österreichischen Gesamtstaates lanciert — und beides trug naturgemäß zur ständigen Beunruhigung der Gemüter und Anfachung des politischen und wirtschaftlichen Antagonismus bei. Auch in Oesterreich gab es Politiker, die die Bestrebungen Serbiens zu beschönigen trachteten und die gegen die serbische Propaganda gerichteten strengeren Regierungsmaßnahmen beanstandeten.

In den äußerst kritischen Jahren 1905 und 1906 versah die ungarischen Staatsgeschäfte die Regierung Fejérváry und hat, einer irregeführten öffentlichen Meinung und faktiösen Majorität gegenüberstehend, das dualistische Verhältnis zwischen Oesterreich und Ungarn, die gemeinsamen Institutionen, das gemeinsame Heer, die diesbezüglich einheitlich auszuübenden Majestätsrechte und somit die Machtstellung der Monarchie und mittelbar auch die Vorbedingungen des Bündnisverhältnisses zu dem Deutschen Reiche mit Selbstaufopferung gewahrt und verteidigt, und nebenbei auch den Weg zur verfassungsmäßigen Entwirrung und Aufrechterhaltung der Rechtskontinuität unentwegt offen gehalten. Und es kann jeden Teilhaber dieser Regierungsepoche, und speziell auch den Schreiber dieser Zeilen, als damaligen Interpretator des unverfälschten ungarischen Staatsrechtes im Schoße der Regierung, mit Genugtuung und mit Stolz erfüllen, daß er trotz den heftigsten Anfeindungen solche Güter des monarchischen und staatlichen Bestandes vor einer Schädigung zu bewahren half, welche sich in dem jetzigen Kriege als wahre Stützen der erfolgreichen Aktionsfähigkeit der Monarchie bewährt haben.

Der langwierige Parteikampf auf Grund subjektiver Leitmotive und persönlicher Machtaspirationen mußte auch auf die Moral des öffentlichen Lebens schädlich einwirken. Es wurde sozusagen zur Gewohnheit, die politischen Meinungen dem jeweiligen Wandel der parteipolitischen Machtverhältnisse entsprechend zu wechseln, und dieselbe politische und staatsrechtliche Richtung, die man bei andern als Vaterlandsverrat bezeichnete und verdammte, bloß unter dem Deckmantel einer neuersonnenen populären Formel — als patriotisches Unternehmen fortzusetzen. Vom Standpunkte der politischen Moral könnte man gewiß keine Erklärung dafür finden, daß, nachdem schließlich die ungarische Koalition die Waffen gestreckt hatte und die Regierung im Jahre 1906 auf derselben Grundlage übernahm, welche sie vorher auf das heftigste bestürmte, sie die früheren Stützen derselben Regierungsprinzipien, nämlich die liberale Partei, und besonders die Regierung Fejérváry mit der ganzen Wucht der ihnen in den Schoß gefallenen Regierungsmacht verfolgte, ja sogar von allen Betätigungsgebieten des öffentlichen

Digitized by Google

Lebens zu verdrängen suchte. Als dann später (1910) die liberale Partei zwar unter einem andern Namen, doch mit den früheren staatsrechtlichen Regierungsprinzipien des 1867er Ausgleiches wieder ans Ruder kam und sich die Durchführung der Wehrreform zur Aufgabe machte, wurde sie hierin durch die parlamentarische Opposition auf alle mögliche Weise gehemmt und gehindert, und als demgegenüber der damalige Ministerpräsident Lukács und der damalige Präsident des Abgeordnetenhauses Graf Tisza die Annahme der Wehrvorlagen auf eine energischere Weise durchzusetzen wußten und mittels Einführung einer entsprechenderen Hausordnung auch dafür sorgten, daß die Obstruktionsmanöver der Opposition in der Zukunft ohne Erfolg bleiben, entbrannten abermals die Flammen des bis auf das äußerste gesteigerten Parteihasses, welcher ein Zusammenwirken der Parteien bis zu der jüngsten Zeit völlig vereitelte.

Diese und noch andre ähnliche Zerwürfnisse in dem öffentlichen Leben der Monarchie, der lange andauernde Hader und Haß unter den Parteien, die anscheinend unausgleichlichen Gegensätze unter den verschiedenen Schichten der Bevölkerung mochten wohl zu der Vermutung Anlaß geben, daß die Monarchie jeder Lebensfähigkeit entbehre und gegenüber einem wuchtigeren Anprall von außen seine Konsistenz zu bewahren nicht mehr imstande sei.

Darin haben sich jedoch unsre Feinde gewaltig getäuscht.

Es hat sich herausgestellt, daß die angeführten anomalen Erscheinungen zum größten Teile bloß Aberrationen und Entartungen der politischen Kampfmethode waren, wie sie als Auswüchse der parlamentarischen Regierungsform mehr — weniger auch anderswo vorzukommen pflegen und einen staatsgefährdenden Charakter nur dann annehmen, wenn sie durch längere Zeit ungestört andauern dürfen, und wenn die kompetente autoritative Gewalt im Staate unfähig ist, sie einzuschränken. Mit diesen Mißbräuchen wurde gewiß auch bei uns lange genug nachsichtig umgegangen, jedoch kam noch immer zur rechten Zeit die entsprechende Remedur. Und als dann das Mordattentat zu Serajewo und deren Hintergrund alle die Gefahren aufgedeckt hatte, mit welchen die Lebensinteressen der Monarchie auf die schmählichste Weise bedroht waren, gab es niemand mehr, der nicht gefordert hätte, daß diese Missetat gerächt werde, und der nicht bereit gewesen wäre, den angegriffenen Bestand der Monarchie und das eigne Vaterland mit Gut und Blut zu verteidigen. Die Interessengemeinschaft, welche die beiden Staaten der Monarchie verknüpft, die historische Vergangenheit des staatlichen Zusammenlebens und die durch dieselbe bedingte Vaterlandsliebe, die Sicherheit des auf einheitlicher Grundlage aufgebauten Gemeinwesens im ungarischen Staate, sowie die unverbrüchliche Treue zum Herrscherhause und zu dem erhabenen Monarchen bewiesen sich als feste Bande in den Tagen der Gefahr. Die öffentliche Meinung des Landes und der Monarchie hat ohne Unterschied des Standes, der Nationalität und des politischen Glaubensbekenntnisses den Ausbruch des Krieges mit wahrem Enthusiasmus begrüßt. Es war herzerhebend, zu sehen, mit welcher Kampfeslust sich unsre braven Krieger unter die Fahnen scharten, und mit welcher Begeisterung wir sie

Digitized by Google

auf ihren Weg zum Schlachtfeld geleiteten. Die Waffentaten, welche die österreichisch-ungarische Armee bereits aufweisen kann, können jeden, der die Dinge sachlich beurteilt, mit Genugtuung, ja sogar mit Stolz erfüllen. Die Einheitlichkeit im Vorgehen unsrer Streitkräfte hat auch die Einheitlichkeit in der Gesinnung und in der Hilfsaktion der bürgerlichen Gesellschaft ausgelöst. Der Krieg hat die politischen Gegensätze zum Stillstand gebracht. Oesterreich und Ungarn begeistern sich gegenseitig füreinander. Institutionen und Symbole des Staates, welche noch vor kurzem bei den Angehörigen des andern Staatsgebietes Haß und Widerwillen erweckt hatten, sind jetzt sowohl in Oesterreich als auch in Ungarn zum Gegenstande gegenseitiger enthusiastischer Ehrung geworden, und hierbei wird auf beiden Seiten der treue und bewährte Verbündete, das mächtige Deutsche Reich, auf das wärmste gefeiert.

Es wäre zu wünschen, daß die Verschmelzung der politischen und gesellschaftlichen Kräfte eine ständige bleibe, und daß die Gehässigkeiten, die Verdächtigungen, mit einem Worte, sämtliche Auswüchse der zügellosen Machthascherei im öffentlichen Leben — welche stets als Schwächen des staatlichen Ganzen gelten — für immer begraben bleiben.

Diesbezüglich besitzen wir auch jetzt schon so manche ernste Garantie. Vorerst haben die bisherigen Kriegserfolge glänzend bewiesen, daß das staatsrechtliche Verhältnis der beiden Staaten der Monarchie, die Gemeinsamkeit des Heerwesens und besonders die einheitliche Ausübung der militärischen Majestätsrechte und last, not least das Bündnis mit dem Deutschen Reiche wahre Grundfesten der Machtstellung der Monarchie, nebstbei aber auch der besonderen Interessen sowohl des österreichischen als auch des ungarischen Staates sind. Ferner glauben wir eine gewisse Bürgschaft in dem Verhalten jener ungarischen Staatsmänner zu finden, die noch vor kurzem unversöhnliche Gegner der Regierung waren, jetzt aber die Bemühungen der Regierung auf sämtlichen mit der Kriegführung verbundenen Tätigkeitsgebieten rückhaltlos und mit vollem Eifer unterstützen. Es ist zwar kürzlich vorgekommen, daß sich der bekanntlich mit französischen, ja sogar russischen politischen Sympathien saturiert gewesene Führer der ungarischen Unabhängigkeitspartei, Graf Károlyi, veranlaßt gefühlt hat, in einem Zeitungscommuniqué auch jetzt noch zu betonen, daß er die Politik der Regierung, welche seiner Ansicht nach den Krieg heraufbeschworen hat, mißbilligte, andre oppositionelle Parteiführer unvergleichlich größeren Kalibers jedoch, wie Graf Andrássy und Graf Apponyi, benützen jede ihrer publizistischen und sonstigen öffentlichen Revelationen dazu, um das Publikum über die aus äußersten Existenzrücksichten unumgängliche Notwendigkeit des Krieges zu beruhigen und alle Schichten der Gesellschaft zur einheitlichen Kraftentwicklung anzueifern. Wer würde z. B. nicht mit Freude dem Aufrufe des Grafen Julius Andrássy beipflichten, mit dem er sich in seiner jüngst abgehaltenen Vorlesung: „Der Krieg und die Gesellschaft“ an die Oeffentlichkeit wendet: „Lassen wir allen Parteihader beiseite und konzentrieren wir mit ungeteiltem Wissen alle unsre Bestrebungen auf die Erringung des Sieges.“

Digitized by Google

Wir erwarten daher vom Kriege und dem zweifellos günstigen Ausgange desselben die Regenerierung des gesamten politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens. Der Riesenkampf, den wir mit vereinten Kräften und mit Anspannung aller unsrer Machtmittel zu bestehen haben, möge uns die wahren Bürgschaften unsrer staatlichen Existenz richtig zu erkennen und zu würdigen lehren, und das Postulat der Machtstellung der Monarchie möge nie mehr — selbst inmitten der erbittertsten innerpolitischen Kämpfe — unserm Bewußtsein und unsrer Beachtung entrücken. Das Ergebnis des Krieges bringe uns schließlich einen dauerhaften Anschluß an Deutschland, damit uns stets als leuchtendes Beispiel vorschwebe der hohe Grad der Gründlichkeit, des Pflichtbewußtseins, der Disziplin, des Ernstes, des Fleißes und der Ausdauer, vermöge welcher sich das Deutsche Reich zu einer unbezwingbaren Macht und Größe emporgeschwungen hat, und welche uns auch jetzt eine der größten Garantien bietet, daß die Tücke unsrer Feinde zuschanden kommen wird.

Die Krise des Internationalismus

Von

Minister a. D. Dr. F. Klein, Geheimer Rat (Wien)

Aus dem, was das letzte halbe Jahrhundert und die Gegenwart hervorbrachten, ist nach und nach ein Lebensschema entstanden, das bei allem sonstigen Hader einiges in sich schließt, dessen unbedingte Notwendigkeit allgemein anerkannt und das dauernd zu erhalten allgemein gewünscht wird. Dazu gehören insbesondere eine Menge Zusammensetzungen mit dem Worte Welt, das in diesem Schema einen hervorragenden Platz einnimmt: Weltwirtschaft, Welthandel, Weltmarkt, Weltrecht, Weltstellung, Weltverband usw. Irgendwie mit andern Ländern und Völkern in Verbindung zu sein, darin gipfelte fast jedes wirtschaftliche, soziale oder geistige Streben, die Staaten wollten es so gut wie die Einzelnen und die Gruppen. Internationaler Zusammenschluß galt so sehr als selbstverständlich und auf eherner Grundlage ruhend, daß noch im heurigen Sommer delikate internationale Projekte, wie z. B. der Weltfriedenskongreß u. a., auf der Tagesordnung standen. Es fiel niemand ein, sich dadurch beeinträchtigen zu lassen, daß das politische Barometer schon seit langem auf Trüb und Stürmisch wies. Um so größer war die Betroffenheit, als im gegenwärtigen Kriege in rascher Folge beinahe alle wichtigeren zwischenstaatlichen Einrichtungen und Abkommen hinfällig wurden, darunter auch solche, denen, weil sie offenbar vernünftig und nach beiden Seiten zweckmäßig sind, sicheres Gelten im höchsten Maße verbürgt zu sein schien. Der Strafrechtslehrer F. v. Liszt lieh dieser Bestürzung Worte, indem er sagte, es liege nun das internationale Recht zertrümmert und zerschlagen vor uns und Weltwirtschaft wie Wirtschaftsgemeinschaft der Völker seien zer-

Digitized by Google

rissen. Aehnliches war in der heutigen Kulturperiode noch nicht da, insbesondere zeitigte der letzte große hier vergleichbare Krieg, der Deutsch-Französische von 1870/71, nichts Derartiges. Dazu gesellt sich der weitere Umstand, der diese Erscheinung zu etwas für die moderne Zeit absolut Neuem macht: der Bruch beschränkt sich nicht auf die Einrichtungen und Abkommen der Staaten und staatlichen Verwaltungen, die freien privaten internationalen Veranstaltungen sind ebenso davon betroffen. Diese Vorgänge verdienen in der Fülle der Erlebnisse der letzten Monate um so mehr Beachtung, als es sich dabei zugleich um die Gestaltung der künftigen Friedensverhältnisse handelt.

Das Wort Internationalismus — eine kurze Bezeichnung für eine sehr komplizierte Sache — umfaßt zwei Dinge. Einmal die Gesamtheit der zwischen verschiedenen Staaten bestehenden Abmachungen und beiderseits gewollten Kongruenzen, die unter ihnen Verkehrs- und Austauschmöglichkeiten herstellen oder befördern sollen, sei es für den Verkehr der Menschen, sei es für den von Waren, Geld, Nachrichten, Schiffen, Eisenbahnen u. dgl. Menschen und Sachen sollen im Auslande dieselben oder ähnliche Bedingungen antreffen wie der Inländer oder dessen Vermögen usw. Das zweite im Worte Internationalismus Enthaltene sind die Vereinigungen und Gemeinschaften verschiedener Art, die Arbeiten oder Werke oder bloßen Gedankenaustausch unter Mitwirkung von Angehörigen verschiedener Länder bezwecken. Die erste Gruppe mag staatlicher, die zweite gesellschaftlicher Internationalismus genannt werden. Die vorhandenen internationalen Anstalten sind überaus mannigfaltig: die der Gegenwart eigene Vielseitigkeit von Staat und Mensch spiegelt sich darin. Beispiele für den staatlichen Internationalismus sind die Freundschafts-, Niederlassungs- und Konsularverträge zwischen verschiedenen Staaten, die Genfer Konvention und die Haager Uebereinkommen über die Kriegsführung, Münzkonventionen und Abmachungen über den Geldverkehr, Zollunionen oder Zoll- und Handels- oder Schiffahrtsverträge, internationale Eisenbahn-, Post- und Telegraphenvereinbarungen, Uebereinkommen über die Hilfe zur See, Konventionen über Gewicht und Maß, internationale Vereinbarungen gesundheitspolizeilicher Art, Uebereinkommen in Materien des Rechtes, namentlich Schiedsgerichtsverträge, Auslieferungs- und Rechtshilfeverträge, die Berner Urheberrechtskonvention, Verträge in Angelegenheit des Erfindungs-, Muster-, Modell- und Markenschutzes und sonstige ähnliche Anstalten. Zum gesellschaftlichen Internationalismus sind die unzähligen internationalen Institute, Gesellschaften, Verbände, Konferenzen, Bureaus, Kongresse, Versammlungen, Zeitschriften usw. zu zählen, die im Laufe der letzten Jahrzehnte überall emporschossen. Häufigkeit und Verbreitung dieser Einrichtungen und Abkommen gestatten keinen andern Schluß, als daß man es mit einer — wenigstens ursprünglich — natürlichen und spontanen Bewegung zu tun habe. Ermöglicht und begünstigt wurde sie durch das Nachwirken des Weltbürgertums, der Aufklärung und der klassischen Literatur Deutschlands, durch den Aufschwung von Wirtschaft und Technik, durch den politischen Liberalismus und durch die Manchesterlehre. Die moderne Wirtschaft und Technik machte die Erde kleiner

Digitized by Google

und schuf den Weltmarkt; sie trieb die wirtschaftlich tätigen Menschen aller Nationen über die Grenzen der Heimat und würfelte sie durcheinander. Der Liberalismus schwächte durch die Auflösung der Verbände das Sondernde zwischen den Staaten und die Schranken zwischen den verschiedenen Territorialgruppen von Menschen. Aus der Idee des Rechtsstaates und des Freihandels ergab sich aber, daß der Staat nicht die Aufgabe habe, seine Bürger vor Konkurrenz zu schützen. Im Gegenteile, je mehr Volkswirtschaften und je ungehemmter sie als Mitbewerber an der Bedarfsversorgung arbeiteten, desto vorteilhafter erachtete man es für die Bevölkerung. Als sich später die Staats- und Gesellschaftsauffassungen änderten, hatte der Internationalismus davon keinen Nachteil. Die Schutzzollpolitik konnte des Auslandsverkehres ebensowenig entraten und die zunehmende Uebertragung wirtschaftlicher und sozialer Fürsorge auf den Staat zwang diesen sogar, sich auch mit dem Auslandsverkehre viel intensiver zu befassen. So konnte, wer bloß auf die Außenseite sah, an dem internationalen Systeme von Regeln und Grundsätzen, zu welchen sich die Staaten für Krieg und Frieden verpflichtet hatten, und an dem Wachstume der internationalen Arbeits- und Diskussionsvereinigungen seine helle Freude haben. Der Internationalismus schien konsolidiert durch den guten Willen der Staaten wie durch die Sympathien der Völker.

Wenn man den Dingen auf den Grund geht, erkennt man bald, daß der für die meisten unerwartete Umschwung, der nun darin eingetreten ist, sich allmählich vorbereitete und auch in dieser Frage im Kriege nur die Saaten des Friedens reiften. Die zwischenstaatlichen Verhältnisse waren schon lange nicht mehr so, wie man sie seinerzeit sich ausmalte. Die sehr tiefgreifenden geistigen Bewegungen, die sich seither vollzogen oder doch angebahnt haben, verschonten sie nicht. Namentlich zwei Evolutionen waren von großem Einflusse: die steigende Virulenz und Zuspitzung der nationalen Idee und die zunehmende Energie des wirtschaftlichen Strebens wie dessen politische Infiltration. Ueber das Wachsen und die Kräftigung des nationalen Sinnes zu klagen, wird niemand einfallen. Das nationale Gefühl eint aber, indem es von andern trennt. Diese unerbittliche seelische Distanzierung ist die Quelle aller Schwierigkeiten in national nicht einheitlichen Staaten. Schon die nationale Ausprägung, die Denkart, Sitte und Recht durch die Geschichte erfahren haben, legt irgendwie eingreifenden internationalen Nivellierungen eine Menge Hindernisse in den Weg. Dazu kommt, daß in den letzten Jahrzehnten bei einigen Völkern das Nationalgefühl sich hauptsächlich, wenn man sagen darf, nach der Kontrastseite ausgebildet hat, zu einer fast fanatischen Gehässigkeit oder blinden Voreingenommenheit gegen andre Völker oder Staaten. Es soll damit nicht gesagt sein, daß deswegen der geistige, moralische oder kulturelle Aufstieg dieser Völker, also die positive Fruchtbarkeit des nationalen Gedankens geringer war, doch einem nationalen Geiste, der sich von solchen Schlacken nicht zu reinigen vermag, fehlt gewiß etwas zur vollendeten Schönheit. Diese nationalen Zwangsvorstellungen haben sich mit den Jahren auch beim Abschlusse neuer zwischenstaatlicher Vereinbarungen geltend gemacht,

Digitized by Google

ungleich mehr taten sie es aber, und zwar stets ungescheuter, bei der Handhabung der vereinbarten Regeln. Aehnlich war es mit der Entwicklung der wirtschaftlichen Interessen. Sie verlangen immer mehr, da die moderne Wirtschaft hochgradig expansiv ist, sie nehmen nach außen ein immer größeres Gebiet für ihre Betätigung in Anspruch, werden aber zugleich nach innen stets prohibitiver, mit einer abwehrenden Reflexbewegung gegen alles, was ausländische Konkurrenz ist oder sein könnte. Man weiß, wie schwer deshalb der Abschluß von Handelsverträgen geworden ist. Wenn auch nicht in dem imposanten Aufmarsche wie während der Vorbereitung solcher Verträge, verteidigen sich Tag für Tag die wirtschaftlichen Kreise gegen das Eindringen fremder Volkswirtschaften. Diese aus- und abschließenden Wirtschaftstendenzen herrschen heute mehr oder weniger überall. Die Weltwirtschaft ist weder ein Beweis noch ein Heilmittel dagegen. Es werden zwar deren wohltätige Folgen für den Frieden und die Gesittung gepriesen, doch das ist nur mit großen Vorbehalten richtig. Die Weltwirtschaft hindert nicht, wie die Schutzzollpolitik beweist, die gegenseitige Abschließung der Länder. Die Weltwirtschaft ist ebenfalls Kampf um Absatz und Produktion und das Terrain der allergrößten Spekulationen. Die moralischen Faktoren sind dieselben wie in der nationalen Wirtschaft, und mag es auch richtig sein, daß sie ein gewisses Minimum an internationalen Instituten unbedingt fordert, so sind doch die durch die Weltwirtschaft begründeten geistigen Beziehungen zwischen den Ländern bisher ziemlich oberflächlich geblieben.

Nationalismus neuester Fasson, zum Teile erweitert zu streitbarem Rassengefühle, und Wirtschaftspolitik ergänzen sich und arbeiten sich in einer Weise in die Hände, als ob sie für den historischen Materialismus werben wollten. Beide entdecken oder gebären stets neue Zwiespältigkeiten der Interessen und haben damit die vorhandenen internationalen staatlichen Einrichtungen nach und nach unterminiert und verfälscht. Die Formen blieben aufrecht, jedoch mit einem ihnen ganz konträren Geiste. Statt Gleichheit denkt man an Vorteil oder Vorrecht für sich, seine Stammesgenossen oder seine politischen Freunde. So kam es, daß man sich allmählich in den meisten Ländern innerlich davon mehr oder weniger losgemacht hat. Für den Verfall des Internationalismus bieten die Vorgänge seit Ausbruch des Krieges überwältigende Beweise. Die Versündigungen wider den staatlichen Internationalismus sind jedem Zeitungsleser geläufig; sie neuerlich aufzuzählen wäre überflüssig. Im Bereiche des gesellschaftlichen Internationalismus zittert das nach. Belege dafür sind die Ausschließung von Deutschen und Oesterreichern aus französischen und englischen Akademien, gelehrten Gesellschaften, Künstlervereinigungen usw., die Annektierung von Tantiemenansprüchen durch die französischen Autorengesellschaften und vor allem die Spaltungen innerhalb der internationalen Sozialdemokratie. Kaum eine Spur mehr von dem Gefühle der Achtung, Rücksicht und Toleranz, die man auch dem Fremden schuldet, oder von der Humanität, zu der man jedem menschlichen Wesen gegenüber verpflichtet ist und die um so mehr Angehörigen desselben Kulturkreises gegenüber geboten ist. Es ist wie ein Rückfall in die

Digitized by Google

frühgeschichtliche Kulturstufe, wo die gänzliche Vernichtung des Gegners als Ziel des Krieges galt. Man sage nicht, die Kriegsfurie sei schuld, denn gerade für den Fall des Krieges war doch die Einhaltung jener Regeln versprochen, und die Erregung war gewiß im Deutschen Reiche und in Oesterreich nicht geringer, ohne daß man sich hier hätte hinreißen lassen, dem Völkerrechte und der Menschlichkeit ins Gesicht zu schlagen. Auch mit den Kriegsursachen hat es nicht das geringste zu tun. Jedes Land oder Volk glaubt im Kriege das Recht auf seiner Seite, und dennoch sind jene Maßlosigkeiten etwas Ungewöhnliches. Der Krieg war in Wahrheit nur der Anlaß, um auch die Form wegzustoßen, nachdem man sich seit langem zu einer bloß scheinbaren Achtung der zwischenstaatlichen Einrichtungen gezwungen hatte. Im Gegensatz hierzu ist Professor J. Kohler in seinem letzten Buche (Recht und Persönlichkeit in der Kultur der Gegenwart) der Meinung, das gesteigerte Nationalgefühl habe sich in neuerer Zeit wieder besänftigt, man habe erkannt, daß das Heil der einzelnen Nationen nicht im Untergange der übrigen liege; es bestehe vielmehr in Beziehung auf die Kulturentwicklung und das Heil der Völker eine gewisse Solidarität unter den Nationen, und durch Staatsverträge und Vergesellschaftungen würden gemeinsame Bahnen eröffnet, welche die Völker miteinander wandeln. Die Ereignisse seit Ausbruch des Kriegs sind damit nicht im Einklange; in Wirklichkeit ist die Entwicklung die gerade entgegengesetzte. Selbst dort, wo man das Nationale grundsätzlich ausgeschaltet hatte, gewann es nun die Oberhand! Der Krieg hat den bisher latenten Sieg der beiden früher genannten zähen Widersacher des Internationalismus offenkundig und vorläufig zu einem vollständigen gemacht.

Vielleicht ist die Entwicklung des Internationalismus selbst daran nicht ganz schuldlos. Hat er sich nicht mit der Zeit übernommen und zuviel zugetraut? Was zuerst die internationalen Vereinbarungen über die Kriegsführung anlangt, so hat sich der öffentliche Geist, wie erwähnt, seit Abschluß der Genfer Konvention vom Grunde aus geändert, und ebenso sind die Kriegsmittel ganz andre geworden. Es steht heute aus Ursachen, die nicht angegeben zu werden brauchen, ungleich mehr am Spiele, wenn es zum Kriege kommt, als früher. Es kann verlangt werden, das Aeußerste zu tun, um einen Krieg zu verhindern, wie es wirklich von österreichischer Seite und von Deutschland im Sommer ehrlich versucht wurde. Sobald aber das Los gefallen ist und die immensen Angriffs-, Zerstörungs- und Verteidigungsenergien, die durch die Jahre aufgespeichert wurden, mit einem Male entfesselt werden, dann von Normen, hinter denen keine überlegene Macht steht, erwarten, daß sie inmitten der aufschäumenden Leidenschaften befolgt werden, das ist fast ein unmögliches Postulat. Der Burenkrieg war schon an Grausamkeiten reich, die Balkankriege waren ein weiteres Symptom der grimmigen Vehemenz, die in die Kriegsführung gekommen ist, und unangekränkelt von Kulturanwandlungen hat der neue Seelord der britischen Admiralität sein taktisches Prinzip in die rauhen Worte gefaßt: Der Krieg verlange die brutalste Energie; Mäßigkeit und menschliches Rücksichtnehmen im Kriege seien unverzeihliche Schwächen. Clausewitz hat dieselbe Meinung gehabt;

Digitized by Google

läßt das viel Raum für ein mäßigendes, hemmendes internationales Kriegsrecht? Irrig ist es ferner, daß man die Milderung der Kriegssitten von Vertragsregeln erwartete, während doch nur die gesamte Kultur der Völker sie bringen kann. Statt durch die Kulturarbeit des Friedens, durch die Volkserziehung, Pflege der Gesittung usw. unterstützt zu werden, hat die tatsächliche Geistesentwicklung in manchen Ländern den humanen Vertragsregeln direkt entgegengearbeitet; der nationalistische Trieb wurde zum Teile bis in die Schulen hinein aufgestachelt und das Volk systematisch in einen alle bessere Regungen verzehrenden Haß gegen die Zentralmächte gehetzt. Auf dem diplomatischen Wege allein, wie es bisher versucht wurde, sind die Ziele dieser zwischenstaatlichen Veranstaltungen, wenn sie überhaupt aufrichtig gewollt waren, nicht zu erreichen. Das zweite ist, daß sich die internationalen Abmachungen auch inhaltlich mit der Zeit an zu Großes herangewagt haben. Es war eine Art Manie, alles sollte vereinheitlicht werden, obwohl doch die Differenzierungen, die sich im Laufe der geschichtlichen Entwicklung zwischen den verschiedenen Gebieten mehr und mehr auswirken, genug darauf hinweisen, daß nicht überall die Bedingungen für die Gleichheit von allem gegeben sind. Nichts war vor diesen Uniformierungsversuchen geschützt; von den gewöhnlichsten Verwaltungsmaßregeln angefangen bis zu dem, was wie Religion und Recht mit Natur und Gemüt eines Volkes am innigsten zusammenhängt. Ich habe auf diesen Ueberschwang vor einem Jahre schon die Aufmerksamkeit gelenkt (Die Haager Beschlüsse über die Vereinheitlichung des Scheckrechts) und ihm die Tatsache gegenübergestellt, daß zwar die Möglichkeiten internationaler Kommunikation außerordentlich leicht sind, doch die verschiedenen Länder und Völker es fast verlernt haben, sich als ein irgendwie Gemeinsames zu denken, vielmehr bei jedem Anlasse auf ihre Selbständigkeit und ihre Sonderinteressen pochen. Diese unifizierenden Bestrebungen waren um so gefährlicher, als nicht bloß einzelne Staaten von Konzessionen in betreff ihrer nationalen Institute selten etwas wissen wollten, sondern außerdem in den Versammlungen, die darüber verhandelten, regelmäßig die heutigen kriegerischen und damals bloß politischen Gruppierungen sich schon sehr merkbar abgehoben haben, so daß die mitteleuropäischen Einrichtungen immer bedroht waren, von Frankreich oder England und ihrer politisch-diplomatischen Suite als international unbrauchbar zurückgesetzt und damit für das Heimatland selbst indirekt beseitigt zu werden. Das dritte endlich war aber, daß der Internationalismus schließlich oft für Dinge empfohlen und propagiert wurde, die wirklich unbedeutend waren. Er wurde vielfach zur bloßen Mode, innerlich so notwendig wie etwa das jeweils vorgeschriebene Gesellschaftskleid. Es erübrigt sich, über dieses Kapitel mehr zu sagen.

Die schleichende Krise des Internationalismus ist nun grell zutage getreten: ein einzelner Fall zwar, doch wegen seiner Gewaltigkeit und wegen der daran Beteiligten ein Paradigma, die Verkörperung eines Gattungsbegriffes. Fast niemand glaubt, daß alles wieder gleich gut sein werde, sobald nur der Krieg vorübergezogen ist. Was für einen Wert hätte es auch, wenn z. B. die miß-

Digitized by Google

achteten Regeln des Land- und Seekriegsrechtes dann wieder zu Gnaden aufgenommen und urkundlich anerkannt würden. Es bedürfte beinahe der Feuerprobe eines neuen Krieges, um an eine wahre Bekehrung glauben zu können. Nur vereinzelt ist die Ansicht zu hören, daß nach Beendigung des Krieges die Solidarität der menschlichen Interessen allen bald wieder einleuchten werde. Der Friede scheint dies um so weniger zu versprechen, als schon jetzt Pläne gesponnen werden, die über den Krieg hinausreichen. Die französischen Kommerzial- und industriellen Kammern bereiten den Boykott deutscher und österreichisch-ungarischer Waren vor. Eine andre Liga bildet sich, um alles zu boykottieren, was in Kunst, Handel und Industrie deutsch ist, und ein Handels- und Industriesyndikat petitionierte bei der französischen Regierung um die Einführung einer Nationalmarke für alle Produzenten und Kaufleute, die sich verpflichten, mit Deutschland und Oesterreich keinen Handel zu treiben und niemand aus diesen Ländern als Angestellten oder Arbeiter zu beschäftigen. In England berät eine Kommission über die Mittel, um den deutschen Handel zu verdrängen. Jenseits des Geschäftsneides spricht Anatole France von der unüberbrückbaren Kluft zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn und dem übrigen Europa. Die Menschen, die europäische Kulturschöpfungen an die Japaner ausliefern und Indier oder afrikanische Soldaten nach Europa rufen, erklären uns des neuen harmonischen Europas mit dem Herzen Frankreich für unwürdig! Das ist wohl schon zu den „affektiven" Gleichgewichtsstörungen der Kriegspsychiatrie zu zählen. Hiernach scheint man aber die verschiedenen Rechtsbrüche nicht bloß als Kriegsmaßregeln aufzufassen, sondern die Prophezeiung wahrmachen zu wollen, daß es mit der Humanität für einige Zeit vorüber sein dürfe. Die beiden verbündeten Kaiserreiche werden daran nichts ändern können. Sie müssen schlimmstenfalls fürs erste die Beschränkungen und Erschwerungen des Verkehres mit den feindlichen Staaten hinnehmen. Die letzteren haben uns zu tief in ihre Herzen blicken lassen, die wirklich sehr oft eine Mördergrube waren. Solange nicht das gottlose Sichbesserdünken und die absurde Vorstellung von Herren- und Knechtvölkern überwunden ist, kann von einem Entgegenkommen kaum die Rede sein. Es gibt in allen Arten menschlicher Verhältnisse Phasen, wo möglichste Trennung der beste Dienst ist, den man sich gegenseitig leisten kann, weil jede Vereinbarung zu einer neuen Quelle von Streit oder zu einer neuen Waffe wird. Für Deutschland und Oesterreich wird noch immer genug von der Welt übrig bleiben. Für die privaten internationalen Organisationen würde an sich zumeist andres gelten. Sie könnten sich von den psychischen Ausstrahlungen der Politik eher frei machen oder frei halten. Doch die früher erwähnten Vorfälle zeigen hierfür in der Bevölkerung unsrer Gegner, selbst unter den Gelehrten, wenig Neigung, und dann wird jedenfalls auch das reservierte Verhalten der Staaten insofern wenigstens einen Eindruck auf den gesellschaftlichen Internationalismus ausüben, als staatstreue Bürger kaum die Absicht haben werden, im Auslande oder gegenüber dem Auslande sich mit der Haltung ihres Heimatsstaates in Widerspruch zu setzen. Nachdem man gesehen hat, wie bedingungslos sich in England und

Digitized by Google

Frankreich, teilweise unter Verleugnung ihrer eignen früheren Gesinnungen, die erlesensten Geister mit allen Aktionen des wirtschaftlichen, sozialen und Lügenkrieges identifizieren, werden sich die Deutschen und Oesterreicher gewiß nicht dort aufdrängen, wo man sich gegen ihr Land so schmachvoll benimmt. Es würde ihnen außerdem schlecht gelohnt werden; der wilde nationale Furor macht keine feinen Unterscheidungen zwischen Staat und Privatpersonen.

Es ist begreiflich, daß man sich schon die Frage vorgelegt hat, wie der Internationalismus aus dieser verhängnisvollen Lage errettet werden könnte. Man denkt an neue Organisationen der Staaten. Von politischen Zukunftsgebilden, wie Staatenbündnissen, Koalitionen usw. zu sprechen, ist noch nicht an der Zeit. Fürs nächste dürfte auch nicht viel freie Wahl bleiben, denn es scheint nicht, als ob der Bund der „vereinigten Staaten von Europa", wie man unsre Gegner in Belgien nennt, so bald zerfallen oder sich freiwillig auflösen würde. Welchen Effekt die Gründung der neuen Partei in England (Vereinigung der demokratischen Kontrolle) hat, steht dahin. Diese Partei, unter deren Führern sich Repräsentanten des besten englischen Geistes befinden, hat den Mut, an ein Zusammengehen aller europäischen Staaten zu glauben, die einen gemeinsamen obersten Rat zu errichten hätten. Das ist eine edle Wallung, ein Lichtblick, aber für uns, die wir die innern Vorgänge in England jetzt nur ungenau kennen, einstweilen nur eine Stimme in der Wüste. Allerdings doppelt wertvoll deswegen, weil sie aus Feindesland die Botschaft guten Willens kündet. Die Krise des Internationalismus trifft auch die Neutralen, das ist zweifellos. Die Verleugnung aller internationalen Verpflichtungen, deren staunende Zeugen wir sind, dürfte wahrscheinlich ihr Vertrauen in die Beständigkeit und den Ernst der zwischenstaatlichen Einrichtungen nicht weniger erschüttert haben. Das ist eine Einbuße an Kulturwert für die gesamte zivilisierte Welt, soweit dieser Ausdruck nach dem Verhalten ihrer angeblichen Spitzen noch am Platze ist. Die neutralen Länder dürften es sich aber ernstlich überlegen, deswegen den Staaten den Rücken zu kehren, die an dieser Zerrüttung schuld sind, weil sie damit über ihren Außenverkehr vielleicht noch größere Gefahren heraufbeschwören. Hier spielen die Gedankengänge und geheimen Wünsche der auswärtigen Politik hinein, die überhaupt oder für den Augenblick Unsicherheiten im zwischenstaatlichen Verkehre als das kleinere Uebel erscheinen lassen mögen. Ein solches Lavieren wird jetzt kaum verdacht werden können: weder den ambitiösen Staaten noch denjenigen, die bloß um ihren Weingarten bangen. Ein Schweizer Blatt sagte letzthin, die Schweizer sollten suchen, es zu verhindern, daß alle Brücken einer geistigen Brüderschaft zwischen den Nationen abgebrochen würden. Das ginge auf neue allgemeine internationale Vereinigungen, in denen wir abermals neben unsern Gegnern sitzen würden. Ob das ausführbar ist und gute Früchte tragen würde, das ist eben die Frage. Sie wird, sofern sich nicht Wunder ereignen, zwar nicht für immer, doch, wie gesagt, aus politischen und psychologischen Gründen wohl für das nächste eher zu verneinen sein. Bessere Bedingungen sind für neue partielle Abwehrorganisationen vorhanden. Der Wunsch nach solchen stellt

Digitized by Google

sich von selbst ein, sobald die Bosheiten und rücksichtslosen Beunruhigungen des zwischenstaatlichen Verkehrs zu arg werden. So hat die Empörung über die Gewaltmaßregeln Englands gegen die Schiffahrt der skandinavischen Länder den Plan entstehen lassen, unter Leitung der Vereinigten Staaten von Nordamerika die „beengten Freiheiten und Rechte" zu verteidigen. Das wäre allerdings eine mehr vorübergehende Verbindung, von welcher der Internationalismus an sich nicht zu viel hätte. Aber es liegt ein Keim zu Größerem darin. Bei Erörterung dieses Planes wurde nämlich die Frage aufgeworfen, ob nicht bald der Zeitpunkt für ein gemeinsames Auftreten der neutralen Mächte gekommen sein werde, denn der Neutralitätsbegriff existiere nicht mehr, wenn jeder Uebergriff der kriegführenden Staaten schlechthin geduldet werde. Das ist ungefähr dasselbe, was ich an andrer Stelle als nötig bezeichnet habe: eine Instanz, die das rechtschaffene politische Gewissen repräsentiert. Was aber insbesondere die Führerschaft Amerikas betrifft, so haben sich die Vereinigten Staaten bis jetzt dem englischen Seeterrorismus gegenüber mehr konservativ als sozusagen sezessionistisch verhalten. Sie wollen England zum Einlenken nötigen. Ob die Erwägungen der hohen Politik ihnen erlauben würden, auch nur diese bisherige Haltung als Wortführer einer unzufriedenen Ländergruppe energisch fortzusetzen, steht keineswegs fest. Das Resultat ist somit wenig tröstlich. Der Internationalismus hat schwer enttäuscht. Er hat nicht, wie man träumte, die Menschheit hoch über alle bisher erklommenen Stufen emporgehoben, nicht das Menschentum veredelt und nicht einmal eine gewisse primitive Solidarität unter den Völkern zuwege gebracht. Eher könnte das von H. Spencer geprägte Wort Rebarbarisation wiederholt werden. Was dabei am meisten bedrückt, ist der Umstand, daß die beiden Zwist- und Kriegserreger: Nationalismus und wirtschaftliche Expansion, den Krieg heil überdauern werden und im weiten Umfange eine wahre internationale Gemeinschaft unter den Staaten nicht aufkommen lassen. Neue zwischenstaatliche Organisationen nützen nichts, wenn die Ursachen der üppig wuchernden Gegnerschaften, die sich immer mehr in die Völker verpflanzen, in sie übertragen werden. Die „Staatenanarchie", welche die Pazifisten als Ursache des Krieges bekämpfen, ist nur eine Wirkung dieser tieferen Ursachen.

Die Enttäuschungen haben jedoch mehr wir selbst, als die andern uns bereitet. Wir gaben uns nämlich zu sehr dem Wahne hin, der Internationalismus sei eine reine Kulturerscheinung. Es wurde um so lieber daran festgehalten, als wahre Kulturerrungenschaften in der Geschichte selten rückgängig gemacht wurden, eine der Tatsachen, auf die sich der Fortschrittsglaube stützt. Die Erlebnisse der letzten Monate haben nun unwiderleglich gezeigt, daß der staatliche Internationalismus, mag er auch teilweise der Hebung der Kultur zu danken sein, praktisch ein Teil der staatlichen Außenpolitik ist und deshalb auch für ihn vorwiegend konkrete Interessen maßgebend sind. Es ist eine Illusion, wegen des Vorhandenseins internationaler Institutionen schon von einer Kulturgemeinschaft der Staaten zu sprechen; in diesen Institutionen spricht sich hauptsächlich nur aus, daß im Augenblicke und einstweilen in dem oder jenem Punkte die Interessen der be-

Digitized by Google

treffenden Staaten halbwegs parallel gehen. Die Interessen, die diesen Internationalismus tragen, sind überdies keineswegs selbständige, besondere Interessen die ihren Eigenwert haben, sie sind vielmehr ganz und gar den sonstigen, die Staatspolitik bestimmenden Interessen untertan und müssen gegebenenfalls sich ihnen beugen oder ihnen weichen. Die zwischenstaatlichen Institute und Vereinbarungen sind daher ihrer Natur nach von derselben prekären Art wie sämtliche Verhältnisse der auswärtigen Politik. Wie diese können sie Mittel des Machthungers, der Hebung der Volkswirtschaft, des Geldbedürfnisses, des Prestige oder der nationalen oder staatlichen Selbsterhaltung sein, den Schutz der im Auslande weilenden Staatsangehörigen bezwecken usw. Der Rückzug Frankreichs in seiner Konfiskationskampagne wird — wohl nicht mit Unrecht — mehr mit dem Interesse in Verbindung gebracht, von dem französischen, im Auslande angelegten Kapitale Vergeltungsmaßregeln abzuwenden, als mit einem Erwachen des Rechtsgefühls oder andrer Kulturregungen, und die lebhafte Erörterung in den Pariser Zeitungen über den Plan der französischen Regierung, die deutschen und österreichisch-ungarischen Patente zu annullieren, durchleuchtet das rein interessenmäßige Fundament des staatlichen Internationalismus wenn möglich noch besser. Nach außen werden die Staaten fast nie etwas andres als reine Interessenpolitik treiben, es gibt in dieser Richtung für sie tatsächlich keine Gewissens-, sondern nur Interessenkonflikte, und man wüßte nicht, warum das just im Punkte des hier besprochenen Internationalismus anders sein sollte. Die ethischen Grundpostulate der modernen auswärtigen Politik: die Schiedsgerichts- und die Friedensidee werden tatsächlich den wirtschaftlichen, nationalen oder Machtinteressen ebenso untergeordnet. Die Kriterien für die Zivilisation oder Kulturstufe eines Staates und das, worin dessen nationaler Charakter zum Vorschein kommt, sind darin zu suchen, wie sich seine Interessen zusammensetzen, in welchem Maße sie ehrlich gemeinte, dem wirtschaftlichen oder politischen Gewinne übergeordnete sittliche und Kulturinteressen enthalten, wie der Staat seine Interessen versteht und was er ihnen jeweilig zu opfern bereit ist. Daß internationale Abmachungen verletzt würden, wenn ihre Beachtung dem Staate in seiner Außenpolitik schadet oder durch die Verletzung erhebliche Vorteile zu erreichen sind, darauf mußte man also gefaßt sein. Nicht notwendig oder selbstverständlich war es hingegen, daß einzelne Staaten in der Wahrung ihrer Interessen zu einem solchen Tiefpunkte egoistischer Politik gesunken sind, wie man es schaudernd gesehen hat. Mit dem vornehmsten Teile des staatlichen Internationalismus, dem eigentlichen Völkerrechte, ist es nicht anders. Auch darüber entscheiden in letzter Instanz die Staatsinteressen, die mit den Lebensbedingungen und Machtzielen der Staaten gegeben sind.

Aus dem Gesagten ergeben sich auch die Lebensbedingungen zwischenstaatlicher Anstalten. Von allen seelischen Beimischungen zunächst abstrahiert, werden internationale Abmachungen nur dann halbwegs beständig sein, wenn und soweit immerwährende oberste Bedürfnisse der nationalen oder Wirtschaftspolitik eines in die heutige Verkehrs- und Wirtschaftsorganisation eingefügten Staatswesens

Digitized by Google

sie erheischen oder sie diesen mindestens nicht widerstreiten. In dem Maße jedoch, als derlei Zugeständnisse bei der Wahrnehmung vitalster Staatsinteressen binden oder sich auf Bereiche beziehen, die zunächst und hauptsächlich territorial und nur sekundär international von Belang sind, oder als das Interesse am Gewähren oder Erlangen solcher Zugeständnisse bloß in wandelbaren politischen Konstellationen begründet ist, in demselben Maße sind die Abmachungen unsicher, es kann nicht unter allen Umständen auf sie gebaut werden. Die erste Regel wird vorzugsweise den internationalen Anstalten zustatten kommen, die für den Außenhandel unumgänglich notwendig sind, da die Handelspolitik in den meisten größeren Ländern dermalen die Achse des Staats- und Wirtschaftsbetriebes ist. Insbesondere die internationalen Reglements in Sachen des Schiffahrts-, Eisenbahn-, Post- und Telegraphenverkehrs, der Rechtshilfe, des Patent- und Konsularwesens, in handels- und zollpolitischen Angelegenheiten usw. haben deshalb die Vermutung der Fortdauer oder Wiederaufrichtung für sich. Der gesellschaftliche Internationalismus ist zwar auch von allerlei Nebeninteressen durchsetzt, jedoch in zahlreichen Anwendungen nach Substanz und Ziel überwiegend Kultursache und in die Peripetien der auswärtigen Politik weniger verstrickt. Er vermag daher an und für sich die Krise leichter zu überstehen, was auch H. Lammasch im letzten Hefte dieser Revue (Die Wissenschaft und der Krieg) angenommen hat. Bei gesellschaftlichen Erscheinungen ist jedoch immer auch der psychische Faktor in Betracht zu ziehen, und zwar um so mehr, wenn es sich um Interessen, also um Wertungen handelt und wenn die Gefühlswelt erwiesenermaßen so stark beteiligt ist wie hier. Ein Dreifaches kann eintreten. Ranküne, Neid, Rachsucht usw. können stärker sein als die kühle Interessenabwägung und können die internationalen Beziehungen zwischen den kriegführenden Staaten, wie es früher angedeutet wurde, über den Kriegszustand hinaus aufheben oder doch außerordentlich mindern. Eine zweite Möglichkeit wäre, daß die Völker, die den Internationalismus nun zerschlagen haben, sich selbst wieder finden und besinnen, erschreckt und abgeschreckt durch die Verwüstungen und Greuel, die der nationale Haß anrichtet. Zu solcher Selbstbesinnung würde es wahrscheinlich bald kommen, wenn nicht in manchen Ländern die auswärtige Politik nach den Maximen eines geschäftlichen Unternehmens gemacht und analog der Geschäftsreklame das Publikum für die Zwecke der Politik künstlich aufgestachelt und stets von neuem in feindselige Stimmungen hineingejagt würde, so daß der gute Kern kaum durchbrechen kann. Das dritte wäre, daß die jetzigen Erfahrungen namentlich im Kreise der Neutralen die Erkenntnis zeitigen, wie sehr das Wüten gegen alle internationalen Uebereinkommen und Uebungen auf beiden Seiten schädige, und ihnen nebenbei von dem modernen Kriege ein Bild verschaffen, das sie die Vorteile des Internationalismus wieder höher einschätzen lehrt. Es könnte sein, daß fortan im Verkehre der Neutralen unter sich oder im Verkehr zwischen ihnen und den jetzt kriegführenden Mächten gerade infolge des Krieges der Bewahrung und Festigung gewisser zwischenstaatlichen Institutionen (z. B. der Schiedsgerichtsbarkeit) viel mehr Gewicht beigelegt wird. Letztere könnten aus dem Kriege nach

Digitized by Google

dieser Seite erstarkt vorgehen, während sie zwischen den kriegführenden Staaten knapp das Leben fristen. Für eine Vorausſage, wie sich die objektiven und subjektiven Gesichtspunkte kombinieren und die Dinge dann sich gestalten werden, fehlen einstweilen Anhaltspunkte. Keinesfalls ist dem Internationalismus jede Zukunft abgeschnitten; man darf ihn nicht schon schlechthin zu den Toten werfen. So schwere Wunden der Krieg ,zumal dem staatlichen Internationalismus geschlagen hat, von einer Rückkehr zum isolierten Staate kann weder in administrativer noch in wirtschaftlicher oder geistiger Hinsicht die Rede sein. Das Zusammenspiel der beiden oben angegebenen Beurteilungsreihen wird vielleicht manche Beschränkungen der internationalen Regulative herbeiführen, das würde aber nicht das ärgste sein. Lieber in mäßigen Grenzen Verläßliches besitzen als ein weitläufiges Gebäude, das beim ersten Schusse zusammenfällt.

Der Raubzug der Japaner

Von einem früheren Diplomaten

Angehaltenen Atems, mit einer Spannung, welche wie nie zuvor alle Volksschichten in gleichem Maße ergreift, ist die Welt Zeuge des blutigen Dramas, das sich in den weiten Räumen zwischen dem Aermelkanal und den Vogesen, sowie von der mittleren Weichsel an bis auf die Kämme der Karpathen abspielt, dieses Riesenkampfes von Millionenheeren, der in der Geschichte nicht seinesgleichen hat und dessen welthistorische Perspektiven gegenwärtig sich kaum ahnen lassen. Sicher ist wohl nur, daß der schließliche Ausgang, der auf dem flandrisch-lothringischen und dem polnischen Kriegsschauplatz mit beispielloser Hartnäckigkeit gelieferten Schlachten für die künftige politische Machtverteilung nicht bloß in unserm Weltteil, sondern auch in den bisher direkt oder indirekt unter europäischem Einfluß stehenden überseeischen Gebieten entscheidend sein wird.

An diesen gigantischen Verhältnissen gemessen, tritt die Bedeutung der übrigen Kriegsereignisse selbst in diesem Augenblick relativ zurück, wo der Weltbrand durch das Eintreten des osmanischen Reichs in den Kampf und die Stellungnahme des Islams gegen unsre Feinde eine weitere, derzeit gar nicht zu überblickende Ausdehnung erfährt.

Wir sehen den Feuerschein des ungeheuren Kriegs, den nunmehr zehn Mächte gegeneinander führen an den verschiedensten Punkten der Erdkugel, in den afrikanischen und asiatischen Kolonien, zu Land wie zu Wasser aufflammen. Ein Blick auf diese Nebenschauplätze des Kriegstheaters und auf die dort auftretenden Gegner läßt die Eigenart des um den Besitz der deutschen Niederlassung Kiautschau entbrannten Kampfes hervortreten.

Die drei europäischen Ansiedlungen auf chinesischem Boden Macao, Hongkong und Kiautschau repräsentieren jede in ihrer Art, sozusagen als Typus, das

Digitized by Google

Vorgehen, Sein und Werden der kolonialen Entwicklung der betreffenden Heimatländer.

Macao, jahrhundertelang das unbestrittene Handelsemporium im Osten, einst vielleicht der glänzendste Name unter den kolonialen Gründungen der Portugiesen, ist wie ihr Land selbst zu einem Schatten seiner ehemaligen Größe herabgesunken. Einige chinesische Dschunken auf der versandeten Reede, träges Volk in den Straßen, das sich dem Dolce far niente hingibt, das ist die trübselige Gegenwart Macaos, während prunkvolle, freilich verwahrloste Paläste und Kirchenruinen ebenso an die stolze Vergangenheit erinnern, wie das Denkmal, welches dem Dichter der Lusiaden, der einen Teil seines unsterblichen Werkes dort vollendete, in einem poetisch gelegenen Hain errichtet wurde.

Nur 40 Seemeilen östlich von Macao gelegen, bietet Hongkong den grellsten Kontrast zu der Verschlafenheit der nahen portugiesischen Kolonie. Seitdem im Jahre 1842 die damals fast vegetationslosen, aber einen trefflichen Hafen bergenden Felseninseln englischer Besitz geworden waren, hat Hongkong, begünstigt durch seine Lage an der großen Verkehrsstraße nach China und Japan sowie dank vor allem der intensiven Kulturarbeit der Engländer, sich zu einem Handelszentrum ersten Ranges, zugleich aber auch zu einer alle Vorzüge europäischer Ordnung bietenden Großstadt entwickelt. Was britische Tatkraft dort in wenigen Jahrzehnten in bezug auf Straßenbau, Hafeneinrichtungen, sanitäre und Unterrichtsanstalten, die Anlage öffentlicher Gärten usw. geleistet hat, verdient vollste Bewunderung. Die Bedeutung Hongkongs als eine in jeder Hinsicht blühende Niederlassung, als das kommerzielle Zentrum im Osten, als ein Hafenplatz, dessen Verkehr kaum hinter jenem der größten Welthäfen zurücksteht, wird diesem englischen Besitz aller Voraussicht nach auch weiterhin unbestritten zu eigen bleiben.

Sicherlich nicht in der Absicht, der machtvollen Stellung Hongkongs Eintrag zu tun, sondern bloß von der Ueberzeugung geleitet, daß die immer zunehmenden Handelsinteressen Deutschlands im Reich der Mitte eines festen Stützpunktes an der chinesischen Küste bedurften, schritt die deutsche Regierung im Jahre 1898 zur Pachtung des Gebiets von Kiautschau. Sie folgte damit bloß dem von andern Mächten gegebenen Beispiel, hatten doch — abgesehen von England — Frankreich durch die Eroberung Tongkings, Rußland durch die „Pachtung" von Port Arthur und der Mandschurei unvergleichlich größere Gebietsteile des chinesischen Reichs sich angeeignet, wobei nicht vergessen werden darf, daß der Umfang der Handelstätigkeit jener beiden Mächte in Ostasien bei weitem nicht an die Größe der Handels- und Schiffahrtsinteressen Deutschlands heranreicht.

Wie richtig der der deutschen Initiative zugrunde liegende Gedanke war, sollte sich bald zeigen; in der seither verstrichenen kurzen Frist hat die deutsche Verwaltung das vordem ganz vernachlässigte Gebiet zu hoher Blüte zu bringen gewußt, eine ganz neue Stadt ist dort erstanden, Hafenanlagen, Schulen, Spitäler wurden geschaffen, eine Eisenbahnverbindung nach dem Innern erhöht die kommerzielle Bedeutung der Niederlassung und eine verheißungsvolle friedliche

Digitized by Google

Zukunft schien ihr um so mehr gesichert, da die einheimische Bevölkerung den Wert der neuen Einrichtungen schätzen lernte und deren Entwicklung mit Sympathie verfolgt.

Wer hätte Grund gehabt, anzunehmen, daß ein von unbeteiligter Seite ausgehender heimtückischer Angriff das Weiterbestehen dieses Kulturwerks in Frage stellen würde? Das Unerwartete ist dennoch eingetroffen. Kaum war der Weltkrieg entbrannt, so nahm Japan die Gelegenheit wahr, um, auf Argumente gestützt, die selbst als bloßer Vorwand zu schlecht sind, die Räumung von Kiautschau zu fordern, und als Deutschland diese insolente Zumutung, wie selbstverständlich, mit der Abberufung seines Botschafters von Tokio beantwortete, traf die dortige Regierung sofort militärische Maßnahmen zur Eroberung der deutschen Ansiedlung. So hat nun deren kleine Besatzung, Tausende von Kilometern von der Heimat entfernt, ohne jede Hoffnung auf die Möglichkeit eines Nachschubs oder Entsatzes und ganz auf eigne Kraft angewiesen, sich gegen den Angriff eines übermächtigen, dazu noch durch englische Heeres- wie Flottenabteilungen verstärkten Feindes zu erwehren. Die treue Waffenbrüderschaft der beiden Kaiserstaaten kommt auch auf jenem entlegenen Kriegsschauplatz zum Ausdruck, indem der in Ostasien stationierte österreichisch-ungarische Kreuzer „Kaiserin Elisabeth" Befehl erhielt, bei der Verteidigung Tsingtaus mitzuwirken. Diese kann schon angesichts der in die Augen springenden Mißverhältnisses der Zahl der Belagerten im Vergleich zu der Größe der gegen sie aufgebotenen Land- und Seestreitkräfte aller menschlichen Voraussicht nach nur mit dem heroischen Untergang der kleinen Schar der Verteidiger abschließen; ihre todesmutige Entschlossenheit, trotz alledem den verlorenen Posten bis aufs äußerste zu halten, reicht an die erhabensten Vorbilder antiker Heldengröße heran und sichert den die Fahnen Deutschlands und Oesterreich-Ungarns in jenem fernen Erdenwinkel mutvoll hochhaltenden Kämpfern unvergänglichen Ruhm.

Wenn aber die Blätter der Geschichte so manches Beispiel ähnlicher aufopfernder Pflichterfüllung verzeichnen, so wird man wohl kaum einen Präzedenzfall für eine Politik auffinden gleich jener, von der sich Japan und England bei ihrem Anschlag auf Kiautschau leiten ließen. Die Beweggründe, welche die beiden Inselmächte zu ihrer gemeinsamen Aktion zusammengeführt haben, sind, wie sich von selbst versteht, nicht identisch. Was Japan betrifft, so hat dieses Land seine phänomenale Entwicklung seit der Zeit der Restauration bekanntlich zu einem guten Teil deutscher Unterweisung zu danken, dies gilt vor allem — und wurde japanischerseits unter dem Eindruck der glänzenden Waffenerfolge im Krieg gegen Rußland auch wiederholt anerkannt — in bezug auf die Heereseinrichtungen, die nach den Anweisungen des deutschen Instruktors General Meckel und vielfach ganz nach deutschen Mustern geschaffen wurden. So vergilt also Japan, indem es seine Waffen gegen Deutschland kehrt, Gutes mit Bösem; einen Vorwurf daraus abzuleiten, wäre freilich unangebracht, da ja die in erster Linie zu berücksichtigenden Staatsinteressen nur zu oft durch eine unüberbrückbare Kluft von der Erfüllung ethischer Pflicht geschieden sind. Wohl aber wirft sich die Frage auf,

Digitized by Google

welcher Art diese von der Regierung des Mikado als maßgebend erachteten Interessen sein mögen, die den Schüler von einst veranlassen, seinen ehemaligen Lehrer anzufallen. Als Frucht seiner Siege über China und Rußland hat Japan Formosa und Korea, dann die Insel Sachalin bis zum 50. Breitengrad erworben, seine territoriale Ausdehnung hierdurch von 382000 auf 674000 Quadratkilometer, die Volkszahl von 50 Millionen auf 72 Millionen gesteigert, überdies die südliche Mandschurei — praktisch genommen — seiner Herrschaft unterworfen. Welche Bedeutung kann einem derart ausgedehnten Gebietszuwachs gegenüber die Erwerbung der Pachtansiedlung Kiautschau mit 580 Quadratkilometern Fläche und kaum 200000 Bewohnern für Japan haben, und hätte dieses Land nicht weiser gehandelt, unter Schonung seiner sehr erholungsbedürftigen Finanzen sich mit friedlichen Arbeiten zu beschäftigen und zugleich in den neu erworbenen, teilweise noch in Auflehnung begriffenen Gebieten Ordnung zu schaffen, anstatt sich in ein kriegerisches Abenteuer einzulassen?

Alle Kenner Japans stimmen überein, unter den charakteristischen Zügen des dortigen Volkscharakters das Selbstbewußtsein und einen ungemessenen Ehrgeiz hervorzuheben. Wie bei dem bekannten B. H. Chamberlain nachzulesen ist, dem wir die trefflichsten Schilderungen des Landes und seiner Bewohner verdanken, rühmen sich die Japaner, binnen 30 bis 40 Jahren Fortschritte gemacht zu haben, zu welchen Europa ebenso viele halbe Jahrhunderte benötigte. Andre vermeinen, ihr Land habe den Westen bereits überflügelt, und ein japanischer Gelehrter verstieg sich zu der Behauptung, es sei verlorene Zeit, in Berlin Philosophie zu studieren, denn die betreffenden Vorträge an der Universität in Tokio stünden höher! Diese psychische Veranlagung — dem Fremden gegenüber freilich verhüllt durch Umgangsformen von übertriebener Höflichkeit — macht es erklärlich, daß das Inselreich an seinen bisher erzielten politischen Erfolgen, wie bedeutend sie auch sind, kein Genügen findet, sondern sich zu noch Größerem berufen erachtet. Es darf wohl angenommen werden, daß der in Tokio eingetretene Thronwechsel die Betätigung dieses Volksempfindens, welche sich zunächst die Vertreibung Deutschlands aus China zur Aufgabe macht, gefördert hat. Unter allen Umständen verfügt der neue Herrscher nicht über den Schatz langjähriger Regentenerfahrung und anerkannter Autorität, welche dem verblichenen Kaiser Mutsuhito nach einer fast fünfzigjährigen, für sein Land segensreichen Regierung zu Gebote stand; zudem sind kurz vor und nach dem Tode dieses Monarchen mehrere seiner bewährtesten Ratgeber, so die früheren Ministerpräsidenten Fürst Ito und Fürst Katsura, die Minister des Aeußern Graf Komura und Vicomte Aoki aus dem Leben geschieden. Der jetzige Kabinettschef und Führer der Progressistenpartei, Graf Okuma, hatte sein Amt schon vor langen Jahren einmal inne, er war späterhin, im Jahre 1896, bald nach dem Friedensschluß von Schimonoseki, Minister des Aeußern; ein seinem hohen Alter zum Trotz heißblütiger Patriot, wird Graf Okuma das unter seinen Landsleuten festgewurzelte Gefühl der Demütigung nicht vergessen haben, die das Land empfand, als es zu jener Zeit infolge des Einspruchs Rußlands, Frankreichs und Deutschlands

Digitized by Google

auf den Besitz, der im genannten Frieden chinesischerseits abgetretenen Halbinsel Liautung mit Port Arthur verzichten mußte. Die damalige Intervention Deutschlands als einer an der Sache nicht direkt interessierten, dabei für Japan freundlich gesinnten Macht rief eine tiefe und nachhaltige Verstimmung im Lande hervor; inwiefern sie, von der gegnerischen Seite sicherlich frisch angefacht, einen Einfluß darauf ausübte, daß die japanische Regierung in heimtückischer Weise dem Deutschen Reiche jetzt in den Rücken gefallen ist, bleibt eine offene Frage.

Wie dem auch sein mag, als feststehend kann angenommen werden, daß das Inselreich die Eroberung der kleinen deutschen Niederlassung durchaus nicht als Endziel seiner Pläne ansieht, daß diese vielmehr ungleich weiter reichen und daß somit der Zug nach Kiautschau bloß die Einleitung zu einer größeren Aktion darstellt.

So begierig Japan alle westlichen Errungenschaften auf den verschiedensten Gebieten des Wissens und der Technik aufnahm und so erfolgreich es sie für seine Zwecke auszunützen verstand, so erlitt die Japan mit China verbindende uralte Kulturgemeinschaft dadurch doch keinen Abbruch. Hierauf gestützt, dabei dem, wenn auch viel stärker bevölkerten Reich der Mitte in dessen gegenwärtiger Verfassung militärisch weit überlegen, erachtet sich Japan zur Hegemonie in Ostasien und zur Bevormundung aller Völker der gelben Rasse berufen. Wenn nun, gefördert durch die Sympathien, welche Deutschland in China genießt, Kiautschau sich zu einem Zentrum entwickelt haben würde, von wo aus deutsche Kulturarbeit, die im dortigen kleinen Rahmen rasch Großes geleistet hat, nach und nach immer weitere Gebiete des Riesenreiches befruchtet hätte, so wäre vielleicht einmal der Zeitpunkt gekommen, wo China, militärisch und politisch regeneriert, die Weltstellung errungen hätte, die dem Land nach seinen unerschöpflichen wirtschaftlichen Hilfsquellen und der ungeheuren Zahl seiner Einwohner zukommt. Es ist offensichtlich, daß diese Entwicklung die ehrgeizigen Absichten Japans zunichte gemacht hätte. Solche Perspektiven durch die Zerstörung der vielverheißenden deutschen Kulturaat im Keim zu beseitigen, könnte daher den Vormachtgelüsten Japans nur förderlich sein. In weiterer Verfolgung hätte der gegen Deutschland gerichtete Anschlag mit Naturnotwendigkeit zu Konflikten mit den ostasiatischen Kolonialmächten, d. i. mit England, Frankreich und Rußland, den heutigen Alliierten Japans, führen müssen; dies mag der Inselstaat als Cura posterior ansehen und vorerst sich damit bescheiden, den Weg zu größeren Zielen anzubahnen. Möglich auch, daß die Regierung des Mikado als Vertreterin eines streng monarchisch organisierten Staats die Stärkung ihres Einflusses in Peking gern benützen würde, um dem dortigen republikanischen Regiment ein Ende zu machen, zumal wenn die Restauration des Kaisertums einen von Japan abhängigen Herrscher auf den Thron brächte.

Die Unausweichlichkeit eines dereinstigen offenen Konflikts zwischen den Interessen der weißen und den der gelben Rasse angenommen, ist — wie zugegeben werden muß — eine auf die Konzentration der letzteren abzielende Politik, vom Standpunkte eines Ostasiaten aus betrachtet, verständlich. Daß

Digitized by Google

aber England sich bereit finden ließ, an der Seite Japans gegen Deutschland kämpfend, den Gelben das traurige Schauspiel eines brudermörderischen Krieges zu bieten, verdient als Verrat an der Kulturgemeinschaft des Westens gebrandmarkt zu werden. Und gerade jenes Land, wo die soziale Scheidung zwischen Weißen und Farbigen am schärfsten zum Ausdruck kommt, dessen Staatsbürgern, wenn sie z. B. Inder sind, die Ansiedlung in Australien, Kanada usw. als Kolonien der Weißen verboten wird, ist nicht nur der Teilnehmer an dem anglo-japanischen Raubzug gegen Kiautschau, sondern sicherlich dessen direkter Anstifter. Der Verlust dieser Ansiedlung, ja selbst der Gesamtheit der deutschen Kolonien würde die Stellung des Deutschen Reichs als Weltmacht in keinerlei Weise erschüttern; das Schicksal Kiautschaus ist sonach für das Endergebnis des Weltkriegs ohne entscheidende Bedeutung. Je weniger Vorteile England sich davon versprechen kann, daß es auch chinesischen Boden zum Schauplatz des Krieges machte, desto schärfer wird jeder unvoreingenommene Beurteiler eine Politik verdammen, welche von Deutschenfurcht und Deutschenhaß wie hypnotisiert, ohne Nötigung und Nutzen blindlings auf alles Deutsche losschlägt.

Kein britisches Lebensinteresse schien in Frage gestellt, also kein Fall jenes äußersten Zwangs gegeben, der allein den Griff ans Schwert zu rechtfertigen vermag, und dennoch ließ die englische Regierung sich in den Weltkrieg hineinziehen; während die englischen Streitkräfte zu Land wie zur See bisher nur Mißerfolge zu verzeichnen hatten, hören wir, daß in Indien, in Aegypten und in Südafrika unter der einheimischen Bevölkerung die Gärung zunimmt, und als wäre daran noch nicht genug, beteiligt sich England an der Seite Japans an einer Aktion, welche in Kanada und in Australien, nicht minder auch in den Vereinigten Staaten als Faustschlag gegen die Solidarität der westlichen Kultur empfunden werden muß. Fürwahr: Quos Deus perdere vult, dementat prius.

Anfang November 1914.

Der Deutsch-Englische Seekrieg 1914

Ein kurzer Rückblick

Von

Fritz Hoffmann, Konteradmiral z. D.

Der im Oktober-Heft auf den Verlauf des Seekrieges während der Monate August und September geworfene Rückblick hat gezeigt, daß die der deutschen weit überlegene englische Flotte darauf verzichtete, auf dem Meere schnelle Entscheidung herbeizuführen, vielmehr vorzog, ihr Kriegsziel, Deutschlands Niederwerfung, durch Vernichtung des deutschen Seehandels anzustreben.

Auch in den Monaten September und Oktober hat England diesen seinen Seekriegsplun nicht geändert, hat die Hauptmacht seiner Flotte nicht zum Ent-

Digitized by Google

scheidungskampf eingesetzt, weil es fürchtet, dabei, selbst bei siegreichem Verlauf der Schlacht, derartig geschwächt zu werden, daß es seinen Platz als stärkste Seemacht der Welt verlöre und eine andre Seemacht, wie beispielsweise diejenige der Vereinigten Staaten von Nordamerika, an ihre Stelle trete. Allerdings ist England die Vernichtung des deutschen Seehandels geglückt, die deutsche Handelsflagge ist so gut wie ganz vom Meere verschwunden. Aber das gelang England nicht, ohne daß gleichzeitig der Seehandel neutraler Staaten erheblichen Schaden erlitt, weil diese vielfach auf den Handelsverkehr mit Deutschland angewiesen sind, ohne manche deutsche Ausfuhrartikel schwer oder gar nicht bestehen können und die stockende Ausfuhr ihrer eignen Produkte nach Deutschland sehr schwer empfinden. Es würde zu weit führen, hier eine Liste aller der Handelsartikel aufzuführen, welche in dem Seehandel neutraler Staaten eine solche Rolle spielen; beispielsweise sei nur hingewiesen auf die Erze und das Holz der skandinavischen Staaten, sowie auf den deutschen Rübenzucker und die Erzeugnisse der deutschen Farbindustrie. Diese Schädigungen des neutralen Seehandels bewirkten denn auch bald, daß die neutralen Staaten gegen die englische Seekriegführung zwar zunächst nur auf diplomatischem Wege Einspruch erhoben. Es liegt aber auf der Hand, daß daraus für England erhebliche Gefahren entstehen können. Die Türkei, welche auch sonst noch Gründe hat, den Absichten des Dreiverbandes zu mißtrauen, hat bereits ihre Neutralität aufgegeben und sich an die Seite der germanischen Völker gestellt.

Jedenfalls ist England mit der Vernichtung des deutschen Seehandels seinem Kriegsziel bisher kaum näher gekommen, hat selbst am meisten darunter gelitten und sich unter den neutralen Staaten neue Feinde gemacht. Deutschlands Seehandel ist aber zu fest gewurzelt, als daß er nicht eine vorübergehende Unterbrechung, selbst wenn sie Jahre dauern sollte, ertrüge, und eine Lebensfrage ist der Seehandel für Deutschland nicht, da es Lebensmittel genug im eignen Lande erzeugt, und für die Dauer des Krieges auf alles das zu verzichten vermag, was erst vom Auslande über See eingeführt werden muß.

Immerhin ist die Unterbindung des deutschen Seehandels ein Erfolg Englands auf dem Meere, der Deutschland zwar schwer, aber nicht vernichtend trifft.

Die Verluste, welche die englische Marine bisher erlitten hat, betragen zusammengefaßt: 7 große Kreuzer, 5 kleine Kreuzer und Kanonenboote, mindestens 4 Torpedoboote und Unterseeboote, ferner der bedeutende Schaden, den der englische Seehandel durch Auslegen von Minensperren an den englischen Küsten, durch Sperrung der Dardanellen und durch Beschlagnahme und Vernichtung einer großen Reihe von Handelsschiffen nicht nur in den heimischen Gewässern, sondern in allen Meeren erlitten hat.

Es ist ohne weiteres klar, daß die deutschen Erfolge schwer ins Gewicht fallen. Immerhin steht die Entscheidung noch aus, weil es bisher nicht gelungen ist, die englische Hauptmacht zur Entscheidungsschlacht zu zwingen.

Nähere Betrachtung der deutschen Erfolge läßt aber den Schluß zu, daß sie bereits von großer Bedeutung für den weiteren Verlauf des Krieges sind,

Digitized by Google

daß sie, sei es mittelbar, sei es unmittelbar, zur Kriegsentscheidung beitragen werden.

In erster Linie ist es die schwere Schädigung, welche dem feindlichen Seehandel durch deutsche Kreuzer und durch die deutschen Minensperren beigebracht wurde, welche England an seinem empfindlichsten Nerv, seinem Handel, traf, und die dazu beitragen muß, nicht nur die Handelskreise, sondern auch die Volksmassen in England davon zu überzeugen, daß dieser Krieg nicht in ihrem Interesse liegt. Ist es doch anzunehmen, daß sowohl die Volksernährung wie auch die Beschäftigung der Massen in England bereits erheblich darunter gelitten haben müssen, daß Nahrungsmittel und Rohstoffe durch die Schädigung des Seehandels in wesentlich verringerter Menge eingeführt wurden.

England ist eben ein Land, welches nicht wie Deutschland sich zum großen Teil aus sich selbst ernähren kann, es ist vielmehr auf die Einfuhr fast aller Lebensmittel sowie auf die industrielle Beschäftigung seiner Volksmassen durchaus angewiesen; es kann mithin ohne seinen Seehandel nicht leben; dessen Unterbindung bedeutet Zusammenbruch des ganzen Volkes.

Es ist weltbekannt und bedarf daher hier nur kurzer Erwähnung, in wie rastloser, tatkräftiger und erfolgreicher Weise unsre Auslandskreuzer und einige Hilfskreuzer auf den Handelsstraßen der Meere ihrer Aufgabe, den feindlichen Seehandel zu stören und möglichst zu vernichten, monatelang obgelegen haben, wie sie in manchen Gewässern bewirkt haben, daß die Handelsschiffahrt zeitweise gänzlich aufhörte. Es genügt nur, die Namen der Kreuzer „Karlsruhe“ und „Emden“ zu erwähnen, um diesen Handelskrieg zu beleuchten. Wie groß die Vermögens- und Einkommensschäden sind, welche England durch diesen Handelskrieg entstanden sind, läßt sich zwar schwer berechnen, kann aber nach der Schätzung maßgebender Handelskreise als ganz außerordentlich angenommen werden.

Diese Störungen des feindlichen Seehandels haben ferner gezeigt, daß Englands Seeherrschaft nicht jederzeit und überall so nachdrücklich ausgeübt wird, wie so oft von englischen Prahlhänsen behauptet wurde. Es ist zu erwarten, daß die Furcht neutraler Staaten vor Englands Allgewalt auf dem Meere sich abgeschwächt hat, und mancher der bisher gegen einen Anschluß an Deutschland gehegten Bedenken fallen zu lassen geneigt sein wird, zumal wenn ihm dabei vor Augen tritt, mit wie geringen und schwachen Streitkräften, lediglich durch gute Führung und zweckmäßige, tatkräftige Ausübung des Handwerks die deutschen Kreuzer die große Schädigung des feindlichen Seehandels fertiggebracht haben.

Nicht unerwähnt darf dabei bleiben, daß unsre Kreuzer in ritterlichster Weise stets bedacht waren, das Leben der Passagiere und Besatzungen der genommenen Schiffe, auf die sich die Kriegshandlungen möglichst wenig erstrecken sollten, zu retten.

Unmittelbar auf die Entscheidung des Krieges zu wirken, sind diejenigen Erfolge unsrer Flotte geeignet, welche durch unsre Unterseeboote und die Artilleriekämpfe unsrer Kreuzer erzielt wurden.

Digitized by Google

Was die Erfolge unsrer Unterseeboote anbetrifft, so ist durch sie der Beweis geliefert, daß wir in diesen Booten eine Waffe besitzen, welche der englischen Flotte schweren Schaden zuzufügen vermag, sobald sie gezwungenerweise oder freiwillig es wagt, ihre Schlupfwinkel zu verlassen und auf dem Meere zu erscheinen. Denn seit es unser Unterseeboot „U 9" unter der geschickten Führung seines Kommandanten fertiggebracht hat, ohne irgendeinen eignen Verlust drei englische Panzerkreuzer innerhalb einer Stunde zu vernichten, hat England sogar auf den Vorpostenkampf fast ganz verzichtet, jedenfalls alle wertvollen Schiffe zurückgezogen und die ganze Flotte in Häfen und leicht verschließbare Buchten an der englischen Westküste versteckt.

Von größter Bedeutung aber für den Kriegsverlauf dürfte es schließlich sein, daß die Artilleriekämpfe unsrer Kreuzer, sowohl in der Heimat wie im Auslande, und im besonderen derjenige unsres Kreuzergeschwaders an der chilenischen Küste am 6. November so außerordentlich erfolgreich für uns verlaufen sind und gezeigt haben, daß die Hauptwaffe unsrer Flotte, die Schiffsartillerie, ihr Handwerk versteht. Dieses ist von um so größerer Bedeutung, als unsre Schiffsartillerie bisher noch nie Gelegenheit hatte, ihr Können im Ernstfalle zu beweisen, daß ihr die Kriegserfahrung noch fehlte, daß es bisher noch mindestens zweifelhaft war, ob es bei der großen Ueberlegenheit der englischen Flotte an Schiffszahl und Bestückung unsre Flotte überhaupt wagen dürfe, ihr zur Schlacht entgegenzutreten. Diese Zweifel sind jetzt beseitigt. Wir wissen nun, daß unsre angestrengte Friedensarbeit, alle die jahrelangen Versuche und fortgesetzten Uebungen nicht umsonst waren. Unsre Schiffsartillerie verfügt über das beste Material der Welt, und hat mit ihm Schießen und Treffen gelernt. Der englische Bericht über das Gefecht an der chilenischen Küste sprach von „unheimlicher Treffsicherheit" der deutschen schweren Geschütze. Das genügt, uns zu beweisen, daß die Schiffsartillerie von „Scharnhorst" und „Gneisenau" ihr Handwerk versteht. Und wenn die Auslandskreuzer unter schwierigen und ungünstigen Verhältnissen ihr Handwerk gut gelernt haben, so ist mit völliger Sicherheit anzunehmen, daß die heimische Flotte, deren Ausbildung unter bedeutend günstigeren Verhältnissen erfolgt, dieses erst recht getan hat. Sie wird ihre Pflicht und Schuldigkeit mit so glänzendem Erfolge erfüllen, wie es sich das Vaterland nicht besser wünschen kann.

Digitized by Google

Ueber die angeblichen Gefahren und die Fortschritte der Strahlenbehandlung

Von

Dr. Franz Nagelschmidt (Berlin)

Als vor einer Reihe von Jahren Professor Röntgen seine wunderbare Entdeckung veröffentlichte, die im wahrsten Sinne des Wortes in das Innere des Menschen hineinleuchten sollte, da stand die Welt wie vor einem Wunder, mit unbegrenzten Hoffnungen Heilung mannigfachster Erkrankungen erwartend. Aber niemand ahnte die Gefahren der neuen Energieform. War die innere Medizin bis dahin gegen diese oder jene rätselhafte Erkrankung machtlos — ja, wenn man doch hineinsehen könnte! — so mußte das jetzt mit einem Schlage anders werden. Und eifrig durchleuchteten die wenigen Glücklichen, denen gleich zu Anfang der Röntgenära ein Instrumentarium zur Verfügung stand, und diagnostizierten nach Kräften. Aber das Glück des Pfadfindertums mußte von manchem teuer erkauft werden. Schon nach wenigen Monaten, in andern Fällen nach Jahren zeigten sich schwere Schädigungen der dem Röntgenlicht am meisten ausgesetzten Körperteile (Hände, Arme, Brust, Gesicht, Nase), die im Laufe der Jahre zu schweren Verstümmelungen, ja zum Tode führten. Die unsichtbaren und unfühlbaren Röntgenstrahlen durchdringen nicht nur den Körper, sondern sie haben auch Wirkungen auf die einzelnen Körpergewebe, und das Merkwürdige ist, daß diese Wirkungen nicht sofort auftreten, sondern erst nach zehn bis zwanzig Tagen, ja, daß nach unvorsichtiger Anwendung auch noch nach Jahren Schädigungen weitergreifen können. — So lernte man an den Schäden, die die Röntgenstrahlen stiften können, ihre Wirkung allmählich kennen, und aus dem Hilfsmittel zur Diagnose erwuchs die Methode der Behandlung mit Röntgenstrahlen.

Auch Morphium, Digitalis, Veronal und manche andre Schätze unter unsern Arzneimitteln sind starke Gifte und können verheerenden Schaden anrichten; aber in ihrer Wirkung richtig berechnet, dosiert und richtig angewandt, sind sie ein Wohltäter der Menschheit. So haben wir allmählich auch die Röntgenstrahlen in ihrer rätselhaften und geheimnisvollen Wirksamkeit näher kennen gelernt, und die Ausbildung der Dosierungsmethoden gestattet uns, so wie wir Morphium mit der Wage abwägen, Röntgenstrahlen nach Qualität und Menge mittels chemischer oder physikalischer Meßmethoden abzumessen und auf die Organe einwirken zu lassen. Da die Röntgenstrahlen eine reine Energieform sind, können wir sie natürlich nicht abwägen, sondern wir messen zum Beispiel den Grad der chemischen Veränderung, den sie auf bestimmtem photographischem Papier hervorrufen. Durch lange, mühselige Versuche ist festgestellt worden, daß ein Parallelismus zwischen der physiologischen Wirkung der Röntgenstrahlen einer bestimmten Qualität auf lebendes Gewebe und ihrer chemischen Wirksamkeit auf photographisches Papier besteht. Wir haben inzwischen auch gelernt, nicht nur die

Digitized by Google

Hautoberfläche der Wirkung der Röntgenstrahlen in bewußter und berechenbarer Weise zu unterwerfen, sondern auch tief gelegene Teile, wie zum Beispiel Drüsen und Geschwülste, beeinflussen wir, ohne die Haut, welche von den Strahlen ebenfalls durchsetzt werden muß, zu schädigen. So sind wir denn heute in der Lage, mit Röntgenstrahlen mit dem gleichen Grade von Sicherheit zu operieren, wie wir es mit unsern chemischen Arzneimitteln zu tun imstande sind. Röntgenschädigungen schwerer Art dürften wohl heute nur bei ganz grober Unachtsamkeit vorkommen, gerade wie auch ein Wägungsfehler des Apothekers nicht mehr etwa einer ungenügenden Exaktheit der Wägemethode zum Vorwurf gemacht werden kann. Wir sehen mit Schaudern die fürchterlichen Verstümmelungen der älteren Röntgenologen und Physiker, die sich in den ersten Jahren der Röntgenära unvorsichtig den Strahlen ausgesetzt haben. Aber es gibt wohl keinen Röntgenspezialisten jüngerer Jahre, dem man den Beruf an den Händen oder an der Nase ansehen könnte.

Noch schauerlicher als die tatsächlichen Schädigungen, welche durch strahlende Energie in Form der Röntgenstrahlen erzeugt werden, sind die Märchen, die man über die Gefahren des Radiums in die Welt gesetzt hat. Die unscheinbaren braunen Körnchen, die in so rätselhafter Weise jahrtausendelang unermüdlich Energie in den Raum um sich herum ausschleudern, regten die Phantasie noch mehr an als die Röntgenstrahlen, zu deren Erzeugung immer noch dauernde Aufwendung mechanischer Energie notwendig ist. Dazu kommt, daß die Zeit, innerhalb welcher sich Wirkungen des Radiums auf die menschliche Haut zeigen, eine wesentlich längere als bei den Röntgenstrahlen ist. Bestrahlen wir zum Beispiel heute die Haut eines Menschen mit einer Dosis Röntgenstrahlen, welche groß genug ist, um eine Entzündung herbeizuführen, so sieht man zunächst nach der Bestrahlung an der betreffenden Hautstelle gar nichts. Erst nach zehn bis zwölf Tagen, mitunter (je nach Wahl der Strahlenqualität und -menge) nach zwanzig Tagen tritt Rötung der Haut ein, und es müssen weitere vier bis sechs Wochen vergehen, ehe der gereizte Zustand der Haut wieder zur Norm abklingt. Beim Radium tritt der Ablauf der Reizwirkung noch langsamer ein. Es vergehen mitunter sechs bis acht Wochen, ehe nach schwachen Bestrahlungen die Wirkung sich zeigt. Alle Berichte dagegen, welche schildern, daß das Tragen einer Radiumkapsel in der Westentasche durch einen Bleischutz hindurch zu furchtbaren Geschwüren der Haut des Leibes geführt habe oder welche von lebensgefährlichen Verbrennungen, ja sogar Erzeugungen von Krebsgeschwüren erzählen, sind in das Reich der Fabel zu verweisen. Müssen wir doch mitunter mit relativ kräftigen Präparaten tagelang hintereinander ganz oberflächlich gelegene Geschwülste bestrahlen, ohne auch nur die gewünschte Zerstörung derselben oder eine genügende Tiefenwirkung immer zu erreichen.

Sind wir somit in der Lage, uns und unsre Patienten vor den früher unvermeidlichen Gefahren jetzt mit Sicherheit durch exakte Dosierung und genaue Kenntnis der Wirksamkeit der Strahlen zu schützen, so haben wir auch anderseits mit unsern Behandlungserfolgen ganz wesentliche Fortschritte gemacht.

Digitized by Google

Das Gebiet der Röntgenstrahlenwirkung erstreckt sich nicht mehr allein auf Erkrankungen der Haut, wenngleich gerade hier eine ganze Anzahl Erkrankungen der Heilung viel schneller und angenehmer für den Patienten zugeführt wird, als wir dies früher mit Salben und den älteren Methoden erreichen konnten; sondern eine große Anzahl Erkrankungen der inneren Organe, wie Gelenkleiden, Drüsenerkrankungen, Blutungen in den Wechseljahren der Frauen, die Kropfkrankheit und manche andre Erkrankungen sind die Domäne der Röntgenbehandlung geworden. Das Radium dagegen ist in hohem Maße überschätzt worden. Während man anfänglich die allergrößte Hoffnung an die Radiumbestrahlung knüpfte, ist davon kaum mehr übriggeblieben als die Behandlung des Blutschwamms (der bekannten roten Feuermäler und auch der braunen Gesichtsmale), die allerdings in vorzüglicher Weise schmerzlos und mit kosmetisch sehr gutem Enddefekt mit Radiumbestrahlung beseitigt werden, sowie kleiner, flacher Hautkrebsgeschwülste. Sobald es sich jedoch um größere oder tiefergehende Geschwülste handelt, versagt leider die Radiumbestrahlung trotz der günstigen Berichte, die man noch mitunter liest. Es mag zugegeben werden, daß mit sehr großen Radiummengen, 200 Milligramm und mehr, auch bei größeren Geschwülsten Erfolge erzielt werden können, aber über solche Mengen verfügt kein Arzt in Deutschland, und nur in Paris und London ist eine so große Radiumkapsel vorhanden, welche ein ganz enormes Kapital repräsentiert.

Viel erfolgreicher ist die Anwendung der Radiumemanation, die besonders als Trinkkur bei rheumatischen und gichtischen Affektionen wirksam ist und neuerdings die Behandlung mit Mesothorium, einem andern radioaktiven Präparat, dessen Umwandlungsprodukt, Thorium X, in großen Mengen in die Blutbahn eingespritzt, wunderbare Besserungen, ja vielleicht Heilungen bei der Weißblutkrankheit herbeiführt.

So sehen wir denn, daß die ärztliche Kunst sich die neuen Strahlungen (Röntgen- und Radiumstrahlungen) sehr bald nach ihrem Bekanntwerden zu eigen gemacht hat. Nach wenigen Jahren tastender Versuche wurden große Krankheitsgebiete diesen Strahlen zugänglich gemacht. Wir lernten die Gefahren kennen und vermeiden und operieren heute sicher mit diesen rätselhaften Naturkräften, die wir ihrem Wesen nach ebensowenig beurteilen können wie die jahrhundertelang bekannte Elektrizität. Wir stehen zwar erst am Anfang der Entwicklung dieses Gebietes der physikalischen Behandlung, und jedes Jahr bringt neue Errungenschaften, Verbesserung der Technik und des Instrumentariums, Erhöhung der Exaktheit der Meßmethoden und bessere Erkenntnis der Heilanzeigen. Aber das können wir heute schon füglich behaupten, daß diese Naturkräfte keine rätselhaften oder unberechenbaren Gefahren bei ihrer Anwendung am Menschen oder unbekannte Fernwirkungen zeigen, so daß man es sehr wohl als ein Vorurteil hinstellen darf, wenn jemand sich scheut, die segensreichen Wirkungen an sich zur Anwendung bringen zu lassen, weil früher einmal, als man die Natur der Strahlungen noch nicht so genau kannte, schwere Gefahren mit ihrer Anwendung verbunden waren. Wir haben viele unsrer Hoffnungen

Digitized by Google

in bezug auf die Heilwirkungen der Strahlen fahren lassen müssen, wir haben anderseits Heilwirkungen gefunden, wo wir sie kaum erhofften, und sind heute schon zu einer genügenden Klarheit über dieses Gebiet gelangt, so daß sich leidende Menschen getrost an sachverständige Radiologen wenden können, um sich der Strahlenbehandlung zu unterziehen.

Die deutsche Gefahr

Von

M. v. Köller

„Le danger allemand" est pour nous continental, maritime, colonial, économique aussi," sagt Professor R. Henry in seinem Vorwort zu Robert Baldys „L'Alsace-Lorraine et l'Empire Allemand".

„Die deutsche Gefahr" also ist das angebliche Motiv für die Moral unsrer Feinde, welche den Krieg genügend zu begründen und zu rechtfertigen geeignet sein soll.

Deutschlands Vorherrschaft auf dem Kontinent, Deutschlands Vorherrschaft zur See — hat doch der Deutsche Kaiser seinerzeit selbst das Wort geprägt: „Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser."

Deutschlands Vorherrschaft in den Kolonien, Deutschlands finanzielle Vorherrschaft, das alles sind nach Professor Henry Zukunftsbilder, die ihre Schatten vorauswerfen, und diese Schatten sind in den Augen der Tripelentente „die deutsche Gefahr", welche beseitigt werden muß, um „in Europa den Frieden zu erhalten"; eine Hypothese, die Talleyrands Ansicht, daß die Sprache auf der Welt sei, um die Gedanken zu verbergen, bestätigt.

Der Gedanke, der vor Beginn des Krieges verborgen werden sollte, ist: „Deutschlands Vernichtung." Man könnte das Land Deutschland vernichten, wenn „das Deutschtum" darin nicht wäre. Das Deutschtum mit seiner Religion, seiner Ethik, seiner innerlichen, lebendigen Richtung auf das Ganze, Große, sein in jeder Arbeitsstätte ohne Worte bezeugtes Motto: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht," seine Aufopferungsfähigkeit usw.

Möglich, daß sich in andern Ländern dieselbe Selbstkultur finden würde, wenn die dazu notwendige Kraft vorhanden wäre! Worin aber suchten unsre Feinde ihre Kraft?

Englands politische Kraft ist die Herrenmoral Nietzsches, „Jenseits von Gut und Böse". Der englische Wahlspruch „Right or wrong, my country" zieht anscheinend seine Bedeutung immer enger zusammen, und aus dem „my country" ist ein „semper ego" geworden, das sich abschließt, daheim bleibt und die Kohlen aus dem Feuer seiner Kriege von Söldnerscharen hervorholen

Digitized by Google

läßt. Wie England sich geben würde, wenn ihm das Kriegsfeuer in die eigne Bannmeile getragen würde, bliebe abzuwarten.

Die Isolierungs„basis" ist gegeben durch die geographische Lage Englands. Der Engländer ist abgesondert und exklusiv. So war auch seine Politik. England hat aber mit diesem Kriege seinen Standpunkt der objektiven Sonderpolitik verlassen und sein Prestige riskiert! Die Niederwerfung Deutschlands, welche der einzige Weg wäre, die ins Rollen gebrachten Werte wieder aufzurichten, wird nicht gelingen. England bleibt günstigenfalls in einer Konkurrenz, die von seinen Schwächen profitieren kann und wird.

Frankreichs Kraft hat sich immer auf die Illusion gestützt, die dem Volke bewahrt bleiben mußte. Sie war Ludwigs XIV. Verbündete, als er das Elsaß nahm, sie überbrückte zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die Kluft zwischen Revolution und Kaiserreich, sie war Napoleons III. Stütze, als er, dem Staatsgefängnis in Hamm entfliehend, den Parisern die Wiederkehr des napoleonischen Glanzes versprach: „Croyez-moi, la France ne sera pas mal entre mes mains," sie ließ endlich jetzt das Kriegswort sprechen von historischen Rechten, die Frankreich längst nicht mehr zustanden.

Rußland baut seine Kraft auf den Aberglauben und die Armut der Massen des Millionenvolkes. Bestochene Priester führen die Geschäfte der Macht; sie öffnen und schließen die Fesseln der Machtlosen. Das Gespenst des Nihilismus erschreckt hoch und niedrig, Autokratie und Anarchie stehen sich gegenüber, wie die Pracht und das Elend im Lande. Rußlands Bündnis mit Frankreich und England wird nur durch den Zweck des Weltkrieges erklärt werden können.

Im Rahmen einer Abhandlung wie diese kann es sich nur um Streiflichter handeln, die den Anspruch auf eine auch nur annähernd maßgebende Beleuchtung nicht erheben können.

Die „deutsche Gefahr" tritt im Verlauf des Krieges von Tag zu Tag deutlicher hervor, sie ist die „Kraft Deutschlands", über welche die Welt bisher nicht orientiert war oder nicht orientiert sein wollte.

Der Lenker aller Völker auf Erden hat Deutschland auf die Bahn zu dieser Kraft geführt. Sein Wille erfüllt sich. Das Ungesunde, Dekadente, die Unredlichkeit muß der Kraft zum gottgewollten Leben weichen. Die Geschichte lehrt, daß wer immer sich dieser treibenden Kraft entzog, Gefahr lief, dem Bann der modernen Nietzschetheorien, dem Betrug der Illusionen, den Schrecken des Aberglaubens zu verfallen.

Die „deutsche Gefahr", das Motiv unsrer Feinde zum Kriege, liegt nicht in beabsichtigten Machtbetätigungen Deutschlands nach außen hin, sie liegt im Innern des Landes — „im Deutschtum".

Digitized by Google

Friedrich List

Von Vaterland und Freiheit

Von

Dr. Karl Goeser

„Was gilt es in diesem Kriege?" Es erhebt der mächtige Riese sich und fordert in der Welt den Platz, der ihm schon lang gebührt. Es geht um alles diesmal, was wir mit dem Worte Deutschland im Bewußtsein unsrer Kraft von der Zukunft erhofften, liebend umfaßten. Es gilt das Sein oder Nichtsein einer großen Nation. Das aber heißt angesichts des gewaltigen nationalen Expansionsdrangs der Staaten um uns: es gilt die Weltnation, die jenen Riesenkolossen imperialistischer Machtentfaltung gegenüber den Anteil ihrer eigensten Kultur an dem großen Entwicklungsprozeß der Menschheit sichern muß.

Wie aus dem niedergerungenen Preußenstaate vor hundert Jahren stehen aus dem geeinten Deutschland alle geistigen und physischen Kräfte auf, die lange auf dem undurchdringlichen Grunde dieser Volksseele schlummerten. Die besten, echten, uralten Traditionen dieses Volkes werden wieder wach, da es mit heiliger Gebärde über den Gräbern seiner Großen das Schwert zieht, aufblickt zu seinem Gott. Kommt her, ihr alle, die für dies Vaterland gelebt, gekämpft; euer aller Lebenswerk gilt's nochmals zu erhalten! Denn weniger, als andre ist dieser Krieg ein bloßer Krieg der Waffen. Es geht um alles!

Dieser da gehörte zu uns, Friedrich List, und seine glühende Vaterlandsliebe. Den Kampf, den wir heute führen, hat er schon einmal gekämpft: gegen Englands Weltherrschaft, Kapital- und Industrieherrschaft. Wohl ist er daran verblutet, aber seine große Prophetie hat sich voll erfüllt: Ihr seid nicht bloß die Denker und Dichter, nicht ewig ein zerrissen' Volk in nationaler Ohnmacht, nicht die Krämer, die sich damit begnügen müssen, englische Arbeit weiterzuverhandeln! Ihr seid ein Herrschaftsvolk wie sie, und eure Kultur soll sich die Welt erobern!

Noch einmal kämpfen wir um all dies! Darum sollt ihr mit uns sein, Helden vergangener Tage.

*

Es lohnt sich vielleicht doch, einmal zu fragen: Woher kommt dieser Mann und seine scheinbar so traditionslose Politik? Denn, nicht wahr, Lists „Nationales System" bedeutet einen völligen Bruch mit der im Fahrwasser der weltbürgerlichen Adam Smithschen Schule schwimmenden Politik seiner Zeit. Und das macht seine Erscheinung so einzigartig und isoliert sie für uns, die wir zurückschauen, daß man in dem Haupt- und Lebenswerk Lists etwas Neues vor sich hat, scheinbar ohne daß man die Entwicklungslinien ziehen könnte, die wie bei andern von dem Weltbürgertum der Generation aus der

Digitized by Google

Zeit der französischen Revolution hinführen zu dem Werk des reifen Mannes. Kein Wunder deshalb, daß man oft genug versuchte, in dem „Nationalen System" nichts mehr denn die Nachahmung eines französischen oder amerikanischen Nationalökonomen wiederzufinden.

Das scheint so. In Wirklichkeit gibt es kaum ein Leben, das so organisch, von Stufe zu Stufe aus dem politischen Geiste seiner Zeit heraus sich entwickelte und so aus ganz bestimmten Traditionen herauswächst als eben dieses. Denn die Geschichte von Lists politischer Entwicklung schreiben, heißt ein Stück Geschichte des politischen Denkens überhaupt, heißt ein Stück württembergischer Geschichte aufzeichnen. Und das vor allem (nicht das vielbewegte und tragische persönliche Schicksal eines im tiefsten Grunde doch einfachen, unproblematischen Charakters), das macht uns die Geschichte dieses reichen Lebens über die individuelle Bedeutung hinaus wichtig, daß in ihm die Probleme, welche der Gang der Entwicklung einer politischen Gemeinschaft, einer Stadt, einem Staate, einer Nation aufgibt, mehr als in andern um ihre Lösung ringen.

Man kennt die allgemeine Signatur des geistigen Lebens in Deutschland um die vorletzte Jahrhundertwende. Sie charakterisiert sich ebenso durch das Vorwiegen des Interesses für literarisches und künstlerisches Schaffen und Genießen, wie durch das eben beginnende Erwachen politischen Sinnes in breiteren Schichten als einer Folgeerscheinung der Revolution in Frankreich. Man vergegenwärtige sich einmal die führenden Köpfe und jene „problematischen Naturen" der nachgoethischen Zeit. Noch steht den meisten von ihnen nichts so sehr im Vordergrund ihres Interesses als das Problem der Persönlichkeitsentwicklung. Und wie in der Aufklärungszeit beschäftigt sich das politische Denken noch fast ausschließlich mit dem Einzelmenschen und seinen Forderungen an Staat und Gesellschaft.

Dann kommt die Wendung. Es war die harte Erfahrung der Kriegsnot und des Elends, die europäische Staaten während der Zeit der napoleonischen Fremdherrschaft machen mußten und die Preußen am wenigsten erspart geblieben ist. Da stellt sich vor die Humanisten und Weltbürger jener Tage gebieterisch die Erkenntnis der Notwendigkeit des nationalen Staates: Zwischen dem Einzelmenschen und der ideellen Gemeinschaft aller steht der Staat. Und das ist das große Thema der Entwicklung während der ersten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts: daß sie alle umdenken lernten; voran die Männer, die das Unglück Preußens miterlebt hatten. Damals wendet sich lebhafter denn je das Denken den Problemen des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens zu. Gewiß keine zufällige Erscheinung, daß der extreme Individualismus der Aufklärungszeit, daß der Einzelne aus seiner Isolierung heraus nach einem organisierenden Prinzip überindividueller Gemeinschaft sucht.

Wir kennen alle Beispiele genug dafür. Der interessanteste, weil umständlichste Weg ist vielleicht der, den Fichte gegangen. Der schreibt noch 1804 Worte wie die: „Das Vaterland des Gebildeten ist derjenige Staat, der jeweils auf der Höhe der Kultur steht," und voll bitteren Hohnes beklagte er wohl den

Digitized by Google

„Schollenpatriotismus" seiner Zeit. Und kaum zehn Jahre später geschieht es, daß er aus dem niedergerungenen preußischen Staate heraus neues politisches Leben fordert. Da will er *seinen* Staat der Zukunft schaffen, und der kann ihm nur noch der Nationalstaat sein, insonderheit der deutsche Nationalstaat. Und in das Gefäß dieses deutschen Staates holt er alle Ideale eines „vernünftigen" Staates herab, wie ihn eine große Seele sich geschaffen. Da wird ihm das deutsche Volk, das „Urvolk", das einzige, das die Aufgabe der Menschheitsgeschichte lösen, den Staat der Zukunft schaffen kann. Und in diesem Staate erblickt er ein „höchstes sittliches Gut" und die Möglichkeit der höchsten Vollendung und freiesten Entwicklung des Einzelnen.

In solche Entwicklung des Denkens von einem gewissen „*naiven*" *Liberalismus* und staatlosen Individualismus zu einem nationalen *Kulturstaatsgedanken* ist List hineingeboren worden: er ist in die Reihe der Denker des *deutschen Idealismus* zu stellen — wie Schulze-Gävernitz ihn einmal nannte — als ein wirtschaftspolitischer Weiterbildner Fichtes.

Lists politische Wirksamkeit beginnt mit dem *Kampf der Württemberger um ihre Landesverfassung*. In diese Zeit höchstgespannter theoretischer und praktischer politischer Betätigung reichen fast alle Wurzeln seines Lebenswerkes zurück. Und man kann seine politische Stellung in diesen Kämpfen schließlich auf die Formel bringen, daß in ihm, dem Sohne der alten Reichsstadt Reutlingen, die eben erst den letzten Rest ihrer ehemaligen Selbständigkeit verlor, daß in List dies *aufstrebende reichsstädtische Bürgertum mit all seinen Traditionen um einen Platz und um seinen politischen Einfluß in dem neuen Königreiche kämpfte*, dem es künftig angehören sollte.

Lists Vaterstadt bewahrt in einem ihrer Kirchtürme unter seinem Nachlaß einige Manuskripte auf, die ein denkwürdiges und interessantes Dokument aus den Tagen dieser Kämpfe um des Landes altverbrieftes Recht sind. In den entscheidenden Jahren dieses Kampfes, 1817/18, las List als Professor der Staatswirtschaft in Tübingen über Staatsverfassungs- und Verwaltungslehre. Nie hat ein so unzünftlerischer „Gelehrter" vom dortigen Katheder gesprochen, wie dieser junge, noch nicht dreißigjährige Politiker, der mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seines Temperaments in der politischen Arena stritt. Er besaß das Rüstzeug der politischen Theorie seiner Zeit, er war durch Rousseau und Montesquieu hindurchgegangen und bewunderte das Vorbild des konstitutionellen Staates in England und der Demokratie in den Vereinigten Staaten; aber er verfügte auch über eine überaus reiche praktische Erfahrung, denn er hatte im praktischen Verwaltungsdienst, aufsteigend vom kleinen „Schreiber" bis zum Mitarbeiter des ersten Ministers, sich über den Sinn und die Bedürfnisse dieses Staatswesens seine eignen Gedanken gemacht.

„Nicht gegen Könige und Fürsten hat man seine Freiheit zu verteidigen, wohl aber gegen die, welche in ihrem Namen handelnd nur den eignen Willen vollziehen." — In diesen Worten liegt ein gut Stück des Listschen Programms.

Digitized by Google

Es war der Neuwürttemberger in ihm, der ihn in erster Linie in der mächtigen altständischen wie in jeder modern zentralisierten Bureaukratie die Feinde der wahren konstitutionellen Freiheit suchen ließ, zu einer Zeit, da Männer wie Uhland und mit ihm die altrechtlerische Opposition noch ganz im Sinne der alten Verfassung mit ihrem prinzipiellen Dualismus zwischen Parlament und Krone um den Wortlaut des neuen Landesvertrages rechteten. War erst der tiefe Gegensatz zwischen „Herren" und „Bürgern", d. h. zwischen einer als fremd und aufgezwungen empfundenen Bureaukratie und dem Volksganzen, beseitigt, so fiel das stärkste Hemmnis gegen die Verwirklichung des „Bürgerstaates", an dem alle mit Rechten und hohen Pflichten Anteil haben sollten: die „monarchische Republik".

Aber diese Politik kennzeichnet nicht nur das negative Ziel der Beseitigung eines absoluten Regiments von Schreibern und Beamten, sondern ihr kommt gegenüber jenem primitiven Liberalismus, wie ihn etwa das Altrechtlertum verkörperte, eine höchst bedeutsame Wirkung zu: der Erfüllung des landläufigen Liberalismus mit staatsbildendem Geiste. Lag der Schwerpunkt jener Politik in der Abwehr einer übermächtigen Monarchie vom Standpunkt des Einzelnen aus, der für seine Person eine möglichste Einschränkung der staatlichen Gewalt verlangte, so suchte diese die Verwirklichung jener Freiheitsforderung gerade in der Anteilnahme am politischen Leben in Staat und Gemeinde. Und so kommt die Listsche Politik jener Jahre in ihren wichtigsten Forderungen zu einem Prinzip der Selbstverwaltung, wie sie in Preußen Stein oft fast mit denselben Worten in den Mittelpunkt seiner Reform gestellt hatte.

„Eine große unteilbare Nation ohne engere Verkettung ist ein französisches Hirngespinst, entweder eine Freiheitsfaselei oder ein Attentat, morgenländischen Despotismus einzuführen nach dem Satze: divide et impera!" Damit wollte List sagen: es ist eine irrige Vorstellung, wenn man sich den Staat als eine einzige Gesellschaft denkt, deren Mitglieder alle in Ansehung ihrer Zwecke in derselben Verbindung stehen. Aller Irrtum der herkömmlichen Staatstheorie besteht darin, daß sie von Einzelmenschen redet, als ob der Einzelne unmittelbar mit allen übrigen im Staate in Verbindung stünde: „ein unübersehbares Meer von Einzelheiten, wobei die Ordnung nimmer gedeihen könnte." Und von hier aus kommt er zu einer Theorie der Gemeindeselbstverwaltung, die während des Verfassungskampfes eine große Rolle gespielt hat: Alle wahre bürgerliche Freiheit beruht auf der Freiheit der Korporation im Staate, auf der Selbständigkeit derselben hinsichtlich der ihrer Größe und ihrem Wesen entsprechenden Zwecke. (Eine Erinnerung an jene Debatten steht heute noch in der württembergischen Verfassung der Satz: „Die Gemeinden sind die Grundlagen des Staatsvereins".)

Es kann hier nur im Vorbeigehen erwähnt werden, daß List aus diesen Grundsätzen heraus eine wirkungsvolle Agitation für die Einführung des Prinzips der Volksvertretung in die Gemeindeverfassung betrieb, daß er mit einigen seiner damaligen politischen Freunde eine Partei der „Bürgerfreunde" und ein eignes Organ derselben begründete usw. In diesem Zusammenhange ist

Digitized by Google

das Prinzipielle festzuhalten, daß hier der demokratische Staatsgedanke mit dem Liberalismus eine neue Verbindung eingeht, die das altliberale Staatsideal vertieft durch eine „organische" Staatsauffassung, und jene Verbindung von Freiheitsforderung (vom Standpunkt des Individuums) und von Staatsgesinnung (im Sinne des demokratischen Bürgerstaats) zum Prinzip der Zukunftsentwicklung macht: Erziehung des Bürgers, als eines Gliedes der freien Gemeinde und damit mittelbar des Staatsganzen zur Teilnahme am politischen Leben, an der Verwaltung in Gemeinde und Staat. Die Freiheit des Einzelnen scheint also am besten gewahrt in der Freiheit der ihm am nächsten stehenden politischen Organisation, nicht in der möglichst weitgehenden Abwehr staatlicher Ansprüche durch das Individuum — die Forderung der (staatsbürgerlichen) Freiheit ist also in das Verhältnis von Gemeinde und Staat verlegt und wird durch Ausgestaltung einer liberalen Verfassung zwischen diesen beiden zu verwirklichen gesucht.

Seltsam! Wie stark konservative Züge enthält dies demokratische Staatsideal, und wie weit ist es entfernt von allem Schlagwortdemokratismus, wenn man es näher kennen lernt.[1]) Und uns will scheinen, daß die politischen Traditionen dieser „Bürgerfreunde" von 1818 sich glücklicherweise gerade mit dieser Mischung von wahrer Demokratie und Konservatismus mancherorts auf die heutige württembergische Demokratie vererbt haben. Der manchesterliche Liberalismus ebenso wie die Sozialdemokraten können von diesen „Bürgerfreunden" lernen: sie waren Künstler genug, um aus dem Chaos von Einzelheiten heraus, die der Liberalismus mit Recht frei machte, neue Formen gesellschaftlichen und politischen Lebens zu suchen.

Und nun zurück dahin, wovon wir ausgegangen! Gewiß ist List gegenüber den weltbürgerlichen Smithianern als Volkswirt der Theoretiker des nationalen Schutzsystems, wie er gegenüber dem primitiven Liberalismus der Politiker des demokratischen Bürgerstaates ist. Beides ist er mit dem Zweck der Erziehung: der Erziehung der Nation zur Selbständigkeit und Freiheit gegenüber andern Nationen, der Erziehung des Untertanen zum bewußten und freien Staatsbürger. Und — eine charakteristische Parallele — wie er den Kampf um die **staatsbürgerliche** Freiheit des Einzelnen in das Verhältnis zwischen Gemeinde und Staat verlegt, so weist er alles individuelle **weltbürgerliche** Freiheitsstreben an die freie, starke und selbständige Nation, die ihm allein Geltung verschaffen kann.

Das Endziel aber bleibt: Es ist dasselbe für den Politiker von 1818 wie für den Verfasser des „Nationalen Systems": Die Freiheit, die staatsbürgerliche und die weltbürgerliche — als sittliche Forderung.

[1]) Etwa in seiner Stellung zum allgemeinen Wahlrecht. Näheres in meinem eben erscheinenden Buche: „Der junge Friedrich List, ein schwäbischer Politiker", Stuttgart 1914.

Digitized by Google

Literarische Berichte

Deutsche Bücher für Weihnachten 1914.

Während unsere Tapferen draußen im Feld das deutsche Land gegen Ost und West, zu Land und zur See in beispielloser Kraftanspannung und Hingebung verteidigen, geht das Leben in der Heimat, wie tiefe Schatten von Trauer und Sorge auch darauf fallen mögen, beinahe wieder den ungestörten, regelmäßigen Gang wie in Friedenszeiten. Nur weil wir mittendrin stehen, verliert dieser Zustand für uns das Wunderbare, das heute Ausländer an ihm erkennen und einst die Nachwelt ihm zuerkennen wird: wie ein Volk, das einer Welt von Feinden sein Recht auf Existenz und Atemfreiheit in einem Kampf auf Tod und Leben abringen muß, dabei innerhalb seiner Grenzen, die von den gegnerischen Heeren nur an zwei entgegengesetzten Punkten bisher um eine kleine Strecke überschritten werden konnten, Ackerbau und Industrie, Wissenschaft und Finanz, Handel und Gewerbe mit nur verdoppeltem Eifer betreibt, ja daß neben der Pflege des Notwendigen auch die wiedererwachende Freude an Musik und Theater, an Literatur und Kunst Platz findet. Das könnte fast wie genießerische, gedankenlose Selbstsucht aussehen, ist es vielleicht auch bei dem einen oder andern; aber im großen ganzen ist es doch vielmehr der Ausdruck eines unbeirrbar starken nationalen Lebensgefühls und des Bewußtseins, daß eben dies Sichaufrechthalten, dies Weiterarbeiten produktiver und rezeptiver Art doch zugleich wieder, seelisch und nationalökonomisch, eine Kraftquelle bedeutet, die mittelbar auch unsern Heeren zugute kommt. Das eine freilich ist dabei unerläßliche sittliche Forderung, daß wir uns bei diesem heimatlichen Friedensdasein im Krieg bewußt bleiben, wie teuer es mit den übermenschlichen Anstrengungen, mit furchtbaren Leiden und schwerem Sterben von so vielen Tausenden unsrer Volksgenossen erkauft ist, und daß es darum mit tatbereiter Dankbarkeit gegen diese, in einer höheren und reineren Gesinnung als in den langen Friedensjahren, geführt sein will. Diese Stimmung drückt auch unserm Kunstbedürfnis und Kunstgenuß den Stempel auf. Das Seichte und Frivole, das nur Artistische und Selbstgefällige vertragen wir heute nicht; wir verlangen, um vom Gebiet der Literatur im besonderen zu reden, nach Lesestoff, der, in der äußeren Form gediegen und anziehend, durch Inhalt und Gehalt uns bekundet, daß der Schriftsteller selbst tiefen Anteil hat an den besten, ernstesten Seiten deutschen Seelenlebens, daß er berufen und gewillt ist, mitzuarbeiten an dem Werk nationaler Erhebung und Selbstbesinnung, das jetzt unsre höchste Aufgabe ist.

Ernste und ehrliche Gesinnung ist nicht an die äußere Form oder den Stoff eines literarischen Werks gebunden; sie kann im Ausfeilen einer knappen Erzählung sich ebenso betätigen wie in der Gestaltung eines breitangelegten Romans, sie kann in einer umfangreichen wissenschaftlichen Darstellung sich ausdrücken und in einem lyrischen Gedicht von wenig Zeilen. Die Gesinnung an sich ist das Entscheidende; und wenn von den „vielerlei Gaben" gesagt werden darf, daß in ihnen „Ein Geist" sei, so wird auch von einer Auswahl solcher Gaben neben diesem biblischen Zitat das Wort der deutschen Weltbibel, dem „Faust", gelten: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen."

Zu den Verlagshäusern, die im Vertrauen auf das Bedürfnis unsers Volkes nach guter Lektüre es gewagt haben, auch in diesem Jahr, trotz und wegen des Ernstes der Zeit, eine Reihe guter Bücher zum Feste des Schenkens, der Weihnacht, herauszubringen, gehört die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart. Sie läßt in diesen Tagen eine Reihe neuer Werke erscheinen, die als schöne, wahrhaft wertvolle Festgaben empfohlen zu werden verdienen.[1])

Mit einem neuen Bande tritt da Ernst Zahn vor seinen großen Leserkreis. Er gehört zu den Schweizern, die von dem unzerreißbar engen Kulturzusammenhang zwischen der Schweiz und dem Reich innerlichst überzeugt sind, und er hat sich zu dieser Ueberzeugung, die mit politischen Konstellationen gar nichts zu tun hat, immer freudig und stolz bekannt. Daß es aber auch für uns Deutsche eine Bereicherung unsers Schrifttums bedeutet, diesen Schweizer zu den Unsern, zu den deutschen Dichtern zählen zu können, dessen werden wir uns auch bei seinem neuen Novellenband wieder dankbar bewußt.

In diesem neuen Band bewährt sich Ernst Zahn wieder als Meister der Novelle; neben zwei kürzeren Stücken, der Erzählung „Trewula", die in zart durchgeführtem Märchenton ein hohes Lied der Treue singt, und einem düster markigen Bild aus der Renaissance, „Der Tod des A Pro", stehen drei größere Novellen, ganz in der Gegenwart und in der Heimat des Dichters wurzelnd; man könnte

[1]) Vgl. auch den diesem Heft der Zeitschrift beigegebenen Weihnachtsprospekt der Deutschen Verlags-Anstalt.

Digitized by Google

sie mit dem für Heyses Novellistik gefundenen Wort „Problemnovelle“ bezeichnen, denn jede behandelt in der Tat ein psychologisch-sittliches Problem, „Der Liberi“ wie „Die Rechnung des Josef Infanger“ und „Der Gerngroß“; aber das Problem wird doch immer zwischen Menschen durchgekämpft, die in voller, runder Lebendigkeit der Phantasie des Dichters entwachsen sind, so daß man mit dem gleichen Recht von „Charakternovellen“ sprechen könnte; und darin wieder liegt ein dramatisches Element, denn in stummem Ringen und in leidenschaftlichem Aufeinanderprallen stehen die Charaktere gegeneinander. Aber die Katastrophen lassen diese meist so starken und innerlich gesunden Menschen nicht ganz untergehen; in einem stillen, elegischen Ausklingen enden die Stürme, und wie aus weiter Ferne verklingt das „uralte Lied von Leben und Lieben“. Sollten wir einer Novelle aus dem Buch den Preis vor den andern zuerkennen, so reichten wir ihn vielleicht dem „Gerngroß“, der in der Figur des Titelhelden, wenn man ihn so nennen darf, ein Meisterstück psychologischer Feinheit gibt und zugleich eine ganz eigenartige, tief ergreifende Stimmung herbstlichen Entsagens atmet. Alles in allem: Zahn steht mit diesem Band auf jener Höhe und auch in jener Provinz deutscher Novellenkunst, die der Name des Altmeisters Theodor Storm bezeichnet.

Wie wir uns die Menschen Zahns nur auf dem Boden der Heimat des Dichters denken können, so hat die Dichterin Auguste Supper in den Grenzen schwäbischer Art und Landschaft ihre kleine und doch so gar nicht enge Welt gefunden. Klein ist diese Welt, wenn man sie auf der Landkarte sieht, und wenn man die äußeren Schicksale ihrer Menschen am großen Weltgeschehen messen wollte; aber auch über engen Tälern wölbt sich ein weiter Himmel, und das Leben dieser Leute reicht in die Tiefen, wo die ewigen Zusammenhänge alles Geschehens ruhen. „Der Mann im Zug“ heißt der neue Band der Frau Supper nach der an den Anfang gestellten Erzählung, die zugleich den Grundton der ganzen Sammlung anschlägt. „Die gute Leut sehet halt älle enander gleich. Weil se älle den Herrgott zum Vatter hänt.“ Diese Worte sind gleichsam das Motto der eigenartig ergreifenden Geschichte; ihr Sinn klingt uns immer wieder entgegen aus all den übrigen Stücken des Bandes, ob sie nun von fahrendem, viel herumgestoßenem Volk oder von seßhaften, beschaulichen Rentnern, von nachdenklichen, versonnenen Menschen oder gar von seltsam anmutendem Getier berichten. So manchem, den die Welt einen Narren nennt, begegnen wir da, aber keiner trägt seine Kappe mit eitler Selbstgefälligkeit; aus dem Mund der geistig Armen hören wir manches wahrhaft tiefe Wort, „unbewußter Weisheit froh“, in einer Schlichtheit erklingen, die das unnachahmbare Geheimnis echter Empfindung ist. Kleine Leute tragen ein großes Leid als echte Helden, und der Arme hat immer noch Güte genug, einem noch Aermeren zu helfen. Dabei aber nichts von Schönfärberei: daß auch Gefühllosigkeit und jene Narrheit, die aus bösem Herzen stammt, in der Welt sind, weiß die Dichterin, und sie weiß, daß Güte und Unschuld oft unterliegen müssen und ihren Sieg nur in sich selbst tragen. Unausgesprochen klingt uns gar manchmal die Frage Hiobs entgegen, und für den Trost über „die gebrechliche Einrichtung der Welt“ werden uns andre Quellen erschlossen als die eines seichten Optimismus. Wohl aber verträgt sich mit der tiefen und ernsten Weltanschauung der Dichterin ein frischer, gesunder Humor, der so echt und volkstümlich ist wie die meisterhafte, künstlerisch sparsame Verwendung der schwäbischen Mundart.

Wir bleiben im selben geographischen Bezirk, wenn wir uns von Auguste Supper zu Ludwig Finckh wenden. Er hat uns mit seinem „Bodenseher“ wieder ein echtes, tüchtiges Schwabenbuch geschenkt, ein kleines Buch voll Heimatsonne und Herzenswärme, und das rechte Gegenstück zu seiner „Reise nach Tripstrill“. Es ist wieder die Geschichte eines Schwaben, der sich nach allerlei Irrungen und Umwegen in die Heimat, ja in den Schatten des Vaterhauses zurückfindet, zugleich aber der Entwicklungsgang eines zarten, reichen Talents aus dem Handwerk, das der arme Schäfersohn ergreifen mußte, zur Kunst: aus dem Zimmermaler wird, in langsamem, vorsichtigem Weiterschreiten, ein „Kunstmaler“. Ohne große äußere Geschehnisse, aber doch immer unsre Teilnahme wach erhaltend, zieht dieser Lebensweg an uns vorbei wie eine einfache, seelenvolle Melodie, die der Dichter aufs beste mehrstimmig gesetzt hat, indem neben den Schicksalen des jungen Kaspar die seiner beiden Brüder und der reizenden Kindheitsgefährtin Judith nebenherlaufen. Vater und Mutter sehen aus den niederen Fenstern der Schäferei an der Achalm ihren Kindern in die Ferne nach, bis sie alle wieder in die Heimat zurückkehren, der Kaspar mit einer prächtigen Frau, die er in der Fremde gefunden. Die echt poetische, volksliedmäßige Stimmung wird aufs schönste verstärkt und bereichert durch den köstlichen Bilderschmuck, den ein junger schwäbischer Künstler, Karl Stirner, durch seine prächtigen Illustrationen zu Mörikes „Schöner Lau“ schon rühmlich bekannt, zu dem Buch beigesteuert hat: farbige Zeichnungen, die voll Traulichkeit und Anmut, mit der frohen, doch nicht grellen Buntheit eines Wiesenblumenstraußes Berg und Wald und Felder der Alb, malerische Gassen und Winkel der alten schwäbischen Reichsstadt Reutlingen schildern, dabei so vortrefflich reproduziert, daß die Handschrift des Künstlers weder durch die mechanische Wiedergabe noch

Digitized by Google

durch die Verkleinerung an Frische und Kraft etwas eingebüßt hat. So ist Finckhs „Bodenseher" nach Inhalt und Ausstattung ein rechtes Weihnachtsbuch, ein kleines Schmuckstück deutscher Buchkunst.

Süddeutsches Wesen und Leben ist auch in dem Roman von Anton Fendrich, „Emil Himmelheber". Fendrich, als Verfasser mehrerer ebenso vernünftiger wie warmherziger Bücher über Sport und Wandern schon in weiten Kreisen bekannt, tut hier zum erstenmal den Schritt zum Erzähler, und er tut ihn mit Sicherheit und Glück. „Emil Himmelheber" ist ein Stück Entwicklungsroman: Der junge Freiburger Gelehrte, der in die Welt hinauszieht, um sich über sein Inneres klar zu werden und jene Ruhe und Geschlossenheit zu erlangen, die ihm Vorbedingung scheint für die wichtigste Lebensentscheidung: das Freien um die vom Schicksal ihm erkorene Frau — dieser Emil Himmelheber ist zwar bürgerlich und beruflich längst ein Mann, aber innerlich ist ihm viel Jünglinghaftes geblieben. Was davon etwa unreif ist, das stößt er in diesen Monaten des unabhängigen Wanderns und Ansichtarbeitens ab; aber das unzerstörbar Jugendliche der Seele nimmt er mit in den Stand der Reife. Fendrich hat es vortrefflich verstanden, Fragen der heutigen deutschen Geisteskultur in die Handlung seines Romans fest und zwanglos zu verflechten: der Alpensport gibt als Prüfstein des Charakters ein entscheidendes Eingreifen in das Geschehen; das Leben und Treiben erst in dem Schloß am Main, in dem ein bekannter Vorkämpfer persönlich vertiefter Lebensführung seinen Anhängern eine Erholungsstätte bereitet hat, dann in einem Landerziehungsheim wird ein bedeutsamer Faktor in der inneren Entwicklung des Helden und des Mädchens, das zuletzt seine Frau wird. Wie ganz der Roman, in dem viel Idyllisches, bei allem Ernst der Lebensauffassung auch viel Weltfreudigkeit und gelassener Humor steckt, in dem geistigen Leben unsrer Zeit mittendrin steht, das zeigt sich so recht in den Schlußkapiteln, die uns in den Ausbruch und die ersten Monate des Weltkrieges führen: dieser Uebergang hat nichts Gemachtes, gewaltsam Aktuelles, sondern der Leser empfindet es als etwas Natürliches, daß die beiden Menschen, die er in ihrem inneren Reifer- und Sicherwerden beobachtet hat, nun vor die größte und heiligste Prüfung gestellt werden, und das Hinausmünden dieser Einzelschicksale in das Meer des Volksgeschickes wirkt durchaus innerlich und erhebend.

Wenn Liesbet Dills neues Buch mit seinem Titel „Der Tag in Nancy" die Vorstellung besonderer „Aktualität" erweckt, so lag das nicht in der Absicht der Verfasserin. Die Novelle, die dem ganzen Band den Namen gab, ist lange vor Ausbruch des Krieges entstanden und ihrer Handlung nach nur denkbar in der uns heute so fern erscheinenden Friedenszeit, da Nancy nicht nur für die Französlinge, sondern auch für die gut deutschgesinnten Bewohner des lothringischen Grenzgebiets ein beliebter Ausflugsort war. Frau Marliese, die Heldin dieser Novelle, läßt sich von dem Freund und Vorgesetzten ihres Mannes zu solch einem Ausflug überreden; sie begeht damit, ohne es eigentlich zu wollen, eine Unbedachtsamkeit, die das Glück ihrer Ehe für immer zerstört. Daß sie sich ihrem Manne gegenüber unschuldig fühlen darf, daß er das eigentlich selbst einsehen und sich selber einen Teil der Schuld an dem scheinbaren Fehltritt seiner Frau zuschreiben muß, und daß er trotzdem mit Vorwürfen und Argwohn sich und ihr das ganze fernere Leben verbittert, darin liegt das eigentliche Problem, das L. Dill mit all ihrem psychologischen Scharfblick erfaßt und durchgeführt hat. Es ist eine schwere Anklage gegen die Ungerechtigkeit und Verständnislosigkeit, mit der Ehegatten so oft einander gegenüberstehen; eine Verteidigung für den weiblichen Teil, wie sie so beredt eben nur die Verfasserin von „Einer von zu vielen" und „Freiheit" zu führen vermochte. Aber darum doch nichts von eigentlicher Tendenz; dafür ist L. Dill zu sehr Menschenkennerin und zu sehr Dichterin. Hier, im „Tag von Nancy", wie in den andern, zum Teil sehr ernsten und nachdenklichen Erzählungen freut man sich wieder an der untrüglichen Beobachtungsgabe, der ebenso wirklichkeitsechten wie unterhaltenden Milieuschilderung, worin Liesbet Dill Meisterin ist. Mit oft ganz kleinen Zügen, die mit einer im besten Sinn des Wortes naiven Treffsicherheit belauscht sind, versteht sie einen Menschen, einen Haushalt, einen ganzen Stand zu kennzeichnen. Sie weiß so amüsant zu plaudern, daß oberflächliche Leser sich dabei vielleicht nur unterhalten; ernsthaftere aber werden den ernsten Grundton deutlich genug herausklingen hören und nicht nur unterhalten, sondern innerlich angeregt werden.

Den bisher genannten Werken erzählender Dichtung fügen wir noch ein Bändchen vaterländischer Lyrik an: „Der Tag des Deutschen", Kriegsgedichte von Rudolf Presber. Der Dichter hat hier seine erstaunliche Formgewandtheit, die Schlagfertigkeit seines Geistes ganz in den Dienst der deutschen Sache gestellt; mit schneidigen Rhythmen und oft mit grimmigem Humor begleitet er die Waffentaten unsrer Tapfern, die jenen „Tag des Deutschen", der nach Schillers prophetischem Wort „die Ernte der ganzen Zeit" werden wird, heraufführen helfen. In dem vollen Chor patriotischer Lyrik, den die nationale Erhebung dieser Kriegsmonate geweckt hat, eine Stimme von eignem, frischem, anfeuerndem Klang!

*

Digitized by Google

Keine Dichtung und doch ein Buch voll ernster, großer Poesie ist Adolf Fischers „Menschen und Tiere in Deutsch-Südwest". Heute, da wiederum deutsches Blut um unsern im opferreichen Hererokrieg neugefestigten Besitz in Südwestafrika fließt, wenden sich unser aller Blicke und Gedanken diesem fernen Lande zu. Nicht die Diamanten, die im Ufersand aufblitzten, haben das Land dem Mann, der dies Buch schrieb, teuer gemacht; als Soldat und Jäger hat er es liebgewonnen. Er liebt es mit jener innigsten Liebe zur Natur, die, wie Fr. Th. Vischer erkannt hat, nur aus dem Ringen mit der Natur hervorgeht; er liebt es, weil es ihm Gefahren zu bestehen gab. Unzugänglich, ernst und arm ist das Feld, aber zugleich von einer wunderbaren Einheitlichkeit und geschlossenen Größe im Charakter der Landschaft, im Wesen der Eingeborenen und im Leben der Tiere. Menschen und Wild sind in einer unerbittlich harten Schule, im jahrtausendelangen Kampf um ein karges, aber freies Dasein so geworden, wie sie heute sind. Der Jäger, der dies Buch schrieb, hat mit dem männlichen Sinne des Soldaten und dem liebevollen Blick des Dichters die eigenartig herbe Schönheit dieses Naturganzen erfaßt, und er weiß von ihr mit solcher Beredsamkeit des innern Erlebens zu sagen, daß sie auch uns zum Erlebnis wird. Jäger und Soldaten wird sein Buch begeistern, auch der Naturwissenschaft wird es willkommen sein; aber nicht minder mag jeder, der als guter Deutscher jenes mit so viel deutschen Leben erkauften Bodens denkt, sich an Fischers Schilderungen erfreuen und erheben. Es ist eine schöne, verheißungsvolle Fügung, daß dies in seiner Art klassische Buch eben in den Tagen erscheint, da um die Kolonie, von der es erzählt, aufs neue gekämpft wird; wir meinen, der Geist, der aus dem Buche spricht, wird auch mit den Waffen sein, die jenes ferne Stück Deutschland verteidigen, wird sie weihen und siegreich machen!

Der Historiker und Geschichtsfreund endlich sei auf das Buch von Theodor v. Sosnosky, „Die Balkanpolitik Oesterreich-Ungarns seit 1866", hingewiesen, von dem soeben der 2. (Schluß-) Band erschienen ist; er führt bis unmittelbar an die Schwelle des Weltkriegs und gibt noch einen beherzigenswerten Ausblick auf künftige Entwicklungen. Gut österreichisch in der Gesinnung, gründlich und zuverlässig in Beschaffung und Sichtung des reichen Materials, ausführlich und doch niemals ermüdend in der Darstellung, bedeuten diese beiden Bände einen wertvollen, ja unentbehrlichen Beitrag zu einem der wichtigsten Kapitel der Zeitgeschichte. Die Fehler der österreichischen Politik auf diesem Gebiet wurden aus Gutmütigkeit und Energielosigkeit begangen; ihnen steht als Aktivposten eine gewaltige, selbstlose Kulturarbeit in den annektierten Provinzen, ein aufrichtiges Wohlwollen für die Balkanstaaten gegenüber. Vergleichen wir die friedliche Politik der Habsburger auf der Balkanhalbinsel mit der brutalen, intriganten und korrumpierenden Orientpolitik Rußlands — und Sosnosky bietet reichen Stoff für solchen Vergleich —, so müssen wir sagen, daß auch unter diesem Gesichtspunkt der Ausgang des Kriegs, wenn über ihn wirklich die „immanente Gerechtigkeit der Dinge" entscheidet, nicht zweifelhaft ist, daß er nur der Sieg für die Donaumonarchie und das Deutsche Reich, der Untergang der russischen Lügen- und Schreckensherrschaft sein kann.

Goethe, Kestner und Lotte. Briefwechsel. Herausgegeben von Dr. Eduard Berend. Verlag von Steinicke & Lehmkuhl, München. Preis kart. M. 3.—, geb. M. 4.50.

Das vorliegende Buch ist der erste Band einer Reihe von selbständigen Einzelbänden, die unter dem Titel „Goethe und seine Zeitgenossen. Briefwechsel und Aeußerungen" unter der Leitung von Friedrich von der Leyen erscheinen sollen. Unter den Briefen des jungen Goethe sind die an Lotte und Kestner die schönsten. Auf dem dunklen Untergrunde eines wühlenden Schmerzes kommen die Lichtseiten seines Wesens, die Klarheit und Heiterkeit seines Geistes, die Innigkeit und der Reichtum seines Gefühls zu verdoppelter Wirkung, und das stetige Fortschreiten, das gelegentliche Wiederaufflackern und mählige Erlöschen der Leidenschaft gibt dem Ganzen die innere Geschlossenheit und Gespanntheit eines Briefromans, der den „Leiden des jungen Werther" an Poesie kaum etwas nachgibt. Ergänzt wurden die Goetheschen Briefe durch die Tagebuchaufzeichnungen und brieflichen Schilderungen Kestners sowie durch eine Reihe von weiteren zeitgenössischen Dokumenten. Das Buch führt unmittelbar in die Wertherstimmung ein und spiegelt das Bild der ganzen Epoche wider. H. H.

Der Deutsche Krieg. Politische Flugschriften, herausgegeben von Ernst Jäckh. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. Preis des Heftes 50 Pf.

In dieser Sammlung, die unter den durch den Krieg veranlaßten Publikationen mit an erster Stelle steht, ist wieder eine Reihe neuer Hefte erschienen. In Heft 8 behandelt der berühmte Jenenser Philosoph Professor Rudolf Eucken „Die weltgeschichtliche Bedeutung des deutschen Geistes". Er widerlegt die im Ausland so oft wiederholte Behauptung, das deutsche Volk sei sich selbst untreu geworden, es habe seine hohe

Digitized by Google

innerliche Kultur dem Militarismus geopfert. In herzenswarmen, philosophisch vertieften Ausführungen, denen eine feinsinnige Analyse der deutschen Eigenart besonderen Wert gibt, zeigt Eucken, wie „Arbeitskultur" und „Seelenkultur" des deutschen Volkes aus denselben unzerstörbaren Wurzeln unsers nationalen Wesens hervorwachsen, wie es nur an politischen Hemmungen lag, wenn die „Arbeitskultur" sich früher nicht so entfalten konnte wie die „Seelenkultur". Die von vaterländischer Begeisterung getragene Schrift schließt mit den schönen Worten: „Stehen wir nur fest auf uns selbst, ergreifen wir den tiefsten Grund und die innerste Kraft unsers Wesens, dann wird unser Genius mit uns sein und uns zum Siege führen, dann können die Pforten der Hölle uns nicht bewältigen." — Das 9. Heft, „Deutschland und Rußland im Widerstreit seit 200 Jahren" von Prof. Gustav Roloff, geht von der Frage aus, ob Rußland und Deutschland bzw. Preußen wirklich historische Bundesgenossen seien. Roloff verneint diese Frage; er legt dar, wie die Beziehungen zwischen Preußen und Rußland stets stark geschwankt haben und wie jederzeit gewisse unüberbrückbare Gegensätze, wenn auch nicht immer allen Augen bemerkbar, vorhanden waren. Roloff schildert den russischen Expansionsdrang, dessen Ziele heute noch dieselben sind, von dem großen nordischen Krieg an, um die Wende des siebzehnten Jahrhunderts herum, bis auf unsre Tage, eine besonders ausführliche Darstellung den Kämpfen Friedrichs des Großen widmend. Deutschland verteidigt in diesem Kriege gegen Rußland nicht nur den wirtschaftlichen Zugang zu fernen Gebieten, sondern auch uralte Kulturstätten im eignen Machtbereich; es setzt eine seit Jahrhunderten überkommene Mission gegen das barbarische Moskowitertum fort. — Hermann Losch, der ausgezeichnete württembergische Nationalökonom, stellt in Heft 10 „Englands Schwäche und Deutschlands Stärke" in überraschender und für uns Deutsche sehr ermutigender Antithese gegenüber. Er macht sehr anschaulich, welch wichtige Verschiebungen in dem volkswirtschaftlichen Stärkeverhältnis zwischen den beiden Großmächten stattgefunden haben, und zeigt auf Grund dieser Verschiebungen, daß der deutsche Außenhandel heute durch England gar nicht mehr so geschädigt werden kann, wie unser Feind es beabsichtigt. Das Deutsche Reich ist heute ein viel zu starker Faktor im Weltverbrauch, um ohne die furchtbarsten Schädigungen für alle andern Länder wieder ausgeschaltet zu werden; Englands Stellung aber ist heute gar nicht mehr sicher genug fundiert, daß es die Beute, die es sich von Deutschlands Erdrosselung verspricht, allein verschlingen und verdauen könnte. In dem allgemeinen Wirtschaftsschrecken, den dieser Weltkrieg bedeutet, ist derjenige am besten daran, welcher keinen der andern zur Fortexistenz von heute auf morgen unbedingt nötig hat. England hat sozusagen alle nötig, Deutschland aber nicht. England wird um so größere Verluste erleiden, je länger der Land- und Seekrieg dauert. Nordamerika wird um so größere Gewinne machen, je länger der europäische Krieg dauert. Deutschland wird wirtschaftlich um so mehr wieder an Kraft gewinnen, je siegreicher es mit Oesterreich zusammen auf dem Kontinent ist. — Dr. Paul Nathan gibt seiner Schrift „Die Enttäuschungen unsrer Gegner" (Heft 11 der Sammlung) den ironischen Untertitel „Eine Vierteljahrsabrechnung"; er zählt alle die Hoffnungen auf, die unsre Gegner auf den Ausbruch innerer Zwistigkeiten und wirtschaftlicher Natur usw. setzten, von denen sich in den ersten drei Monaten des Krieges keine erfüllte, und versteht es ausgezeichnet, all die verfehlten Kalkulationen aufzudecken, mit denen sich die Engländer, Franzosen und Russen gegenseitig den Krieg gegen Deutschland als ein Unternehmen ausmalten, dessen Ausgang für sie nach ihrer Ansicht durchaus nicht zweifelhaft sein konnte. Wie nun der für sie so ganz unerwartete bisherige Verlauf des Krieges mit all seinen Wirkungen ihre Erwartungen und Hoffnungen enttäuscht, weiß Nathan in knappen Strichen ungemein eindringlich und fesselnd zu schildern. — Von hohem Interesse ist es, einen Psychiater von dem Rang und Ruf des Geheimrats Otto Binswanger über „Die seelischen Wirkungen des Kriegs" sich äußern zu hören (Heft 12). Seine durchaus sachlichen und dabei von warmer Liebe zu deutschem Wesen durchdrungenen Ausführungen berühren außerordentlich wohltuend und beruhigend; gibt doch der Verfasser selbst zu, daß er seine früheren Befürchtungen, das deutsche Volk fange an zu degenerieren, nicht mehr aufrechterhalten könne, seit er Zeuge gewesen von dem mannhaften Eintreten aller Volkskreise und von dem Aushalten aller Strapazen und seelischen Aufregungen selbst bei Personen, die er vorher wegen nervöser Leiden behandeln mußte. Sehr lehrreich sind auch seine Ausführungen über die Massensuggestion im Kriege, über die auf einmal aufkommende und dann ebenso rasch wieder abnehmende Furcht vor Spionen, über die wohl nur noch pathologisch zu nehmenden Verleumdungen der Feinde usw.

Wenn Götter lieben. Erzählung aus der Zeit des Tiberius. Von Richard Voß. Zweite Auflage. Leipzig, Verlag von J. J. Weber. Preis geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Es ist ein prächtiges, zum Teil düster gehaltenes Sittengemälde, das uns der Dichter in der vorliegenden Erzählung zeigt. Er

Digitized by Google

führt uns ins alte Rom, und zwar in die Zeit, da es unter dem Drucke der Herrschaft des Kaisers Tiberius litt. Voß ist bekanntlich ein glänzender Naturschilderer, das zeigt er auch in diesem Buche, das noch dadurch ein besonderes Interesse gewinnt, als der Dichter darin ein Stück eigner Lebensgeschichte verwoben hat. H. H.

Die Großmächte der Gegenwart. Von Dr. Rudolf Kjellén, Professor an der Hochschule in Gothenburg. Uebersetzt von Dr. C. Koch. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner.

„Eine Serie von Porträtstudien und Charakterzeichnungen der heutigen Großmächte, so wie sie in der Geschichte und der Tagespolitik auftreten mit ihren von Natur, Kultur und Tradition bestimmten Zügen" — das wollte, nach den Worten der Einleitung, der Verfasser in seinem Buch geben; und man muß sagen, daß diese „Porträts" mit scharfem Blick gesehen und mit Meisterhand entworfen sind. Wie viele vor dem Krieg erschienene Werke politischen Inhalts sind jetzt überholt, veraltet, widerlegt! Das Buch Kjelléns aber hat diese Feuerprobe glänzend bestanden. Der schwedische Gelehrte hat die materiellen und, was fast noch mehr sagen will, die geistigen und sittlichen Kräfte überall richtig eingeschätzt, und die Diagnosen, die er gleichsam als Arzt abgegeben und bei denen er manchen Organismus, der in wuchtiger Kraft und unzerstörbarer Lebensfülle dazustehen schien, als innerem Siechtum verfallen bezeichnet hat, sind bestätigt worden, als diese Organismen sich in dem furchtbaren Ernstfall des Krieges hätten bewähren sollen. So richtige Voraussage (das Wort darf nicht irreführen: Kjellén hält sich von dem teils billigen, teils gefährlichen „Prophezeien" ganz fern) kann aber nur durch eine glückliche Vereinigung von angeborener Intuition und von scharfsinniger, fein entwickelter Methode erreicht werden. Die Methode scheint uns vor allem darin zu liegen, daß die drei Faktoren: Natur, Kultur und Tradition ganz gleichmäßig und sorgfältig jeder für sich beobachtet und dann mit vollendetem Feingefühl gegeneinander abgewogen werden. Dieser Methode ist es auch zuzuschreiben, daß auf den nur zweihundert Seiten des Buches neben so vielen fruchtbaren, allgemeinen Gedanken eine Fülle tatsächlichen Materials zusammengedrängt ist (nur sollten die statistischen Angaben, die jedem Kapitel vorangesetzt sind, in weniger esoterischen Formeln gehalten sein), so daß wir an dem kleinen Band nicht nur ein „Lehr"-, sondern auch ein „Handbuch" haben. Daß ein Beobachter wie Kjellén im Deutschen Reich die eigentliche Weltmacht der Zukunft erblickt, empfinden wir Deutschen in dem heutigen Existenzkampf als einen erhebenden und anfeuernden Zuspruch, der uns um so willkommener ist, als er aus einem Volke kommt, mit dem uns auf Grund von Stammesverwandtschaft, geschichtlichen Erinnerungen und kulturellen Sympathien ein Gefühl innerer Zusammengehörigkeit verbindet. —y—

Der große Krieg. Ein Anekdotenbuch. Herausgegeben von Erwin Rosen. 1. Teil. Stuttgart, Robert Lutz. Preis M. 2.—, geb. M. 3.—.

Der gewaltige Krieg, in dem wir stehen, läßt sich in all seinen Zusammenhängen und Wirkungen heute noch nicht übersehen. Wir erblicken ein immer sich verschiebendes Mosaik militärischer und politischer Einzelzüge, aus denen sich die großen Grundlinien erst nach und nach herausheben. Auch das vorliegende Buch ist ein Mosaik, aber sein Gegenstand ist schon jetzt klar erkennbar und fest umrissen: die geistigen Kräfte, die seelischen Stimmungen, die der Krieg in unserm Volk weckte, gespiegelt in unzähligen Einzelheiten — ernsten und heiteren Anekdoten, Feldpostbriefen, offiziellen Aeußerungen, Gedichten usw. Erwin Rosen ist weiten Kreisen durch sein treffliches Buch über die Fremdenlegion, durch den biographischen Roman „Der Lausbub in Amerika" bekannt; er hat in diesem Anekdotenbuch mit Meisterhand die kleinen und kleinsten Steinchen zu einem Bild zusammengefügt, das groß und einheitlich wirkt. v.

Die Oper von Gluck bis Wagner. Von Karl Maria Klob. Verlag Heinrich Kerler, Ulm. Geb. M. 4.50.

Des Verfassers kritische Arbeiten über Musik und Literatur und seine umfangreiche Biographie des vielseitigen Schubart haben sich guten Ruf erworben. Der Wert vorliegender Arbeit besteht vor allem darin, daß nur über solche Opern referiert wird, die der Darsteller wirklich kennt. Dadurch ist auch die Beurteilung sicherer und zuverlässiger geworden als in vielen andern derartigen Ausführungen. Klob hält sich frei von jedem parteiischen Eifer und verfolgt nur das eine Ziel, den Leser für die Meisterwerke zu erwärmen. Er erreicht dies, wie ich annehme, und zwar vermöge einer Behandlungsweise, die möglichst wenig voraussetzt und dabei doch sachlich und gediegen bleibt. Uebrigens ist Wagner nicht mehr eingeschlossen, wogegen mit Gluck begonnen wurde; der Titel sollte dies deutlicher zum Ausdruck bringen.

Dr. K. Gr.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Abel-Musgrave, Dr. Curt, Auf der Suche nach der Demokratie. Bamberg, Germania-Verlag G. m. b. H. Brosch. M. 2.—.

Alten, Georg von, Handbuch für Heer und Flotte. Lieferung 69, 70. 71, 72. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. Geh. M. 2.—.

Arndt, Erich, Nachdenkliche Stunden. Meiningen, Keyßner'sche Hofbuchdruckerei. Geb. M. 2.—.

Auerbach, Mathias, Einfälle und Betrachtungen. II. Teil. Philosophische und weltliche Gedanken. Dresden, Carl Reißner Verlag. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Aus Natur und Geisteswelt. Band 428: Dr. E. Lederer, Die wirtschaftlichen Organisationen. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 1.25.

Babo, M. von, Die Zukunftsschule. Ein praktischer Vorschlag für eine völlige Neugestaltung unseres Schulwesens. Stuttgart, W. Spemann Verlag. Brosch. M. 2.—.

Bauer, Wilhelm, Die öffentliche Meinung und ihre geschichtlichen Grundlagen. Tübingen, J. C. B. Mohr. Geh. M. 8.—.

Berresheim, Fritz, Schiller als Herausgeber der Rheinischen Thalia, Thalia und Neuen Thalia, und seine Mitarbeiter. Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung G. m. b. H. Brosch. M. 4.50.

Bischoff, Diedrich, Wie kam's und wohin geht's? Leipzig, Bruno Zechel.

Bollert, Dr. Martin, Gottfried Kinkels Kämpfe um Beruf und Weltanschauung bis zur Revolution. Bonn, A. Marcus & E. Webers Verlag. Brosch. M. 3.60.

Borkendorf, W. von, Das russische Schreckgespenst und sein wahrer Wert. Leipzig, Bruno Volger. M. 1.—.

Brinkmann, Georg, Waldchristel. Leipzig, Friedrich Schneider.

Carnot, P. Maurus, Gedichte. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Chamberlain, Houston Stewart, Kriegsaufsätze. München, F. Bruckmann A.-G. M. 1.—.

Chiesa, Francesco, Historien und Legenden. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.20.

Der Greif. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. Heft 9 bis 12, à M. 1.—.

Der Krieg. Illustrierte Chronik des Krieges 1914. Heft 1. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. 30 Pf.

Der neue Merkur. Monatsschrift für geistiges Leben. 1. Jahrgang. München, Georg Müller Verlag. Vierteljährl. M. 4.50.

Der Theosophische Pfad. XII. Jahrg. Nr. 11. Nürnberg, Verlag für Universale Bruderschaft und Theosophie.

Der Wille zum Sieg. Von F. J. Leipzig, Heinrich Fink. Geh. M. 2.40, geb. M. 3.—.

Deutsche Reden in schwerer Zeit. Heft 1: Wir Deutschen und der Krieg. Von Dr. Gustav Roethe. Berlin, Carl Heymanns Verlag. 50 Pf.

Deutsch-Oesterreichische Literaturgeschichte. Wien, Carl Fromme, Lieferung 38, 39, 40, 41, à M. 2.—.

Deutsche Vorträge Hamburgischer Professoren. Hamburg, L. Friedrichsen & Co. Heft 4, 5 und 6, à 50 Pf.

Eggimann, Hans, Satiren und Einfälle. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. M. 3.20.

Enders, Dr. Carl, Gottfried Kinkel im Kreise seiner Kölner Jugendfreunde. Bonn, A. Marcus & E. Webers Verlag. Brosch. M. 2.40.

Fandler, Otto, Buntes Laub. Gedichte. Leipzig, Bruno Volger, Verlagsbuchhandlung.

Fischer, Edmund, Frauenarbeit und Familie. Berlin, Julius Springer. Geh. M. 1.—.

Fischer, Professor Rudolf, Quellen zu Shakespeare. I. Band: König Lear. Bonn, A. Marcus & E. Webers Verlag.

Franchis, Dr. Michele, Adunanza Solenne. Palermo, Sewe Della Societa.

Freiheit und Arbeit. Ein Dichterbuch. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. M. 3.20.

Freimark, Hans, Beiträge zur Geschichte der neueren Mystik und Magie. Heft 2. Mediumistische Kunst. Von E. J. Maecker. Leipzig, Wilhelm Heims. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Fried, Alfred H., Die Friedenswarte. 16. Jahrgang. Heft 4, 5, 6, 7, 8/9. Wien XVIII/3, Selbstverlag.

Gieben, Joseph, Christian Diedrich Grabbe, in der nachschillerischen Entwicklung, Lüdinghausen, Joseph Gieben. Brosch. M. 2.50.

Glatzel, Max, Julius Leopold Klein als Dramatiker. Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung G. m. b. H. Brosch. M. 4.50.

Grais, Hue de, Gegenstand und Methode des staatsbürgerlichen Unterrichts auf der Grundlage des Staatsgedankens. Berlin, Julius Springer. Geh. 60 Pf.

Grosch, Dr. phil., Die Friedensorganisation der Staaten. Berlin, Verlag der „Friedens-Warte". Brosch. 60 Pf.

Guinchard, J., Schweden. Historisch-Statistisches Handbuch. I. Teil: Land und Volk. II. Teil: Gewerbe. Stockholm, P. A. Norstedt & Söner.

Hanna, Oberst H. B., Ein deutscher Angriff auf England? Osnabrück, Verlag G. E. Lückerdt.

Helfferich, Dr. Karl, Deutschlands Volkswohlstand 1888 bis 1913. Berlin, Georg Stilke. M. 1.—.

Hes, Else, Charlotte Birch-Pfeiffer als Dramatikerin. Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung G. m. b. H.

Heyse, Paul, Italienische Volksmärchen. München, Verlag J. F. Lehmann. Geb. M. 4.—.

Hildebrand, Gerhard, Sozialistische Auslandspolitik. Jena, Eugen Diederichs Verlag.

Hirt, Dr. med. Walter, Das Leben der anorganischen Welt. Zweite, unveränderte Auflage. München, Ernst Reinhardt Verlag.

Höffner, Johannes, Gideon der Arzt. Roman. Wismar, Hinstorff'sche Verlagsbuchh.

Höffner, Johannes, Goethes Mannesjahre. Leipzig, Velhagen & Klasing. Geh. 60 Pf.

Höffner, Johannes, Goethe im Alter. Leipzig, Velhagen & Klasing Verlag. Brosch. 60 Pf.

Digitized by Google

Hönig, Johannes, Ferdinand Gregorovius als Dichter. Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung G. m. b. H. Brosch. M. 9.50.

Iftel, Edgar, Das Libretto, Wesen, Aufbau und Wirkung des Opernbuchs. Berlin, Schuster & Loeffler. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Jünger, Nathanael, J. C. Rathmann & Sohn. Ein Hamburger Roman. Wismar, Hinstorff'sche Verlagsbuchhandlung.

Jungfohn, A., Aus dumpfer Zeit. Eine Geschichte von 1912. Zittau, W. Fiedlers Verlag (Johs. Klotz). Brosch. M. 2.—.

Kassel, Karl, Kulturbilder aus dem Innungsleben des altpolnischen Heilpersonals. Lissa i. P., Oskar Eulitz Verlag. Geh. M. 1.—.

Kircheisen, Friedrich M., Napoleon I. Sein Leben und seine Zeit. III. Band. München, Georg Müller Verlag.

Kircheisen, Gertrude, Napoleon und die Seinen. I. Band. München, Georg Müller.

Koehler, Franz, Die Pastoralbriefe. Tübingen, Verlag J. C. B. Mohr. Geh. 50 Pf., geb. 80 Pf.

Koetschau, Karl, Repertorium für Kunstwissenschaft. Berlin, Georg Reimer, Verlag. Jährl. 6 Hefte M. 30.—.

Koser, Reinhold, Geschichte Friedrichs des Großen. IV. Band. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. Geh. 3.50, geb. M. 6.—.

Kuhn, Karl A., Die wahren Ursachen des Weltkrieges 1914. Berlin, Verlagshaus für Volksliteratur und Kunst. 25 Pf.

Linau, Dr. Paul, Der Kronprinz. Gedanken über Deutschlands Zukunft. Minden i. W., Verlag Wilhelm Köhler. Brosch. M. 3.60, geb. M. 4.50.

Linde, Ernst, Führer durch die Dramen der Weltliteratur. Ausgewählte Bühnendichtungen im Auszug. I. Band. Leipzig, Eduard Heinrich Mayer.

Ludloff, Richard, Das Parakletasyl. Erlangen, Max Mencke.

Mackay, Dr. Frhr. v., China. Die Republik der Mitte. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.50.

Marti, Ernst, Die liebe, alte Straße. Roman. Zürich, Art. Institut Orel Füßli. M. 4.—.

Maurer, K. u. H., Das Bodenseebuch 1915. Konstanz, Reuß & Itta.

Merkbuch für den deutschen Zeitungsverleger. Magdeburg, Verlag des Vereins Deutscher Zeitungsverleger. Brosch. M. 1.—.

Neuner, Ludwig, Leitfaden für eine Deutsche Religion auf naturwissenschaftlicher Grundlage. München, Selbstverlag. Brieffach 23. Geh. 60 Pf.

Oncken, Hermann, Historisch-politische Aufsätze und Reden. 1. und 2. Band. München, Verlag von R. Oldenbourg. Beide Bände gebunden M. 12.50.

Presber, Rudolf, Geweihte Stätten. Berlin-Charlottenburg, Vita, Deutsches Verlagshaus. M. 1.75.

Rantzau, Adeline Gräfin zu, Die Siegerin. Berlin, Martin Warneck. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Roelli, Hans, Die Geschichte des Jochem Steiner, Zürich, Art. Institut Orell Füßli. M. 4.—.

Rost, Dr. Hans, Die Parität und die deutschen Katholiken. Köln, Verlag J. P. Bachem. Brosch. M. 1.60, geb. M. 2.—.

Ruppin, Dr. Arthur, Zionistische Kolonisationspolitik. Berlin, Jüdischer Verlag. Geh. 30 Pf.

Sartori, Paul, Handbücher zur Volkskunde. Band VI. Sitte und Brauch. II. Teil. Leben und Arbeit daheim und draußen. Leipzig, Verlag Wilhelm Heims.

Scholz, Wilhelm v., Sommertage. Konstanz, Reuß & Itta, Verlagsanstalt. Kart. M. 1.50, geb. M. 2.50.

Schürer von Waldheim, Dr. med. F., Die Heilung und Verhütung des Krebses. Wien, Verlag Schworella & Heick. Geh. M. 2.—.

Sieghardt, Erich, Vom Leben in Wald und Feld. Ravensburg, Otto Meier. Geb. M. 2.—.

Silcher, Friedrich, u. Erk, Friedrich, Allgemeines Deutsches Kommersbuch. 100. Auflage. Lahr, Moritz Schauenburg.

Sorge, Reinhard Johannes, Guntwar. Die Schule eines Propheten. Kempten, Verlag Jos. Kösel'sche Buchhandlung. Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Speck, Wilhelm, Ursula. Novelle. Berlin, Martin Warneck. Geh. M. 2.80, geb. M. 3.60.

Speckmann, Diedrich, Der Anerbe. Erzählung. Berlin, Martin Warneck. Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Stehelin, F., Reichsland! Eines Alt-Elsässers Mahnwort zur Widerlegung und Bekämpfung von Vorurteilen, Mißverständnissen und Unwahrheiten auf beiden Seiten. Naunhof-Leipzig, Verlag der Deutschen Briefzeitungsgesellschaft m. b. H.

Wien, Alfred, Henrik Ibsen. Leipzig, Verlag Velhagen & Klasing. Brosch. 60 Pf.

Winfried, Pacificus, Katechismus des Friedensgedankens. Bern, Fr. Semminger vorm. J. Heuberger's Verlag. Geh. 80 Pf.

Wolbe, Dr. Eugen, Lebensweisheit. Aus den Schriften und Briefen Berthold Auerbachs. II. Auflage. Berlin-Halensee, Reflektor-Verlag G. m. b. H. Geh. M. 2.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Joh. Rich. zur Megedes Gesammelte Werke

12 Bände mit zusammen 4147 Seiten. :: Vornehm gebunden M 30.—

Inhalt: 1. **Unter Zigeunern.** Roman. — 2. **Kismet.** Frühlingstage in St. Surin. Schloß Tombrowska. — 3./4. **Quitt.** Roman. — 5./6. **Von zarter Hand.** Roman. — 7. **Félicie.** Aus den Briefen eines Toren. — 8. **Das Blinkfeuer von Brüsterort.** — 9. **Trianon** und andere Novellen. — 10./11. **Der Überkater.** Roman. — 12. **Modeste.** Roman.

Einzelne Bände aus dieser Gesamtausgabe werden nicht abgegeben.

„Zur Megede hat vor allem als Schilderer der vornehmen Welt, der sogenannten „guten Gesellschaft", seine Bedeutung dahin. In seinen Romanen offenbart sich eine intime Kenntnis des Lebens der großen Welt, wie sie bei uns in Deutschland unter den Männern der Feder nicht allzuoft zu finden ist. Ein scharfsichtiger Beobachter des Lebens, zeichnet er mit sicherer, unerbittlich genauer Hand."
(C. Amend in der Karlsruher Zeitung.)

„Ich liebe Megedes Werke; nicht nur, daß sie mich interessieren wie Zolas und Tolstois Gestalten, sondern es spannen sich persönliche Beziehungen zwischen seinen „Helden" und „Heldinnen" und mir an. Was er zeichnete, charakterisierte, malte, bekam durch seinen Hauch Farbe und Leben. Seine Milieuschattierungen malt ihm so bald keiner nach."
(Dr. H. L. Rosegger im Neuen Wiener Tagblatt.)

Die nachstehend verzeichneten Einzelausgaben der Werke von J. R. zur Megede sind nach wie vor durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Unter Zigeunern. 3 M, geb. 4 M — **Kismet.** 3 M, geb. 4 M — **Quitt!** 5 M, geb. 6 M — **Von zarter Hand.** 6 M, geb. 8 M — **Félicie.** 4 M, geb. 5 M — **Das Blinkfeuer von Brüsterort.** 3 M, geb. 4 M — **Trianon** und andere Novellen. 4 M, geb. 5 M — **Der Überkater.** 5 M 50, geb. 6 M 50 — **Modeste.** 4 M, geb. 5 M — **Josi.** Drama. 2 M 50, geb. 3 M 50 —

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Geschäftliche Mitteilungen

Die Karlsruher Lebensversicherung und der Krieg. Trotz dem Kriege werden die Versicherten der Karlsruher Lebensversicherung auf Gegenseitigkeit für das laufende Jahr die gleiche Dividende von 3¼% des Deckungskapitals beziehen wie seit Jahren, und es werden daher ihre Prämien auch im Jahre 1915 durch den Abzug der steigenden Dividenden wieder eine namhafte Ermäßigung erfahren. Eine nachträgliche Umlage zur Deckung der Kriegsschäden wird bei der Anstalt von den Kriegsteilnehmern nicht erhoben. Bis Ende Oktober sind bei der Anstalt Kriegssterbefälle über rund 3¼ Millionen Mark Versicherungssumme angemeldet. Die Anstalt versichert mit Einschluß der Kriegsgefahr auch heute noch unausgebildete Landsturmpflichtige II. Aufgebots ohne Zusatzprämie, sonstige Landsturmpflichtige und Nichtkämpfer nach besonderer Vereinbarung und gegen einmalige Zusatzprämien, die zurückvergütet werden, wenn der Versicherte am Kriege nicht teilnimmt oder wenigstens nicht auf dem Kriegsschauplatz und nicht außerhalb des Reichsgebiets verwendet wird.

Bad Salzbrunn. Die Fürstlich Plessische Generaldirektion hat den Reservelazaretten zu Schweidnitz, Freiburg, Tempelhof, Breslau und dem Festungslazarett zu Breslau, ferner den Stationen des Roten Kreuzes auf den umliegenden Bahnhöfen große Mengen Oberbrunnen, Kronenquelle und Marthaquelle überwiesen.

„... Ihr Kochbuch hat mir und meinen Töchtern viel Freude gemacht, so daß besonders die jungen Mädchen, angeregt durch das hübsche Anrichten der Speisen, mit viel mehr Lust an das Kochen gehen", schreibt Frau Pfarrer Langhoff in Deutschsorno über das illustrierte Kochbuch von Mary Hahn, mit **406 Abbildungen.** Über dasselbe ist diesem Heft ein ausführlicher **mit einer Anzahl reizvoller Bilder** versehener Prospekt beigefügt. Zu haben ist das Buch in jeder Buchhandlung (Preis 5 M.) oder direkt vom Verlag M. Hahn, Frankfurt a. M.-Niederrad.

Schlachtenschilderungen von Kriegsteilnehmern, packende, erschütternde Kriegserlebnis-Bücher aus allen Kriegen der neuen Zeit, veröffentlicht die **Memoirenbibliothek** von **Robert Lutz** in **Stuttgart,** wie aus dem anliegenden Prospekt Kriegsmemoiren hervorgeht. Die Werke sind von der Presse aufs beste empfohlen und werden in der gegenwärtigen Zeit zahlreiche Leser finden.

Digitized by Google

Das Weltbild der Gegenwart

Ein Überblick über das Schaffen und Wissen unserer Zeit in Einzeldarstellungen. Herausgegeben von

Karl Lamprecht und Hans F. Helmolt

Erscheint in 20 handlichen Leinenbänden. Jeder Band bildet ein abgeschlossenes Ganzes

Von dem Unternehmen liegen bis jetzt vor:

Bd. 1: **Prof. Dr. F. Meisel,** Wandlungen des Weltbildes und des Wissens von der Erde. Einzelpreis des Bandes M 7.50

Bd. 2: **J. J. Ruedorffer,** Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart. Einzelpreis des Bandes M 6.50

Bd. 4: **Prof. Dr. Josef Kohler,** Recht und Persönlichkeit in der Kultur der Gegenwart. Einzelpreis des Bandes M 6.50

Bd. 5: **Gertrud Bäumer,** Die Frau in Volkswirtschaft und Staatsleben der Gegenwart. Einzelpreis des Bandes M 6.50

Bd. 6: **v. Massow,** Die deutsche innere Politik unter Kaiser Wilhelm II. Einzelpreis des Bandes M 7.—

Bd. 13: **Prof. Dr. Aug. Messer,** Psychologie. Einzelpreis des Bandes M 7.50

Bd. 17: **Prof. Dr. Rich. M. Meyer,** Die Weltliteratur im zwanzigsten Jahrhundert. Einzelpreis des Bandes M 6.50

Die weiteren Bände werden in 1—2monatlichen Abständen in zwangloser Reihenfolge ausgegeben und enthalten:

Bd. 3: **Bonn,** Die Gestaltung der Weltwirtschaft.

Bd. 7: **Meyer,** Die physikalischen und chemischen Probleme der Gegenwart.

Bd. 8: **Schmedes,** Das Maschinenwesen.

Bd. 9/10: **Blum,** Verkehr, Bauingenieurwesen und die „Technik" im allgemeinen.

Bd. 11: **Kammerer,** Allgemeine Biologie.

Bd. 12: **Schleich,** Der Kampf um die Gesundheit.

Bd. 14: **Goldfriedrich,** Geschichtswissenschaft und Wissenschaftsgeschichte in der jüngsten Vergangenheit mit besonderer Rücksicht auf Deutschland.

Bd. 15: **Hausenstein,** Die bildende Kunst der Gegenwart (Malerei, Bildhauerei und Graphik).

Bd. 16: **Behrendt,** Kunstgew. u. Architektur

Bd. 18: **Louis,** Die Tonkunst unserer Zeit.

Bd. 19: **Schumann,** Religiöse, sittliche und erzieherische Ideale.

Bd. 20: **Joël,** Wandlgen. d. Weltanschauung

Subskriptionspreis für die vollständige Serie von 20 Bänden 6 Mark für jeden in Leinen gebundenen Band

Die erschienenen Bände können auch einzeln zu den oben angegebenen Einzelpreisen, die weiteren zu verschiedenen, dem Umfang entsprechenden Preisen bezogen werden.

Schwäbischer Merkur, Stuttgart: „Bei der Fülle von Eindrücken, die auf den Kulturmenschen der Gegenwart verwirrend und überwältigend einstürmen, ist eine solche sondernde Enzyklopädie der Gegenwart, ihres Wissens und ihres Wirkens, wie sie hier in einem überaus großzügig gedachten Sammelwerk vor uns entsteht, von hohem Wert. Sie umfaßt die Erkenntnis und das Schaffen der gesamten Kulturwelt, wobei aber doch, der Bedeutung unserer nationalen Arbeit entsprechend, der Anteil Deutschlands in klarer Beleuchtung, scharf ::: ::: umrissen, herausgestellt wird." ::: :::

Den ersten Band kann jede bessere Buchhandlung zur Ansicht vorlegen oder einen ausführlichen Prospekt mit dem Verzeichnis aller Bände übersenden. Letzterer auf Wunsch auch durch die

** **Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart** **

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württbg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

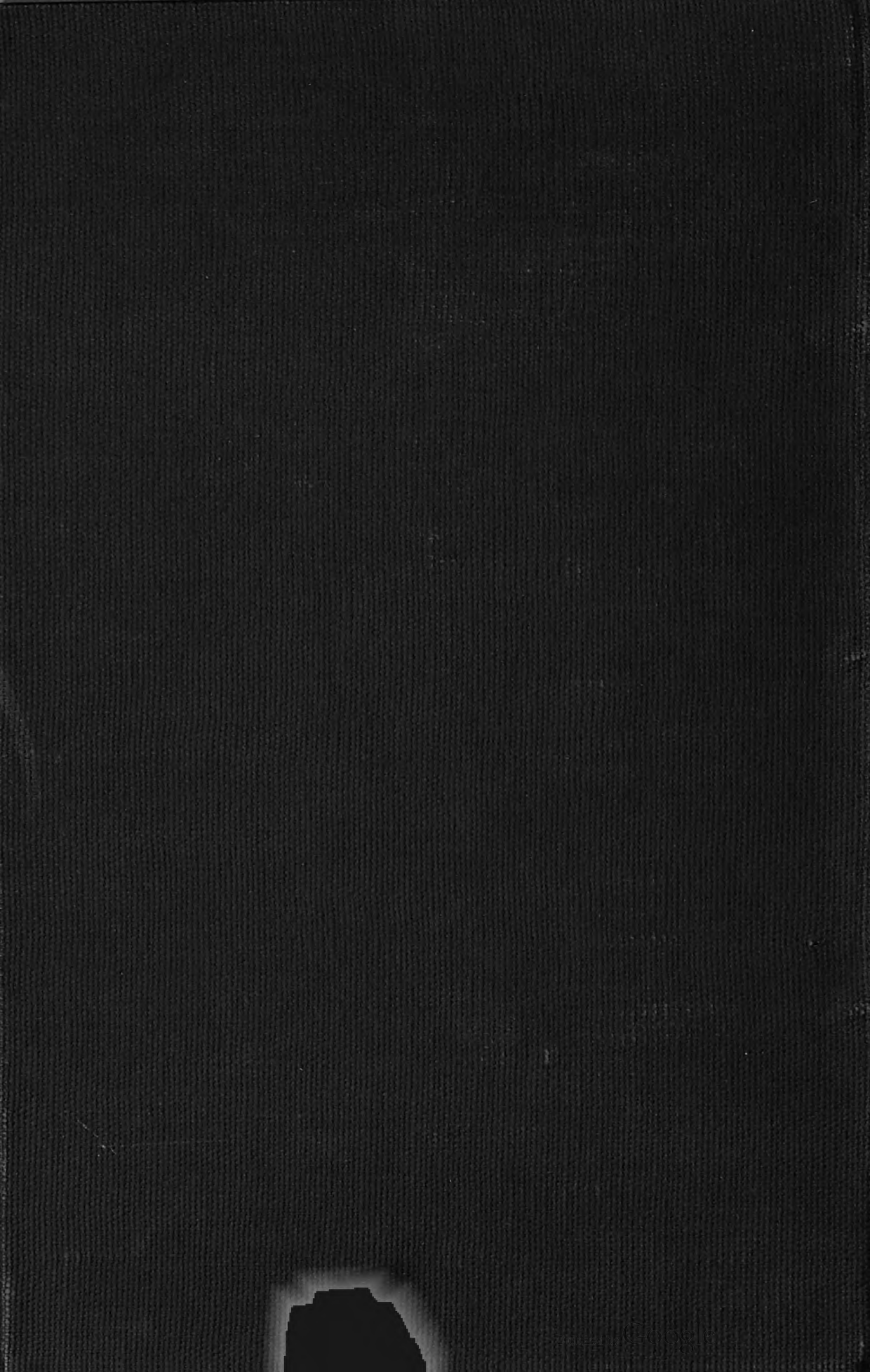
This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

FEB 18 '67 H

CANCELLED

1402086

Digitized by Google